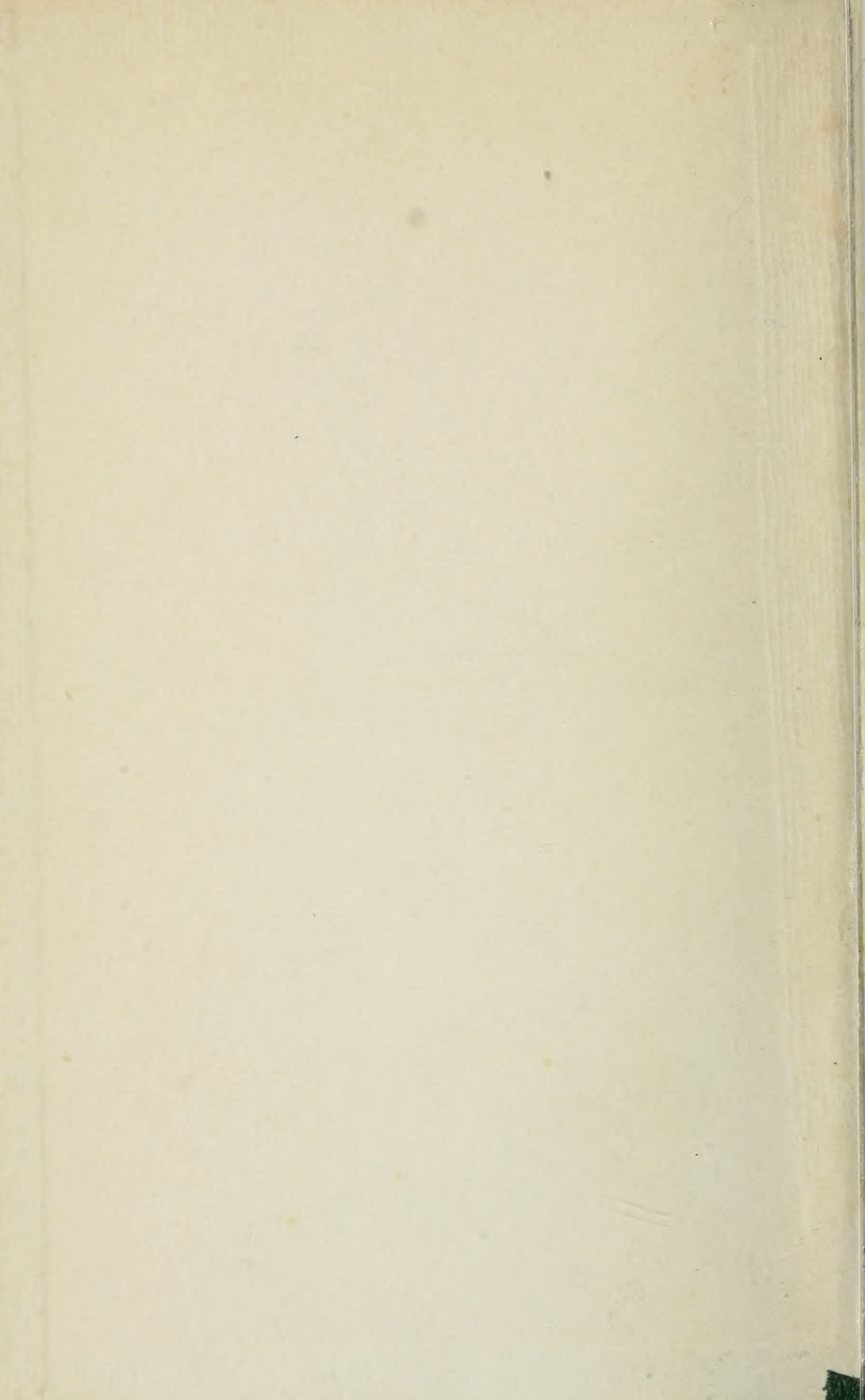
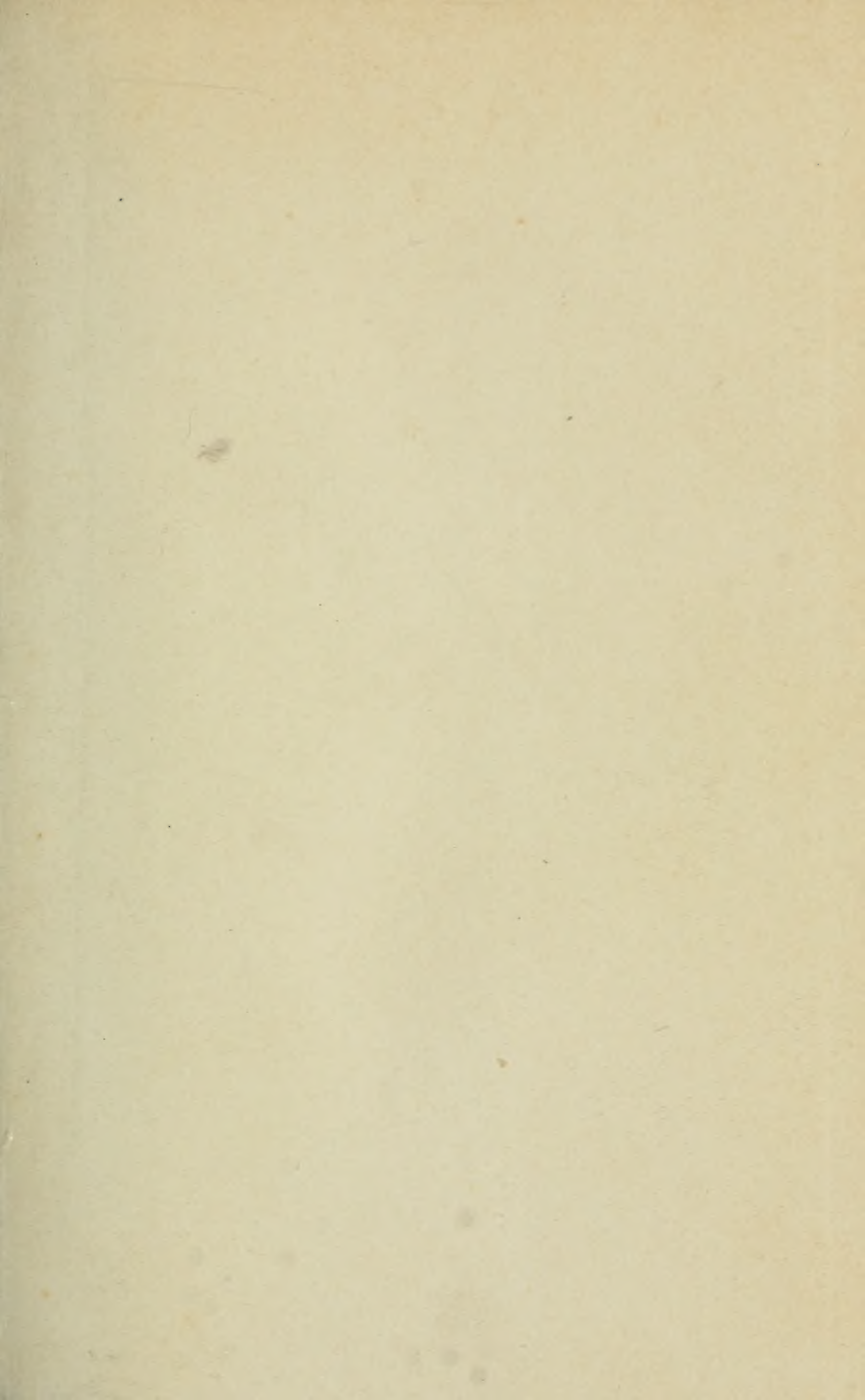
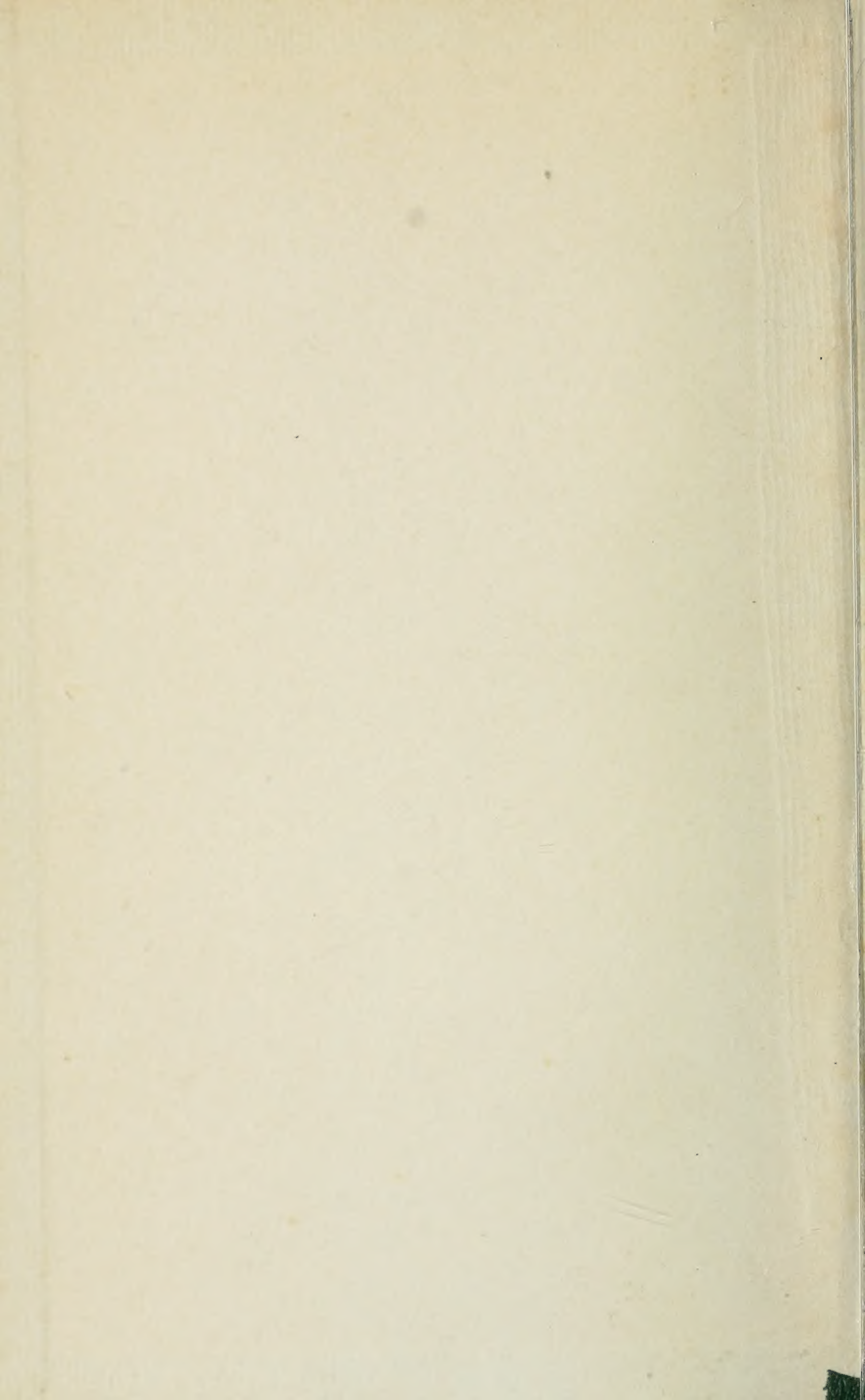
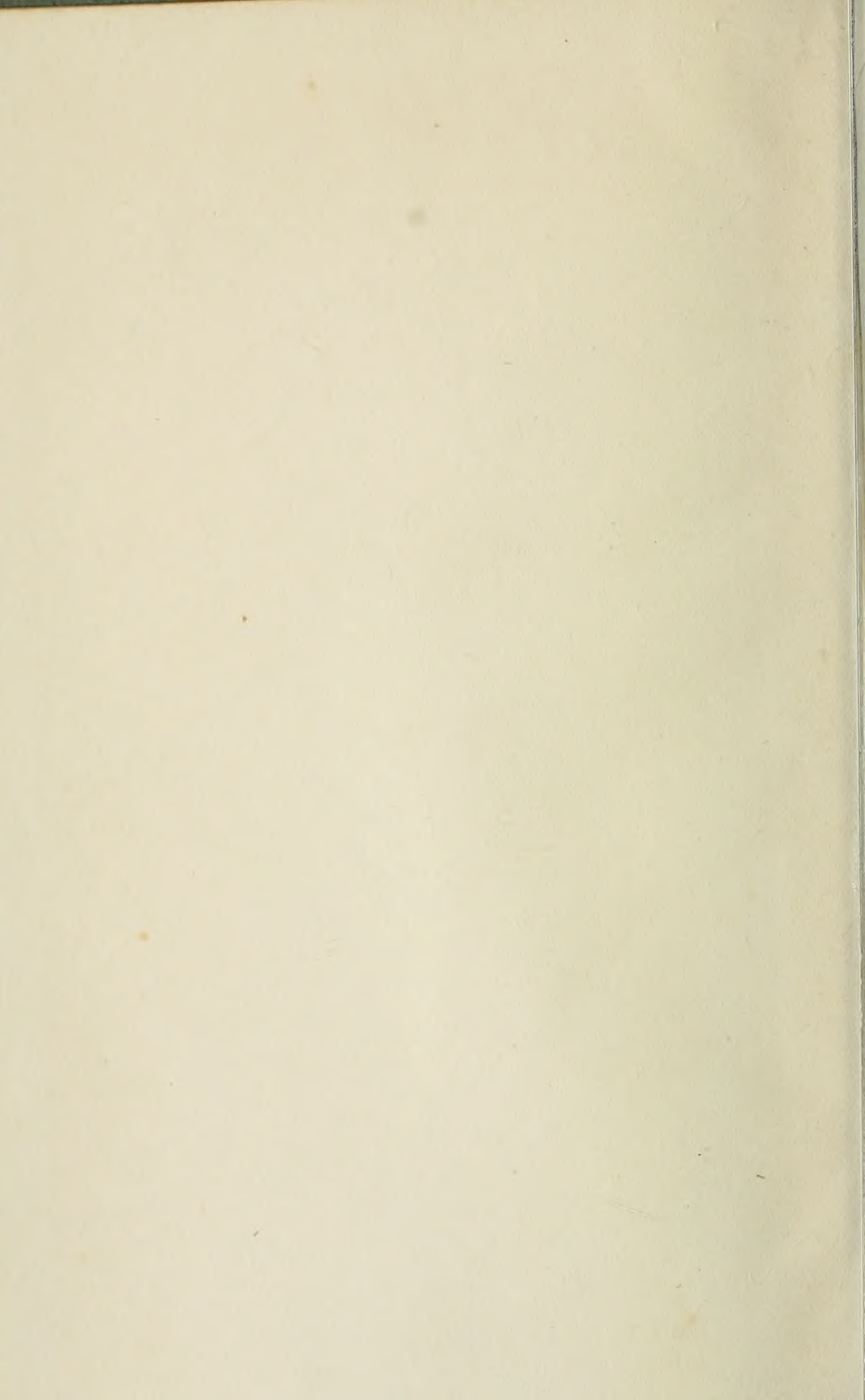
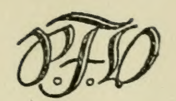


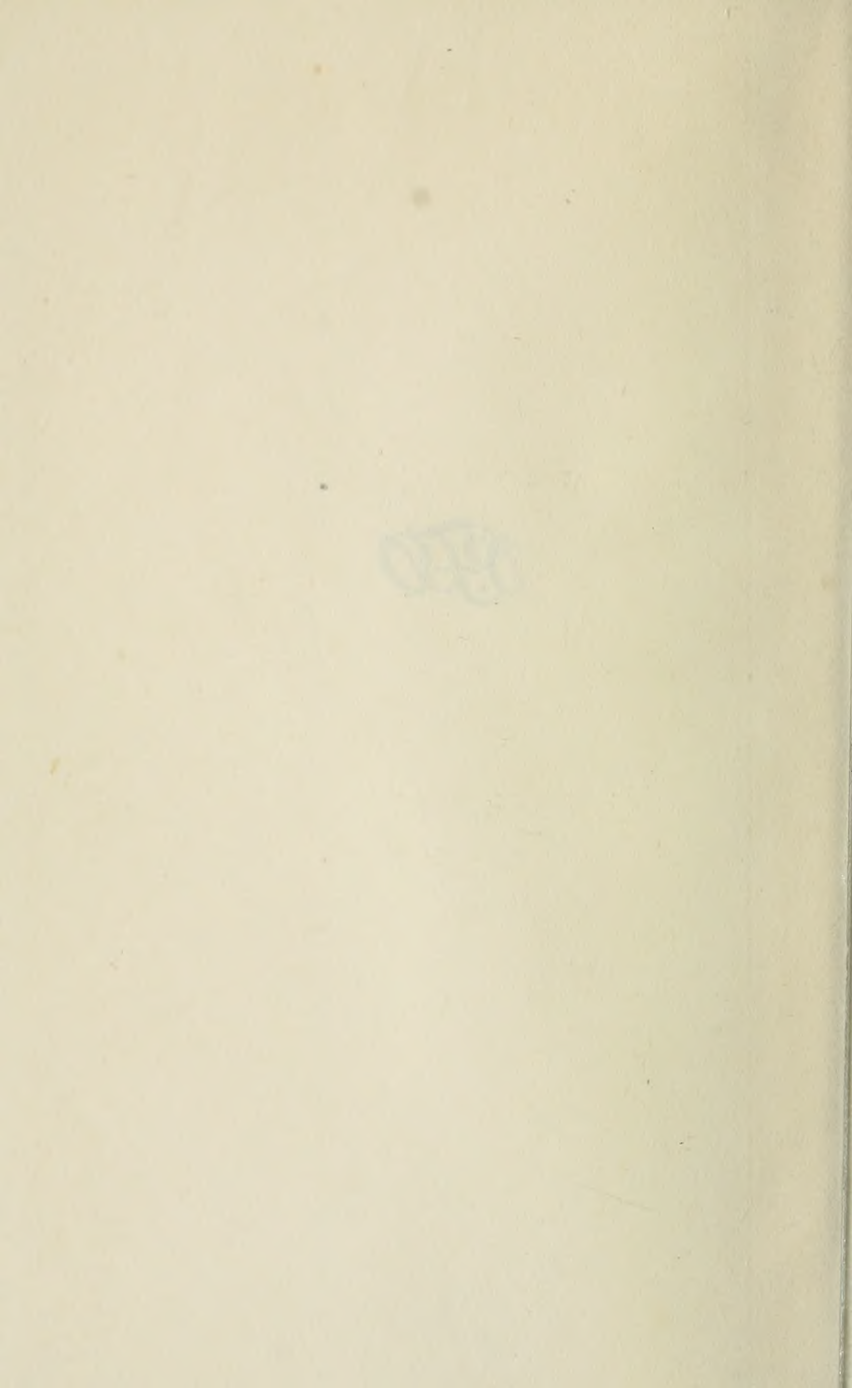












Zwischen Volk und Menschheit

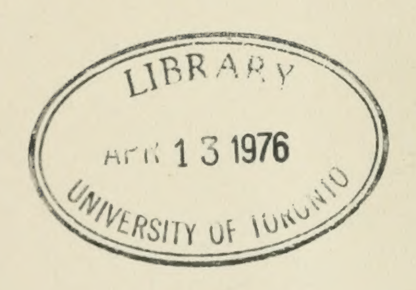
Kriegstagebuch

von

Richard Dehmel

1919

S. Fischer / Verlag
Berlin

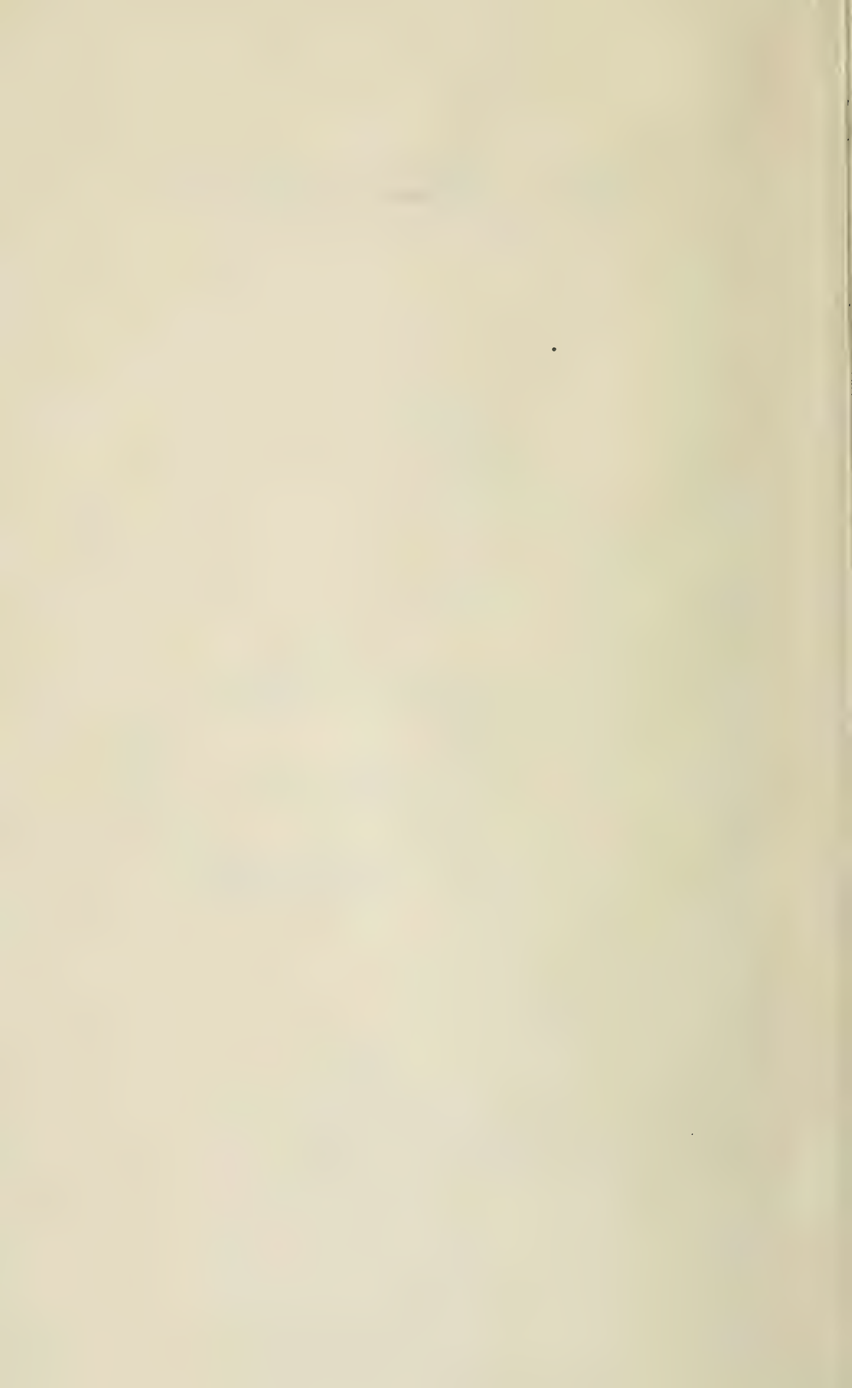


Erstes bis drittes Tausend.

Leitwort:

„Schreibe, was du gesehen hast, und was da ist,
und was geschehen soll darnach!"

Offenb. St. Joh. I, 19.



Eingang

Liebe Kinder! Natürlich begreife ich Eure Trauer über all das Schauderhafte, das der Krieg mit sich bringen wird. Als unbeteiligter Zuschauer, etwa als Holländer oder Schweizer, würde ich auch wohl mehr die Schattenseiten als den Glanz dieses ungeheuern Ereignisses sehen; aber die Leidenschaft des Mittuns kümmert sich nicht um beschauliche Empfindsamkeiten. Ich meine durchaus nicht blos die körperliche, sondern grade die geistige Kampflust. Den scheinbaren Gesinnungswiderspruch zwischen meiner sonstigen Humanität und meinem jetzigen Furor teutonikus kann ich Euch sehr viel leichter auflösen als die meisten andern Querpfeifereien zwischen Ideal und Praxis. Was wir „Menschheit" im sittlichen Sinne nennen, ist ja niemals ein schon erreichter Zustand, sondern immer ein erst erlangenswerter; und man wird stets zu entscheiden haben, welcher besondere Kreis von Menschen (also unter den Völkern welches Volk, oder innerhalb eines Volks welche Volksschicht) die allgemein menschliche Gesittung zur Zeit wohl am stärksten zu fördern vermag. Nun, ich glaube, wir dürfen ohne Prahlhansigkeit heute unserm eigenen Volk diese edle Kraft zusprechen.

Die französische Nation hat sich überlebt; beklagenswert, aber wohl kaum zu ändern, wenn sie sich nicht noch rechtzeitig durch einen Blutbund mit Deutschland auffrischt. Was sie für die humane Kultur geleistet hat, das haben wir in uns aufgenommen; vielleicht noch nicht vollkommen verarbeitet, aber immerhin in dem Grade, daß es fruchtbar in uns fort-

wachsen kann. Ähnlich scheint's mit Italien zu stehen, nur daß in Oberitalien viel deutsches Blut steckt, das die romanische Dekadenz noch eine Zeitlang hinhalten wird. Rußland kommt für höchste Gesittungsfragen vorläufig noch nicht in Betracht, obschon es viel zukunftsvolle Keime natürlichen Seelenadels birgt; es ist der Barbarenstaat ohnegleichen, ein Monstrum aus primitiven Instinkten und importierten Raffinements, die kein gestaltliches Gleichgewicht finden können und sich gegenseitig verzerren, woran ein paar christliche Rettungsapostel wie Dostojewski und Tolstoi nichts bessern. Japan und China, wie überhaupt die Asiaten, sind den Europäern zu wesensfremd, als daß wir ihr humanes Niveau gerechterweise abschätzen könnten; aber auf jeden Fall sind wir fähiger, ihr wertvollstes Geistesgut aufzunehmen, als sie das unsre, selbst wenn sie's wollten. Womit ich nicht unsern technischen Hokuspokus meine; denn den können selbst Hottentotten sich aneignen, nur eben den Geist nicht, der dahinter waltet.

Bleibt nur noch England für unsre Frage übrig, und man redet ja viel von englischer Kultur; besonders unsre ästhetischen Snobs, die den Dandy kopieren wollen. Aber das ist bezeichnend für diese Kultur; wenn man sie nämlich genauer ansieht, entpuppt sie sich als Nerven- und Muskeldressur, als Sport, Komfort und Tipptoppdreß, als gute Haltung in allen Lebenslagen, wie sie auch unser Offizierkorps sich andrillt, und worin der Durchschnittsengländer den Deutschen nur deshalb übertrifft, weil er ein volles Jahrhundert früher als wir zu wirtschaftlichem Wohlstand gelangte und sich als Weltherr benehmen lernte. Zur vornehmsten seelischen Gesittung fehlt dem Engländer vor allem das Eine, das sein größter Dichter „Musik in ihm selbst" genannt hat (notabene in negativem Ausspruch: „der Mensch, der nicht Musik hat in ihm selbst, ist wie ein reißend Tier" usw. — offenbar aus bittrer Erfahrung an seinen lieben Landsleuten). Dies Volk hat keinen einzigen Musiker auch nur zweiten Ranges hervorgebracht, keinen Maler ganz ersten Ranges, keinen

Plastiker von Bedeutung, keinen Architekten höchster Ordnung, hat seine paar großen Dichter schlecht behandelt bis über ihren Tod hinaus, und seinen Philosophen mangelt der Sinn für das, was höher ist als alle Vernunft; nur für die exakten Wissenschaften hat es Vorzügliches in Fülle geleistet, besonders für die Nationalökonomik. Fischblütig ist dieses Inselvolk, umsichtig, ruhig, gewandt, verschwiegen und von unersättlicher Beutegier; alle warmblütigen Tugenden läßt es unter gleißnerischem Anstand verkümmern. Rücksichtslose Gewinnsucht ist die Triebfeder seiner berühmten Politik, bemäntelt durch gute Behandlung der Schafe, die sich ohne viel Widerstand scheren lassen; aber wehe den bösen Böcken! Mit diesem praktischen Talent hat es sich den Weltmarkt erobert, nicht mit irgendwelchem idealen Genie, wie man es selbst den Römern nachrühmen kann. Einzig wir Deutschen waren Idealisten genug, uns durch Shakespear und Byron erobern zu lassen; aber was für Zyniker sind sogar diese beiden, wenn man sie auf die Nieren prüft! —

Und mit jener merkantilen Brutalität hat England allmählich ganz Europa, ja die ganze zivilisierte Welt angesteckt; es ist das Mutterland des Amerikanismus. Und nachdem wir Deutschen notgedrungen bewiesen haben, daß wir's auch in dieser Sorte Zivilisation mit dem britischen Vetter aufnehmen können, will er uns nun den Boden abgraben und hetzt die halbe Welt auf uns los. Zum Teufel, soll da etwa Deutschland, das sich moralisch wie physisch Gottseidank zum stärksten Volk Europas entwickelt hat, mit christlichen Phrasen um sich werfen anstatt mit Bomben und Granaten? Nein, wir sind nicht mehr schafsfromm genug, uns von den Wölfen einkreisen zu lassen; wir führen diesen uns aufgenötigten Krieg keineswegs blos als Verteidigungskampf, wir kämpfen um den Platz in der Welt, der uns von Gottes Gnaden gebührt, kraft unsrer menschlichen Vorzüge. Die Begleitumstände sind allerdings scheußlich, aber das Hauptziel des Kampfes ist herrlich und heilig; denn wir wollen den Frieden auf Erden schaffen, *allen* Menschen zum Wohlgefallen.

Wir *sind* humaner als die andern Nationen; wir *haben* mehr Zucht und Sitte im Leibe, mehr Geist und Gemüt und Phantasie, daher auch mehr Mitgefühl mit fremder Art. Also haben wir auch ein adliges Recht auf die Weltherrschaft unseres Geistes; was nichts zu tun hat mit gewaltsamen Vorrechten, sondern im Gegenteil einzig und allein mit der Gleichberechtigung unsers guten Willens. Er wird der Menschheit bessere Dienste leisten und hat sie sogar schon bisher geleistet als der englische Vampyrismus, der allen Völkern das Mark aus den Knochen saugt, selbst seinen werten Bundesgenossen.

Im friedlichen Wettstreit als ehrlicher Kaufmann hat John Bull uns nicht unterkriegen können, nun versucht er's als Halsabschneider mit tückischer Gewaltsamkeit; zur Gegentücke haben wir keine Begabung, also muß zunächst die Gewalt entscheiden, auf wessen Seite das stärkste Recht ist. Aber da gibt's einen Kraftunterschied: wir haben vor dem Gegner das gute Gewissen voraus. Unsre Regierung braucht nicht zu schwindeln, um das Volk zum Opfermut zu begeistern; wir sind einig von oben bis unten, wir haben die Siegeszuversicht, die aus unsrer edleren Menschlichkeit stammt. Und das ist der Segen dieses Krieges, daß wir unsrer einmütigen Willenskraft endlich ganz inne geworden sind, nicht blos den anderen Staaten gegenüber, auch innerhalb unsers Gemeinwesens. All das hemmende, lähmende Mißtrauen zwischen den einzelnen Ständen und Klassen, all der Parteihader und Klickendünkel, zu dem wir leider seit alters neigen, all die zersetzende Machtprotzerei, die das englische Lohnsklavensystem bei uns eingebürgert hatte, denn von Hause aus haben wir wenig Anlage zum Sklavenhändler-Herrentum: plötzlich war das wie weggezaubert.

Ich bin nun zwar nicht mehr grün genug, um mich in der kommunistischen Hoffnung zu wiegen, die Menschen könnten durch äußere Umwälzungen von heute auf morgen Engel werden; aber *etwas* mehr Himmelsluft wird sich doch nach diesem reinigenden Sturm ausbreiten, bei uns selbst wie im ganzen Völkerverkehr. Und seht Ihr, Kinder, das

war der Hauptgrund, warum ich alternder Mann mit zur Waffe griff, nicht blos aus Vaterlandsliebe und Abenteuerlust; da mein Körper noch kräftig genug dazu ist, muß ich ihn einsetzen für die geistige Zukunft, grade weil ich manchem wertvollen Menschen auch außerhalb unsers Vaterlandes als ein menschliches Vorbild gelte. Die Welt soll merken, daß Jeder bei uns mit Leib wie Seele fürs Ganze eintritt. Wir werden siegen in diesem Krieg, wir werden dem aalglatten britischen Haifisch endlich die gefräßigen Zähne stutzen, auch wenn wir uns selbst dabei ein paar Zähne ausbeißen; und das bedeutet einen humanen Triumph, für den auch den besten deutschen Männern ihr bißchen Leben nicht zu schade sein darf. Wenn ich nicht wiederkommen sollte: ich war von jeher der Meinung, liebe Kinder, daß man ein herrliches Erlebnis nicht zu teuer mit dem Tode bezahlt.

Euer kriegsfreiwilliger Vater.

Durch diesen Bekenntnisbrief wollte ich es vor meinen erwachsenen Kindern rechtfertigen, daß ich mit meinen damals 51 Jahren noch als Rekrut in den Heeresdienst eintrat. Ich bin in der Hauptsache jetzt noch derselben Meinung, obgleich ich unsrer weiland herrschenden Kaste mehr edlen Willen zugetraut habe, als sie während des Krieges bewies. Doch bestimmten mich damals zum Eintritt ins Heer noch wesentlich andre Beweggründe, die ich in jenen Wochen unsers brausenden Zornes über fremde Anmaßung nicht aussprechen mochte, nämlich ein zwiefaches Schuldgefühl. Zunächst nur als Staatsangehöriger: ich hatte meine militärische Pflicht nie geleistet. In meinen Jünglingsjahren litt ich an sonderbaren Krampfanfällen, wurde deswegen bei der Musterung als „dauernd untauglich" befunden. Aber das war ich keineswegs; ich habe mir diese Entwicklungskrankheit, die nicht Folge von schwachen Nerven war, vielmehr von überschüssiger Kraft, durch reine Willensübung bald abgewöhnt und bin seit meinem 27. Lebensjahr immer vollkommen gesund gewesen. In der Friedenszeit hatte ich keinen Anlaß,

mich nachträglich dem soldatischen Drill aus freien Stücken zu unterziehen; aber im stillen empfand ich das doch als eine Art Unterlassungssünde, besonders da ich meinen Körper in allerlei strapaziösem Sport als leistungsfähig erprobt hatte. Ich habe die allgemeine Wehrpflicht stets für die unentbehrliche Grundlage des völkischen Selbstgefühls gehalten, nicht blos des staatlichen Machtwillens; der Staat ist eben die einzige Form, in der die Volkskraft sich selbst bewußt werden kann, aus einer rohen Tatsache eine Angelegenheit geistiger Bildung werden, und als solche verbindlich für jedermann. Nun, da ich plötzlich unsre Staatsmacht durch fremde Mächte gefährdet sah, hatte ich die beste Gelegenheit, meine lange versäumte Pflicht nachzuholen.

Und noch aus einem stärkeren Schuldbewußtsein fühlte ich mich dazu genötigt: als Volksangehöriger im menschlichsten Sinne. Den längst erwarteten Menschheitskrach, den jede der kriegführenden Nationen den Gegnern ins Gewissen zu schieben suchte, wer hatte ihn denn in Wahrheit verschuldet? Doch wohl die Leithämmel der verbiesterten Völker, alle Wortführer ohne Ausnahme, grade auch wir „geistigen Pioniere" mit unsrer seelischen Wühlarbeit, die zwar manche neuen Fundamente gemeinsamen Weltgefühls gelegt, aber leider auch alte unterminiert hat. Wie sollte sich da ein Gemütsmensch verhalten? Ich hätte mir's ja sehr bequem machen können auf den diversen Klubsesseln der internationalen Elite und humane Entrüstungsphrasen schwingen, während die Lastträger der Nationen die Kastanien der künftigen Weltordnung aus dem Trommelfeuer der Gegenwart holten. Das wäre mir so vorgekommen, als wollte man bei einer Springflut auf dem hintersten Damm darüber zetern, daß die Vorderdeiche nicht höher gebaut worden sind, statt an dem Rettungswerk mitzuhelfen. Es schien mir eitel Prinzipienreiterei, noch den „guten Europäer" zu mimen, wo der deutsche Arbeitsmann als der Prügelknabe für den bösen Willen aller Welt dienen sollte. Was hilft uns der Tugendmantel der Menschheit, solange er unser Volk nicht schützt; das Hemd ist uns

näher als der Rock. Ich wollte durch eine symbolische Handlung zeigen, daß auch der geistige Arbeiter die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, an dem Völkerkampf um die bessere Zukunft als leibhaftiger Mitmensch teilzunehmen und die Sünden der Vergangenheit mitzubüßen. Das natürliche Mitgefühl sagte mir, sehr im Gegensatz zur Lehre Jesu: die Menschenliebe wird unmenschlich, wenn sie auf dem Weg zu ihrem fernen Ziel ihre nächsten Blutsverwandten im Stich läßt. Mein ganzes Dichten, sittlich betrachtet, war ja vonjeher dem meinethalben vermessenen Willenstrieb entsprungen, die menschliche Seele für jede Art Kampf (mit sich selbst wie mit Gott und der Welt) zu stählen, sie im rührigsten Sinne schicksalswillig zu machen, nötigenfalls auch im aufrührigsten. Ich war es mir selber mehr noch als Andern schuldig, in diesem gewaltigsten Kampf unsrer Zeit nach Kräften meinen Mann zu stehn.

Dies erst recht, weil in unsern geistigen Kreisen allerlei grundsätzliche Kriegsgegner saßen, deren wohlgemeinte Jeremiaden den guten Verteidigungswillen des Volkes sehr gefährlich lähmen konnten. Diese theoretischen Bedenkenstifter galt es durch ein praktisches Gegenbeispiel möglichst schlagend zu entkräften. Der barbarische Verlauf des Krieges hat ihnen freilich Recht gegeben; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ihre blindwütige Friedensapostelei unsre Wehrkraft schlimm geschwächt und die feindliche Angriffskraft unterstützt hat. So begründet ihre humane Kritik an unsrer herrschenden Kaste war, sie traten zur Unzeit damit hervor; denn die gegnerischen Machthaber, die uns zum Kampf genötigt haben, waren und sind durchaus keine besseren Menschen, eher noch üblere Vergewaltiger, wie sich während des Krieges oft genug zeigte, auch bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand. In keinem anderen Land ist die geistige Garde so verblendet gegen die realpolitischen Erfordernisse der Volksehre; selbst ein Friedensfreund wie Barbusse schwört bis ins gräßlichste Gemetzel auf die gute Sache seiner Nation („man muß den Krieg töten in Deutschlands Bauch“). Als ich

gegen Ende des Krieges zum letzten Verteidigungsversuch ein Freiwilligen-Heer zu bilden vorschlug, um unsre Volksstimmung klären zu helfen und der Entente-Presse zu zeigen, daß wir auch ohne „höheren Befehl" die Hand noch am Gewehr hätten, da hat mir Käte Kollwitz sogar ein Wort Friedrichs des Großen entgegengehalten: „Saatgut soll nicht vermahlen werden." Sie hat nur die Tatsache zu erwähnen vergessen, daß Friedrich dennoch Saatgut vermahlen ließ, als die höchste Gefahr es erforderte. Die Geschichte nennt ihn eben den Großen, weil ihm sein geistiges Willensziel höher galt als die leibliche Wohlfahrt; er hätte sich nicht, solange sein Heer noch stand, einen schmachvollen Waffenstillstand diktieren lassen, er wäre in Wahrheit lieber verhungert. Nun, hierüber zu streiten ist unfruchtbar, nachdem sich sattsam herausgestellt hat, daß Friedrichs Geist in seinem Volk nicht mehr lebt. Aber am Anfang des Krieges durfte man noch an einen besseren Ausgang glauben, und da mußte auf jeden Fall unser Selbsterhaltungstrieb verhüten, vor aller Welt die Eiterbeule unsrer inneren Politik aufzustechen; sie war eben noch nicht reif dazu.

Es wurde mir damals nicht leicht gemacht, meinen Willen durchzusetzen. Bei Ausbruch des Krieges befand ich mich in der Schweiz, um auf den Monte Rosa zu klettern; die ziemlich umständliche Rückfahrt nach Deutschland brachte mich zunächst bis Mannheim, und um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, wollte ich mich dort als Kriegsfreiwilliger melden. Aber meine Altersklasse war in den Listen nicht vorgemerkt; ich lief von Pontius zu Pilatus, man zuckte allenthalben die Achseln. Selbst höhere Offiziere zeigten wenig Verständnis für die Motive meiner Absicht, hatten höchstens ein leeres Kompliment dafür übrig; der Andrang der Freiwilligen war so groß, daß man es wohl für närrisch hielt, einen Graubart unter die Rekruten zu stecken. Sogar ein General sagte mir: „Wozu wollen Sie sich die Plackerei aufhalsen, Sie kommen ja garnicht hinaus an die Front. Bis Sie ausgebildet sind, ist der Krieg schon zu Ende, längstens in einem halben Jahr."

Man hatte damals selbst an den leitenden Stellen offenbar keinen rechten Begriff, was ein Ringkampf mit England bedeutete; ohne Walther Rathenaus rettenden Gedanken der zentralen Rohstoff-Verwaltung wäre der Krieg wohl in der Tat nach einem halben Jahr zu Ende gewesen, blos für Deutschland in schmählich anderer Weise, als jener General es sich dachte. Dann hätten wir heute keine soziale Republik, sondern eine Satrapen-Autokratie von Gnaden Englands und Amerikas, als bequemste Sklavenvogtei für den ausländischen Imperialismus. Daß außer dem nationalökonomischen Machtkampf auch noch starke sozialpolitische Gegensätze zwischen den Großstaaten zum Austrag drängten, also die militärische Fehde verschärfen, die diplomatischen Streitigkeiten verzwicken und die Entscheidung verschleppen mußten, das ist uns allen ja erst während des Krieges in ganzer Vertracktheit klar geworden. Immerhin hatte ich einige Ahnung davon, und umso nötiger schien es mir, ein öffentliches Beispiel zu geben, daß sich Jeder bei dieser Weltumwälzung mit an die Walze zu stellen habe. Da ich es auf gradem Weg nicht erreichen konnte, versuchte ich es schließlich von hinten herum; wie ich überhaupt die Bedeutung der Hintertüren in unserm behördlichen Betrieb gründlichst beim Militär kennen lernte. Durch den Reichstagsabgeordneten Bassermann, den ich zwar nicht als Parteiführer, aber als Kulturträger schätzte, wandte ich mich an den damaligen Kriegsminister, und nun fand ich das gewünschte Verständnis. Das Ministerium veranlaßte das stellvertretende Generalkommando meines Militärbezirks Altona, mich sofort in den Heeresdienst einzustellen, weil es „von der moralischen Wirkung des freiwilligen Eintritts Dehmels in der Öffentlichkeit überzeugt" sei (Schreiben vom 17. August 1914, Nr. 1486. 8. 14. C 1). Leider muß ich sagen, daß mir später ein solcher Beweis obrigkeitlicher Einsicht in die geistige Tragweite meines Entschlusses niemals wieder erbracht worden ist.

Am 26. August wurde ich ärztlich gemustert, felddienst-

fähig befunden und dem I. Ersatz-Batallion des 31. Infanterie-Regiments überwiesen. Ich bedaure es noch heute nicht, trotz der Enttäuschungen, die ich „draußen" erlebte. Durch die soldatische Ausbildung ist mir erst ganz klar geworden, welche erzieherische Bedeutung dem gemeinsamen Waffendienst innewohnt. Die meisten jungen Leute lernen da erst über ihren engen Gesichtskreis hinausblicken und auf das große Gesamtgefüge des menschlichen Handelns Acht geben. Man erfährt da eben am eigensten Leibe, wie das Gemeinschaftsgefühl jede Einzelkraft steigert und dadurch auch das Selbstgefühl hebt. In allen übrigen Schulanstalten dient umgekehrt die Geselligkeit dem geistigen Eigennutzen der Schüler, ihrer besonderen Vorbereitung für einen beliebigen Beruf; nur mittelbar werden die Zöglinge auf den Wert der einzelnen Bildungsziele für die allgemeine Wohlfahrt hingeleitet, und es bleibt ihrem Eigensinn überlassen, wie weit sie der Anleitung folgen wollen. Die Körperzucht des wehrhaften Mannes ist unmittelbar und unablässig auf die Pflege des Gemeinsinnes eingestellt; durch ein Gefüge planvoller Übungen wird die Aufmerksamkeit fortwährend auf plötzliche Befehle gerichtet, deren letzter Zweck das straffe Zusammenwirken von gegliederten Massen ist, immer unter dem Gesichtswinkel des entscheidenden Augenblicks, der gefahrvollen Überraschung. Das schärft die Geistesgegenwart; der Einzelne wird sich seines Wertes für die Mannszucht der ganzen Truppe bewußt, lernt so allmählich selber befehlen und in den Grenzen seiner Gehorsamspflicht selbständige Entschlüsse fassen. Sein Freiheitstrieb und sein Ordnungssinn werden an und in einander gefestigt, die Pflege des äußerlich aufrechten Wesens stärkt die innere Aufrichtigkeit; das ist der bleibende Gewinn für die ganze Lebensführung des Mannes. Was gegen die „Strammheit" dieses Drills — soweit es sich nicht um Ausschreitungen übler Vorgesetzter handelt — grundsätzlich eingewendet wird, besonders vonseiten unsrer Feinde, entspringt einem überspannten Freiheitsbegriff, der nicht der persönlichen Menschenwürde, sondern blos egoisti-

scher Willkür dient; er ist weder mit der deutschen Gesinnung noch mit der menschlichen Gesittung vereinbar, mögen andre Nationen noch so verbiestert ein selbstbetrügliches Spiel damit treiben. Den besten Beweis für den Freiheitswert der militärischen Disziplin bot vor dem Krieg die Organisation der deutschen Sozialdemokratie, die in keinem Land ihresgleichen hatte und nur dank dem musterhaften Einfluß unsrer soldatischen Schulung zustande kam. Auch der glatte Vollzug unsrer plötzlichen Revolution ist einzig dieser straffen Richtschnur unsrer Mannszucht zu verdanken. Es ist sehr zu wünschen, daß sie sich, sobald unser neues Gemeinwesen einigermaßen geordnet sein wird, im wesentlichsten Grundzug wiederherstellen lasse. Grade wenn unser Heer sich künftig, nach Art der Schweizerischen Volkswehr, in eine soziale Schutztruppe umwandeln soll, tut eine auf Ausbildung des Gemeinsinns streng bedachte Körperzucht not und müßte schon in den untersten Klassen der geplanten Einheitsschule beginnen. Nur dadurch kann die soziale Lehre wirklich in Fleisch und Blut eindringen; sonst schlägt die „Brüderlichkeit" um in Lüderlichkeit.

Neben dem pädagogischen Militarismus lief aber leider auch noch ein anderer, der sich fortwährend mit ihm kreuzte und ihn vielfach hemmte und sogar lähmte: der bürokratische. In seinem grundsätzlichen Unfehlbarkeitsdünkel stak noch die ganze Dickköpfigkeit des Polizeidespotismus von Anno Tobak, blos ohne dessen Gemütlichkeit. Der sogenannte Amtscharakter, den die preußische Staatsmaschine ihren Handlangern aufgepreßt hatte, die Verkapselung jeder rein menschlichen Regung hinter der offiziellen Maske, war in der militärischen Uniform zur starrsten Vollendung ausgewachsen. Wieviel böses Blut hat im Heer z. B. die alberne Pedanterie der außerdienstlichen Grußpflicht gemacht! Grade die wesentlichsten Ziele des soldatischen Erziehungsbetriebes — Gemeinsinn, Selbstgefühl, Aufrichtigkeit, Entschlossenheit, Geistesgegenwart — hintertrieb der halb polizistische, halb kanzlistische Verwaltungsbetrieb. Alles, was sich an übeln Sitten

bei den Vorgesetzten spreizte, von der servilen „Schusterei" bis zur brutalen „Schinderei", stützte sich auf die heimliche Axe dieses Regierungsapparates: auf die Pflege des subalternen Geistes, die bis in die obersten Rangklassen reichte. Sie war schuld daran, daß sich die innere Kunst der altpreußischen Disziplin allmählich in ein geistloses Handwerk äußerlicher Dressur verkehrte. Nichts geschah mehr auf Treu und Glauben, alles blos auf Bescheinigung hin, und schändlich oft war die nichts als Schein. Bei dem unaufhörlichen Tretmühlenkreislauf der papierenen Dienstbefehle hatte schließlich niemand mehr volle Selbständigkeit; es bildete sich eine besondere Fertigkeit aus, die Verfügungen weiterzuschieben und die Ausführung zu zerstückeln, weil keiner allein das Karnickel sein wollte, wenn etwas nicht klappte oder schief ging. Das hatte nichts mehr zu tun mit Arbeitsteilung, bei der doch jeder Mitarbeiter die volle Verantwortung seiner Leistung trägt; sondern hier wurde das Gefühl der Verantwortlichkeit, die Grundlage aller Tugenden, von vorn herein in die Brüche getrieben, wurde im wirklichen Sinne des Wortes verzettelt. Was sich bei uns noch an „russischen Zuständen" fristete, — tatsächlich mehr, als die Polizei erlaubte, — stammte meistens aus dieser Schiebungswirtschaft. Auch unsrer heillosen Scharfmacherei bot sie natürlich den handlichsten Schleifstein. Das ausländische Getobe darüber hätte uns trotzdem nicht kopfscheu machen sollen; die Säbeltyrannei war in den anderen Staaten genau so bissig wie bei uns, in Frankreich sogar verbissener, und auch Amerika hat sich im Handumdrehn auf den Chauvinismus eingestellt. Das Militärsystem ist allenthalben blos das Exekutiv-Institut für den Durchschnittsgeist des oberen Mittelstandes, und der huldigt jetzt noch überall (höchstens Rußland ausgenommen) dem irrsinnig herrschsüchtigen Geschäftsgeist unsers berühmten Großbetriebsrummels; selbst ein so gewissenhafter und einsichtsvoller Moralist wie Walther Rathenau gerät da unwillkürlich aufs plutokratische Gleis.

Es gäbe ein sehr einfaches Mittel, die Amtsmaschine

gründlich vom Unrat zu säubern: die Obrigkeit habe endlich den Mut, den berüchtigten „Dienstweg" auszuschalten! Es gab keinen aktiven Offizier, der nicht unter vier Augen darauf schimpfte, und grade in den oberen Rängen wünschte man oft ein freieres Verfahren; blos — „wascht mir den Pelz, aber macht mich nicht naß!" Die Säuberung ist leichter gesagt als getan, denn die beiden Angelpunkte des Militärsystems, Erziehung und Verwaltung, sind untrennbar aneinander gebunden, und kein Vorgesetzter läßt es sich gern gefallen, daß über seinen Kopf weg ein Untergebener mit einer höheren Stelle verhandelt; da steht nicht blos der persönliche Respekt, sondern am Ende die Autorität der ganzen Kaste auf dem Spiel. Trotzdem wird der erweiterte Horizont des großstaatlichen Volksgeistes alle Amtspersonen jetzt nötigen, die alten Kleinstaat-Scheuklappen abzulegen. Ich glaube zwar nicht, daß irgend ein Regierungssystem, gleichviel ob demokratisches oder aristokratisches, an und für sich vortrefflicher als ein anderes funktioniert; es kommt überall nur darauf an, was für Hände oder vielmehr Köpfe den Drehkreisel treiben. Aber unsre behördliche Tretmühle war offensichtlich so ausgeleiert, daß blos noch die stumpfsinnigsten Handlanger mit Vergnügen dran weiterschufteten; und da uns rührige Hände und Köpfe, d. h. vor allem rührige Herzen, für die Zukunft mehr als jemals nottun, mußte eben deshalb ein neuer Dreh einsetzen, der neue Kräfte auf den Spielplan zieht und neue Fähigkeiten hervorlockt. Dazu muß nun als kräftigstes Hilfsmittel auch die Überspringung des Dienstweges freistehn, natürlich mit verschärfter Verantwortung. Zumal im militärischen Dienst würde die stete Möglichkeit, unmittelbar an die Stelle heranzutreten, bei der man etwas Wichtiges durchsetzen will, den Wert der Persönlichkeit ungemein steigern, also auch die Würde des ganzen Standes. Grade die fähigsten Soldaten, Vorgesetzte wie Untergebne, leisten am wenigsten nach dem Schema F, das der „Kommißbock" über alles schätzt. Wie oft ist es im Feld vorgekommen, wo die Schablone aus dem Leim ging, daß Offiziere,

denen der Garnisonklatsch die sogenannte Schneidigkeit absprach, sich plötzlich als die tüchtigsten Führer entpuppten, während die schneidigen versagten! Und Hindenburg, trotz unsrer Niederlage jetzt der allseits warm verehrte, war er nicht gleichfalls schon kaltgestellt im Gamaschendienst von Gottes Gnaden?! Alles, was während des Krieges nicht klappte, bei den Truppenbewegungen im ersten Jahr, beim Nachschub der Munitionskolonnen, beim Verpflegungsdienst hinter den Fronten, auch beim Ernährungsbetrieb in der Heimat und bei der Kontrolle der Munitionsfabriken, ging letzten Endes immer zurück auf die schauderhafte Gewundenheit und oft genug auch Gerissenheit der bürokratischen Zettelschieberei, auf die planmäßig begünstigte Züchtung der Wichtigtuer und Gelegenheitsmacher.

Aber während meiner Ausbildungszeit habe ich wenig davon gemerkt und garnicht darunter zu leiden gehabt. Das beruhte einerseits auf dem persönlichen Wert unsers Bataillonskommandörs, eines noch rüstigen Majors z. D., des ebenso mitfühlenden wie selbstbewußten Freiherrn v. B. „Messerscharf, aber keine Säge" — war sein Leitspruch für den Drill; und überdies war das Messer so witzgeschliffen, daß es mehr spornte und kitzelte als schnitt. Anderseits bestand meine Kompanie aus lauter Kriegsfreiwilligen, und in der gehobenen Stimmung jener Tage faßten uns selbst die schärfsten Unteroffiziere als „einig Volk von Brüdern" an. Daß es nicht überall so zuging in unserm lieben Vaterland, weiß ich leider recht genau; mein Sohn Heinz Peter z. B. ist bei den Potsdamer Husaren unausstehlich „geschliffen" worden. Aber bei uns war dergleichen streng verboten, und deshalb lebte jugendlicher Schwung in der Truppe. Ich war anfangs der einzige ältere Mann unter den mehr als 2000 Rekruten, und die jungen Leute waren nach ihrem Benehmen zumeist die besten aus ihren Berufskreisen, — Studenten, Kaufleute, Handwerker, Fabrikarbeiter. So fiel mir der Drill durchaus nicht schwer, kam mir sogar als Vergnügen vor, gewissermaßen als Ersatz für die entgangene

Bergbesteigung; und ich sehe noch heute nicht ein, warum man die Altersgrenze für den Landsturm auf 45 Jahre beschränkt hat. Für den Bestand der Volkskraft wär's doch sicherlich besser, wenn der wahllose Massenmord des Krieges unter uns alten Kerlen aufgeräumt hätte als grade unter der jungen Mannschaft. Und der völlig ausgereifte Körper, wenn er nur stets gehörig geübt wird, ist zäher und straffer als der dreiviertels reife; ich war der beste Springer meiner Abteilung, und in Klimmzügen war mir nur einer „über", ein Schlossergeselle. Übrigens dauerte das Vergnügen nicht lange; unser ganzer Drill war in knapp 6 Wochen beendet, weil die Linien-Regimenter der Westfront infolge der schweren Anfangsverluste schleunigst aufgefüllt werden mußten. Ich darf sagen, wir haben dann „draußen" unsre verdammte Pflicht nicht schlechter getan als die länger gedrillten Mannschaften. Es kommt viel auf den guten Willen an; je mehr die Gesetzgebung für Volksbildung und menschenwürdige Behandlung sorgt, umso williger wird jedermann seinen staatsbürgerlichen Waffendienst leisten, umso kürzer kann die Drillzeit werden, umso öfter die Manöver-Übung in den späteren Jahren sich wiederholen, umso länger das volkswehrpflichtige Alter dauern.

Am 6. Oktober 1914 wurde die erste Auslese aus unserm Ersatz-Batallion ins Feld geschickt; kurz vor dem Abmarsch vom Kasernenhof wurde ich zum Unteroffizier befördert. Ergreifend war der Volksjubel bei unsrer Abfahrt aus Hamburg-Altona; durch beide Städte hin standen Tausende Menschen dichtgedrängt in den Bahnhofshallen, auf den Dämmen, Straßen und Brücken, bis an die Kanäle hinter dem Hauptbahnhof, und wohl hundertmal rief man mir zu: „wiederkommen, Dehmel!" Nun, meine Heimkehr war weniger froh; weswegen, besagt mein Tagebuch. Ich schrieb es anfangs eigentlich nur für meine nächsten Angehörigen, um nicht immerfort Briefe versenden zu müssen; habe auch nachträglich möglichst wenig an dem stilistischen Charakter verbessert, um nicht die Unwillkürlichkeit der ersten Nieder-

schrift zu verwischen. Die Absicht der Veröffentlichung lag mir ursprünglich durchaus fern, weil ich autobiographische Konfidenzen nicht schätze; die Memoirenliteratur (selbst von Goethe, Rousseau, Carlyle) ist mir einfach unangenehm, ich empfinde sie nur als höheren Klatsch, und es war der schwerste Liebesdienst meines Lebens, als ich nach Liliencrons Tod seine Briefe zur Herausgabe sichten mußte. Daß ich trotzdem dies Tagebuch drucken lasse, geschieht nicht meiner Erlebnisse wegen, denn die waren ganz unbedeutend; sondern weil Freunde mir später sagten, es enthalte manche Betrachtungen, die auf das öffentliche Gewissen, auf den gemeinsamen guten Willen, vielleicht förderlich einwirken könnten. Daß aus dem anfänglichen Kriegstagebuch nach und nach eine Friedens-Streitschrift wurde, ist unter uns Menschenkindern wohl selbstverständlich. Aber ich hoffe, daß von dem seelischen Flammenwunder, das wir am Anfang des Krieges erlebten, ähnlich dem Pfingstwunder der ersten Christengemeinde, doch auch in die Kämpfe der Friedenszeit ein Fünkchen hinüberglimmen wird.

Es kam eine Flamme ins Haus geweht,
heilige Flamme.
Hell schallte die Kammer von Gebet:
eine uns, Flamme!
Aus allen Augen sprach fort und fort
groß die Flamme.
Keiner verstand des Andern Wort,
blos die Flamme.
Fremd hatten sie sich herbeigeschaart
um die Flamme.
Jetzt standen sie Geist in Geist gepaart
durch die Flamme.
Und sahn erleuchtet jedweden Leib:
heilige Flamme.
Komm wieder, wieder, und bleib, o bleib
bei uns, o Flamme!

Tagebuch

Frankreich 1914

Sonntag, 11. Oktober, auf der Fahrt durch Belgien. — Meine geliebte Lebensgefährtin! Um meine arg zerrumpelte Seele in heimatliche Ruhe zu wiegen, fange ich auf meinem schaukelnden Tornister (er liegt auf meinen wippenden Knieen) das versprochene Tagebuch für Dich an. Die langsame nächtliche Bahnstuckerei, bei der man schlechter als im rasendsten Schnellzug schläft, hat uns alle ungeduldig gemacht; und angesichts der langen Züge von Verwundeten und Gefangenen, die uns seit gestern Morgen (schon in Deutschland) immerfort begegnet sind, ist der leichtherzige Singsang unsrer jungen „Helden" allmählich verstummt. Der Anblick der fremden Gefangenen ist womöglich noch erschütternder als der unsrer Schwerverwundeten; da spürt man nichts mehr vom Heldentum des Soldaten, das sind Heerden elender Sträflinge. Wer weiß, ob wir in der Gefangenschaft nicht dasselbe Schauspiel bieten würden. Entsetzlich, wie ein Menschengesicht im Viehwagen alle Würde verliert; der Krieger sinkt zum Verbrecher herab, wenn er nicht an den Sieg seines Volkes glaubt. Gottseidank kann sich heute kein Deutscher vorstellen, daß solche Entmutigung unter uns möglich wäre, wie sie diese belgischen armen Teufel zeigen. Der zuversichtliche Volksjubel, der uns durch die kleinsten wie größten Städte begleitete, hat wohl selbst unsern schwächsten Muschkoten das schwerbepackte Rückgrat gestärkt. Ganz herrlich war unser Abschied von Coesfeld, einem gemütlichen westfälischen Nest, wo wir 3 Tage lang in Quar-

tier lagen. Als wir abends von einem Übungsmarsch kamen, stand eine Schaar Schuljungen vor dem alten Stadttor, die mit ihren Spazierstöcken „Gewehr präsentierten" und ein dreifaches Hurra ausstießen, und mitternachts bei unsrer Abfahrt (im Augenblick, als der Zug losfuhr) verkündeten Böllerschüsse den Fall Antwerpens. Sämtliche Städte am Rhein entlang, von Duisburg über Köln bis Aachen, waren dann seit dem frühesten Morgen eine ununterbrochene Straße von wehenden Flaggen und winkenden Tüchern. An der Grenzstation Herbesthal traf gleichzeitig mit uns ein Transportzug süddeutscher Dragoner ein, darunter ein Wagen voll kriegsfreiwilliger Tübinger Studenten, von denen mich einige erkannten, worauf die ganze Bande helmschwenkend brüllte: „Hurra, Vater Dehmel, hurra hoch!" Seitdem begrüßen mich meine Kameraden, wenn sie besonders nett sein wollen, mit diesem familiären Titel. So geht's einem, wenn man mit grauen Haaren es noch den Jünglingen gleichtun will; man krigt erst recht sein Alter bescheinigt.

12. Oktober, meines toten Vaters Geburtstag. — Eben sind wir über die französische Grenze gerollt, auf der Strecke Brüssel-Mons-Valenciennes, und ich muß daran denken, mein olles Mutting, wie Du mir manchmal an Feiertagen, als ich noch ein kleiner Junge war, in unserm einfachen märkischen Forsthaus Deine echten Spitzen aus Deiner Mädchenzeit zeigtest und ihre zarte Schönheit erklärtest. Wenn Vater mich jetzt hier hocken sähe in meinem verstaubten feldgrauen Kittel, ich glaube, er würde das schöner finden als meine allerschönsten Gedichte. Bei Sonnenaufgang, im Halbschlaf, hatte ich einen entzückenden Traum: Ich sah auf einem dunkeln Meer eine große Schaar wilder Schwäne manövrieren, und an meinen Bewegungen merkte ich schließlich, daß ich ihr Befehlshaber war, immer ihnen winkend, halb fliegend halb schwimmend. Plötzlich aber entdeckte ich, daß wir gar keine Schwäne waren, sondern weißgraue Seeadler; und wie sich nun die Geschwader auf meinen Wink

mit stürmisch ausgebreiteten Flügeln über dem veilchenblau schäumenden Wasser immer höher ins Luftmeer erhoben, das gab mir ein solches Glücksgefühl, daß ich davon erwachte. Da ging die Sonne orangegelb aus einem tief violetten Dunststreifen auf, über dem weißgraue Wanderwolken schwebten. Dann holte ich die kleine Bibel heraus, die ich mir mit ins Feld genommen habe, und schlug sie mit dem Bedeutungsfinger auf, und da traf ich den 89. Psalm, Vers 20—22: „Ich habe einen Helden erweckt, der helfen soll; ich habe erhöht einen Auserwählten aus dem Volk. Ich habe ihn gesalbt mit meinem heiligen Öl. Meine Hand soll ihn erhalten, und mein Arm soll ihn stärken." Aber bis jetzt habe ich vom Krieg noch wenig gemerkt, da unser Zug durch Lüttich und Löwen leider bei Nacht gefahren ist; nur hin und wieder im Halbdunkel etliche Brandstätten oder zertrümmerte Bahnwagen, und natürlich auf allen Haltestellen Verwundete aus Frankreich her oder von Antwerpen. In Sterrebek, einem Brüsseler Vorort, sah ich einen Mann mit Eisernem Kreuz, der nicht mehr sprechen und hören konnte, sonst unverwundet; eine Granate war vor ihm eingeschlagen, erzählte mir ein Sanitätsmann, und die Erschütterung hatte ihn taubstumm gemacht. In seinen Augen war eine Traurigkeit, als würde er nie mehr lächeln können; sonst merkt man allen Verwundeten, sogar den Schwergetroffenen, die naive Freude an, daß sie noch leben, trotz dem schicksalvollen Ernst, der ihre Gesichtszüge veredelt. Die belgische Bevölkerung scheint schon ziemlich „befriedfertigt" (pacificata, wie Caesar zu sagen pflegte, wenn er irgend ein gallisches Völkchen geknebelt hatte). Man sieht den Leuten zwar noch an, daß sie die Faust in der Tasche ballen, und ab und zu wurde uns sogar offen von einer Haustür oder einem Fenster aus nachgedroht; aber in Sterrebek kaufte ich prachtvolle Weintrauben von einem Rudel junger Burschen, die alle sehr dienstbeflissen deutsch radebrechten. In Brüssel selbst sind wir nicht gewesen, blos durch die Vororte außen herum gefahren, durch die schöne freie Wiesenlandschaft mit den hochwipfligen Silberpappeln. Der Mor-

genhimmel war so blau und warm, daß ich mich auf einer der vielen Haltestellen im Freien halb auszog und wusch; in dem Waschbecken und mit der Seife unsers Transportführers, des Hauptmanns v. M. Der hat schon den afrikanischen Buschkrieg mitgemacht, führt uns daher (obwohl aktiv) möglichst ohne Kommißbräuche. Ist typischer Pole, aber Protestant und durchaus den preußischen Offizier markierend; sagt auch, sein Wappen deute auf halb schwedische Herkunft. Zeigt im übrigen gern seine vielseitige Bildung, wissenschaftliche wie künstlerische, und macht kein Hehl aus seiner Neigung zu französischer Eleganz; wir kamen unwillkürlich darauf zu sprechen, weil er sich mit derselben Pariser Seife wäscht, die ich auch im Tornister habe. Er war auf mein Gesicht „eingeschnappt", ohne zu wissen, wer ich bin, und fragte mich nach meinem Beruf; jetzt hat er mich mit ins Offiziers-Coupé bugsiert. So läßt sich die Fahrerei schon ertragen.

13. Oktober, immer noch auf der Eisenbahn. — Der Zug hält manchmal stundenlang mitten auf der Strecke, und da die Vorgesetzten ein Auge zudrücken, geht dann ab und zu eine Bummelpatrouille in das nächste Dörfchen voraus, um Land und Leute zu besehen und ein bißchen Tauschhandel zu treiben. Man merkt hier in der Bevölkerung nicht eine Spur von dem heimlichen Haß, der das Benehmen der Belgier verdüstert; gleich nach der Grenze war das wie weggeblasen. In den pikardischen Bauern steckt viel Germanisches, sei es noch aus dem alten Frankenreich her, sei es holländischer oder vlämischer Einfluß; ein gemächlicher und umgänglicher Volksschlag, beinah was wir gemütlich nennen, blos ohne unsre Treuherzigkeit. Mir haben mehrmals ältere Leute gesagt: „Deutsch zu werden, das würde uns garnichts machen; nur diese verdammten Engländer wollen wir nicht auf dem Halse haben." Wahrscheinlich würden sie morgen umgekehrt reden, wenn nochmals englische Truppen kämen (sie haben im August die Gegend durchstreift); es ist halt französische Lebensart, sich leicht mit allem abzufinden, oder wenigstens

so zu tun. Jetzt ist unser Zug schon wieder mal liegen geblieben, wohl zum 50. Mal in den $3^1/_2$ Tagen, die wir seit Coesfeld unterwegs sind; ausnahmsweise nicht auf freiem Feld, sondern in dem Städtchen Tergnier zwischen St. Quentin und Chauny. Als wir ausstiegen, erkannte mich hier ein Feldwebel der Besatzungstruppe, der Geschäftsführer des Verlages Fleischel & Co., und stellte mich seinen Offizieren vor. Dadurch erhielt ich warmen Kaffee und ein paar Flaschen Chablis für unser Offiziers-Coupé; eine wahre Wohltat für uns, denn seit anderthalb Tagen hatten wir nichts Warmes in den Leib gekrigt. Auf den Verpflegungs-Stationen war gewöhnlich schon alles abgegrast, wenn wir eintrafen; angeblich von den süddeutschen Truppentransporten, die kurz vorher durchgekommen waren. Auch bei den Einwohnern kann man hier nichts mehr kaufen, weil sie selber fast nichts mehr haben. Wir sind schon dicht bei der Kampflinie und hören manchmal fernen Kanonendonner. In letzter Nacht hat ein französischer Flieger 4 Bomben auf den hiesigen Bahnhof geworfen, wobei 14 Mann aus unsrer Besatzung teils schwer teils leicht verwundet wurden. Wir besichtigten den Schaden an den Schuppen und Bahnwagen. Massive Eisenstangen von Armesdicke schlägt so ein Bombensplitter quer durch, eine etwa 25 Meter entfernte Hauswand ist durch den Luftdruck eingedrückt, und noch im Umkreis von 40—50 Metern um die Sprengstelle herum sind alle Glasscheiben zertrümmert, selbst die stärksten Spiegelplatten; dabei ist solche Fliegerbombe kaum größer als ein halbes Kommißbrot. Eben kommt „Schwester Else" angeschwebt, ein auf eigene Faust herumschwirrendes barmherziges Wesen, das unser prächtiger Hauptmann B. (im Zivilberuf landwirtschaftlicher Schuldirektor, sieht aber mehr wie ein Gestütsbereiter oder Löwenbändiger aus) sich unterwegs aufgegabelt hat, und schilt mich aus, daß ich immerfort kritzle, statt sie zu trösten über den baldigen Abschied. Na, Schwester, dann zieh mal die letzte Chablis auf! —

14. Oktober. Gestern Abend in Noyon angekommen. Städtchen von etwa 7000 Einwohnern, aber sehr stattlich durch den großartigen Park und verschiedene edle Gebäude; würdiger Geburtsort Calvins. Leider an manchen Stellen zerschossen; aber die herrliche alte Kathedrale und die prachtvolle Bibliothek unversehrt*). Hinter der Kaserne Massengrab aus den Anfangsgefechten her. Nach sternklarer Nacht regnerischer Morgen. Verteilung von Speck, Wurst, Brot zum Marsch nach Caisnes, wo wir in Schützengräben gelegt werden sollen (etwa 10 km südöstlich von hier). Hunderte Kiepen voll Schlackwürste (Liebesgaben-Sendung aus Hamburg) standen offen auf der Straße, und jeder stibietzte sich eine Extraportion. Kurz vor dem Abmarsch, schon ziemlich durchnäßt, werde ich von Hauptmann v. M. „zum Quartiermachen" abkommandiert, d. h. ich darf mit ihm und dem Sanitätsleutnant v. L. in dessen Auto vorausfahren. Entdecke bei der Abfahrt, daß ich mein Zeiß-Fernglas in dem Bahnwagen habe liegen lassen, worin ich übernachtete, und melde es noch rasch dem Bahnhofskommandanten; neugierig, ob ich es wiederkriegen werde, denn man klaufingert ziemlich skrupellos hinter dem Ehrenschild der Kriegskameradschaft. Unterwegs Artillerie-Trupps und Ulanen-Patrouillen; hin und wieder ein Einzelgrab mit Kreuz, verlassene Schützengräben, Pferde-Kadaver, Pionier- und Train-Lager. Rechts vom Weg ein großer Gutshof, um den schon sechsmal gekämpft worden ist, bald von uns besetzt, bald vom Gegner. An der Wegbiegung bei La Pommeraye ein gänzlich zerschossenes großes Gebäude, davor ein völlig unversehrter riesiger Crucifixus; bemalte Holzschnitzerei aus der Zeit um 1700, gute Arbeit. In Caisnes (von den Soldaten buchstäblich ausgesprochen und daher dann „Scheißnest" genannt) Unterkunft im Quartier des I. Batallionsstabs, einer ziemlich dreckigen Meierei, wo aber alles in Fülle zu haben ist,

*) Später von den Franzosen selbst in dem wahnsinnigen Artilleriekampf zerstört.

sogar Cognac (blos kein echter) und Tabak. Endlich wieder ein warmes Mittagessen (Fleischklöße in Brühe und Kalbsbraten mit Sellerie). Soeben (12 Uhr) marschiert meine Kompanie ins Dorf ein, während von der Linie her die Geschütze donnern, und inzwischen ist die Sonne aus den Wolken getreten. Die Erste Armee, der unser Armeekorps (IX) angehört, liegt von hier bis Anizy hin (nach Soissons zu, das noch nicht wieder in unsern Händen ist). Wir sind dem Gegner hier so nahe, daß Autos, die vor dem Dorf falsch abbiegen, in die feindliche Linie geraten können (etwa 5 km entfernt). Nach dem üppigen Mittagessen einen höchst erbaulichen Kaktus gepflanzt, in Schaukelstellung auf einem umgebogenen Pappelstämmchen (seit 3 Tagen zum ersten Mal; hartleibig infolge der trockenen Nahrung, blos Brot und Speck und etwas Wein). Krieg ist Rückkehr zum Urzustand der Menschheit, und alles Körperliche gewinnt da seine ursprüngliche Wichtigkeit zurück; eine sehr erquickliche Erlösung für den noch nicht verbildeten Geist. Und wo bleibt denn die Grenze zwischen Körper und Geist, wenn man sich sittig an einer Blume freut, die von herzlicher Hand geschenkt wird; lauter Sinnliches, Leibliches, nur übersinnlich aufgefaßt. Diese Freude bereitete mir heute Nachmittag ein Leutnant O., Oberlehrer besten Schlages, erzengelhafter friesischer Hüne; der brachte mir eine Rose aus einem Dorfgarten bei der vordersten Schützenlinie, nebst Grüßen von andern Offizieren. Und das Zeiß-Glas habe ich auch schon wieder; ein Sanitätsoffizier brachte es mir, bei seiner Inspektions-Rundfahrt. Welch glänzendes Zeichen der Ordnung und Ehrlichkeit unsrer „verwilderten" Kriegsleute!*) — Dann folgte die Einreihung von uns Neulingen in die 12 sehr dezimierten Kompanieen des aktiven Regiments, auf einer großen Wiese unter alten Obstbäumen bei prachtvollem Sonnenuntergang. Ich bin vorläufig noch nicht eingereiht, sondern bleibe bei Hauptmann v. M., bis er (näch-

*) Nach meinen späteren Erfahrungen kann ich das freilich nur als einen ganz außerordentlichen Zufall bezeichnen.

stens) Führer des III. Bataillons wird; brauche mich also noch nicht in den Schützengraben zu legen, was mir aber ein bißchen leid tut, denn es soll da viel ungebundener zugehn, und jeder Ersatzkompanie wurde gleich ein großer Wagen voll Liebesgaben mitgegeben. Abends dann hier im Stabsquartier Jubelklimbimm für zwei Feldwebel, die heute 11 Jahre beim Militär sind; Blumensträuße, Glühwein und Musik. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gemütlich um denselben Tisch. Das war eine solche Einmütigkeit, daß mir die alte französische Meiersfrau, die ein Mundwerk wie eine Tragödin hat, im Hausflur mit Emphase zurief: „Quelle musique! quelle harmonie! Oh, vous êtes un peuple vraiment fraternel!“ Es wurde an dem ganzen Abend keine einzige Zote erzählt, obgleich die Anekdoten hin und her flogen. Die Musikanten (die vier besten Hornisten des Regiments) spielten zu Anfang „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ und zum Schluß das Brahms'sche Wiegenlied: „Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt.“ Dem Obermusikmeister Z. kamen Tränen.

Caisnes, 15. Oktober. Wieder trübes Wetter. Hauptmann v. M. ist ausgeritten, der Stab des I. Bataillons weiter nach der Front vorgerückt; ich allein mit der alten Fermière, die mir lange Tiraden über „le malheur de cette guerre détestable que personne n'a voulu“ vordeklamiert. Ich tröste sie, daß bald Frieden sein werde; der Kaiser soll neulich in Noyon den Landwehrleuten zugerufen haben: „in vier Wochen seid ihr wieder bei Muttern“ — aber ich glaube nicht daran. Die Friedlichkeit der einheimischen Bevölkerung erklärt sich übrigens daraus, daß fast blos noch Greise, Frauen und Kinder dasind; die waffenfähigen Männer stehen entweder drüben im Heer oder sind von uns als Gefangne nach Deutschland abgeschoben, damit sie nicht als Franctireurs hinter der Front herumbiestern. Eben sind Quartiermacher des III. Bataillons hier eingerückt, Feldwebel und Unteroffiziere, und ich machte den Dolmetscher in Abwesenheit des

Hauptmanns. Zuerst war mir der Dialekt schwer verständlich (man spricht hier z. B. froid wie frouet aus) — aber bald ging's ganz gut. Der Feldwebel erzählte mir, daß vorgestern beim Gegner ein Teil der indischen Hilfstruppen Englands angekommen ist; man kann sie wenige Kilometer von hier mit Weibern und Kameelen ihre Schützengräben aufwerfen sehn. Da auch Zuaven uns gegenüber liegen, wird es ein buntes Völkerbild geben bei der großen Entscheidungsschlacht. Man erwartet, daß in etwa 8 Tagen die riesige Mausefalle zugeklappt werden kann, vom rechten wie linken Flügel aus. Wir liegen grade im Centrum der großen Schlachtlinie; deswegen hier die Anhäufung unsrer Reservetruppen und die starke Befestigung unsrer Schützengräben, um einen Durchbruch der aufgestauten Feindesmassen zu verhindern. Drahtverhaue, Flatterminen, Stolpergänge, Wolfsgruben und die natürliche Lage machen unsre Stellung fast uneinnehmbar, trotzdem sie auf dem Manöverterrain der französischen Artillerie liegt, sodaß diese mit ziemlicher Sicherheit trifft, sobald sich unsre Truppen zeigen. Daher auch unsre schweren Verluste bei den Kämpfen zwischen der Marne und Aisne. Unser Regiment war südlich schon vorgerückt bis in die Gegend von La Ferté (40 km von den Pariser Forts) — und unsre Leute, Offiziere wie Mannschaften, wollten zuerst an den Rückzugsbefehl garnicht glauben. Jetzt bleiben wir in und hinter den Schanzgräben, bis die Flügel ihre Umfassungsarbeit geleistet haben werden. Trotzdem ballern die Kanonen den ganzen Tag, und manchmal richtet eine Granate in einer unvorsichtigen Biwaktruppe grauenhaften Schaden an; z. B. gestern hier in der Nähe 4 Tote, 16 Verwundete und ein halb Dutzend Pferde. Zuweilen knattern auch die Gewehre, denn an manchen Stellen (z. B. bei Bailly, Car le Pont, Autrêches) ist die feindliche Schützenlinie nur 2—300 Meter von der unsern entfernt. In Vassens (erzählte mir Hauptmann v. M.) lagen noch vor kurzem an dem einen Dorf-Ende deutsche, am andern französische Soldaten, ohne einander etwas zu tun; denn in der Mitte war eine neutrale Sanitätsstation

aufgeschlagen. Neben solchem Bild chevaleresker Humanität wirkt es dann umso gräßlicher, wenn man hört, daß wir die Zuavenpatrouillen, die uns abends zu überfallen versuchen, bis in die Drahtverhaue herankommen lassen und sie dann bis auf den letzten Mann ohne Pardon mit Handgranaten zerschmeißen, und daß wir so verfahren müssen, weil sie mit einer scheußlichen Seuche behaftet sind, die sich auch bei uns ausbreiten würde, wenn wir die Leute gefangen nähmen. Vielleicht ist das blos ein übles Gerücht („Latrinenparole"), um unsre Truppen möglichst scharf zu machen; was dann freilich noch abscheulicher wäre. Aber über alldas setzt sich der gute Humor unsrer braven Eisenfresser hinweg; sie sagen, daß sie die Turkos blos deshalb totschlagen sollen, damit sie nicht die indischen Kameele verpesten, auf die Hagenbeck schon mit großen Käfigen hinter unsern Kolonnen laure.

16. Oktober. Milder Tag; erst neblig, dann sonnig. Morgens in Caisnes eine gute Stunde mit Hauptmann v. M. philosophiert, über Politik, Religion, Spiritismus, Musik. Ich war erstaunt, wieviel Gutes er gelesen hat, und wie wenig Standesvorurteile er freien Ansichten entgegensetzt. Wie ich überhaupt bei den meisten jüngeren Berufsoffizieren, mit denen ich jemals gründlich sprach, diesen Freimut des umsichtigen Blickes und diese selbständige Bildungslust vorfand, und zwar nicht blos um mitzureden (denn sie spreizen sich ja selten mit Bildung), sondern aus echtem Liebhabertrieb. Um 1/2 10 zusammen aufgebrochen, um die Schützengräben zu besehen; er zu Pferde, ich zu Fuß mit Gewehr (etwa 7 Kilometer Weg). Sehr nett und nobel, wie er sein Pferd (Vollblut) im Schritt hielt, damit ich nicht zurückbliebe; für mich hatte er keins auftreiben können, die Reitpferde sind schon ziemlich knapp. Der Weg ging über Carlepont; großes, vor dem Krieg wohlhabendes Dorf. Die Häuser in kleinstädtischer Art gebaut aus einem schönen graugelben Kalkstein, in der Mitte ein angeblich Rothschild'sches Schloß; jetzt alles zerschossen. Durch die offenen Fenster der verlassenen Häuser sah ich auf

manchen Kaminen noch schöne alte Standuhren, Vasen, Leuchter, Lampen. Das Dorf ist nicht von uns besetzt, weil die französische Artillerie es beschießt, in der Meinung, wir hätten hier Ruhequartiere. Unsre Schützengräben liegen etwa 3 km südlich, dicht vor dem Dörfchen Tracy le Val, in einem prächtigen Pappel- und Buchen- und Eichen-Wald. Über den Waldweg zischte das schlängelnde Geräusch, das die Granaten nach dem Abschußknall und vor dem Einschlagsknall durch die Luft ziehn; es klingt entzückend kühn und geschmeidig, besonders wenn mehrere dicht aufeinander folgen, manchmal wie ein Orgel-Akkord. Die Franzosen schießen gewöhnlich eine ganze Batterie (4 Geschütze) rasch nacheinander ab; wir gehen sparsamer um mit der Munition. In den Gräben an den Unterständen allerlei spaßhafte Aufschriften: „Zur schönen Aussicht", „Zur gemütlichen Einkehr", „Restaurant zum schmutzigen Löffel" u. dgl. m. Ab und zu ein bunter Teppich, ein Shawl, eine Gardine, aus den benachbarten Dörfern „requiriert", oder bunte Fähnchen und Guirlanden aus künstlichen Blumen (von dem benachbarten katholischen Friedhof). Das Ganze wie eine unterirdische Festungsanlage aus der Urgeschichte der Menschheit. Wer nur einen Funken Abenteuerlust in sich trägt, muß sich hier wie neugeboren fühlen. Alle Opfer an Menschenleben können dies Freiheitsgefühl nicht dämpfen, obgleich die Masse der Opfer viel größer ist, als man bis jetzt zuhause weiß. Die Kompanie z. B., die der jüngere Bruder meines Hauptmanns (gleichfalls Hauptmann und jetzt Führer des I. Batallions) befehligte, war von etwa 230 Mann auf 28 zusammengeschmolzen (die Verwundeten eingerechnet). In der Erdhütte dieses Batallionsführers stiegen wir ab. Sehr komfortabel eingerichtet, mit Damasttapeten und Sesseln aus dem Rothschild'schen Schloß; Empfangshöhle und Schlafhöhle durch einen Zwischengang verbunden, der wegen einiger wilder Schlingpflanzen „Wintergarten" getauft ist. Ich war von alldem so entzückt, daß ich meinen Hauptmann bat, mich ein paar Tage hier zu lassen, bis sein eigenes Batallion aufgefüllt sei. Suchte dann meine

frühere Korporalschaft auf und stellte mich ihrem jetzigen Kompanieführer vor, Leutnant Manitius (2. Komp.). Das ist der einzige Kompanieführer unsers Regiments, der in all den Gefechten seit Anfang des Krieges unverwundet geblieben ist, trotzdem man ihn mir als Draufgänger rühmte. Ein prächtiger Rassetyp, blonder Thüringer; bot mir gleich Gastfreundschaft an in seiner Hütte, auch Schlaflager für die nächsten Tage. Wenn Hauptmann v. M. mich nicht abkommandiert, bleibe ich gerne dauernd bei ihm. Er hat garnichts Philosophisches, aktiver Soldat bis in die Knochen, ein wahrer Siegfried von unbekümmerter Lebenslust, dabei empfänglich auch für den Ernst des Lebens. Nachmittags gingen wir zusammen sämtliche Gräben des I. Batallions ab; erstrecken sich etwa 1200 Meter lang von dem erwähnten Friedhof des gänzlich zerschossenen Dorfes Tracy durch den Wald an einem Hohlweg entlang bis zu einem etwas freiern Gelände in der Nähe des Dorfes Bailly, wo das 75. Regiment liegt. Im Wald hin und wieder ein Einzelgrab, jedes mit rührender Sorgfalt geschmückt. Eines, das mich besonders ergriff: auf dem Hügel Helm und Patronengürtel, in der Mitte des Gürtels ein Holzkreuz mit einem kleinen versilberten Anker. Vielleicht hatte der Gefallene (ein Mann von der Waterkant) diesen Hoffnungsanker als Amulet aus der Heimat mitgebracht. Aber die Wehmut solchen Anblicks hat garnichts Niederdrückendes; jeder freut sich in aller Unschuld, daß er selbst noch am Leben ist. Abends beim Grogk im Biwaklager hinter den Gräben wurden Kochkünste besprochen. Plötzlich (gegen $^1/_2$10) Gewehrgeknatter in der Richtung der 1. Kompanie (etwa 1000 Meter von uns); immer lebhafteres Schützenfeuer von unsrer Seite und Salven von drüben, dann auch feindliche Artillerie, die sonst gewöhnlich um 7 Uhr abends aufhört, und schließlich auch noch unsre Kanonen. Nach einer halben Stunde hörte das Geknatter (als ob eine Chausseewalze über frischen Schotter fährt) allmählich auf; offenbar ein zurückgeschlagener Überfall einer Turko-Bande auf dem weniger bewaldeten Teil unsrer Linie.

Schützengraben bei Tracy le Val, 17. Oktober. Wetter mild, aber neblig. Aus der Lagerhütte in die Grabenhütte übergesiedelt, 8 Uhr früh; zum ersten Mal ungewaschen im Feldzug, weil das Wasser zum Kaffeekochen und Geschirrsäubern verbraucht war. Ich hause wieder bei Manitius, in der Nähe des Friedhofs, nicht weit von einem Maschinengewehr. Neben dem Friedhof beginnt die Linie des 90. Regiments. Vor uns ein Hügel im Wald, mit Vorposten von uns. Kaum 150 Meter davon eine Dorfecke, wo ab und zu feindliche Patrouillen erscheinen, aber immer so fix, daß unsre Schüsse nicht treffen. Vom Regiment ist das Eiserne Kreuz für die Ergreifung eines lebendigen französischen Soldaten ausgesetzt, um Genaueres über die gegnerische Lage und Truppenverteilung zu erfahren. Die feindliche Schützenlinie liegt hier nur etwa 250 Meter gegenüber der unsrigen; dazwischen Feld. Mittags trat ich auf die hintere Böschung des Grabens, um meine Taschentücher zu waschen; plötzlich fallen Schüsse von drüben (sie klingen etwas heller als unsre) und ich höre Kugeln über mir in die Bäume schlagen. Warf mich natürlich gleich auf die Erde. Die Schüsse galten aber nicht mir; sondern eine unsrer Patrouillen war etwa 100 Meter von hier auf eine feindliche gestoßen (Turkos). Nach einer halben Stunde kam sie zurück, einer unsrer Leute verwundet (Schulterschuß). Die Turkos sind als geschickte Patrouilleurs bekannt, besonders in buschigem Gelände; im offenen Schlachtfeld sollen sie wenig taugen. „Affenkrieg" nennen wir diese Art Kleinkampf, wahrscheinlich weil unsre Soldaten „Gorillakrieg" statt Guerilla sagen.

Sonntag, 18. Oktober. Trüb, etwas regnerisch. Wir sind gespannt, welchen Erfolg ein Brief haben wird, den wir (Manitius und ich) gestern Abend beim Grogk ausgeheckt und heute früh durch eine Patrouille dicht bei dem feindlichen Schützengraben an einen Baum haben heften lassen. Der Brief begann: „Soldats français courageux! Vous versez votre sang inutilement pour ces Anglais hypo-

crites qui trichent tout le monde sans vous servir. Ils livrent la France à la hâche, comme déjà la pauvre Belgique, et vous devez rester mourant de faim." Dann Erwähnung der Einnahme Antwerpens, unsrer Siege über die Russen, unsrer guten Ausrüstung mit Waffen und Lebensmitteln auf Jahre hinaus. Dann Einladung, während der nächsten 8 Tage mit der weißen Fahne zu uns herüber zu kommen, unter Zusicherung gastfreundlichster Aufnahme. Unterzeichnet: „Manitius, officier prussien; Dehmel, poète allemand". Natürlich wollten wir bei der Abfassung nichts weiter als unsern Spaß haben; vielleicht aber beißen doch ein paar unsichre Kantonisten auf die friedliche Einladung an, und wir erfahren von ihnen allerlei über die gegnerischen Truppen, ohne Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Bis jetzt freilich war der Erfolg nur der, daß ein Mann unsrer Patrouille bei der Rückkehr auf einen der vor unserm Graben liegenden Selbstschüsse trat und an der Wade verwundet wurde. Vormittags sind Scheinwerfer angekommen, um Nachts den Hohlweg vor uns beleuchten zu können; gestern spät abends wurde nämlich verdächtiges Geräusch wie von knipsenden Scheeren gehört, und heute Morgen waren tatsächlich einige unsrer Stacheldrähte jenseits des Hohlweges kaputt. Vielleicht nur zerschossen oder sonstwie zersprungen; aber wir müssen immerhin aufpassen, ob der Gegner etwa einen Überfall vorhat.

19. Oktober. Mild, neblig. Wundervoll, morgens beim Erwachen dieselben Vögel zu hören wie zuhause: Elster, Eichelhäher, Specht usw. Auch ein geweihter Hirsch wurde von unsern Leuten gesehen; man schoß dreimal auf ihn, aber vorbei. Die Leute schießen überhaupt zu viel und zu rasch; die älteren Mannschaften zwar nicht, aber die jungen Freiwilligen. Immerhin merken sie schon den Ernst des Krieges, und die Räuberspiel-Stimmung verfliegt allmählich. Gestern verlor das Nachbar-Regiment 75 in Bailly 3 Offiziere und 30 Mann bei Niederlegung eines Hauses zur Gewinnung freieren Schußfeldes; das stimmt nachdenklicher als einzelne

Verwundungen bei Patrouillen, und eins von unsern Jüngelchen hat sich heute wegen Bauchweh ins Lazarett zurückgezogen. Hoffentlich tut man ihn dann zur Etappe; solche Leute passen nicht an die Front, stecken nur Andre mit ihrem Mißmut an. Übrigens dulden unsre Vorgesetzten keine unnötigen Räubereien, womit sich manche der jungen Burschen hier die Zeit vertreiben möchten. Als ich vorhin mit Manitius die Gräben abging, entdeckten wir bei einem der Neulinge eine schöne Empire-Standuhr, die ich neulich in Car le Pont auf einem Kamin hatte stehen sehn; Manitius nahm den Bengel beim Kragen — „wir sind keine Banditen" — und befahl ihm, sie sofort dahin zurückzubringen, woher er sie genommen habe. Nur Lebensmittel und wärmende Kleidungsstücke dürfen die Leute requirieren. „Dazu gehören natürlich auch Teppiche, Pelzmäntel, Seidenshawls und andere Garnituren," sagte mir M. mit seiner Schalksmiene. Es gefällt mir so gut bei diesem Prachtkerl, daß ich mittags ins Stabsquartier ging und bat, bei der 2. Kompanie bleiben zu dürfen, weil ich nicht dauernd als Schlachtenbummler hinter der Linie herumwanzen möchte. Bewilligt; ich führe nun die 3. Korporalschaft. Manitius hat sich so darüber gefreut, daß er mich zu den Instruktionsstunden, die er den jüngeren Leutnants und Fähnrichen erteilt, zuziehen will, damit ich auch bald Leutnant werden kann; den Antrag, mich zum Feldwebel zu befördern, will er schon am 1. November einreichen. Einstweilen muß ich nun freilich — so will's der Dienst — seine gastliche Hütte verlassen und bei unsern Vice-Feldwebeln A. und J. hausen. Heute tue ich meine erste Nachtwache. Gewaschen habe ich mich seit 3 Tagen nicht, auch die Stiefel nicht ausgezogen. Solange wir im Schützengraben liegen, sind wir in „erhöhter Alarmbereitschaft", d. h. wir müssen immer vollständig marschfertig angezogen sein, auch während des Schlafes. Das Waschen hat hier keinen Zweck, denn nach einer Stunde ist man wieder völlig mit Sand berieselt.

20. Oktober. Trüb, feucht. Große Wäsche. Erst Gesicht und Oberkörper, dann die Schnupfen-Taschentücher. Alles im selben Wasser, denn es ist schwierig zu beschaffen; 10 Minuten bis zur nächsten Quelle, und wir haben nur einen Eimer beim ganzen Zug, außerdem muß das lehmtrübe Wasser erst gefiltert werden. Umso größer der Genuß der Sauberkeit auf ein paar Stunden. Vorher einen neuen Unterstand gegraben, weil der unsre für dreie zu eng war. Sonst heute nichts als Langeweile. Skat. Nachts bei der Wache entdeckte ich, woher die Knipsgeräusche an den Stacheldrähten kommen, durch die sich unsre Leute öfters zu unnützer Schießerei verführen lassen. Sie entstehen dadurch, daß von den hohen Bäumen Eicheln auf die Drähte fallen; der Anprall hört sich täuschend wie zerspringender Draht an. Manchmal glaubten die Leute auch Zigaretten oder Tabakspfeifen jenseits des Hohlweges aufglühn zu sehen; das ist fauliges Holz, das bei Nacht phosphoresziert (ich fand neben einer Wurzel ein Stück, das heller als ein Glühwürmchen leuchtete). Und heute Morgen im Halbdunkel hielt ich einen Posten vom Schießen zurück, der das Gewehr schon im Anschlag hatte, weil er drüben Schritte hörte; da ich die Waldgeräusche von Jugend auf kenne, merkte ich sofort, daß es ein hüpfendes Eichhörnchen war.

21. Oktober. Seit 2 Uhr nachts Regen. Phantastischer Eindruck der immer stärker werdenden Nebeltropfen; als rasselten Eisenketten durchs welke Laub. Das Grau des Himmels sticht kaum noch von dem Schwarz der Baumwipfel ab. Jedes Geräusch wirkt verstärkt; ein fallender Ast wie ein niederkrachender Baum. In solcher Nacht, besonders wenn noch Sturm dazu käme, könnte der Feind leicht heranschleichen, da man in dem regenraschelnden Laub keine Schrittgeräusche mehr unterscheiden kann. Dieser Gedanke drängt sich unwillkürlich auf, wenn man die Mannschaften in den Erdlöchern schnarchen hört, und es ist begreiflich, daß die Wachtposten nervös dabei werden. Dazu die ungeheuerliche Vorstellung, daß sich diese unterirdische Soldatenkette von den Vogesen

bis Ostende hinzieht, eine vorgebogene Linie von mindestens 300 Kilometern; und jede Stelle, die etwa durchbrochen wird, kann den Halt der ganzen Strecke erschüttern. Das nasse Wetter bedroht auch die Gesundheit; zum Glück ist in unserm Graben der Boden sandig, nicht so lehmig wie bei Bailly, aber trotzdem gibt's auch bei uns schon Ruhr, und ich habe seit gestern Durchfall. Nachts 5—6 mal sich in der dicken Finsternis durch das nasse Waldgestrüpp tasten, willenlos getrieben von den knurrenden Eingeweiden, während rechts und links Kugeln zischen oder in die Baumstämme schlagen, ist ein ganz schnurriges Vergnügen. Man empfindet die plötzliche Stillung des greulig drängenden Bedürfnisses tatsächlich als Beseligung und sitzt in der unbequemen Kniebeuge unter den sausenden Geschossen mit einer Gottergebenheit wie ein russischer Bauer. Vormittags gegen 10 ließ der Regen nach, und ich führte mit Feldwebel A. ein halb Dutzend Mann nach Car le Pont, um warme Decken, Blechgeschirr u. dergl. zu requirieren. Wir fanden aber so gut wie nichts mehr; das ganze Städtchen nebst den beiden Schlössern ist aufs wüsteste ausgeplündert, teils von unsern, teils von den englischen Truppen, die vor uns darin gehaust haben. Hier brauchte ein Friedensapostel blos ein Dutzend beliebige Photos aufzunehmen, um die himmelschreiendsten Illustrationen für seine Predigten zu haben. Nicht die Opfer an Menschen und Tieren sind die fürchterlichste Verheerung des Krieges; die fallen ja auch im Frieden tagaus tagein, und manche Industrie hat mehr Unglücksfälle und vorzeitige Todesfälle auf dem Gewissen, als selbst der längste Krieg verschuldet. Mir wenigstens ist z. B. die Nachricht, daß unser Nachbar-Regiment 90 gestern bei einem Vorstoß 6 Tote und 56 Verwundete eingebüßt hat, nicht im mindesten näher gegangen als irgend ein friedlicher Mordsbericht, obgleich es uns morgen ebenso treffen kann; aber aufs tiefste hat mich der Anblick der verwüsteten Häuser in Carlepont niedergeschlagen. Alles, was fleißige Menschen in Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten, für sich und ihre nächsten Lieben an Wohlstand und Schönheit ge-

schaffen haben, was wir alle doch im wirklichsten Sinne als Werk der Menschheit weiter vererben möchten, als bleibende Schöpfung unsers Geistes über unser körperliches Dasein hinaus, das wird nun unter dem Ausbruch tierischer Triebe an einem Tag in Grund und Boden zertrampelt. Und keiner vermag das zu verhüten bei diesem Ansturm der Masseninstinkte, kein Vorgesetzter, kein Kamerad. Wenn in einem Hause, wo sonst 5 Leute ihr behagliches Leben führten, plötzlich 30 schlafen und essen sollen, dann geht eben alles drunter und drüber. Was vielleicht 29 Feinfühlige nach Möglichkeit noch geschont haben, zertrümmert die rohe Faust oder der plumpe Fuß des Dreißigsten; und wo heute ein humaner Leutnant gehaust hat, kehrt morgen vielleicht ein brutaler ein. Sobald erst zerwühlte Strohlager und schmutzige Kochgeschirre in allen Zimmern herumliegen, dann kümmert sich selbst ein guterzogener Mensch nicht mehr gar so viel darum, ob eine Vase oder ein Spiegel zerschlagen und ein schöner Lehnstuhl zerbrochen wird. Dazu die Zerstörungen durch Schrapnells und Granaten; man wird schließlich unempfindlich dagegen, ob noch etwas mehr Zerstörung hinzukommt, und durch jeden neuen Eindringling wird die Schuttstätte kanibalischer. Selbst das sogenannte Rothschildsche Schloß, wo die Offiziere alle größeren Prachtstücke (Schränke, Kronleuchter, Wandmalereien, Kommoden, Uhren u. dgl.) mit augenscheinlicher Sorgfalt behütet haben, zeigt allerlei Spuren unvermeidlicher und leider auch vermeidlicher Roheit. Die Bibliothek liegt verdreckt auf den Dielen herum, ein großer Gobelin in der Halle ist mit Säbelgewalt von der Wand gerissen, die kostbare Borte hängt noch in Fetzen daran; jedem Kenner muß sich das Herz umdrehen angesichts solcher barbarischen Plünderung, die schlimmer ist als ein glatter Diebstahl. Nebenan in der alten Kirche, in die mich Obermusikmeister Z. führte, waren die Heiligenbilder und bunten Fenster zerschossen, und im Altarchor kampierten Soldaten. Als wir weggingen aus dem Nest mit unsrer ziemlich spärlichen Beute, trat ich in eine zerstörte Ölfabrik, um zu sehen, ob ich noch

etwas Brennöl fände, denn das Licht fängt an bei uns knapp zu werden, und die dunklen Abendstunden in unsern Erdlöchern sind schauderhaft. Ich fand aber nichts als ein mageres Kätzchen, das mir vor Hunger durchs ganze Haus nachlief und kläglich zu mir empor miaute; ich konnte ihr nicht ein Krümchen geben, wir hatten selbst nichts zu essen gefunden außer einigen Äpfeln und Quitten, die wir morgen einkochen wollen. Als wir dann wieder zu unsern Gräben kamen, an dem zerschossenen Friedhof vorbei, sah ich einige Soldaten zwischen den Grabkreuzen hocken und die heilige Stätte als Abtritt benutzen, obwohl Manitius es verboten hat. Es wird sich nichts dagegen tun lassen, solange die körperliche Notdurft mächtiger ist als der geistige Wille. Ein niederträchtig trüber Tag, der nur dadurch etwas aufgestimmt wurde, daß wir abends unsre Traurigkeit in einen Becher Glühwein versenkten (ein seltner Genuß in dieser Gegend, denn auch alle Weinkeller sind schon ausgesogen) und uns sagten: lägen wir Deutschen nicht hier, dann würde jetzt unser Vaterland so aussehn wie das arme Frankreich.

22. Oktober. Es scheint trockner und kühler werden zu wollen. Ich hatte die Wachen unsres Zuges bis Mitternacht zu beaufsichtigen. Um 1/211 fing unsre Artillerie (steht etwa 1 km hinter uns) das Dorf Tracy zu beschießen an, und die feindlichen Batterieen antworteten bald (stehen etwa 800 Meter vor uns). Ich saß grade mal wieder in Kniebeuge, und die Granaten und Schrapnells rauschten in niedrigen Kurven über mich weg, durch den Luftdruck trockene Zweige abschlagend; einige gingen auch zu tief, streiften die höchsten Baumwipfel und zerplatzten über unsern Gräben, sodaß ich die Sprengstücke und Schrapnellkugeln neben mir niederprasseln hörte. So saß ich etwa 10 Minuten lang zwischen dem Donner und Geleucht der Geschütze, nur der Befriedigung meiner Notdurft hingegeben (man ist völlig gleichgiltig gegen Tod und Leben unter diesem schändlichen Drang). Plötzlich das Kommando: „alles an die Gewehre!" Das war nun doch noch

mächtiger als der Wille der Eingeweide. Ich stürze nach meinem Unterstand, die offene Hose in der einen Hand, Patronenkoppel und Helm in der andern. Mit triefnassem A—loch angeknöpft, umgeschnallt, Gewehr vorgeholt, meine Gruppe abgetrabt, ob außer den 3 Wachtposten auch die andern Leute bereit ständen. Punkt 11 Uhr hörten die feindlichen Batterieen zu feuern auf, und wir erwarteten Vorstoß der Infanterie, denn der Franzmann liebt solche Nachtangriffe (wir ziehen den Angriff bei Morgengrauen vor). Es erfolgte aber nichts, obwohl — oder nach französischer Logik: weil — die Nacht ziemlich hell war; ich konnte um Mitternacht ohne Zigarrenglut das Zifferblatt meiner Uhr erkennen. Auch die übrige Nacht blieb vollkommen ruhig. Das Geschützfeuer hat uns nicht viel geschadet; bei der 3. Kompanie ist ein Mann gefallen (Schädel durch Granatsplitter eingeschlagen) und in unsrer Kompanie wurde einem Mann nur das Gewehr in der Hand zertrümmert. Die nächtliche Störung scheint meinem Darm außerordentlich gut bekommen zu sein, denn seit heute Morgen ist mein Durchfall gestopft. Wir schaufeln die Gräben jetzt tiefer aus, um gegen Sprenggeschosse besser geschützt zu sein. Im übrigen freuen wir uns auf morgen, da sollen wir abgelöst werden und uns ein paar Tage hinten im Lager ausruhn; dann kann man endlich mal wieder die Stiefel ausziehn, sich von oben bis unten waschen und in reine Wäsche kriechen. Einstweilen singen wir in unserm Erdloch den gestern frisch verzapften Kehrreim:

Wir wanken blaß wie Schatten
durch unsre Kasematten,
das Schießen stört nicht sehr,
mit ei-Laut umso mehr.

Seit Mittag donnert's wieder lustig. Zuweilen hört man, wenn unsre Geschosse drüben eingeschlagen sind, eins von den Kameelen der Indier schreien; es klingt dem klagenden Getute des Esels ähnlich, ist aber nicht so dumpf und gebrochen, eher wie der Pfauenschrei, nur nicht ganz so gellend. Nachmittags kam die Sonne ein paar Minuten zum Vor-

schein. Zufällig schickte mir gleichzeitig Leutnant O. aus dem Stabsquartier eine Flasche Marasquino; ich hatte ihn gestern unterwegs getroffen und über den Mangel an kräftigem Getränk bei der epidemischen Diarrhöe geklagt. Herrlich ist diese Kameradschaftlichkeit über alle Rangunterschiede hinweg, vielleicht die erfreulichste Wirkung des Krieges, mag auch dahinter die dira necessitas stecken. Sie machte den Grundzug oder doch einen starken Bestandteil in Liliencrons Freundschaftsgefühlen aus, und jetzt erst vermag ich das ganz zu würdigen. In der Not auf einander rechnen können, dann mag im übrigen jeder so selbstsüchtig sein, wie es ihm grade in den Kram paßt. Auch kleine Diebstähle unter Kameraden („klauen" ist das Wort dafür) haben ihr Naturrecht, wenn die Not sie entschuldigt; aber eigentlich sind sie überflüssig, denn hier teilt jeder gern mit dem andern. Höchster sittlicher Wert des Krieges: er steigert die Opferfreudigkeit, im Großen wie in Kleinigkeiten*).

23. Oktober. Mild, hell; nachts waren die größeren Sterne sichtbar. Der Marasquino hat nicht lange gereicht; gestern Abend erhielt J. vom Bataillonsstab die Mitteilung, daß er und noch ein Vicefeldwebel für Verdienste vorm Feind zum Leutnant befördert sei, und das wurde natürlich gebührend gefeiert. Für J. hat die Beförderung noch einen besondern sozialen Wert; er hatte befürchtet, man werde ihn nur zum „Offizier-Stellvertreter" machen, weil für den vollen Leutnantsrang sein bürgerlicher Beruf nicht angesehen genug sei. Er betreibt ein Schuhwaaren-Detailgeschäft, und in der Regel werden nur „Großkaufleute" zu Reserve-Leutnants gemacht. Hoffentlich ist es ein Anzeichen einer allgemeinen Besserung unsrer sozialen Zustände, daß diese Schranken des Standesvorrechts nicht mehr unübersteigbar sind. Im großen Ganzen sind sie ja nötig und nützlich, denn ein Stand, der vorbildlich wirken will, muß auf vornehme Auslese bedacht

*) Aber leider nur auf kurze Zeit, keineswegs mit Dauerwirkung.

sein; aber er geht an Dünkel zu Grunde, wenn er nicht immerfort bereit ist, würdigen Emporkömmlingen die Gleichberechtigung einzuräumen, und grade darin kann dieser Krieg für die kommende Friedenszeit Segen stiften. Mittags kam die helle Sonne heraus; es war so warm, daß wir mit einer Blechwanne zur Quelle gingen und uns nackt im Freien wuschen, am Rand einer Waldwiese, nicht ganz ungefährlich, denn manchmal kommen feindliche Patrouillen an den gegenüberliegenden Rand. Plötzlich fing's auch zu knallen an; aber da wir die Kugeln nicht pfeifen hörten, wuschen wir uns ruhig weiter. Bis ein paar Schrapnellschüsse über uns wegsausten; da sahen wir in die Höhe und merkten, daß sie einem unsrer Flieger galten. Er flog aber so hoch, daß sie ihn nicht erreichten. Nachmittags wieder nach Carlepont, um noch ein bißchen zu „requirieren" (auf deutsch gesagt: räubern). Diesmal aber nicht bis ins Dorf hinein, sondern nur in eins der vordern Gehöfte, wo ich vorgestern einen Baum voll herrlicher Calville-Quitten entdeckt hatte. Da die Quitte roh nicht schmackhaft ist und die wenigsten Norddeutschen wissen, daß sie gekocht ein köstliches Mus gibt, war dieser Baum bis jetzt verschont geblieben, als einziger von den Tausenden Obstbäumen, die hier in der Gegend geplündert stehn. Das kleine Bäumchen gab einen Waschkorb voll faustgroßer Früchte her, und abends roch unser ganzer Lagerplatz, in den wir vormittags aus den Schützengräben auf drei Tage übergesiedelt sind, nach dem deliziösen Calville-Arom. Dann gemütlicher Schwatz bei Manitius in seiner neuen Lagerhöhle, die er sich tagsüber hatte graben und ausstatten lassen. Sämtliche Leutnants und Feldwebel seiner Kompanie, auch einige Unteroffiziere und ein Musketier, der eine geschulte Singstimme hat und uns allerlei Lieder vortrug, hatten bequem Platz in der Höhle. Wenn Tagelöhner sie hätten herrichten sollen, würde das 2—3 Tage gedauert haben, da ein riesiger Eichenstumpf auszuroden war; ein Dutzend unsrer Soldaten hat das in 6—7 Stunden fertig gebracht, wohl weil wir selbst mitschaufelten. Es war eine Stimmung in dem Raum wie

in der Halle eines Häuptlings aus der Wikingerzeit. Als Tragbalken der Decke ein starker unbehauener Birkenstamm, dessen weißgraue Rinde ausdrucksvoll von den verwitterten Bohlen abstach, die den aufgeschütteten Sand als Sicherheitsdach gegen Sprenggeschosse tragen; die Erdwände mit weißen und bunten Laken bespannt, der Boden mit Matratzen und Teppichen belegt. Ein Tisch, ein paar Stühle und eine Lampe, an den hellen Wänden allerlei Bildchen und ein Spiegel mit vergoldetem Rahmen; der echte Empfangssalon eines Kriegskapitäns, wie er sicherlich schon zu Wallensteins und Methusalems Zeiten Mode war. Wir saßen etwa 15 beisammen, und da wir außer Dienst waren, gab es keine Rangunterschiede; des zum Zeichen nötigte Manitius den „Vater Dehmel" trotz seines Sträubens auf den hausherrlichen Ehrenplatz, einen damastenen Polsterstuhl von Rothschilds unfreiwilligen Gnaden. Schlemmerei in Butterbroten und Schlackwurst; ein seltener Leckerbissen nach den ewigen Reissuppen unsrer fälschlich sogenannten Gulaschkanone. Außerdem hatte Manitius eine Flasche Kirschbranntwein und eine halbe Aquavit im Stabsquartier ergattert, und zu rauchen gab's einige bessere Marken aus den jetzt reichlich eintreffenden Liebesgaben. Natürlich erzählten alle Gäste, die den Feldzug seit Anfang mitgemacht haben, viel von den Entbehrungen der ersten Wochen und allerlei sonstige Kriegsgeschichten; auch aus China und Afrika, z. B. Feldwebel G. über den Hererokrieg (hat den „Kampf um die Wasserstelle" mitgemacht und rühmte die Liliencronsche Ballade als vollkommen sachgetreue Schilderung). Ich kam mir recht belämmert vor, daß ich nichts als ein paar Verse zu der Unterhaltung beisteuern konnte; hoffentlich kommen wir bald heraus aus dieser Buschklepper-Plänkelei in den langweiligen Schützengräben, wo das Gefühl des Kampfes für eine große Sache schließlich in die Binsen geht. Erfreulich war mir's, daß auch an diesem Abend die Unterhaltung durchaus vornehm blieb; es wurden zwar ein paar derbe Witze gerissen, aber keine einzige geistlose Zote wiedergekäut. Als wir

um 11 von einander gingen, war der Himmel wundervoll sternklar.

24. Oktober. Vormittags etwas bewölkt und kühl, nachmittags wieder sonnig und warm. Die erste Postkarte aus Deutschland erhalten. Die tägliche Post- und Liebesgaben-Verteilung ist immer ein Fest für die Mannschaften, und ich glaube, daß diese Heimatsgrüße manchen groben Kerl vor Verrohung bewahren, denn die militärische Zucht wird im Feld arg locker. Mittags wurde ein bißchen exerziert, damit die jungen Freiwilligen „stramm" bleiben; sie neigen sehr zum Schlendrian in unsrer ziemlich gefahrlosen Stellung. Nachmittags wurden wir photographiert, von demselben Photographen wie in der Altonaer Kaserne; er ist uns aus Unternehmungslust nachgereist, hat sich die Erlaubnis des Regiments verschafft. Sonst heute nichts Besonderes — — habe ich eben niedergeschrieben, da bringt uns eine Ordonnanz aus dem Schützengraben folgende Antwort auf unsern französischen Brief vom 18. d. M., die eine unsrer Patrouillen an demselben Baum gefunden hat, an den wir unsern Brief genagelt hatten: „Antwort an den Brief von den Herrn Offizier Manitius und Dehmel. Die Nachrichten, die Sie uns geben, sind schon alt. Wir kennen die Ernehmung Anvers seit einer Woche. Wir kennen auch, daß die Russen, nachdem sie in Rußland zurückkommen sind, ihre große Heere zusammelt haben und gegen eure 24sten westlichsten Armeekorps jetzt siegreich ins Deutschland ziehen. Von den österreichischen Soldaten sagen wir nichts, sie zählen nicht. Ich glaube, daß Sie unsre Freunde, die Engländer, verlügen, welche sich an unseren Seiten sehr mutig für die Freiheit und die Glücklichkeit der Völker schlagen. Jene, die, der französische Soldat hungrig ist, sagen, sind Lügner. Sie kennen, unglücklicherweise, die zahlreiche Reichheiten unserer schönen Frankreich. Ich wiederhole, Sie sind verloren. Ganz Europa ist gegen Deutschland, und wir sollen siegen, um Ihr Kaiser zu töten, und Ihnen die Freiheit geben. Sie sind elende Sklaven.

Seien Sie frei; Ihr Kaiser muß fallen; das deutsches Reich ist verloren. Kommen Sie mit uns!" Unterschrift (ohne Namen): „Ein französischer Soldat, der deutsche Studenten gekennt hat*) und Sie von der kaiserlichen Macht befreien will." Und dem Brief lag ein kalligraphisches Menú bei, datiert vom 19. Octobre, Tracy le Val:

Homard à l'anglaise
Beurre de Danemark
Poulet sauté chasseur
Choux de Bruxelles
Gigot bonne femme
Beignets algériens
Crême au chocolat
Confitures Café

Vins: Crû du Convoi, sans carte,
cuvée réservée Barsac;
Champagne Devaux, cuveé
sauvée du bombardement;
Liqueurs variées.

Und auf dem Rand der Menúkarte stand in der Handschrift des Briefschreibers: „Das ist eine gewöhnliche Mahlzeit der französischen Offiziere, die deutsche Offiziere freundlich einladen." Eine echt gallische Rodomontade, aber witzig und ritterlich.

Sonntag, 25. Oktober. Hell und warm; abends bedeckt. Allerlei Geschreibsel auf Bestellung. Zuerst für die Regimentschronik ein Schützengrabenlied im rauhen Krieger-

*) Er bewies mir bald, was die Welt für ein Dorf ist. Etwa 4 Monate später schrieb mir mein — Töchterlein Detta, dieser Franzmann habe sich (auf dem Umweg über eine gemeinsame schweizerische Bekannte) bei ihr beschwert, daß ich ihm solche unsoldatische Arbeit eingebrockt hätte. Der Grabendienst sei ohnehin schwer genug; nun habe er sich noch als der Einzige, der in seiner Kompanie Deutsch genug konnte, mit der Abfassung dieses verflixten Briefes einen Tag lang den Kopf zerbrechen müssen.

ton, nur für abgehärtete Ohren, auf Klosettpapier verfaßt; enthielt u. a. auch den Kasemattenvers und schloß sehr wohlgesittet:

So warten wir seit Wochen
mit lahmgelegenen Knochen
von Nacht zu Nacht zu Nacht
auf die Entscheidungsschlacht.
O großer Tag, erscheine
und bring uns auf die Beine,
daß Deutschland endlich merk:
wir sind noch forsch am Werk!

Das Beste an der Reimerei war, daß Leutnant v. T., unser Batallionsadjutant, mir als Honorar eine lange Schlackwurst und eine Flasche echten Cognac schickte. Nachher mit Manitius folgende Antwort auf den Menü-Brief der Franzosen entworfen, diesmal natürlich in deutscher Sprache, um die Höflichkeit nicht zu weit zu treiben: „Verehrte Kriegskameraden von der Gegenseite! Wir danken euch für die gastfreundliche Einladung und werden uns erlauben ihr Folge zu leisten, sobald wir in Paris eingezogen sind. Solange wir im Felde liegen, speist der deutsche Offizier grundsätzlich kein andres Menü als die übrigen Soldaten*); unsre Feldküche ist sehr leistungsfähig. Über „Freiheit und Gleichheit" machen wir nicht viel Worte; wir beweisen sie lieber durch die Tat, soweit es menschenmöglich ist. Hoffentlich bringt euch dieser Krieg die gleiche Freiheit und Ordnung und Einigkeit, deren wir uns nach 40 glücklichen Friedensjahren unter unserm Kaiser erfreuen. Das unglückliche Frankreich aufrichtig bedauernd: Manitius und Dehmel." Wir werden diese Antwort wieder an den schon zweimal benutzten Baumstamm heften. Nach-

---

*) Damals war das in der Tat so bei uns; später hat sich leider im ganzen Heer, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Oberschicht immer rücksichtsloser auf besondere Küche verlegt. Die Vorgesetzten wußten recht gut, wie das den einfachen Mann erbittern mußte, versteiften sich aber umso grundsätzlicher auf ihren bequemen Standesdünkel.

mittags unliebsame Störung der Sonntagsruhe. Wir hatten uns schon darauf gefreut, nochmals einen gemütlichen Abend im Lager zu veranstalten, da wurden wir um $^1/_4$4 alarmiert: wieder in den Schützengraben. Und statt Grogk und Kartoffelpuffer gab's dann zum Nachtessen blaue Bohnen. Gegen $^1/_2$11 bemerkten unsre Wachtposten verdächtige Geräusche jenseits des Hohlwegs, und bald schossen unsre jungen Leute wie die Blödsinnigen drauf los, nach den 2 Ruhetagen noch nervöser als sonst. Soviel ich in der dicken Finsternis und bei dem starken Regen beobachten konnte, standen auf der Gegenseite nur 2 größere Patrouillen von höchstens je 16 bis 20 Mann. Ein solcher Halbzugs-Überfall kann allerdings gefährlich werden, wenn eine starke Reserve dahinterliegt und im richtigen Augenblick nachstößt; und die Franzosen hielten ihr Feuer gut zusammen und schossen auf unsre schwächste Stelle. Aber es hätten ein paar hundert Schüsse genügt, um sie gehörig im Schach zu halten; statt dessen wurden allein von unserm Halbzug (etwa 40 Mann) beinahe 2000 abgefeuert in etwa 45 Minuten, bis J. um ¼12 „stopfen" kommandierte. Einige von den jungen Leuten wollen jeder 90 bis 100 Patronen verschossen haben; das ist natürlich Übertreibung, wahrscheinlich in der Meinung, es besonders gut gemacht zu haben. Aber schon 50 im Durchschnitt war reichlich viel für die kleine Plänkelei; ich habe nur 27 mal geschossen, die erfahrenen Soldaten knapp 20 mal. Verwundet wurde niemand auf unsrer Seite, und wahrscheinlich auch nicht auf der Gegenseite. Als wir nachher im Unterstand bei unsrer kleinen Ölfunzel saßen (wir nennen sie natürlich „die ewige Lampe") und unsre durchgeweichten Röcke fühlten und uns den Schweiß von der Stirn wischten, kam uns die ganze Knallerei wie eine dumme Posse vor; wir trösteten uns mit einigen Kognaks, und J. zitierte den Kasematten-Versch zum 999. Mal. Aber vielleicht hat die Patronen-Verschwendung das Gute, daß uns der Feind für zahlreicher hält, als unsre Truppe hier wirklich ist, und keinen größeren Durchbruch versucht.

4*

26. Oktober. Wieder trocken und hell, aber kühl. Geschütze und Gewehre schweigen. Nur gegen Mittag knatterte ein französisches Maschinengewehr, das auch in der Nacht vom Dorf Tracy aus mitgearbeitet hatte, einigemal wie irrsinnig auf unsre Friedhofsmauer los, wahrscheinlich nur um uns zu zeigen, daß das Dorf noch besetzt sei. Aus ihrem vordersten Schützengraben sind die Franzosen nämlich abgezogen und liegen jetzt etwa 700 Meter von uns entfernt, wie wir morgens durch Patrouille feststellten. Vielleicht wollen sie uns damit aus unsrer Stellung locken. Das werden sie schon deshalb nicht erreichen, weil nachmittags Regimentsbefehl gekommen ist, daß wir morgen früh weitermarschieren sollen; vermutlich nach Autrèches, wo unser Bataillon schon schwere Gefechte durchgemacht hat und wo die andern Bataillone des Regiments noch liegen. Im Stabsquartier erhielt ich von Leutnant O. eine Flasche Rum und mehrere Würste zur Wegstärkung; natürlich große Schwelgerei beim Abendbrot in unserm Erdloch, denn die Kunde von solchen Extrastipendien geht immer gleich wie ein Lauffeuer durch den ganzen Schützengraben, und dann kommt man zufällig „riechen". Was für Kriegssitten sonst noch im Offizierkorps herrschen, wurde mir hierbei betrüblich klar. In unserm Unterstand hatten wir einen schönen silbernen Kaminleuchter vorgefunden, und ich äußerte mein Bedauern, daß der nach unserm Wegzug wohl kaputt gehen werde. Da rief mir ein junger Leutnant (aktiv und adlig) mit der naivsten Selbstverständlichkeit zu: „Aber nehmen Sie ihn doch mit nach Hause!" Und als ich (auf meinen Unteroffizier-Tornister anspielend) im Spaß erwiderte: solchen großen Affen gibt's ja garnicht — gab er zurück: „Na, wenn Sie nicht wollen: ich habe morgen bei der Bagage zu tun, dann packe ich ihn in meinen Koffer." Als ich darauf leichthin bemerkte: so'was sagt man wohl, aber tut es nicht — wurde er zwar flüchtig verlegen, nahm aber den Leuchter nachher doch mit.*) Ein

*) Später habe ich noch von ärgeren Räubereien mancher „Herren Kameraden" gehört, besonders der Herren von der Reserve bei den

intressanter Befehl wurde noch ausgegeben: den Mannschaften Vorsicht anzuraten vor einer sonderbaren Waffe der indischen Truppen: sie tragen als Haarschmuck einen Stahlring mit scharf geschliffenen Zacken, den sie im Nahkampf sehr geschickt als Wurfgeschoß oder Schlagring benutzen.

27. Oktober. Vormarsch nach Autrêches (in der Luftlinie etwa 10 km südöstlich, aber auf unsrer Marschroute mindestens doppelt so weit) über Carlepont, Hesdin, La Pommeraye, Cuts, Camelin, Blérancourt, Audignicourt (wo wir jetzt rasten). Den näheren Weg an Nampcel vorbei konnten wir nicht nehmen, weil er von feindlicher Artillerie bestrichen ist. Ich durfte meinen Tornister von Cuts ab auf den Bagage-Wagen packen; so war's ein herrlicher Spaziergang bei dem klaren Herbstsonnenschein. Zart vergißmeinnichtblauer Himmel mit weißen und silbergrauen Wölkchen, wovon sich das letzte kanariengelbe Wipfellaub der Pappel-Gehölze und die dunkelblauen Waldkämme der sanft geschwungenen Bergketten wie ein entzückendes Stickmuster abhoben. Bei La Pommeraye sahen wir wieder den unversehrten Crucifixus vor dem zerstörten Stiftsgebäude; aus den Gesprächen der Leute merkte ich, wie selbst unfromme Augen das als Wunder anstaunten, nicht blos als sonderbaren Zufall. Es ist ein unvergeßliches Sinnbild für die Unzerstörbarkeit des schöpferischen Geistes inmitten der allgemeinen Zerstörungswut. Mag es noch so sehr Zufall sein, daß keine einzige Kugel das heilige Bildwerk getroffen hat, schließlich ist es doch höhere Fügung, was uns zwingt den Zufall anzustaunen und einen Sinn hineinzulegen, der über den zusammenhanglosen Wust des blos sinnlichen Eindrucks hinausdeutet. Soviel Erbärmlichkeit und soviel Erhabenheit ist an dieser Trümmerstätte

---

hinteren Kolonnen. Und sogar Offiziere, die selber niemals auch nur ein Buch entwendet hätten, zuckten entschuldigend die Achseln: was der eine nicht nimmt, nimmt nächstens ein andrer, oder es wird kaputt gemacht.

zusammengedrängt, daß ich alle Menschen davor hinführen möchte: seht, so sind wir, das ist unsre Welt! — Auffällig, wie sich in den zerschossenen Dörfern die frohe Stimmung der Marschkolonne sofort ganz unwillkürlich dämpfte. Draußen unter dem blauen Himmelsfrieden denkt man nicht an den ewigen Kampf, der ja allenthalben in der Natur berserkert; zwischen den menschlichen Behausungen wirken die höllischen Spuren des Krieges als grauenhafter Widersinn. Besonders die älteren Mannschaften, die hier schon mehrmals hin und her marschiert sind unter fortwährenden Vorstoß- und Rückzugs-Gefechten, begrüßten die Besatzungen in den Dörfern mit ziemlich bedenklichen Vorsichtsfragen. Sobald wir wieder auf der Landstraße waren, kehrte sofort die unbekümmerte Stimmung zurück, besonders bei unsrer 2. Kompanie, die heute zufällig an der Reihe war, die Regimentsfahne zu tragen; das gilt im Soldaten-Aberglauben beim Vormarsch als ein Glückszeichen. In dem Städtchen Blérancourt, das weniger beschädigt ist als die umliegenden Ortschaften, gab es einen seltnen Genuß: aus dem Marktbrunnen einen Becher Trinkwasser, seit fast 3 Wochen zum ersten Mal. Im Schützengraben, und auch schon vorher, gab's immer nur abgekochtes Wasser, weil die Quellen und Brunnen bei den besetzten Dörfern, trotz aller Ordnungsvorschriften, durch die massenhafte Benutzung stets bald getrübt sind. Eine unbeschreibliche Wonne, eine wirklich verjüngende Herzfreude war mir dieser Trunk frisch Wasser. Noch eine andere Freude bot das Städtchen: die merkwürdige alte gotische Kirche ist bis jetzt unbeschädigt geblieben. Ein massiger Bau aus dem Kalkstein der Gegend; keine Spur französischer Eleganz, ein gedrungener, untersetzter, vierschrötiger Turm, der in Holland oder Westfalen stehn könnte. Paßt zu den meist einstöckigen Wohnhäusern mit ihren dicken Kaminschornsteinen und den wuchtigen Treppengiebeln wie eine Entenmutter zu den Küken. Überhaupt empfängt man in diesen Kleinstädten einen ganz andern Eindruck französischen Wesens, als wir aus der Pariser Literatur gewohnt sind. Wir reden viel von deutscher Ge-

mütlichkeit, Biederkeit und Gediegenheit, immer mit dem Nebensinn, als ob es das in Frankreich nicht gebe; aber ich kenne keine einzige deutsche Kleinstadt, deren Bauart durchweg, von oben bis unten, soviel gutbürgerliche Behaglichkeit aufweist wie diese massiven Wohnhäuser hier mit ihren molligen Kaminstuben. Nur in einigen wohlhabenden Bauerngegenden findet man bei uns noch ähnliches. Leider freilich empfängt man den Eindruck, daß diese alte solide Kultur der Franzosen (auch in den Feldern und Gärten merkt man das) aus Mangel an sauberer Pflege zerfällt und durch keinerlei Neuschöpfung ersetzt wird; die Wohnstätten spiegeln unverkennbar die Erschöpftheit der Bevölkerung. Ich schreibe das am Kamin eines Bauernhauses in dem Dörfchen Audignicourt, und während des Schreibens entdecke ich plötzlich, daß der Tisch, an dem ich sitze, eine schräge Platte hat: es ist ein Schreibtisch für Schulkinder, und zwar für z w e i. Dieses stumme Dokument des Zweikindersystems in einem gewöhnlichen Bauernhaus hat mich in eine Stimmung versetzt, als sähe ich in ein offenes Grab.

A u d i g n i c o u r t, 28. O k t o b e r. Kühl, bewölkt. Gestern Abend kam Regimentsbefehl, daß wir vorläufig noch hier bleiben sollen. Es ist noch nicht sicher, ob wir nach Autrêches gehen, da z. Z. Truppenverschiebungen im Gange sind, die unser Bataillon vielleicht nach einem andern Schützengraben führen. Wer weiß, ob der Rückzug von der Marne nicht noch ein Nachspiel haben wird; möglich wäre es immerhin, daß man unser sehr vorgebogenes Zentrum noch etwas weiter zurücknehmen muß. Über die Ursachen jenes plötzlichen Rückzugs, der unsern Offizieren ganz unbegreiflich vorkam, werden manche übeln Geschichten gemunkelt, die ich am liebsten nicht glauben würde, wenn ich nicht selbst schon öfters an höheren Vorgesetzten allerlei Fahrlässigkeiten beobachtet hätte. Es soll z. B. ein ganzes Armeekorps den Anschluß versäumt, zu lange im Biwak gewartet haben, weil das Generalkommando erst den Rausch des vorigen Abends

ausschlafen mußte. Der oberste Kriegsherr begünstige pfuschende Gaukler, gegen die unser höfisch ungewandter Generaloberst v. Kluck trotz all seiner Fähigkeiten nicht ankönne; was freilich nicht verwunderlich ist, wenn man dabei an den Betrieb der kaiserlichen Kunstpflege denkt. Auch schon vor dem Kriege habe ich im gesellschaftlichen Leben beobachtet, daß sich grade die Generalität aus den borniertesten Berufsoffizieren zusammensetzt, womit gegen ihre Routine im Fachbetrieb natürlich nichts gesagt sein soll; man trifft da übermäßig viel Herren mit dem Typ des höheren Wachtmeisters. Die beste Karriere machen offenbar die gerissenen Zu-Befehl-Sager, während Persönlichkeiten mit selbständigem Urteil, besonders die kriegsakademisch gebildeten, zwar als geheime Deichsler linker Hand den Oberkutschierern unentbehrlich sind, sich aber selber in der Regel kaum bis zum Generalmajor durchbeißen*). Nun, uns Kanonenfutter-Objekte berührt das nur sehr indirekt, und zur Zeit sind wir recht zufrieden, daß wir uns ein paar Tage ausruhen dürfen; Manitius holte mich gleich zu einem gemütlichen Abend ins Sanitätsquartier ab, und wir delektierten uns an Beefsteak, Butter, Käse und Wein, lauter heilkräftigen Labsalen für unsre von der wochenlangen Reissuppenkost verschlabberten Eingeweide. Nachher gaben mir die Stabsärzte noch 2 Flaschen Burgunder mit, ein wahrhaft lukullisches Geschenk, denn es gibt fast keinen Wein mehr ringsum; alle Keller sind ausgeräumt von den fortwährend wechselnden Besatzungen, und viel frischer Wein ist in den aufgemachten und falsch behandelten Fässern verdorben. Übrigens sagten mir die Ärzte, daß die Truppenverschiebungen größtenteils aus hygienischen Gründen angeordnet werden, um Verdauungskrankheiten und Nervendepressionen vorzubeugen, auch um die Abstumpfung der Kampflust zu verhüten, die durch zu langes Liegen auf demselben Fleck entsteht. Nach-

*) Blos im bayrischen und württembergischen Offizierkorps scheint es etwas besser bestellt, wie ich später in den Vogesen merkte; es herrscht da durchweg ein freierer Ton, und von oben herab wird Wert auf eigene Meinung gelegt.

mittags hellte das Wetter auf, und Abends von 7—8 ließ Manitius die Kompanie im Freien zum Singen antreten. Allerlei Rundgesänge, dazwischen Einzelvorträge der stimmbegabtesten Leute. Schlußgesang: „Wir beten an die Macht der Liebe". Inmitten des verwüsteten Dorfes unter dem völlig sternklaren Himmel, an dem soeben der Halbmond aufging, war's eine Stimmung von reinster Frömmigkeit, natürlichster Gottergebenheit, Demut vorm Schicksal.

29. Oktober. Trüb, rauh. In sonderbarer Mißstimmung aufgewacht. Wahrscheinlich Magenstörung infolge unverdauter Fette bei der fortwährenden Speckesserei; ich mag Speck, den ich sonst sehr gern aß, plötzlich nicht mehr riechen. Mag mich nicht waschen, liege wie ein Faultier im Stroh, sehe alles grau. Das verdreckte, halbverwilderte Soldatenvolk um mich, das elende Lager in dem verwüsteten Bauernhaus, die unschmackhafte Nahrung aus der Feldküche, alles ekelt mich. Ebenso die närrische Frage, wozu ich mich in diese Lage begab, obgleich ich's doch nicht nötig hatte. Die Romantik des Krieges entpuppt sich bald als allgemeine Verlotterung, die nur äußerlich durch den militärischen Drill einigermaßen in Schranken gehalten wird. Jedes feinere Gefühl für Zucht und Sitte geht durch die notgedrungene Rücksichtslosigkeit und Unbarmherzigkeit schließlich zum Teufel. Sogar den grundanständigen J. ertappte ich vorhin, wie er aus gedankenloser Langerweile mit seinem Säbel auf einen Korbstuhl loshackte, der zufällig vor ihm stand; erst als ich ihn ernstlich anschrie, hielt er inne, und wahrscheinlich verübe ich selber in 3—4 Wochen eine ähnliche Roheit. Es ist schauerlich, die wenigen Einwohner, die nicht geflüchtet oder weggebracht sind, zwischem ihrem verschandelten Eigentum herumschleichen zu sehen; wie Hunde, die gestraft sind, ohne zu wissen wofür. Dabei werden sie im gewöhnlichen Umgang nicht etwa schlecht behandelt von unsern Soldaten; zu unsrer Ehre sei es gesagt, daß selbst der gröbere Muschkote ein gewisses Schamgefühl vor ihnen nicht loswird und trotz

allem Geschimpfe auf die „dreckigen Franzosen" ihre feineren Manieren respektiert. Die Bevölkerung spürt auch, daß wir von Hause aus keine Räuber und Mörder sind; ich habe selbst mitangesehen, wie eine alte Bäuerin eine Handvoll Goldstücke, die sie in ihrem Gärtchen vergraben hatte, wieder ausgrub und uns lachend zeigte, weil es ihr in der Hand doch sicherer schien als in der preisgegebenen Erde. Aber die unterwürfigen Blicke, mit denen diese Verarmten jetzt ihre Nahrung von uns Eindringlingen empfangen, verraten den Verlust jeder Menschenwürde; der Franctireur, der lieber heimtückisch gegen uns kämpft und dabei sein Leben aufs Spiel setzt, ist entschieden ein achtungswerterer Mensch. Man muß dabei doch immer bedenken, daß es auch unter uns Halunken gibt, die mit allerlei Habgier und Gewalttat die einheimischen aufreizen. Hinter jener Bäuerin z. B. sah ich einen unsrer Soldaten hocken und gierig in der Erde wühlen, ob er nicht auch noch ein Goldstück finden könne, offenbar in der falschen Meinung, daß er's dann behalten dürfe; er drückte sich zwar beschämt beiseite, als ich ihm einen verweisenden Wink gab, aber ich glaube, nachher hat er weitergebuddelt. Und in Belgien, erzählte mir J., sind 2 Trainsoldaten standrechtlich erschossen worden, weil sie mit einem Auto im Lande herumgestrolcht waren und Gold zusammengeräubert hatten; der eine soll etwa 8000, der andre 10000 Francs erpreßt haben. Die Beute wurde ihnen zwar abgenommen, aber die Bestohlenen haben natürlich nichts wiedergekrigt, da niemand sie ermitteln konnte. Was hilft's, daß die Untat geahndet wurde; schließlich blieb sie doch getan! Und wieviel Plünderungen und Greueltaten sind überhaupt nicht bestraft worden, weil man die Kriegslust der Mannschaften nicht unterbinden wollte oder weil gar Offiziere mitschuldig waren. Es ist schwer, bei alledem des guten Glaubens zu bleiben, daß die Sache Deutschlands zugleich die der edleren Menschheit bedeute. Man lernt ja hier den Durchschnitt des deutschen Volkes aus allen Berufsständen und Gesellschaftsklassen in der Blüte der Manneskraft kennen; und ich muß sagen, was sich da als sogenannte

Volksseele auftut, das ist zum Erschrecken gemütsarm und geistlos. Banale Sentimalität und brutales Pathos, das findet immer den stärksten Beifall, gleichviel ob sich's um ein Lied, eine Predigt, einen Leitartikel oder irgend ein Buch oder Bildwerk handelt. Wüßte ich nicht aus eigner Erfahrung, daß trotzdem ein Grundstock scheuer Achtung, und zwar grade in den einfachsten Leuten, vor der höheren Geistesart besteht, und daß sich die sogenannte Volksbildung eben immer nur in dem kleinen Kreise besonders begabter und erzogener Köpfe sammelt, dann könnte ich manchmal vor Verzweiflung weinen, wenn diese zusammengetrommelte Horde „Deutschland über alles" singt. Aber Gottlob: wenn man sich auf das geistige Deutschland besinnt, das im Hintergrund des Gegenwartslärms seine stille Zukunftsarbeit tut, dann sind alle Vordergrundsgreuel des Krieges nur wie ein bißchen Fliegenschmutz auf einer klaren Spiegelscheibe.

30. Oktober. Mondhelle Nacht. Befehl zur Marschbereitschaft auf $^1/_2$1. Das III. Armeekorps, das neben dem unsern liegt, sollte den Gegner von einer Höhe vertreiben, die in unsre Linie hineingreift, und wir sollten diesen Vorstoß entweder durch Scheinangriff unterstützen oder nötigenfalls als Reserve nachrücken. Beides erwies sich als unnötig; wir durften um 2 wieder ins Quartier. Das ferne Gedonner der Geschütze dauerte die ganze Nacht durch, hin und wieder unterbrochen durch heftiges Gewehrgeknatter, das sich wie eine brodelnde Knödelsuppe anhörte. Als ich um 3 und $^1/_2$5 (wieder Ruhr-Anfall) an den Latrinengraben mußte, konnte ich an dem verschiedenen Schall des Infanteriefeuers deutlich wahrnehmen, daß die Linie des III. Korps inzwischen vorgerückt sein mußte. Morgens wieder trüber Himmel, aber nicht mehr so frostig wie gestern, und ich fühle mich etwas wohler. Nachricht, daß sich die Typhusfälle in den Lazaretten mehren und daß wir alle dagegen geimpft werden sollen. Sehr wohltuender Besuch von dem Wolfshund des Hauptmanns B. (6. Komp.), der sich eine halbe

Stunde lang auf meine Beine und Unterleib legte, um sich von mir krauen zu lassen; ich fühlte, wie die tierische Wärme mein Gedärm beruhigte. Nachm. $^1/_{25}$ tatsächlich Schutzspritzung; jeder eine Spritze in die linke Brust. Nachher Schüttelfrost, Gliederschmerzen, Gefühl völliger Hinfälligkeit; ich verkroch mich in mein elendes Strohlager. Da kommt plötzlich die Feldpost und überschüttet mich mit Briefen und Paketen von den Lieben daheim; und eine Ordonnanz aus unserm Bataillonsstab bringt mir eine Flasche Champagner. Ein Gefühl der tiefsten Beschämung über meinen engherzigen Kleinmut riß alle meine Kräfte zusammen; ich war auf einmal ganz gesund, hatte mein Gottvertrauen wieder, fühlte mich im Schutz aller Liebesmächte der Welt, und ich nahm mir vor, mich nie mehr so schmählich vom Körper übermannen zu lassen. Als dann unsre Leute vorm Einschlafen ein paar Soldatenlieder summten, dieselben Lieder, deren Wehmut mich vorher als rührselig angewidert hatte, erklang mir nun aus ihnen die reine Sehnsucht des einfältigen Herzens nach der Heimat.

31. Oktober. Noch bewölkt, aber nicht mehr so naßkalt. Gut geschlafen, kein Durchfall mehr. Während die meisten Leute über Unbehagen infolge der gestrigen Einspritzung klagen, fühle ich mich vollkommen frisch. Dankbriefe nach Hause und eine Ballade geschrieben: Der Feldsoldat.

> Hoch am Gewehr den Blumenstrauß,
> so zogen feldgrau wir hinaus.
> Der Weißdorn trug schon rote Beern;
> wann werden wir wohl wiederkehrn?
>
> Durch manche Stadt marschierten wir,
> in manchem Dorf quartierten wir;
> an manchem Friedhof gings vorbei,
> der Kreuze stürzten viel entzwei.
>
> Der graue Rock, der ist nun fahl;
> das Feld liegt wüst und welk und kahl.

An einem langen Massengrab
stelzt eine Krähe auf und ab.

Wo einst der Weißdorn hold geblüht,
da wird jetzt rotes Blut versprüht;
aus einem schwarzen Trümmerherd
stiert ein verlassnes Wiegenpferd.

Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
von Frieden träumt die Christenheit,
den Menschen alln ein Wohlgefalln;
wir hören die Kanonen knalln.

Wohl schickt die Heimat Liebesgabn,
wir freun uns dran im Schützengrabn;
es friert die Haut, es knurrt der Darm,
allein ums Herze ist uns warm.

O Weißdorn mit den roten Beern,
was wird der Frühling uns bescheern?
Das alles ruht in Gottes Hand,
auch du, geliebtes Vaterland!

Mittags kam eine Einladung von Excellenz v. Kl., unserm Divisionskommandör, morgen bei ihm zu essen. Nachmittags wieder blauester Himmel, so warm, daß ich mich auf der Wiese hinter unserm Gehöft ganz und gar auszíehn und waschen konnte. Ein französischer Flieger, der vermutlich unsre Truppenverschiebung erkunden wollte, wurde währenddem mit Schrapnells beschossen; entkam aber. Das Geschützfeuer in der Umgegend dauert immer noch fort. Das benachbarte III. Armeekorps soll bei seinem Vorstoß bis zur Aisne 1200 Gefangne gemacht haben. Das wurde beim Marketenderkarren erzählt, der hier Tabak und Bier (aber keinen Schnaps) und einige Eßwaaren feilbieten darf. Hauptgegenstand der Anziehungskraft natürlich die Marketenderin, ein prachtvolles wildrothaariges Mädel, vollkommen wie aus „Wallensteins Lager"; ich hatte gedacht, das gäb's garnicht mehr in unserm militärischen Puritanismus. Sehr begehrt sind freilich auch

die Konservenbüchsen bei unsrer langweiligen Feldküchenkost, die nicht einmal immer reichlich ist. Nur mit dem Kommißbrot wird (mir unbegreiflich, denn der Krieg kann doch noch lange dauern) eine schauderhafte Verschwendung getrieben; allenthalben liegen Brotreste auf dem Mist herum, sogar halbe und ganze Brote. In unserm Graben bei Tracy hatte ich mal veranlaßt, die Reste aus den Unterständen zu sammeln und für die Pferde nach hinten zu schicken; aber als wir nachher ins Ruhelager kamen, fand ich die ganze Bescherung in einer Müllgrube wieder und wurde noch gehänselt dafür. Da verliert man leider sehr bald die Lust zu volkswirtschaftlicher Schulmeisterei. Fast möchte man wünschen, daß unser Volk die alte fromme Sitte aufs neue lerne, die aus vergangenen Notzeiten her noch in meinem Elternhaus herrschte: keine Krume fallen zu lassen, ohne sie sofort aufzulangen.

Sonntag, 1. November. Mondhelle Nacht. Früh 5 Uhr erwachte ich von heftigem Infanterie- und Maschinengewehr-Feuer in südöstlicher Richtung. Um 6 wurden wir alarmiert, um nötigenfalls das benachbarte 84. Regiment zu unterstützen, das gestern an einer Stelle zurückgedrängt worden und nun im Begriff sei, sie wieder zu nehmen. Wir standen zwei Stunden marschbereit, und ich sah meine Einladung zu Exc. v. Kl. schon in Pulverdampf aufgehn; aber um 8 kam telephonische Nachricht, daß die 84er ihre Stellung inzwischen wiedergewonnen hätten. Mittags holte mich ein Stabsarzt mit Auto zum Divisionsquartier ab. Kurz vor der Abfahrt zog eine Kette wilder Gänse (Winkelhaken) durch den wolkenlos blauen Himmel nach Süden, und ein französischer Flieger kam ihnen entgegen, machte aber bald wieder Kehrt, da unsre Schrapnells ihn in Schach hielten; es sah ganz so aus, als flöge er um die Wette den Gänsen nach. Gleich darauf begegnete unserm Auto Leutnant v. T. und teilte mir dienstlich mit, daß ich zum Vicefeldwebel befördert sei. Rasch im Sanitätsquartier einen Degen gepumpt und mich dem Regimentskommandör Oberstleutnant v. Sch., der zufällig im

Ort anwesend war, und dem Batallionsführer v. M. vorgestellt. Wir lachten alle über die „Beförderung mit Kraftwagengeschwindigkeit". Dann nach dem Schlößchen bei Vassens, in dem der Divisionsstab einquartiert ist (oder vielmehr „eingelegt", denn unnötige Fremdwörter sind da nicht geduldet, kosten das Stück 10 Pfennig in die Strafbüchse, und die Verdeutschungsversuche für allerlei landläufige Fachausdrücke machten die Tischunterhaltung sehr spaßhaft). Die Tafel gab Ochsenschwanzbrühe, Fleischklöße mit grünen Bohnen, Hasenbraten mit Apfelmus, kalten Ananasreis mit heißer Chokolade, und außer einem geringen Landwein und Champagner noch einen feinen Bordeaux, der aus — Hamburg importiert war. Generalleutnant v. Kl. ist ein echter Befehlshaber, kräftig, wohlwollend, etwas kurzköpfig, aber mit selbstgewissem Blick, auch in sozialpolitischer und ästhetischer Hinsicht; sprach z. B. ziemlich treffend über den schriftstellerischen Wert des gefallenen Löns. Es ehrte ihn wie mich, daß er mir an der Tafel den Platz zu seiner Rechten gab, zu seiner Linken einem Kriegsmaler namens Bachmann. Er lud mich zur Wiederholung des Besuches ein, so oft ich Urlaub bekommen könne. Zeigte mir auf der großen Landkarte den Verlauf der Schützengrabenlinie von den Vogesen bis zum Ärmelkanal mit allen eingezeichneten Stellungen der Armeekorps, auch der feindlichen; nach seiner Schätzung ist die Kurve etwa 400 Kilometer lang. Unser IX. Korps steht nebst dem III. und IV. grade in der Mitte des nach Süden stark vorgekrümmten Bogens, sodaß der Gegner leicht Flankenangriffe machen kann; und nun müssen diese Nachbarkorps einander mit allerlei kleinen Vorstößen in die Hand arbeiten, um das zu verhindern. Wie lange dieser langwierige Stellungskampf noch dauern kann, sei garnicht abzusehen; denn ein plötzlicher Vorstoß großen Stils auf der ganzen Linie sei unmöglich, weil zu leicht Zerreißungen und Durchbrechungen an einzelnen Stellen vorkommen könnten und die Gesamtlage unabsehbar gefährden würden. Es hänge alles von unsrer Zähigkeit und Hartnäckigkeit gegenüber dem

englischen Merkantilismus ab. Nach dem Kaffee zeigten mir der General-Oberarzt und der Intendantur-Rat von einer nahen Anhöhe aus das landschaftlich entzückende, an Thüringen erinnernde Panorama unsers Kampffeldes bis zur Aisne, all die zerschossenen Dörfer und Schlösser, all die Bergkämme und Waldzüge, wo seit Mitte September die Gefechte hin und her geschwankt haben. Auch eine der merkwürdigen Höhlen betraten wir, in denen unsre Truppen öfters gelagert haben und stellenweise noch lagern, und die auch schon in früheren Kriegen (manche schon im Mittelalter) als natürliche Festungen benutzt worden sind. Ursprünglich waren es Steinbrüche, und da sich das Gestein hier in Adern durch das lehmige Erdreich zieht, entstanden vielverzweigte Höhlengänge, die in mancher Gegend so labyrinthisch sind, daß man den Eingang nicht wiederfindet und in einer ganz andern Gegend herauskommt. Diese Gänge sind meist sehr breit, und damit sie nicht einstürzten, ließen die Werkleute nach Gutdünken wuchtige Tragpfeiler stehen, die zwar roh behauen sind, aber allmählich dank dem französischen Formsinn doch architektonischen Charakter annahmen, an vorgeschichtliche Höhlenpaläste erinnernd, etwa an die sogenannten cyklopischen Mauern von Tiryns oder die Fundamentruinen von Mykenä, aber grandioser und phantastischer. Nachher besahen wir noch einen Friedhof unsrer bei Vassens gefallenen Soldaten; er lag so gutgebaut und wohlgepflegt da, als ob ein Steinmetz und Gärtner ihn hergerichtet hätten. Übrigens liegt das Divisionsquartier noch jetzt im Bereich der feindlichen Artilleriegeschosse, und die Excellenz hat deshalb das Lazarett aus dem Schloßgehöft weglegen lassen; auf unserm Spaziergang schlug eine Granate etwa 50 Meter von uns in ein Zuckerrübenfeld. Merkwürdig stachen auf den Höhenzügen des Horizonts die bräunlichen Qualmwölkchen der zerplatzenden Geschosse von dem weißgrauen Lämmergewölk des hellblauen Himmels ab; und aus einem Tal stieg der schwarzgraue Rauch eines in Brand geratenen Hauses. Der Intendantur-Rat sprach mit Bedauern von den gewaltigen Massen

ungeernteter Zuckerrüben und ungedroschenen Weizens, die wahrscheinlich verderben würden, trotz seiner Bemühungen, sie nutzbar zu machen. Die französischen Großgrundbesitzer seien zwar nicht abgeneigt, sie zu verkaufen, wollten aber entweder auf Kredit den vollen Marktpreis dafür haben, und den könne unsre Verwaltung natürlich nicht zugestehen; oder sie wollten gegen sofortige Barzahlung den Preis beträchtlich (bis unter die Hälfte) herabsetzen, und das würde zwar ein gutes Geschäft für den Militärfiskus sein, aber dann würden unsre Agrarier wegen Herunterdrückung der Inlandspreise und Schmälerung des Absatzes Zetermordio schreien, und so werde sich die Sache vermutlich zerschlagen oder in kleine Gelegenheitskäufe zerbröckeln. Der kleine Mann auf dem Lande sei ziemlich willfährig bei Verhandlungen mit den „Prussiens", weil er sehe, daß unsre Truppen nach der notgedrungenen Verwüstung stets gleich wieder für Ordnung sorgen*). Und die Tagelöhner seien wahrscheinlich zufriedener als unter ihrer eignen Regierung; denn da nicht viele im Kriegsgelände geblieben seien und die Militärverwaltung Arbeiter brauche, so bekommen sie außer dem Essen täglich 2—3 Mark Lohn. Schlecht fahre bei der ganzen Verheerung eigentlich nur der Mittelstand, der aus philiströser Angst geflüchtet sei, statt in seinem Eigentum auszuharren; herrenloses Gut könne selbst die strengste Verwaltung gegen Ausschreitungen der Soldateska nicht schützen. Mir selber war schon aufgefallen, wie jovial die französischen Arbeiter, die jetzt die Landstraßen ausbessern müssen, und die daheimgebliebenen Kleinstädter mit unsern aufsichtführenden Soldaten verkehren. Und wenn der geflüchtete Bourgeois nach dem Krieg einen Teil seiner Renten zum Neubau von Häusern und Möbeln verwenden muß, dann ist das schließlich nicht so schlimm, sondern im Gegenteil ganz gesund; dann kriegen

*) Damals war das noch zutreffend; später, nach unserm planmäßigen Rückzug im Frühjahr 1917 mit seinen schonungslosen Verwüstungen, ist für den kleinen Mann nichts mehr übrig geblieben als Trümmerhaufen und Baumstümpfe.

die französischen Baumeister, Kunsthandwerker und Komfortfabrikanten etwas mehr Aufträge als vorher, und das Geld der faulen Leute rollt in die Taschen der fleißigen. Ich mußte lächeln, als ich an die engsinnige Schwarzseherei meiner gedrückten Stimmung von vorgestern dachte; man braucht sich nur den Wundern des Lebens mit offenen Sinnen hinzugeben, dann gibt die gehobene Gemütsverfassung sofort auch dem Geist den höheren Standpunkt und weiteren Gesichtskreis. Bei der Abfahrt (1/25) sagte mir der Major vom Stab, daß unser Bataillon zur Hälfte (2. und 4. Kompanie) abends nach Nampcel abrücken solle, als Reserve für die 84er. Diesen ist nämlich ihr letzter Handstreich nicht so geglückt, wie wir sagen hörten. Sie sind zwar nicht aus ihrer Stellung herausgeworfen, haben aber ein großes Gehöft, das nicht weit vor ihren Gräben liegt (die Quennevières-Ferme) und von Zuaven besetzt worden ist, nicht nehmen können trotz schwerer Verluste; von der eingesetzten Kompanie blieb nur der vierte Teil unverletzt. Nun soll unsre Artillerie das Gehöft einschießen, und für den Fall daß die Zuaven, die dort in ziemlicher Übermacht liegen, die 84er zu stark bedrängen, sollen wir als Unterstützung eingreifen. Um 8 in der Tat Abmarsch von Audignicourt. Schöne stille Vollmondnacht; auch die Geschütze schwiegen ausnahmsweise (sonst legt der Franzmann grade Sonntagabends gern los). Kurz vor dem Aufbruch kamen noch 2 große Säcke voll Post für uns an und wurden auf der Feldküche mitgenommen. Der brave Grauschimmel von den 3 Pferden unsrer Gulaschkanone war so entrüstet über die ungewöhnliche Last, daß er unterwegs zu streiken drohte und sich nur durch etliche halbe Kommißbrote den Berg hinter Nampcel hinauflocken ließ. Als wir um 9 bei der Dorfkirche ankamen, standen die Leichtverwundeten der 84er auf dem Markt. Noch etwa 10 Minuten bergan, und wir waren an unserm Bestimmungsplatz, einem großen Gehöft oberhalb des Dorfes, dessen Scheunen in eins der geschilderten Höhlenlabyrinthe übergehen. Zuerst die Mannschaften darin untergebracht, dann wir Vorgesetzten ins Vordergebäude

(augenscheinlich Wohnung des ehemaligen Gutsverwalters, 3 nette Stuben mit Kaminen) und die Postsäcke ausgepackt. Das war wie eine Weihnachtsvorfeier, bei dem dürftigen Kerzenlicht neben dem aufgeschütteten Strohlager und mit den frommen katholischen Bildern an den Wänden des Quartiers. Grade über dem Kopfende meines Lagers, auf dem ich diese Zeilen schreibe, hängt ein rührendes Jesusbild: der Heiland hält lächelnd mit beiden Händen sein strahlendes Herz vor der wunden Brust.

Ferme la Carpière, 2. November. Herrlicher Sonnenaufgang (gegen 7 Uhr). Alle Täler und Höhen mit ihren herbstlichen Wäldern flossen von dampfenden Goldfarben über. Ich besah das unbeschreibliche Wunder von der Terrasse eines Schlosses aus, das einige 100 Meter neben unserm Gehöft liegt, gänzlich von Granaten zerstört. Das Gehöft war offenbar Vorwerk des Schlosses, durch eine hohe Ulmenallee damit verbunden; der geflüchtete Schloßherr Großgrundbesitzer, nach dem Wappen ein „baron à grand“. Unversehrt ist noch der prachtvolle Pferdestall (Marmorkrippen und versilberte Raufen) und ein Turm mit Sattel-Rüstkammer. Zerstört leider auch die ganze Bewässerungsanlage, sodaß wir Wasser in Tankwagen vom Dorf heraufholen müssen; der einzige Ziehbrunnen völlig verschlammt durch übermäßigen Gebrauch, wie überhaupt die vielen Ziehbrunnen in den kriegverheerten Dörfern. Der Weg zum Dorf hinab nicht ungefährlich, da der ganze Höhenkamm tagüber von feindlichen Granaten bestrichen wird, auch das Schloß und unser Gehöft. Nachmittags schickte der Feind auch ins Dorf hinunter die sogenannten herzlichen Grüße; es wurde aber niemand verwundet. Im Dorf liegt der 3. Zug unsrer Kompanie, unter Führung des Feldwebels G.; sehr zuverlässiger, vornehmer Mensch und erfahrener Soldat, wird wahrscheinlich bald Leutnant werden, trotzdem er die Schulvorbildung nicht hat. Die andern beiden Züge der 2. Kompanie liegen hier oben in den Höhlen; die 4. Komp. noch

etwas weiter hinauf in offenliegenden Steinbrüchen, aber mit guter Schanzgraben-Deckung. Manitius kommandiert z. Z. beide Kompanieen in Vertretung des Batallionsführers; wir haben deshalb unsre Bude scherzhaft „das Halbstabsquartier" getauft. Ich sprach übrigens gestern dem Divisionskommandör meine Verwunderung darüber aus, daß manche aktiven Leutnants, die seit Anfang des Feldzuges (wie z. B. Manitius) eine Kompanie durch alle Gefechte geführt haben, also eigentlich Hauptmannsdienste leisten, jetzt noch nicht mal Oberleutnants sind, also auf derselben Rangstufe stehen wie irgend ein frischgebackner Reserveleutnant, der noch nicht das geringste mitgemacht hat. Exc. v. Kl. gab den Mißstand zu, erklärte ihn aber als notwendig; man müsse sparsam sein mit Beförderungen in der aktiven Armee, weil die beträchtliche Verminderung des Heeres nach dem Feldzug sonst leicht eine unbeschäftigte Überzahl von Offizieren verursachen könne. Ich sagte noch, daß ich bei diesem Tatbestand mich einigermaßen beschämt fühle über meine eigne rasche Beförderung; da gab mir die Excellenz lächelnd zurück: „das Flügelroß rennt eben schneller als andre."

3. November. Leicht bedeckter, aber immer noch sonniger Himmel. Vormittags beschäftigten sich die Grüße des Feindes vorzugsweise mit unserm Gehöft, bestrichen mehrmals die ganze Linie vom Schloß bis an die Wegbiegung zum Dorf. Die Mannschaften wurden sofort in die Höhlen geschickt, wo sie bombensicher liegen; unser gemütliches Halbstabsquartier würde freilich arg in Scherben gehn, wenn es auch nur einen Streifschuß bekäme. Eine der ersten Granaten schlug vor dem Hoftor ein; ich stand grade draußen, nur etwa 15 Meter von dem Einschlagtrichter entfernt, und einige Leute standen noch näher, aber die Sprengstücke trafen niemand. Nachmittags 4—5 nochmals etliche Grüße; eine der Granaten ging glatt durch die Wand eines Stallgebäudes und verwühlte sich dann ins Stroh, ohne zu explodieren („Blindgänger"). Sonst fühlen wir uns hier sehr wohl, faullenzen nach Her-

zenslust und würden den braven 84ern gern noch ein paar Wochen den Rücken decken. Abends von 7—$^{1}/_{2}$10 wieder mal Singerei mit den Mannschaften in der großen Höhle hinten. Es sollte nur eine Stunde dauern; aber die Stimmung in dem phantastischen Raum, der mit Taschenlaternen und ein paar Kerzen weihnachtsdämmrig erleuchtet war, machte die Leute aufgelegt, immer noch etwas auszukramen, Schauer-balladen, Schnadahüpfel, Chorgesänge, Einzellieder. Da jemand auch ein Gedicht deklamierte, das Batavia-Rührstück der Droste, ließ ich mich gleichfalls bereden, etwas vorzu-tragen: meine Ballade von der Wunderglocke. Ich erwartete eigentlich keine Wirkung bei diesem nicht grade feinsinnigen Publikum, wollte nur ein Experiment damit machen; aber die Leute waren wirklich ergriffen. Vielleicht trug die Höhlen-stimmung dazu bei, das märchenhafte Halbdunkel der cyklo-pischen Wände und Pfeiler, an denen die riesengroßen Schatten der lauschenden Köpfe erhaben schwankten, und die wogenden Rauchschwaden von den Zigarren, die wir vorher als Liebes-gabe verteilt hatten. Wer weiß, ob die meisten Zuhörer, so-lange sie in der Heimat waren, jemals mit solcher Innigkeit deutsches Wesen empfunden haben. Auch die Verpflegung ist hier erträglich; es gibt mal wieder frisches Rindfleisch, und in den Gutsgärten steht noch etwas Gemüse (Wir-singkohl, Rotkohl, Rosenkohl). Da suchen wir nun die Erinnerungen von Mutters Küche her zusammen und sie-den und schmoren in einem fort, teils mit unsern kleinen Kochgeschirren, teils mit dem großen Pot-au-feu, der in den französischen Bauernhäusern zum eisernen Bestand des Kamins gehört. So leben wir wirklich wie der Herrgott in Frankreich; gäb's nicht ab und zu noch einen kleinen Appell (Gewehrreinigung, Brotempfang u. dergl.), würden wir ganz den Zeitbegriff verlieren. Das ist die einzige „reine Freude" des kriegerischen Urzustandes: man treibt sich in der Welt herum und hat einen Vorgeschmack der Ewigkeit.

4. November. Bewölkt, aber mild. Vormittags mit J. und A. ins Dorf hinunter, um Neuigkeiten zu hören. Das umstrittene Gehöft vor dem Graben der 84er hat unsre Artillerie inzwischen niedergelegt, und die Zuaven sind zurückgegangen. Dafür bestreuen nun die feindlichen Geschütze unser Gelände mit Knallbonbons. Ein paar Granaten sind in den Kirchturm gegangen, haben aber nichts weiter geschadet, obgleich das ganze Kirchenschiff voll französischer Gefangener liegt. Eine andre hat 4 Pferde im Stall erschlagen und ein fünftes so verletzt, daß es abgestochen werden mußte. Wir kamen grade dazu, als es zerlegt wurde, von einem belgischen Metzger und zwei französischen Handlangern, die sehr erfreut darüber waren, daß wir den Einwohnern und Gefangenen das viele Fleisch überlassen wollen. Wir ließen uns auch ein Stück herausschneiden und haben es mittags mit Pfeffer und Zwiebeln gebraten; es schmeckte vortrefflich, kaum zu unterscheiden von Rindsfilet. Es gab eine lustige Neckerei mit unserm Fähnrich P. und dem jungen Leutnant v. W., die vor einigen Tagen erklärt hatten, sie würden nie im Leben Pferdefleisch anrühren, lieber bei trocknem Brot verrecken, und die nun in den köstlichen Rumpsteaks schwelgten, ohne das geringste zu merken. Auch feines Weißbrot brachten wir mit herauf; ein benachbarter Gutspächter deutscher Herkunft hat Weizen dreschen und mahlen lassen und das Mehl an uns verkauft, und da die Dorfbäckerei nicht zerstört war, hat Feldwebel G. einen deutschen Bäcker und einen gefangenen französischen zum Betrieb angestellt. Das Brot aus dem frischen Weizenmehl ist vorzüglich geraten, durchaus nicht klietschig; und wenn unsre Heeresverwaltung umsichtig wäre, ließe sie in den besetzten Dörfern die diesjährigen Erntevorräte überall so verwerten. Es ist ein Jammer, mit anzusehn, wie die unausgedroschenen Korngarben von den Soldaten als Lagerstroh (notgedrungen!) zerwühlt werden und schließlich auf dem Misthaufen enden. Ich liege auch auf solchem Stroh; der Einzelne kann dagegen nichts machen, und jeder beschwichtigt sein Gewissen damit, daß der französische

Boden reich genug ist und im nächsten Jahr wieder Korn tragen wird. Aber wenn man verfaulen sieht, was Tausende ernähren könnte, dann ist wirklich viel Gottvertrauen nötig, um nicht am Sinn des Lebens irre zu werden. Selbst die Teerosen, die hier noch gütig in den verwüsteten Gärten blühen, haben etwas wie Leichengeruch, wenn man sie mit solchen Gedanken berührt. Aber als ich mir dann eine pflückte und in meinen Degengriff steckte, da verkrochen sich die Gedankenraupen, und ich schritt so unbekümmert durchs Dorf, wie die Eroberer es seit jeher taten.

5. November. Morgens trüb, feucht; von 10 ab wieder sonnig. Besuch von den 84ern, die im Dorf schutzgespritzt werden sollen. Ein Oberleutnant R. erzählte von Stinkbomben, die englische Truppen (Indier — „die gelben Affen", wie er sagte) in den Schützengraben geschleudert haben beim Kampf um das mehrerwähnte Gehöft; sie streuen ein gelbliches Pulver aus, das Schwefelwasserstoffgas entwickelt und Erstickungsanfälle bewirkt (an einer Stelle habe die Mannschaft 10 Minuten lang betäubt gelegen). Die insektenhafte Phantastik der modernen Technik und Industrie wirft also auch in den Krieg ihr Gift; ist gegen Gestank noch Heldentum möglich? — Auch von uns werden sonderbare Apparate für die Entscheidungsschlacht vorbereitet. Die Pioniere sind schon mit „Minenhunden" ausgerüstet, kugelfesten Schutzwehren, die langsam vorgeschoben werden und hinter denen man Schleuderminen in die feindlichen Reihen abschießt. Außerdem hat man für den Nahkampf eine Art Flammenwerfer erfunden: Zündgasballon, der wie ein Tornister auf dem Rücken getragen wird und aus einer beweglichen Röhre eine lange Stichflamme speit, die auf etwa 30 Meter Entfernung alles vor sich her niederrasiert. Ich hörte schon durch Hauptmann v. M. davon und hielt es für eine „Latrinenfabel"; nun bestätigt uns aber ein Offizier der Maschinengewehr-Abteilung, daß schon Versuche damit angestellt werden. Dabei glaubt eigentlich niemand mehr an

die „große Entscheidungsschlacht"; der kleinlich plänkelnde Stellungskampf und die langweilige Grabenliegerei hat die Truppen schon kriegssatt gemacht. Selbst Draufgänger wie Manitius leiden unter einem nervösen Mißmut, der zwischen Gereiztheit und Erschlaffung schwankt. Ich ging abends mit ihm eine gute Stunde unter den Ulmen auf und ab, da uns die Singerei mit den Mannschaften allmählich unerträglich wird. Es war ganz still in der Landschaft, die Geschütze schwiegen; nur hin und wieder ein paar Vorpostenschüsse. Der ruhige Glanz des Abendsternes und des aufgehenden Vollmondes über den nebelvollen Tälern erinnerte uns an den Frieden daheim; der Widersinn des Krieges zwischen gesitteten Menschen, die doch zumeist das Gute wollen, überwältigte uns mit seiner ganzen gottverhängten Unergründlichkeit, sodaß wir schließlich laut lachten, um nicht zu weinen. Wieviel Soldaten mögen in diesem Augenblick auf der großen nächtlichen Kampflinie das Gleiche gefühlt und gedacht haben! Als wir nachher die Post erhielten und die Kriegserklärung der Türkei an Rußland und England in der Zeitung lasen, schöpfte jeder nur Friedenshoffnung daraus, ein Vertrauen auf die Weisheit der Diplomaten, das sonst nicht grade üblich ist in soldatischen Kreisen. Aber um 10 wurde uns bedeutet, daß der Krieg noch im Gange ist: ein paar Granaten flogen pfeifend und paukend in die Stille unsers Gehöfts. Wir nahmen Deckung in der Höhle. Eine halbe Stunde lang bummsten die Schüsse; wir zählten 24 Sprengschläge und 6 Blindgänger. Wahrscheinlich hat ein französischer Flieger gemerkt, daß das Gehöft voll Soldaten liegt. Die meisten Geschosse gingen in den Sand; nur eine Stallmauer-Ecke wurde zerschlagen.

6. November. Leicht bedeckter, milder Himmel. Manitius übertrug mir die Führung des 1. Halbzuges; A. hat den zweiten, J. ist unser Zugführer (I. Zug der Kompanie). Mittags anderthalb Stunden exerziert, Griffe gekloppt, geturnt, damit die Leute nicht steif werden in den

Höhlen; in der Gegend herumspazieren dürfen sie nicht, um unsre Truppenstärke nicht zu verraten. Nachmittags allgemeiner Trübsinn im Halbstabsquartier; nicht einmal zum Kartenspielen hatten wir Lust. Abends dicker Nebel. Wir hätten zur Abwechslung gerne wieder ein paar Granaten sausen gehört; es blieb aber still. Manitius erzählte von den Entbehrungen während der ersten Kriegswochen; sie haben manchmal tagelang nichts als Rüben gegessen und drehten sich Zigaretten aus Weizen- und Hafer-Ähren. Schließlich fanden wir unsern Grogk beim Kaminfeuer doch recht behaglich.

7. November. Noch immer sehr neblig. Früh morgens fielen feindliche Fliegerbomben ins Dorf; taten aber nichts, platzten in Gärten. Nachmittags zweite Schutzspritzung gegen Typhus; die dritte bekommen wir nach wiederum acht Tagen. Bei einer ganzen Anzahl Leute hatte die Einspritzung nach einigen Stunden Fieber und Schwächezustand zur Folge; ich verspürte nichts dergleichen, nur an der Stichstelle (wieder linke Brust) eine dumpf wehe Schwellung unter der Haut, als ob da eine Knackwurscht wüchse, oder ein Mädchenbusen. Im Ganzen fühlten wir uns so aufgekratzt, daß wir nachher wieder einen Singabend mit den Mannschaften machten, und der fiel diesmal besonders nett aus. Ein Musketier hatte Schnadahüpfel auf die Vorgesetzten der Kompanie verfaßt, darunter folgendes auf mich:

Vater Dehmel avanciert
auf ganz eigene Art;
den Spieß, den verdankt er
seinem grauen Vollbart.

Ich erwiderte:

Vater Dehmel, der Graubart,
der dankt allen Sternen;
er will von euch Milchbärten
wieder jung werden lernen.

Und nun reimten auch die Andern aus dem Stegreif drauf-los. Zum Beispiel:

Da drüben auf dem Berge,
da steht der Zuav,
unten rot wie ein Giftpilz,
oben braun wie ein Aff.

Laßt ihn stehn, bis er schwarz wird
oder lause-lausegrau;
und wenn er noch rot bleibt,
dann haun wir ihn blau.

Und als ein paar garzu saftige Unterleibswitze stiegen, fuhr ich unter allgemeinem Beifall dazwischen:

Der eine macht Spaß,
der andre macht Stuß;
und weil's jetzt gemischt wird,
machen wir Schluß.

Nach ärztlicher Vorschrift (wegen der Einspritzung) sollten wir früh zur Ruhe gehn; aber um ¼9, als wir noch beim Abendbrot saßen, begann auf den umliegenden Höhen in nordwestlicher Richtung heftiges Infanteriefeuer. Einige verirrte Kugeln fielen in unser Gehöft, und eine Viertelstunde später kam ein Brigade-Befehl, daß wir uns marschfertig halten sollten zur Unterstützung der 84er. Kaum waren wir angetreten, klatschten Granaten ins Gehöft, und wir zogen uns in die Höhle zurück (9—½10). Die Schüsse richteten auch diesmal nur etwas Mauerschaden an. Wir standen noch fast eine Stunde alarmbereit; dann kam neue Meldung, wir könnten schlafen gehn. All diese Plänkeleien machen den Eindruck, daß sie nur Nervositäts-Entladungen sind.

Sonntag, 8. November. Immer noch neblig. Heute haben unsre Leute das Sonntagsvergnügen, den 84ern neue Gräben buddeln zu helfen, sogenannte Aufnahmegräben, die hinter den eigentlichen Schützengräben aufgeworfen werden, für den Fall daß starke feindliche Vorstöße kommen;

dann sollen an einzelnen Stellen unsre Truppen einen scheinbaren Rückzug antreten und sich in diese Gräben legen, und der nachdringende Feind wird durch Gegenstoß von den Flanken aus eingekesselt (Klappfalle). Komisch, daß die Menschen genau wie die Tiere immer wieder auf denselben Leim kriechen. Zum Glück kam mittags von unsrer Brigade Befehl, nach Audignicourt zurückzukehren; die 4. Kompanie (oben in den Steinbrüchen) war vorstellig geworden, daß sie bei der Nachbar-Brigade unverhältnismäßige Verluste (2 Leutnants unter den Toten) und Erkrankungen erlitten habe. Der eine Leutnant ist von einem Vorposten unsrer Nachbarkompanie erschossen worden; er kehrte von einer Patrouille zurück, wurde von dem Posten angerufen, und als er seinen ausländisch klingenden Namen nannte, hielt der Posten das für Französisch und schoß. Gefallen sind auch 2 Freiwillige, die mit mir zusammen in Altona ausgebildet wurden. Um 1/45 marschierten wir ab, kamen nach 5 in Audignicourt an, mußten aber in dem überfüllten Dorf noch anderthalb Stunden herumlaufen, bis wir die Mannschaften untergebracht hatten. Wir selbst fanden ein netteres Quartier als früher; geschontes Haus, da der Besitzer gescheit genug war, nicht zu flüchten. Leider verläßt uns Manitius; er hat sich wegen seiner nervösen Anfälle untersuchen lassen, und die Ärzte stellten eine schwere Herzerweiterung fest. Er soll mindestens 14 Tage ausspannen und vorläufig nach Chauny ins Lazarett gehn; aber wir fürchten, es wird länger dauern. Schon in der ersten Viertelstunde, nachdem er Abschied genommen hatte, fühlten wir, wie sehr er uns fehlen wird. Von seinem unbekümmerten Temperament ging eine belebende Atmosphäre aus, die uns allen die Köpfe hob, auch wenn er selber nicht ganz auf der Höhe war; der geborene Feldhauptmann altdeutschen Schlages. Sein Ersatzmann, Leutnant v. W—w, trifft erst morgen bei uns ein.

A u d i g n i c o u r t, 9. N o v e m b e r. Trüb, feucht, rauh. Beim Postempfang keins von den leckern Paketen, die mir brieflich angekündigt sind von daheim. Und als ich

beim Sanitätskorps Besuch machte, sagte mir der Inspektor, von seinen Privatpaketen komme etwa der dritte Teil unterwegs abhanden, und grade die mit besonders gutem Inhalt, während die mehr gewöhnlichen (mit Räucherwaaren, Zigarren, Chokolade*) richtig eintreffen. Es ist unheimlich, wieviel „geklaut" wird; nicht etwa offen herumliegende Sachen blos, sondern mir z. B. hat man gestern aus dem zugeknöpften Brotbeutel eine Taschenlaterne gestohlen und aus dem zugeschnallten Tornister das Futteral der Zeltstöcke (kurz vor dem Abmarsch, während ich dienstlich zu tun hatte). Und die schlimmsten Raben sind nicht etwa die Mannschaften, denn die riskieren dabei zu strenge Strafe, sondern die unteren Vorgesetzten. Besonders die aktiven Feldwebel und Sergeanten, die mit der Verwaltung und Verpflegung zu tun haben, sind fast durchweg ein übles Pack. Da ich mehrmals mit ihnen zusammenlag, konnte ich sie beobachten und war erstaunt, wie ungeniert sie ihre Durchstechereien betreiben; und aus ihren renommistischen Gesprächen zu schließen, ist es bei den andern Bataillonen nicht anders. Mich hielten sie für ungefährlich, erstens wegen meiner jovialen Miene, zweitens weil ich ziemlich viel schreibe; da meinten sie, ich merke nichts. Es hält schwer, sich bei solchen Erfahrungen sein Vertrauen zur deutschen Zukunft zu wahren; diese Leute bilden doch schließlich den Durchschnitt unsers „kleinen" Beamtenstandes. Die Sache wird nicht besser dadurch, daß man sich sagt: der Krieg verwildert die Sitten. Diese Kerls sind doch dazu da, die Entsittlichung zu verhüten. Statt dessen sorgen sie jetzt dafür, daß bei den vielen Beförderungen, die der Krieg grade im Unteroffiziersstand verursacht, möglichst nur Gelichter ihresgleichen aufrückt. Der alte biedre Sergeant und Feldwebel, saugrob vonwegen des Amtstones, aber im Grunde ein Fridolin, wie ich noch einige in Altona vorfand, scheint auszusterben; der neue ist ein entsetzlicher Streber, scharwenzelnder Rohling mit einem schleimigen An-

---

*) Damals noch etwas s e h r Gewöhnliches.

strich von sogenanntem deutschen Gemüt. Solch ein Kujon kann richtige Tränen vergießen über ein rührseliges Leierlied, und im nächsten Augenblick (ich sah das gestern) gibt er einem alten Bettelweib einen Rippenstoß und schnauzt ein paar hungrige Kinder an. Und diese Troßknechte werden später ausführende Stellvertreter der Obrigkeit, mit einer in ihrem kleinen Amtskreis fast unbeschränkten Machtbefugnis. Aber mögen sie noch so klein sein, all diese Kreise greifen ineinander und schnüren wie ein großes Netz von eisernen Ringen den Volkskörper ein. Das sind die Leute, die im Innern des Landes den sozialen Unfrieden auf die Spitze treiben und an den Grenzen den nationalen Haß. Wenn unsre Regierung nicht dafür sorgt, solchen Wachthunden der öffentlichen Ordnung, die in Wahrheit Hetzköter sind, den gebührenden Maulkorb anzulegen, dann sind wir in 10—15 Jahren wieder genau so verbiestert wie vor dem Krieg. Es müßten Inspektionsoffiziere in den Zivildienst eingestellt werden, ähnlich den Personalchefs in großen Waarenhäusern, lediglich mit der Pflicht betraut, die Unterbeamten bei Ausführung der Verfügungen zu gängeln und Beschwerden der Bevölkerung schnellstens zu prüfen; dann würde der „Amtston" bald menschlicher tönen. Ich hatte das eben niedergeschrieben, da holt mich der Obermusikmeister Zehe ab und läßt mir von 4 Hornisten der Regimentskapelle einige meiner Kriegslieder vorblasen, die er in Chormelodie gesetzt hat, besonders geglückt das Lied der Pflicht („Die befohlene Linie ist erreicht") — ich spürte wieder deutsche Gewissenskraft. Möge das Deutschland, das ich meine, über a l l e seine Feinde siegen, innere wie äußere! —

10. N o v e m b e r. Bedeckt, trocken, kühl. Im Sanitätsquartier hörte ich einen echten Kriegswitz. Dr. H. erzählte, daß manche Gehirnschüsse, auch wenn sie quer durch den Schädel gehen, wunderbar rasch und gründlich heilen, ohne irgendwelche Störung zu hinterlassen, und die Ärzte pflegen dann zu sagen: „es waren keine edleren Teile ver-

lețt.“ Neben uns lag ein Mann mit Lungenschuß; der lächelte zum ersten Mal seit seiner Verwundung, als er das hörte. Da Dr. H. zu seinen andern Patienten mußte, blieb ich noch eine Weile allein am Kamin, um mich ein bißchen aufzuwärmen. Die knisternde Glut der Holzscheite vor mir, die ruhig röchelnden Atemzüge des Verwundeten hinter mir, so geriet ich in einen traumhaften Zustand; es entstand das Gedicht „Erhabene Stunde“.

Auf die mächtige Schützengrabenkette
vom Gebirge bis zum Meeresbette
legt der volle Mond sein friedhofstilles Licht.
Keine Seele spricht;
und der Glanz des Abendsternes spannt
Heimatfrieden übers Feindesland.
Die Geschütze schweigen.

Plötzlich kommen stürmisch rauschende Wogen
zwischen Stern und Mond durchs blasse Dunkel geflogen;
Granate bei Granate kracht.
Der Gewehrlauf zuckt gradaus in tausenden Händen,
Todesfunken ins Weltgrau zu entsenden;
über Kampfbefehle, jäh belebende,
schmettern die Geschütze ihre schwebende
Sphärenmusik.

Eine Weile prasselt’s, rollt, sprüht, saust;
Blitz und Donner in der Menschenfaust,
herrlich spannt ihr über Tal und Hügel
eure gottentsprossenen Schicksalsflügel
himmelan.
Wollt ihr so den irdischen Geist beschwingen,
sich zum ewigen Frieden hochzuringen?
Sprecht! euch fragt ein ruhig sterbender Mann.
Die Geschütze schweigen.

Abends 1/27 kam Divisionsbefehl, nach Autrèches abzumarschieren, in die Regiments-Höhle oberhalb des Dorfes. Es

ist sonst ein Marsch von einer Stunde; aber bei dem völlig aufgeweichten Weg brauchten wir in der Dunkelheit zwei und schwitzten trotz der Kühle unter unsern Tornistern. Auf der Dorfstraße ging uns die Mistjauche bis an die Knöchel, und selbst bergan war der Boden so lehmtunkig, daß wir bei jedem Schritt einen halben rückwärts glitschten; dabei ein atembeklemmender Gestank in dem Hohlweg, vom Sickerwasser aus den Latrinen der Schützengräben. Ankunft 1/210. Als wir gegen Mitternacht noch einmal vor die Höhle traten, über deren Eingangsschlucht etliche Bäume stehn, klatschten ein paar Schrapnell-Streukugeln als Gutenachtgruß durch die Wipfel; wahrscheinlich hatte man den Widerschein unsrer Laternen drüben gesehen.

Regimentshöhle bei Autrêches, 11. November. Draußen dunstig, drinnen muffig. Das Stroh beginnt schon faulig zu werden; in unsrer Offiziersnische liegen angenehmerweise Matratzen. Kein Unterschied zwischen Tag und Nacht; es brennt immerfort Lampe oder Kerze, weil es sonst stockfinster wäre. Um 1/24 früh wachte ich auf: dumpfe Artillerieschüsse und deutliches Infanterie-Geknatter, dazu gedämpftes Hörnergetute. Ich hielt das zuerst, da die Klänge mir unbekannt waren, für französische Signale, zumal wir angewiesen wurden, uns gefechtsbereit zu machen; merkte bald, daß es der Melderuf des Telephonapparates war, der die Höhle mit dem Stabsquartier und andern Befehlsstellen verbindet. Der Gefechtslärm dauerte nur bis 4, war wieder blos Nervositäts-Explosion wegen einer gegnerischen Patrouille; um 1/25 durften wir auf die Matratze zurück. Nur ein Verletzter in unserm Schützengraben; Quetschwunde durch Einsturz eines Unterstandes infolge Granaten-Aufschlag. Mittags ging ich mit J. die ganze Stellung ab, um einen Überblick über das Gelände und die Gräben des Regiments zu bekommen. Sie liegen meist auf der Höhe in Zuckerrübenfeldern, auf ein völlig zerschossenes Gehöft zulaufend (Ferme St. Victor); nur östlich nach Autrêches hin-

unter in ein Talgehölz absinkend. Also weites Schußfeld und gute Übersicht, stellenweise bis aufs südliche Ufer der Aisne (5—6 Kilometer entfernt); aber dafür auch dem Flankenfeuer der feindlichen Geschütze sehr ausgesetzt. Vor dem Gehöft ist die nächste französische Sappe (gewöhnlich blos nachts mit Vorposten besetzt) nur etwa 100 Meter von uns entfernt, bei dem Gehölz nur etwa 50 Meter; die übrigen vordersten Schützengräben 250—750 Meter. Man kann durchs Fernglas den Gegner buddeln sehn, wie auch unsere Spatenarbeit von drüben sichtbar ist; daher wird den ganzen Tag über geschossen, wenn auch in der Regel nur kleckerig. Die Überreste der Ferme St. Victor, unter denen sich große Steinhöhlen hinziehn, sind von uns in ein labyrinthisches Bollwerk umgewandelt, und dahinter liegt noch ein starker Stützpunkt. Unsre Mannschaften und die Pioniere sind andauernd dabei, die Unterstände immer sicherer auszubauen, Verbindungsgräben und Scheingräben anzulegen und den Stützpunkt fertig zu machen. Es ist Armeebefehl (von Kluck) ergangen, die Fußtruppen zu gesteigerter Schanzarbeit und Wachsamkeit anzuhalten, aber möglichst Munition zu sparen, besonders auch Artillerie-Munition. Die Reservetruppen sollen dicht zusammengehalten werden, um hier im Zentrum Durchbrechungen zu verhindern, da die schwere Artillerie größtenteils (übrigens auch feindlicherseits) nach dem rechten Flügel der großen Linie (Arras und Ypern) abgezogen ist. Um Überanstrengung und Abspannung zu verhüten, sollen die Mannschaften öfter abwechseln als bisher und sich immer ein paar Tage in den Dörfern hinter der Front erholen, dann aber möglichst in dieselben Gräben zurückkehren, wo sie sich häuslich eingerichtet haben. Nachmittags mußten wir aus der Höhle nach der Bereitschaftsstellung auf der östlichen Flanke des Gehöftes übersiedeln und dort die 6. Kompanie ablösen; elende Unterstände (Bretterbuden) an der Hohlkehle eines Hügelweges. Der Magen hing uns Vorgesetzten so leer wie unser Brotbeutel; seit gestern Mittag hatten wir nichts gegessen als ein Stückchen Weißbrot mit Butter und Schokolade,

weil wir bei dem plötzlichen Abmarsch von Audignicourt uns nichts weiter besorgen konnten, während die Mannschaften Brot und Speck mitbekamen. A., der sonst immer noch etwas im Schnappsack hat, war mit seinem Halbzug nach Vassens kommandiert; stößt erst heute Nacht wieder zu uns. Um 7 endlich erschien die Feldküche und verzapfte eine kräftige Erbsensuppe. Es war pechdunkel, da bei den Schützengräben kein Licht im Freien gemacht werden darf, und meine Hände waren klamm von dem naßkalten Wind; aber der Löffel fand den Mund doch sehr schnell.

Herr Gott, hab Dank
für Speis und Trank! —

Schützengraben bei Autrêches, 12. November. Unruhige Nacht. Anfangs regnerisch. Kurz vor Mitternacht weckte uns A., der 12 Stunden (sonst 1 Stunde Weg) mit seinen Leuten gebraucht hat, um herzukommen. Beim Überschreiten der Höhe zwischen Vassens und hier hatte der Gegner sie bemerkt und überschüttete sie mit Schrapnells und Granaten. Unserm jüngsten Freiwilligen, einem rührend schönen und feinen Menschen, zerschmetterte ein Sprengstück das Schienbein; worauf die Andern schleunigst in einer Höhle und alten Schützengräben Deckung suchten. Die Rückbringung des Verwundeten nach Vassens und die Sammlung des verkrümelten Halbzugs nahmen soviel Zeit in Anspruch, daß erst spät abends hermarschiert werden konnte. Um Mitternacht fing dann von unsrer Seite dicke Kanonade an, und eine Nachbarkompanie legte bald mit heftigem Gewehrfeuer los, sodaß wir uns um ½1 gefechtsbereit machen mußten. Dieselbe Alfanzerei wie neulich; nach einer Stunde durften wir wieder in unsre Bretterbuden kriechen. Aber um 4 zahlte uns der Franzmann den kleinen Feuerüberfall heim, und zwar traf es grade unsern Zug. Eine Granate zerschlug uns (J. und mir) das Budentürchen; eine andre schlug in die Bude neben uns und verwundete zwei Leute (Bein und Nase). Als ich nachher (½5) zu ihnen ging, war vollkommen stern-

und mondklarer Himmel (abnehmendes Viertel). Von 7—9 morgens nochmals feindliche Grüße. Die Geschosse sausten jetzt dicht über unsre Buden weg, gingen alle in das Dorf hinunter (etwa 300 Meter hinter uns). Daß der Kirchturm von Autrêches noch steht, ist bei seinem Aussehn nicht zu begreifen; zerlöchert und zerborsten von oben bis unten, mit fußbreit klaffenden Rißadern. Der goldblaue Morgenhimmel darüber zeigte noch krasser die irdische Hinfälligkeit. Möglich, daß die frühe Artillerieschießerei Sperrfeuer gegen unsre Reserven sein sollte, denn um 8 begann starkes Gewehrfeuer bei der 3. Kompanie und dem daneben liegenden 3. Zug unsrer eignen Kompanie, und bald kam Meldung: feindlicher Vorstoß von einem Gehölz aus dicht links vor der „Zwischenstellung" (3. Komp.) und dem „Bose-Wäldchen" (2. Komp.). Ein Unteroffizier der 3. Kompanie kam uns sogar sehr aufgeregt mit der luftschnappenden Nachricht entgegen, die Franzosen seien schon in unserm Verbindungsgraben. Infolgedessen ließ J. unsern Zug bis zur Regimentshöhle zurückgehn, um das dortige Gehölz zu verteidigen. Unterwegs überlegten wir uns aber, daß die Aussage jenes Unteroffiziers falsch sein müsse, denn alle Gewehrkugeln, die wir pfeifen hörten, kamen nicht aus der Richtung des Verbindungsgrabens. Ich trommelte also unsre Leute, die sich großenteils in die Höhle und die seitlichen Unterstände gedrückt hatten, himmelkreuzschockschwerenöternd zusammen, brachte dabei auch die 6. Kompanie auf die Beine, und da das Feuer immer heftiger wurde, holten wir nicht erst Bataillonsbefehl ein, sondern pürschten uns schleunigst nach vorn, die letzten 150 Meter in dem flachen Verbindungsgraben wegen des Strichfeuers auf dem Bauch kriechend. Wir kamen grade noch rechtzeitig an, nahmen Stellung in einem älteren Schützengraben hinter unserm 3. Zug, schossen über diesen und die 3. Kompanie weg auf den eben eindringenden Feind und halfen ihn zurückwerfen; dabei kräftiges Artilleriefeuer von beiden Seiten. Um 1/2 12 war der Angriff abgeschlagen; im Graben der 3. Kompanie kam es am Schluß zum Bajonett-

kampf, sah aber fast zum Lachen aus, da die Franzosen sofort die Hände hochhoben. Die Wiese links vor dem Bose-Wäldchen war bedeckt mit ihren Gefallenen; ich zählte durchs Fernglas mindestens 50 Tote, und viele Verwundete krochen herum. Einer von unsern Freiwilligen schoß noch zweimal auf einen Mann, den er schon schwer getroffen hatte. Als ich ihn zur Rede stellte, warum er den Wehrlosen durchaus kaltmachen wolle, gab mir der Bengel (ein Student!) mit bestialisch funkelndem Blick die Antwort: „ich war blos wütend, weil mir wegen dem Schwein die Zigarette kaputt gegangen ist." Ich mußte meine ganze grauhaarige Selbstüberwindungskraft aufbieten, um ihm nicht ins Gesicht zu schlagen. Aber gleich nachher ertappte ich mich auf einer ähnlichen Viecherei. Bei einem Volltreffer unsrer Granaten sah ich drüben eine große Tanne mit langsamer Neigung zu Boden sinken und zugleich ein menschliches Bein mit wirbelnder Geschwindigkeit in die Luft hochfliegen; dieser Kontrast war so grotesk, daß ich unwillkürlich laut auflachte. Verluste bei uns: im 3. Zug 1 Toter, 2 Schwerverwundete und einige Verletzte, in unserm Zug ein Schwerverwundeter (Schädeldecke durch Granatsplitter eingeschlagen), einer weniger schwer (Backe zerrissen), ein Leichtverwundeter (Kugelschuß durch die Hand). Als ich Krankenträger für die Verwundeten holte, krepierte dicht neben uns auch eine Granate, bespritzte uns aber nur mit Steinen. Das Artillerie-Feuer dauerte mit kurzen Pausen noch stundenlang; J. sagte, es sei die schwerste Beschießung, die er seit Anfang des Krieges durchgemacht habe. Ich werde trotzdem das fade Gefühl nicht los, daß diese fortwährenden Kleckergefechte keinen rechten strategischen Zweck haben, blos chikanöse Belästigungen des Feindes sind, vielleicht sogar nur dem banalen Bedürfnis entspringen, sich unter dem Druck der Langenweile auf Deibel-komm-raus zu betäterätätigen. Unter dem heitern Himmelsgewölbe wirkte das blödsinnige Geballer fast lächerlich; wir lasen uns schließlich in dem Erdloch, in das wir uns verkrochen hatten, Soldatenschnurren aus einem

Zeitungsblatt vor, und Musketier H. sang mit seiner netten Stimme nach einer eignen Melodie das Chamisso'sche Lied „Ich träum als Kind mich zurücke". Um 5 wieder wildes Gewehrgeknatter von drüben, das wir nicht erwiderten; dann bis 1/2 7 verstärkter Granatenhagel. Noch einige Verwundungen. Die Gewehrkugeln surrten wie Bienen über uns hin und klatschten wie Knallerbsen an die Brustwehren; aber zwischen dem Gebautze der Sprenggeschosse nahm sich das wirklich blos spaßhaft aus. Mir war das Unangenehmste dabei der infernalische Geruch der Explosionsgase; das Gekrache berührt mich nicht innerlich. Um 7 schlichen wir in der Dunkelheit halbzugsweise zur Feldküche. Nachher mußten wir aus unserm Graben in den des 2. und 3. Zuges aufrücken, um die Postenlinie für den Fall eines nächtlichen Angriffes zu verstärken. Die Franzosen hatten, wie wir von Gefangenen hörten, mit 2 1/2 Kompanieen angegriffen; der Rest des Angriffsbatallions ist durch das Sperrfeuer unsrer Artillerie am Nachrücken verhindert worden. Sie sollen noch ein Reserve-Regiment bei Vic-sur-Aisne zusammengezogen haben, sind dadurch jetzt stärker als unser Truppenteil.

13. November. Sternklare Nacht, empfindlich kühl. Wir lagen zu dritt in einem Kalksteinloch, in dem sonst höchstens zwei liegen können, wie die Sardinen in der Blechdose; Gepäck und Waffen außerhalb des Loches. Decken konnten wir bei der Enge nicht auspacken, konnten uns tatsächlich kaum bewegen; aber die dichte Zusammenstauung machte die Kälte erträglicher. Angriff erfolgte nicht. Nur um 4 ein paar Salven von drüben, wahrscheinlich auf unsre Kaffeeholer; denn die beiderseitigen Schützengräben laufen hier stellenweise so nahe, daß man ziemlich genau beobachten kann, was auf der Gegenseite gemacht wird. Auch gegen 6 bei der Rückkehr unsrer Leute wieder Gewehrschüsse von drüben; dabei wurde ein Mann bei uns getötet (Kopfschuß). Nachher wurde durch Auszählung festgestellt, daß die gestrigen Verluste unserer Kompanie größer waren, als wir wußten:

5 Tote, 17 Verwundete. Noch mehr bei der dritten Kompanie: 15 Tote und 30—40 Verwundete (die Angaben schwanken). Der Feind allerdings hat eingebüßt: etwa 30 Gefangene (vom Territorial-Regiment 60) und nach deren Aussage mehr als 200 Tote und ebensoviel Verwundete. Auch ein Maschinengewehr, das der Angreifer in den Graben der 3. Kompanie mitgebracht hatte, ist in unsre Hand gefallen. Ein gefangener Student, der deutsch spricht, erzählte, das französische Heer leide Not und sei kampfunlustig, werde aber von oben herab mit allen Zwangsmitteln angetrieben, einen Durchbruch zu versuchen; freilich kann man dabei nie wissen, wieweit die Gefangenen uns zu Munde reden. Der Feind blieb den ganzen Tag über ziemlich ruhig; nur vereinzelte Granaten und Vorpostenschüsse, die bei uns keinen Schaden taten. Aber das Wetter wird unangenehm; regnerisch, windig, rauh. Meine Zehen sind wie erstarrt. Wir arbeiten mit Spitzhacken, Schaufeln und Spaten, um die Schanzgräben und Lagerlöcher in dem steinigen Erdreich zu vertiefen; davon wird man aber nicht warm, weil feuchter Thonmergel drüber liegt bis zu dreiviertel Mannshöhe. Immerhin habe ich jetzt mit J. ein Loch hergerichtet, in dem wir nachts nicht frieren werden, wenn wir uns in Decken und Mäntel wickeln; es ist grade geräumig genug, daß wir Zwei mit unsern Sachen drin liegen können, wenn wir in derselben Körperkrümmung schlafen. Und 4 Stunden liegen wir jeder allein, da wir uns (mit A.) in der Beaufsichtigung der Wachtposten ablösen; ich habe heute die Wache von 11—3. Gegen Abend ging ich mit A. an die Ecke des Bose-Wäldchens, wo unser Graben in den der 3. Kompanie überspringt (noch nicht ausgehoben, erst traciert). Von dort konnten wir genau unser gestriges Schußfeld nach rückwärts überblicken und erfuhren nun bei den Nachbarposten, wie rechtzeitig wir eingegriffen hatten. Ein Zug Franzosen hatte tatsächlich schon den Graben der 3. Kompanie besetzt, und diese hatte einen Teil unsers 3. Zuges (Ltnt. v. W—m) schon mit zur Flucht durch das Wäldchen fortgerissen, als wir (Zug 1) und die 6. Kompanie von den hinteren

Gräben her auf den nachstürmenden Feind loslegten. Und unser 2. Zug (Feldwebel G.) hat das Verdienst, die Verwirrung des 3. beruhigt zu haben. Die Franzosen brachen unter unsern Salven zusammen wie Hasen auf der Kesseljagd. Noch heute liegen ihre Toten bis auf 20 Meter Nähe vor unsern Gräben. Die 3. Kompanie hat bis jetzt nur die nächsten wegschaffen können, weil man tagsüber nicht sicher ist vor den feindlichen Kugeln; der Franzmann hält noch immer den Rand des gegenüberliegenden Gehölzes besetzt, an einer Stelle nur etwa 60 Meter entfernt. Wir wollen versuchen, die Leichen nach und nach bei Nacht zu holen und zu begraben, damit sie nicht die Luft verpesten. Als wir das besprachen, fiel mir ein, daß ich während des gestrigen Gefechtes eine fort und fort qualmende Flamme bei den Gefallenen drüben flackern sah; die Leute der 3. Kompanie erklärten mir nun, eine unsrer Granaten habe den Tornister und die Kleidungsstücke eines Schwerverwundeten in Brand gesteckt. Schauerlich, so gebraten zu werden. Der Anblick der Totenwiese aber war mir nicht im geringsten grausig; sie lagen in ihren schwarzen Mänteln unter dem grauen Himmel so friedlich, als wären sie eingeschlafen im Grase. Unsre Toten haben wir heute Abend in dem kleinen Gehölz bestattet.

14. November. Wechselndes Wetter; manchmal eine Stunde sternhell oder bei Tage blaugelappt, dann wieder stundenlang Regen. Nachts, als ich die Gräben abging, schwappte der Boden von Mergelschlamm. Unsre Mannschaften, soweit sie nicht wachen mußten, lagen mit dem halben Körper in Wasserpfützen, da noch kein einziger Unterstand fertig ausgeschachtet ist. Unsre Mäntel, Stiefel und Hosen starren von Lehm. Morgens trocknete alles ziemlich schnell, da die Sonne schien und Wind blies; aber Reinigung der Sachen ist zwecklos, da der nächste Guß die Schmutzkruste gleich wieder aufschmiert, wenn wir uns in den engen Gräben aneinander vorbeidrücken. Und allzu breit dürfen wir sie

nicht machen, weil sonst die Gefahr des Granaten-Einschlags zunimmt. Übrigens gab's bis Mittag wenig Störung; nur einige Patrouillen- und Vorposten-Schüsse, alle halbe Stunde mal ein Sprenggeschoß, und gegen 3 Uhr nachts ratterte ein französisches Maschinengewehr 5 Minuten lang wie verrückt drauf los. Besonders das vereinzelte Kanonengeballer würde mir gänzlich zwecklos scheinen, wenn nicht zu vermuten wäre, daß es Signalschüsse sind, mit denen die feindliche Artillerie sich über Stellungswechsel verständigt; denn nachts stiegen am Horizont mehrmals auch Leuchtkugel-Signale, und vormittags beobachteten wir beträchtliche Truppenverschiebungen an der Aisne. Möglich also, daß der Gegner an günstigerer Stelle den Durchbruchsversuch wiederholen will. Wir arbeiten angestrengt an der Vertiefung der Gräben und dem Ausbau der Brustwehren; auch haben wir rechts und links Maschinengewehre, und unsre Artillerie ist benachrichtigt. Aber der Kampf mit dem Dreck kommt uns schlimmer vor, als der mit dem Feind.

Sonntag, 15. November. Das Wetter scheint sich mit dem nahenden Neumond ändern zu wollen. Sternhelle Frostnacht, erster Reif. Ich hatte die Wache von 3—7; der Große Wagen und der Orion standen herrlich klar in gleicher Höhe, und mein geliebter Sirius funkelte wahrhaft kriegswütig. Gegen 6 sah einer unsrer Posten eine französische Patrouille von 3 Mann in etwa 80 Meter Entfernung durch das Zuckerrübenfeld schleichen; es war aber noch nicht hell genug, um sie sicher aufs Korn zu nehmen, oder wir hätten Salven feuern müssen, und das würde unsre Truppen unnütz beunruhigt haben. Ich rief also über die Grabenböschung: „demi-tour, messieurs" — da schoben sie ab. Dann keinerlei Störung den ganzen Tag. Gegen 10 fiel der erste Schnee, ging aber bald wieder in Regen über. Unser neuer Kompanieführer v. W—w erzählte mir, daß für das glückliche Gefecht vom 12. d. M. eiserne Kreuze an die 3. Kompanie verteilt werden sollen. Wenn das nicht blos „Latrinen-

parole" ist, wär's eine arge Ungerechtigkeit*). Die 3. Kompanie hat zwar zufällig die Gefangenen eingeheimst; aber daß sie das konnte, war u n s e r Verdienst, weil wir und die 6. Kompanie den Angriff durch unsre Salven brachen. Die 3. Kompanie war ja schon zur Hälfte aus ihrem rechten Grabenflügel gewichen, als wir auf dem Platz erschienen, und es war kein besonderes Heldenstück, daß sie nach unserm Eingriff rasch umkehrte und die in dem Graben verkrochenen und zum Teil verwundeten Überbleibsel des zurückgeschlagenen Feindes festnahm. Statt einer Anerkennung hat Ltnt. v. W—w gar einen Wischer eingeheimst, weil unser 3. Zug (Ltnt. v. W—m) mit ins Wanken geraten war. Wäre Manitius noch hier, würde er unsre Kompanie sicher sofort beim Bataillonsstab gerechtfertigt haben; der junge W—w, ein sehr pflichttreuer Offizier, glaubte in übertriebner Gewissenhaftigkeit den „Anschiß" schweigend einstecken zu müssen, der allein dem Führer des 3. Zuges mit einigem Recht gebührt hätte, obgleich die Verwirrung entschuldbar war. Leider wird Manitius länger wegbleiben, als es anfangs den Anschein hatte; heute erhielt ich Nachricht von ihm, daß ihn die Ärzte nach Hause geschickt haben, auf mindestens 6 Wochen Erholung. Aber es freut mich, daß er nun Weihnachten mit seiner jungen Frau feiern kann; möge ein Christkind daraus wachsen! —

16. N o v e m b e r. Trüb, feucht, aber mildere Luft; morgens um 9 tirilierten zwei Ackerlerchen. Nur vereinzelte Schüsse; besonders wenn wir bei unsrer Schaufelarbeit die Erde etwas zu hoch werfen, oder wenn wir uns mal den Spaß machen, einen Helm auf einem Gewehrlauf über die Brustwehr emporzustecken. Unser Schanzgraben ist jetzt so ausgebessert, daß der inspizierende Bataillonsstab ihn als musterhaft bezeichnete. In dem Bose-Wäldchen sollte (außer den beiden Maschinengewehren) noch ein Feldgeschütz aufgestellt werden, aber Ltnt. v. W—w hat es als unnötig und

*) Damals nahm man das E. K. noch ein bißchen ernst.

gefährlich nachgewiesen. Unsre Verschanzung ist ohnedies stark genug; wir würden uns nur beträchtlich mehr Artilleriefeuer auf den Pelz locken. Nachmittags wurde der Himmel hell; rings auf den Höhen zerschossene Gehöfte, verstümmelte Bäume, zerstampfte Äcker. Vor unserm Graben an der Biegung einer Chaussee steht im Felde ein hohes steinernes Kreuz; ein schräger Sonnenstrahl beglänzte das Friedenszeichen inmitten der verwüsteten Landschaft.

17. November. Sternklare Nacht, trockener Frost, Reif; um Mitternacht legte sich der Wind. Unsre Leute arbeiteten an einem neuen Verbindungsgraben zu den hinteren Gräben hin, damit wir schneller an den „Stern", eine Straßenkreuzung bei der Regimentshöhle, wo die Feldküche gewöhnlich auffährt, gelangen können. Der neue Laufgraben durchschneidet die erwähnte Chaussee, die auch unsern Schützengraben quert, und das Geräusch der Spitzhacken beim Aufbrechen des harten Schotters war in der stillen Nacht weithin hörbar. Die feindliche Artillerie hat einen sehr guten Beobachtungsposten, kennt natürlich auch den Lauf der Chaussee und funkte nun jede halbe Stunde ein paar Granaten oder Schrapnelle herüber. Anfangs gingen die Schüsse glücklich vorbei, nachher schlugen sie näher ein, und zwei Leute wurden leicht verwundet; ich ließ daher um $^1/_2 3$ das Schaufeln einstellen. Zwei Schrapnellkugeln klatschten dicht neben mir und einem Wachtposten in die Grabenwand; am Morgen fand ich eine davon plattgeschlagen auf dem Boden. Als ich das kleine Ding in der Hand hielt, mußte ich unwillkürlich bei dem Gedanken lächeln, welche ungeheure Masse Munition jetzt tötenshalber verpulvert wird und wie gering verhältnismäßig der tatsächliche Erfolg ist. Dieser Verstoß der modernen Technik gegen ihr vielgepriesenes Prinzip vom geringsten Kraftaufwand kam mir schlechterdings kindisch vor; oder richtiger greisenhaft. Die gleiche Menschenmasse mit Knüppeln und Steinen bewaffnet, würde bei gleichem Kraftaufwand sicher hundertmal schneller „arbeiten" und

wahrscheinlich hunderttausendmal wirksamer; der Krieg wäre dann in längstens 4 Wochen entschieden. Aber die Herren Direktoren der Menschheit kommen sich selber schon so entkräftet vor, daß der „Nervenchoc" alles machen soll. O herrlich sonniger Wintertag, wir haben dich damit gefeiert, daß wir in ein neues Erdloch umsiedelten, wo wir im Halbdunkel wie die Urmenschen hausen, um uns vor den donnerähnlichen Blähungen des Menschengeistes ein klein bißchen sicherer zu fühlen als im — Freien. Die neue Bude („Ratskeller" von uns getauft) hat ungefähr denselben Charakter des Kampfes mit den Naturgewalten wie eine sehr primitive Alpenhütte, nur daß man dort mitten im Himmel horstet, und daß der Donner des Gewitters und der Lawinen und Wasserstürze die Seele doch göttlicher erschüttert als das unmenschlichste menschliche Schlachtgetose. Herr, erkläre mir Deine Rätsel! —

18. November. Klarer Frost, Neumond; Sternhimmel im höchsten Glanz. Und kein Schuß fiel vor unsrer Stellung den ganzen Morgen über; nur vom Horizont her fernes Gedröhne. Und nachher den ganzen Tag ein milder hellblauer Sonnenhimmel, ohne das geringste Wölkchen, und vollkommen stille Luft. Ich nahm es als glückliches Geburtstags-Vorzeichen für mein kommendes Lebensjahr. Überwältigend reich hat mich das vergangne beschenkt, zu Anfang mit dem tatkräftigen Zusammenschluß meiner kleinen Gemeinde vor der „breiteren" Öffentlichkeit an meinem 50. Geburtstag, zu Ende mit der Einweihung in die Tatkraft unsers ganzen Volkes, in das Erwachen seines weltgeschichtlichen Willens, und dazwischen mit einem Herzensabenteuer, das mir die unermeßliche Liebeskraft meiner Lebensgefährtin offenbarte, der einzigen Menschenseele, die mir die Gotteswelt aufschließt. Ich bin stolz darauf, daß ich weiß, wer ich bin; aber in Demut bekenne ich mir, daß ich mich erst würdig erweisen muß, soviel Begnadung hinzunehmen. Ich bitte Gott um ein langes Leben, damit ich diese Dankschuld noch

teilweise abtragen kann, obgleich ich mich gern als Schuldner fühle. Sollte ich fallen im Krieg, wär's mir ein Zeichen, daß mein gottgewolltes Werk zwar getan ist, aber nicht so vollkommen, wie ich hoffte. Ich würde nicht murren im letzten Augenblick, ich würde nur staunen vor dem höchsten Wesen, das selbst die grausamste Enttäuschung noch durch ein Übermaß unverdienter Belohnung mildert. Zwischen all den Liebesgaben, die mir die Feldpost gestern und heute gebracht hat, hocke ich Mordskerl in meiner Räuberhöhle wie der verwunschene Drache des Märchens, der gern seine Schätze hingeben würde, wenn er wieder der gute Zaubrer sein dürfte, der er im Grund seines Herzens ist. Und so werden wohl Viele hier draußen hocken, grade die herzhaftesten Kerle unsers gutmütigen Volkes. Aber während ich das schreibe, pauken draußen wieder ein paar Granaten auf die hartgefrorene Erde, und man muß sich in den Weltwillen fügen, von dem man ein winziges Fünkchen ist.

19. November. Leichter Nebel, milder Frost. Nachts wieder viel Geknatter beim IV. Korps, aber weder volles Angriffsfeuer, noch scharf pointiertes Patrouillengeplänkel, blos planloses Drauflosgeknalle von den Schützengräben aus, wie das Gebelfer zwischen zwei Kettenhunden, die sich aufgeregt von weitem die Zähne zeigen, froh daß sie sich nicht zu beißen brauchen, bis es ihnen schließlich zu langweilig wird. Dieser blinde Lärm entwürdigt den Krieg. Ein erfreuliches Zeichen menschlicher Friedfertigkeit ist dagegen die Tatsache, daß heute Vormittag ein Unteroffizier von unsrer 5. Kompanie und ein französischer „Caporal" (Gefreiter), die sich vom Schützengraben aus (sie liegen dort nur 90 Meter von einander) als alte Bekannte erkannt hatten, mitten zwischen den Linien zusammenkamen, sich umarmten und dann gemütlich plauderten; währenddem sahen die Kameraden beiderseits über die Grabenböschung und winkten mit den Taschentüchern. Natürlich lief die Kunde davon im Handumdrehn durch die Nachbargräben und rief die tollsten Ge-

rüchte hervor: die Franzosen wollten heute Abend oder morgen früh zu uns überlaufen, es stehe Waffenstillstand bevor, Frankreich habe sich mit England verfeindet und wolle mit Deutschland ein Bündnis schließen u. dergl. m. Wir haben unsern Mannschaften eingeschärft, nächste Nacht besonders wachsam zu sein, damit der Feind nicht etwa unsre freundliche Stimmung ausnutzt, einige Überläufer vorschickt und einen Angriff hinterdrein. Die Truppe, die unsrer Kompanie gegenüberliegt, läßt nämlich keinerlei Friedensneigung merken. Einer ihrer Scharfschützen belustigte sich nachmittags damit, durch unsre Schießscharten der Reihe nach seine sichern Kugeln zu senden, die glücklicherweise niemand trafen, blos ein Gewehr beschädigten; und eine kleine Revolverkanone schickte zugleich ihre üblichen Grüße. Aber wir haben unsern Mannschaften strengstens befohlen, sich auf keine unnütze Schießerei einzulassen; infolgedessen stellt auch die Gegenseite ihre Kläfferversuche immer bald wieder ein. Auf unsern 3. Zug wurde gefeuert, als er die französischen Leichen beerdigte, die heute Nacht eingeholt worden sind. Das ist schon die dritte Einholung seit dem Gefecht vom 12. d. M.; vorgestern wurden 36 beerdigt, gestern 16, heute 19, und es liegen noch etwa 25 vor unserm Graben. So feierlich die Toten von weitem aussahen, in der Nähe sind manche grauenhaft, besonders die von Granaten zerrissenen, obgleich Fäulnis bei der Kälte nicht ausgebrochen war, nur daß sie schon entsetzlich rochen. Einigen hingen die Eingeweide wie verhaspelte Seile heraus; einem war der halbe Kopf weggefegt, sodaß nur die fletschenden Zähne und Kinnladen noch auf dem blutrünstigen Halsstumpf saßen. Aber sämtlich waren sie aufs allerbeste ausgerüstet, mit gutem Schuhwerk und warmer Winterkleidung, mit Eßwaaren, Chokolade und Cognac, viele auch noch mit Absynth; entweder also sind die Gerüchte über die Notlage des französischen Heeres blos Vorspiegelungen der Gefangenen, um uns in lässige Sicherheit zu wiegen, oder wir hatten zufällig eine neu eingekleidete Ersatztruppe vor uns (es waren fast lauter Landwehrleute, angeblich eben erst

aus Lyon gekommen). Wir werden auf das Grab einen Stein mit Inschrift setzen (ein Musketier meines Zuges ist Steinmetz): „Hier ruhen 19 tapfre Franzosen".

20. November. Klarer Frost, windstill. Trotzdem hat sich mein rechtes Auge entzündet, wohl durch irgend ein Steinsplitterchen. Da unsre Kompanie heute ohnehin in die Regimentshöhle gelegt wird, um die dritte Schutzspritzung gegen Typhus zu erhalten und sich einige Tage auszuruhen, ging ich etwas früher los und ließ mir im Sanitätsrevier den Eiter auswaschen. Als nachher die Kompanie ankam, war sie vom Gegner, der den Umzug bemerkt hatte, mit Schrapnells und Granaten beschossen worden; ein Mann verwundet. Es liegen zur Zeit 3 rastende Kompanieen in der Höhle, und sie würde nötigenfalls noch mehr fassen. Wir freuen uns alle auf ein paar wohlschlafende Nächte und auf die — Waschgelegenheit. Seit 10 Tagen keinen Tropfen Wasser auf der Haut gehabt und nicht aus den Stiefeln gekommen. Hemd konnte ich schon länger nicht wechseln, habe nur noch ein wollnes im Tornister. Man schickt uns aus allen möglichen Daheim-Kränzchen die erdenklichsten warmen Sachen, Ohrenwärmer, Kopfwärmer, Halswärmer, Kniewärmer, Pulswärmer, Busenwärmer, Magenwärmer, sodaß wir sie schon als Putzlappen zur Reinigung unsrer Waffen benutzen; aber ans Nötigste — Hemden und Unterhosen — denkt kein Mensch. Ich glaube, das hält man für unanständig.

Regimentshöhle bei Autrêches, 21. November. Starker Frost, aber in der großen Höhle merkt man so gut wie nichts davon. Schon in den vorderen Gängen ist die Luft so gemildert, daß ich mich völlig ausziehen und von Kopf bis zu Fuß abspülen konnte; unsre braven Burschen holten das Wasser vom Dorf herauf, was nicht ganz ungefährlich ist, da der Gegner es noch immer mit Granaten beschießt (offenbar weiß er, daß unser Regimentsstab dort liegt). Welcher Genuß, frische Wäsche anzuziehen, wenn

man richtig dreckig war; eine volle Stunde hab ich darauf verwendet. Und dann hatte ich den ganzen Vormittag zu tun, um all die nachträglichen Geburtstagspakete auszupacken, zu sortieren und den Überfluß an die Mannschaften zu verteilen. Welche Wonne, schenken zu können! Daß der Krieg das Wort „Liebesgabe" erfunden oder ihm doch eine neue Bedeutung beschert hat, einen schrankenlos opferfreudigen Sinn über alles persönliche Intresse hinaus: möchten wir's nie im Frieden vergessen! —

Sonntag, 22. November. Blauer Himmel, Lämmerwölkchen, milder Frost; und immerfort Kanonengeballer. In der Höhle merken wir freilich fast nichts davon, außer wenn mal ein Verwundeter kommt, und bald schimpfen bald spaßen wir über diesen Wauwau-Krieg. Wir mußten sehr lachen, als sich heute herausstellte, daß der letzte „Lauschposten", den wir nachts vom Schützengraben aus vorgeschickt hatten, zufällig aus einem schwerhörigen und einem kurzsichtigen Mann bestand, die sich immerfort gegenseitig fragten: „Du, hörst du was? Du, siehst du was?" Wahrscheinlich hätten wir ruhig schlafen können, auch wenn die Franzosen das gewußt hätten; kein Mensch hat mehr rechte Angriffslust, weder drüben noch hüben. Es gehen schon Prophezeihungen über das Ende des Krieges durchs Lager; Schäfer Ast hat den Frieden unwiderruflich auf den 4. Dezember angekündigt, und die berühmteste Pariser Kartenlegerin soll schon vor 2 Jahren gewahrsagt haben, im November werde ein alle Welt verblüffendes Kriegsereignis eintreten (das paßt ja einigermaßen auf unsern Bund mit den Türken) und der Dezember werde den Frieden bringen. Natürlich spotten wir über derlei Geträtsch, aber jeder glaubt doch ein bißchen daran, weil eben alle den Frieden wünschen. Auch die Engländer größtenteils, wie uns vorhin der Führer der 8. Kompanie, Leutnant v. Sch., früher aktiver Offizier, dann amerikanischer Regierungsagent, ein höchst gewitzter Globetrotter, aus eignen Beobachtungen erzählte (haust mit in

unsrer Höhlenkammer). Er war im Frühling d. J. mehrere Monate in England und ist bei Ausbruch des Krieges auch wieder über England von Amerika zurückgekommen, hat sich sehr funny durchgeschmuggelt. Er ist völlig amerikanisiert, seit 12 Jahren drüben, spricht geläufiger englisch als deutsch und hat sich als vermeintlicher Yankee alle möglichen Einblicke in den englischen cant verschafft, die sonst Deutschen nicht offen liegen. Nach seiner Darstellung ist die Regierung Britanniens im äußersten Grad unpopulär und hat den Weltkrieg hauptsächlich angezettelt, um sich aus der Verlegenheit des drohenden Bürgerkrieges zu ziehen (Ulstermänner, Sinnfeiner, Suffragetten). Allerdings, da der Krieg nun einmal erklärt sei, werde das konservative Phlegma des englischen Mittelstandes trotz aller liberalen Phrasen so lange wie möglich bei der Regierungsstange bleiben. Aber Sch. bestätigte meinen Einwurf, daß wir weder im Augenblick noch auf die Dauer Großes davon zu befürchten haben, daß die beste Fähigkeit Old-Englands, sein Unternehmungsgeist, immer mehr erlahmt, früher bereits in der Industrie, jetzt auch in der Politik; ein Volk, das der Wohlstand bequem gemacht hat und das nun dem Gesetz der Trägheit verfällt, zumal es von jeher dem Grundsatz huldigte, andre Völker für sich arbeiten zu lassen. Nach diesem ernsthaften Gespräch*) brauten wir einen lustigen Grogk aus einem undefinierbaren Kognak, und der amerikanische fun triumphierte. Sch. erzählte seine Überfahrt, hat sich frech als „naturalisierter Amerikaner" auf einem holländischen Dampfer nach England eingeschifft, machte in Plymouth den Dolmetscher zwischen spanischen Einwanderern und den Behörden, wollte dann einfach weitergondeln. Aber da wurde ihm bedeutet, er müsse erst den amerikanischen Bürgerbrief vorlegen, und da er den

*) Die gewaltigen Anstrengungen Englands im weiteren Verlauf des Krieges haben unsre Meinung nur scheinbar widerlegt; sie waren immer wieder nicht angestrengt genug im Verhältnis zu seinen Machtmitteln, und ohne die Hilfe Amerikas hätte die Entente uns nicht besiegt.

„nicht bei sich hatte", sollte er wählen: entweder zurück mit dem Schiff oder ins Gefangenenlager. Natürlich wählte er Zurückfahrt, hatte sich mit dem holländischen Kapitän schon verständigt, ihn heimlich nach Amsterdam zu bugsieren, und nach allerlei Kontroll-Abenteuern mit Torpedobooten usw. kam er dort auch glücklich an, dann schleunigst über die deutsche Grenze. Immer begleitet von seiner jungen Frau, einer wirklichen Amerikanerin, wodurch der fromme Betrug sehr erleichtert wurde; sie hat ihm dann, als er zur Front ging, ein Paar schwarz-weiß-rote Pulswärmer gestrickt. Der Abend schloß mit einer Witzkanonade. Einer fragte rein sachlich: wird Autrêches mit Accent circonflexe oder grave geschrieben? Darauf antwortete einer mit dem Bonmot: Von Hause aus mit Circonflexe; aber seit die Dächer kaputt geschossen sind, ist ein Grave daraus geworden. Darauf ein Dritter, überwitzig: Aber von uns aus gesehen, ists 'ne Aiguille. Dann setzte ich den Kalauer drauf: Seit wir sie neulich verdroschen haben, heißt's überhaupt nicht mehr Autrêches, sondern auf gut deutsch Audresch! Und dann riefen alle Au! und wir tranken aus und legten uns auf die Matratzen.

23. November. Immer noch strahlende Wintersonne. Über Nacht mußte unsre Kompanie auf Regimentsbefehl die Chausseekante vor der Höhle, wo die Feldküche immer steht, mit einer künstlichen Tannenreihe maskieren und an dem Laufgraben zur Latrine eine höhere Böschung aufwerfen, um die Ansammlungen unsrer Leute der feindlichen Beobachtung zu entziehen und gegen Artilleriefeuer zu decken. Der Befehl kam mir ziemlich spanisch vor. Wenn der Gegner die Situation wirklich in so scharfer Beobachtung hält, muß er doch sofort die Veränderung merken und wird dann erst recht hineinfunken. Hauptmann v. M. wandte mir ein, die Tannenmaske sei von drüben nicht wahrnehmbar, weil höheres Gehölz im Hintergrund stehe. Aber richtig: als ich nachmittags den Maler Bachmann, der hier auf Wunsch der Division eine Gelände-Skizze zu unserm neulichen

Gefecht aufgenommen hat, nach Autrêches hinunterbegleitete, legte die Kanonade los. Die Schrapnellkugeln prasselten wie Nüsse durch das Gehölz auf die Chaussee; ich mußte, als ich zurückkam, eine Zeitlang unter einem Felsvorsprung Deckung nehmen. Aber der Franzmann hat, scheint's, das Ziel zu weit geschätzt, beschoß nur den unteren Teil der Chaussee; dann würden unsre Mannschaften also doch gesichert essen und — verdauen können. Übrigens scheint man mit der Munition auch drüben sparsamer zu werden; heute fielen in den Schützengraben neben der Ferme Bomben einer alten Sorte, wie sie 1870/71 verwendet wurden. Und auch bei uns sind alte Feldgeschütze aufgefahren, weil wir noch reichlich Munition davon haben. Als unser jetziger Regimentskommandör, der liliencronsch prächtige Major M., heute seinen üblichen Abendbesuch machte und sein gleichfalls übliches Abschiedswort sagte: „also, meine Herren, passen Sie auf, ob die Nacht über nicht ein Angriff kommt" — mußte er selber darüber lachen. Wir hatten aber kaum gegessen, da ging das Geknautze wieder los, und nach 10 Minuten so heftiges Gewehrgeratter, daß wir uns gefechtsbereit machen mußten. Aber — um 9 konnten wir abschnallen.

Audignicourt, 24. November. Milder Frost, bedeckter Himmel; wird wohl Schnee geben. Meine Augenentzündung, die schon nachlassen wollte, ist in der dunstigen Höhlenluft schlimmer geworden. Die dortige Sanitätsstation hatte kein Mittel dagegen zur Hand, schickte mich drum nach Audignicourt zurück; ich sperrte mich zuerst dagegen, weil unsre Kompanie dieser Tage wieder in den Graben soll, aber Major M. gab mir strikten Befehl zum sofortigen Abmarsch. Ich konnte mir nun die Landschaft bei Tage besehn, die wir neulich im Dunkeln durchwatet hatten; eine weite, meist kahle Höhenfläche, schwerer Zuckerrüben- und Weizen-Boden, von alten Schützengräben durchzogen. Kurz vor der Ferme la Grange, wo unser Brigadestab haust, eine zerschossene einzelne Eiche, Musterbeispiel für die Spreng-

wucht der schweren Granaten; der pferdeleibstarke, kerngesunde Stamm durch einen einzigen Schuß gekappt, die mächtige Wipfelkrone liegt noch daneben. Mittags gegen 1 kam ich hier an, aber der Stabsarzt war ausgeritten und wurde erst gegen Abend zurückerwartet. Ich nahm daher Quartier bei unsern Verpflegungs-Feldwebeln, und wir tauschten Gastgeschenke; ich aus dem Riesenpacken Geburtstagsliebesgaben, den mein Putzer hinter mir hergeschleppt hatte. Abends eröffnete mir der Stabsarzt, daß eine gründliche Heilung hier gleichfalls unmöglich sei, da die starke Bindehaut-Eiterung schon den Augapfel angegriffen habe; er riet mir dringend auf einige Tage nach Le Mesnil ins Lazarett zu gehn, dort werde alles bald wieder in Ordnung sein. Auch unser Batallionsführer, den ich hier traf, und sein bisheriger Adjutant Leutnant v. T., der von morgen ab die Führung unsrer Kompanie übernimmt (W—w wird zur 6-ten versetzt), gaben mir zu verstehn, daß es falscher Ehrgeiz sein würde, wenn ich den guten Rat nicht befolgte; solange man nicht vollkommen gesund sei, sei man auch nicht vollkommen leistungsfähig. Im Grunde gehorchte ich nicht ungern; wenn ich mich schon zurückziehn muß, dann lieber in ein nettes Quartier, als hier auf dem Stroh bei den Feldwebeln hausen. Es sind zwar ganz gemütliche Leute, aber es ist mir doch etwas peinlich, immerfort mitansehn zu müssen, wie sie fünfe grade sein lassen. Bezeichnend für die Wertschätzung, mit der sie ihren eigenen Stand bedenken, ist folgender Vorfall. Dem Leutnant v. W—w wurde neulich des Nachts in der Höhle der Mantelsack aufgeschnitten und eine Flasche Kognak daraus gestohlen, die ihm am Abend ein Verpflegungs-Unteroffizier als Batallions-Lieferung gebracht hatte. Als ich vorhin mit den Feldwebeln darüber sprach, sagte der eine ganz naiv: „Von den Mannschaften war das keiner, die haben zu solcher Klauerei nicht die Traute" — und die andern lachten verschmitzt. Also das sind nicht grade die passendsten Kameraden. Außerdem treffe ich in Le Mesnil unsern Leutnant J. wieder, dem die Grabenhockerei (ähnlich

wie Manitius, wenn auch nicht im selben Grad) so auf die Nerven geschlagen ist, daß er sich gleichfalls zur Erholung ins Lazarett begeben mußte.

Le Mesnil, 25. November. Es schneit, aber leider taut es auch. Von unsrer warmen Kaminstube aus ist uns das Wetter freilich einerlei, aber wie wird der Matsch uns im Schützengraben bekommen! Ich hause mit J. und einem Unterarzt Dr. K. zusammen; jeder hat ein richtiges Bett, und wir können uns ausziehn und waschen. Die Mahlzeiten nehmen wir im Quartier des Stabsarztes Dr. G. mit den andern Ärzten und erholungsbedürftigen Offizieren. Einer darunter, ein Hauptmann K., hatte einen Schuß grad aufs Herz gekrigt, der ihm aber nur einen blauen Fleck und große Beule geschlagen hat; es kommt mir ganz natürlich vor, daß die Kugel von ihm abgeprallt ist, so stählern geschmeidig sieht das Kerlchen aus. Dann ist da noch ein echt schneidiger und mutterwitziger Ober-Apotheker, der hat gestern in einem Bauernkeller ein vergrabenes Waffenlager und 8000 Francs in Gold aufgestöbert; das Gold hat unser Militärfiskus natürlich mit Beschlag belegt und ersetzt es den Bauern durch französische Banknoten. Der Stabsarzt selbst ist ein urgemütlicher Gastfreund, wahrscheinlich alter Corpsstudent, der aus uns allen die beste Laune herauszuholen versteht, sodaß die Mißstimmung über den flauen Schanzkrieg, die natürlich immer der erste Gesprächsgegenstand ist, sich nicht gar zu fühlbar macht. Dazu das vollkommen unversehrte und nett möblierte Eßzimmer der wohlhabenden Bauernfamilie, die in gutem Einvernehmen mit uns „Barbaren" lebt, allerdings zur Zeit in der Küche vorlieb nehmen muß. Als wir ihnen zum Mittagessen ein paar Gläser Bier kredenzten und ich scherzhaft dazu bemerkte: „la bonne soupe française et la bonne bière allemande, n'est-ce pas une belle alliance?" lachten sie mit vollen Backen. Und die bildschöne schwarzhaarige Tochter läßt sich von einem unsrer Ärzte, einem flotten Rheinländer, recht con amore karessieren.

Dröhnte nicht hin und wieder von draußen ein Schuß unsrer schweren Artillerie, die bei Audignicourt (15 Minuten von hier) neuerdings Stellung genommen hat, wir säßen da wie friedliche Gutsbesitzer; und käme es blos aufs Essen an, hätten wir's besser als zu Hause. Beim Abendbrot sagte ich unwillkürlich: „jetzt fehlt blos noch, daß die Hausfrau ins Zimmer tritt" — da lachten alle so laut heraus, daß die ausgestopfte Eule über dem Speiseschrank wackelte. Nachher packte ich wieder Geburtstagspakete aus; ein ganzer Sack voll war in Audignicourt angekommen, sodaß J., der die Post abholte, einen Musketier zum Schleppen nehmen mußte. Selbst hier im Santiätsquartier, wo sich Gutes in Hülle und Fülle aufstaut, war man „baff" über all die Leckerbissen. Fast schäme ich mich des Schlaraffenlebens, wenn ich mir vorstelle, wie zuhause gespart wird, obgleich wir uns die Erholungstage durch die verflossenen Wochen redlich verdient haben. Schon allein daß man die zur Verdauung nötige Kniebeuge im Freien vollziehen kann, ohne in jedem Augenblick eine Kugel oder Granatsplitter ins nackte Fleisch zu gewärtigen, ist eine unbeschreibliche Wohltat.

26. November. Neblig, mild. Die ärztliche Behandlung meiner Augen besteht nur in zweimaliger Einspritzung täglich (Zincum sulphuricum und Cocain). Trotzdem komme ich kaum dazu, meine Dankschreiberei zu erledigen, auf die soviel liebe Seelen zuhause warten; man ißt und trinkt in einem fort und erzählt sich Kriegsgeschichten, als ob man nur zum Zeitvertreib lebte. Heute Mittag gab's deutschen Sekt zur Feier einiger Eisernen Kreuze, die sich das brave Sanitätskorps erworben hat. Ich glaube, nach dem Ende des Krieges wird es keine Charge geben, die nicht mit dem schwarz-weißen Ehrenzeichen geschmückt ist; wieviel Selbstüberschätzung wird dadurch gezüchtet! Andrerseits freilich auch wieviel Selbstvertrauen der wirklich tüchtigen Durchschnittskräfte. Zum Beispiel unser umsichtiger J. trägt sich jetzt schon mit allerlei Gedanken über Ausdehnung seines

Geschäftsbetriebes oder Aufsuchung eines neuen Unternehmungsgebietes. Wer will im voraus entscheiden, inwieweit Selbstgefühl anmaßend ist oder angemessen, und ob man es anfeuern oder dämpfen soll, damit es sich werkdienlich ins Gemeinwesen füge? Schließlich hat jeder sein bestimmtes Maß Tatkraft im Leibe, das sich vielleicht unterbinden läßt, aber sicherlich nicht steigern; und von unsrer Selbstbestimmung hängt nur das Eine ab, ob wir unsre Tatkraft gut oder schlimm verwenden. Ja, selbst das liegt nicht ganz in unsrer Hand; wir halten Mord und Totschlag für ziemlich schlimme Taten, und doch verüben wir sie jetzt massenhaft, weil uns ein Übermächtiges dazu zwingt. Ähnlich, wie mancher Wahnsinnige weiß, daß seine Handlungen närrisch sind; aber vernünftig wird er drum doch nicht.

Blérancourt, 7. November. Wieder blauer Himmel. Gestern Nachmittag, als ich mich eben von der Schlemmerei französisch gedrückt hatte, um endlich meine Korrespondenz abzuleisten, erscheint Generaloberarzt Gr. in meiner Kabuse, den ich neulich beim Divisionsstab kennen lernte. Er lud mich ein, gleich wieder mitzukommen; Excellenz v. Kl. werde sich freuen, und meine Augen könne ich ebenso gut im Divisionsquartier behandeln lassen. Damit packte er mich in sein Auto und setzte mich hier (der Stab ist inzwischen vom Schlößchen Vassens nach Blérancourt übergesiedelt, weil es dort zuviel Knallbonbons gab) zu neuen Schlemmereien ab. Ich bekam in dem stattlichen Haus (gehört einem geflüchteten Justizrat) ein großes Zimmer für mich allein, mit einem wahrhaft olympischen Bett, das die „gute Fee von Blérancourt", Madame Fallery, mütterlicherseits eine Elsässerin, die Herz und Hand und auch Mund auf dem rechten Fleck hat und hier zwischen Deutschen und Franzosen vermittelt, frisch für „den Dichter" bezogen hatte. Zum ersten Mal seit 6 Wochen wieder ohne Unterkleider zu schlafen, welche paradiesische Wonne! Und wenn ich dran denke, daß unsre Mannschaften ein noch ärgeres Hundeleben führen und

wahrscheinlich noch viele Monate, vielleicht sogar Jahre lang aushalten müssen, dann kniet meine Seele vor jedem Muschkoten, der nach dreckiger Wäsche riecht*). Ich habe der gütigen Mme. Fallery heute Vormittag zum Dank eine Tafel Schoklade gebracht und ihr auf das Umschlagpapier (sie versteht und spricht auch deutsch) ein paar schmeichelhafte Reime geschrieben. Sie wurde ganz rot vor Freude und Stolz und gab mir weinend beide Hände. Die unwillkürliche Verehrung, die diese französische Frau aus dem Mittelstand dem „grand poète allemand" entgegenbrachte: bei wie wenig Menschen, selbst hochgebildeten, habe ich sie in Deutschland gefunden, so frei von allem Bildungsdünkel! — Nachmittags ließ mich der Generaloberarzt nach der Etappenstadt Chauny hinüberfahren, damit ich mir einen Backenzahn, der mich während der letzten Tage geplagt hatte, im Hauptlazarett plombieren lassen könnte; der dortige Zahnarzt, ein Bärenkerl mit Sammetpfoten, besorgte das auch im Handumdrehn. Unterwegs besah ich mit meinen Begleitern (einem Stabsarzt und einem Jesuiten, der sowohl Kaplan wie physikalischer Professor ist) das Schloß Coucy, eine berühmte alte Ruine, die landbeherrschend auf einem Höhenkamm liegt. Von oben Aussicht über das ganze Gebiet der Schützengräben bis jenseits der Aisne. Ein kolossaler Burgbau frühgotischen Stils, viereckig mit riesigem Rundturm an jeder Ecke, und in der Mitte der Hinterfront noch ein Rundturm, fast doppelt so groß als die Ecktürme (55 Meter hoch). Er enthielt vor Zeiten den Kapitelsaal, einen mächtig hohen Kuppelraum von drei wuchtig gegliederten Stockwerken, mit wundervollem Raumgefühl durch schlanke Spitzbogen-Nischen emporgesteigert; man muß unwillkürlich an die Gralsburg denken. In der Wandmauer führt eine Wendeltreppe von 230 Stufen zur Zinne hinauf, und man erhält einen Begriff von der Mächtigkeit dieses Kalk-

*) Nie kann Deutschlands Herrenkaste dem einfachen Volk genug vergelten, was es für sie erduldet hat. Eine ewige Schande für die preußische Oberschicht, daß sie nicht soviel Edelmut aufbringen konnte, der Unterschicht aus freien Stücken das gleiche Wahlrecht einzuräumen.

steinkolosses, wenn man bei den Schießscharten des obersten Stockwerkes sieht, daß der Querschnitt der äußeren Rundmauer noch ungefähr 2 Meter dick ist; unten natürlich verhältnismäßig dicker und an der Stelle, wo Innen- und Außenmauer als Tragpfeiler zusammenstoßen, mindestens von der doppelten Dicke*). Etwa ebenso dick sind die Mauern des viereckigen Burghofes; dahinter noch ein geräumiger Park mit meterdicker Umfassungsmauer, einst wohl Ackerland für die Burginsassen. Welche ungeheure Masse behauenen Steins, also menschlicher Arbeit, der Bau einst enthielt, geht am deutlichsten daraus hervor: im Lauf der Zeit hat die Landbevölkerung die Ruine als Steinbruch benutzt und hinter dem Park eine ganze Kleinstadt aus den Trümmerblöcken gebaut, ohne daß den Mauern und Türmen viel von dem Abbruch anzumerken ist; nur die Nebengebäude des Burghofes scheint man dazu benutzt zu haben. Das gesamte Gepräge der welligen Landschaft legt den Vergleich mit Thüringen und der Wartburg nahe; nur ist bei uns Gelände wie Gebäude bis in die neuste Zeit hinein weitergepflegt und ausgestaltet worden, sodaß wir uns dort selbst noch ein wenig als Erben ritterlicher Tatkraft fühlen, während hier alles von der schwermütigen Schönheit des Verfalles umwittert ist, auch die umliegenden Ortschaften, trotzdem der Krieg sie wenig berührt hat. Sogar die Natur zeigt diese Miene der widerstandslosen Selbstzernagung; die unzähligen Schmarotzerwülste der Misteln, die jetzt in den kahlen Pappeln zum Vorschein kommen, schwarzgrau abstechend vom abendgelben Himmel, sind bezeichnend für die ganze Gegend. Was

---

*) Leider mußte später auch dieser Turm, als vorzügliche Artillerie-Beobachtungsstelle, bei unserm „planmäßigen Rückzug" gesprengt werden. Aber der stolze Wappenspruch des längst ausgestorbenen Herrengeschlechtes, das diesen Riesenbau in die Welt setzte, wird trotzdem fortbestehen:

> Ni roy ni duc
> ni prince ni marquis,
> je suis le Sieur de Coucy.

mögen die stillen Kleinstädter für Augen gemacht hab en, als unser gewaltiger Verpflegungsbetrieb hier plötzlich überall einsetzte. Als ich aus dem Burgpark trat, kam ich grade dazu, wie unsre Soldaten kurzerhand das alte Stadttor wegräumten, weil es zu eng für den starken Verkehr ist. An Schönheit darf man da freilich nicht denken; aber Kraft, Kraft, Kraft haben wir, die ruhige Kraft, die Ordnung schafft, und das ist die Vorstufe neuer Schönheit. Die besseren Einwohner scheinen das auch zu merken; der Maire des Örtchens begegnete uns und legte die Hand mit solcher Achtung und solcher Straffheit an den Hut, als wäre er preußischer Soldat gewesen.

28. November. Grau, trüb. Meine Augenentzündung ist in der reinlichen Umgebung rasch zurückgegangen, fast schon geheilt; und da ich die Zink-Einträufelung ebenso gut im Schützengraben besorgen kann und die Gastfreundlichkeit der Division nicht übermäßig auskosten möchte, verabschiedete ich mich. Man machte Einwendungen, ich blieb aber fest; und der Erfolg war, daß der Stabsmajor W. mich gleich wieder auf den 4. Dezember einlud, zum Geburtstag der Excellenz. Das war so liebenswürdig, so garnicht befehlshaberisch, daß ich gerne zusagte. Beim Frühstück kam die Excellenz auf den Gedanken, die Schützengräben zu besichtigen, und bot mir das Auto zur Mitfahrt an. In Le Mesnil machten wir Halt, um meinen Tornister und den Riesensack mit Postpaketen abzuholen, und um 10 war ich wieder in Autrèches, besuchte zuerst noch Leutnant v. Sch. in seiner merkwürdigen Trichterhöhle, bewunderte seine Blumenvase, eine Schrapnellhülse mit Christrosenblüten aus dem Gartenrest der Ferme, tauschte Gastgeschenke aus und zog dann wieder in unsern Graben, immer meinen Packträger hinter mir. Meine Leute begrüßten mich und den Riesensack mit ungeheuchelter Freude; umso freudiger, als sich schon die Latrinenfabel verbreitet hatte, ich sei nach Altona heimgereist. Auch unser neuer Kompanieführer Ltnt. v. T., der inzwischen

den Graben noch besser hat ausbauen lassen, beehrte den Sack mit seiner Huld, setzte mir aber dann gestrengstens (er will straffere Zucht durchsetzen, und das tut in mancher Hinsicht recht not) die neue Diensteinrichtung auseinander. Danach bin ich stellvertretender Zugführer (statt vorher Halbzugführer) und das läuft auf 6-stündigen Dienstwechsel hinaus (statt vorher nur 4-stündigen) und auf gesteigerte Überwachung der Schanzarbeiten. Ich durfte wieder den Unterstand beziehen, den ich mit J. angelegt hatte, und den ich jetzt mit A. und noch einem Vicefeldwebel teile. Während ich noch beim Auspacken war, machte mir Leutnant v. W—w Besuch, war zufällig grade herübergekommen von seiner jetzigen Kompanie. Kaum hatte er meine Hütte verlassen, begannen (1/24) die Willkommgrüße von drüben. Die feindliche Artillerie hatte sich in den letzten Tagen, wohl infolge der verstärkten Schanzarbeit, auf unsern Graben eingeschossen, und nun klatschten ein paar Volltreffer grade in meinen Zug hinein. Fast die ganze erste Gruppe wurde getroffen: 2 Tote, 6 Verwundete, und unter den Schwerverwundeten auch unser lieber Gast W—w (Knie, Schulter und Gesicht zerschlagen). Zwei Granaten schlugen in die Böschung dicht vor meinem Unterstand, bespritzten mich aber nur mit Schutt. Unsre Geschütze erwiderten bald und setzten in den jenseitigen Graben gleichfalls einige Volltreffer. Schauerlich, diese zwecklose Mordsknallerei, durch die auf keiner von beiden Seiten auch nur ein Schrittchen gefördert wird; nichts als frivoler Kanoniersport.

Schützengraben bei Autrêches; Sonntag, 29. November. Trüb, rauh. Über Nacht sind die Stacheldrahtzäune vor unserm Graben vollständig fertig geworden, sodaß er nun gegen Infanterie-Angriffe als ziemlich gesichert gelten kann. Umso hartnäckiger freilich schießt die Artillerie herüber, und die fixen Granaten der nahen Revolverkanone, vor denen man sich kaum decken kann, fegten heut Mittag wieder verschiedene Brustwehren weg. Ein Mann wurde in

seiner Kabuse verschüttet, und A. bekam ein paar Steinklumpen auf Rücken und Kopf; sie kamen aber beide mit dem Schreck davon. Das Vertiefen der Gräben wird fleißig fortgesetzt, und in der kommenden Woche sollen granatsichere Unterstände gebaut werden, einer für die Offiziere und je einer für die Mannschaftsgruppen. Nachmittags wieder Kanonade. Während die Erde rings um mein Hüttenloch vom Aufprall der Geschosse dröhnt, schreibe ich einen Trostbrief an die Braut eines am 12. d. Mts. gefallenen Kameraden, der uns allen durch sein ruhiges, treuherziges und handfestes Wesen ungewöhnlich lieb und wert war (Oberlehrer Dr. L.). Seltsam: trotz des heftigen Krachens glaube ich zwischen den einzelnen Schüssen, auch wenn sie rasch auf einander folgen, die Sonntagsstille singen zu hören.

30. November. Grau, windig, wolkig. Sonderbarer Sonnenaufgang; Kriegsmorgenröte. Über den schwarzen kahlen Bäumen violettgraue Wolkenrisse mit glühend kupferroten Rändern. Ich betrachtete den drohenden Himmel mit unserm jetzigen Zugführer B. und wir waren so ergriffen, daß mich der sonst sehr zurückhaltende Mann nachher in eine rührend intime Familiensache einweihte. Er erhielt am Tage unsers Einzugs in den hiesigen Schützengraben die Nachricht, daß ihm ein Söhnchen geboren sei, erstes Kind seiner jungen Gattin, und nun fand er am selben Tage in einer Hütte des Grabens ein Paket, das irgend ein räuberischer Soldat der vorigen Kompanie dort vergessen hatte und das ein Paar nagelneue lacklederne Kinderschuhchen und ein seidenes Babyhäubchen enthielt. Er will es seiner Frau zu Weihnachten schicken und bat mich um ein paar Verse dazu; natürlich erklärte ich mich bereit, im stillen lächelnd über die fortwährenden Anlässe zur Gelegenheitsdichterei, trotzdem ich mich eigentlich drauf gefreut hatte, im Krieg überhaupt nichts schreiben zu brauchen, außer diesem schrecklichen Tagebuch. Vormittags 10 und Nachmittags 3 wieder das übliche Bomben- und Granaten-Konzert, immer 30—40 Minuten lang,

jede Minute ein Schuß oder Doppelschuß, teils unsre Gräben teils das Dorf bestreichend. Dabei ist endlich (Nachm. 1/4 4) der zerlöcherte Kirchturm eingestürzt; mit solchem Gekrach, daß man's bis hier herauf hörte. Diese wahnsinnige Selbstzerstörung ist sinnbildlich für das ganze Schicksal Frankreichs.

1. Dezember. Grau, flau, gegen Abend regnerisch. Die Vormittagskanonade gleichfalls flau, Nachmittags wie gewöhnlich. Einige Brustwehren wurden zerschossen, und es stürzte eine Erdhütte ein, verschüttete zwei Leute; sie wurden aber nicht verletzt. Abends 8 kam Nachricht von Chevillecourt, wo unsre 1. Kompanie an das IV. Reserve-Korps stößt, die Franzosen hätten Verstärkung erhalten. Wir traten darauf in erhöhte Gefechtsbereitschaft; es erfolgte aber nichts. Komisch, daß die Kameraden, auch die „Herren Kameraden", nach solchen blinden Lärmschlägereien immer wieder vom nahen Frieden reden. Weil wir selber den Krieg satt haben, halten wir auch die Gegner für mürbe; und ihre Feldsoldaten sind es wohl auch. Aber zu Hause redet man andre Töne, da will man England „bis aufs Blut demütigen"; und drüben natürlich Deutschland dito. Kommt hinzu, daß weder wir verscheuklapptes Kriegsvolk allein, noch die verbockshornten Völker zu Hause über die Dauer des Krieges entscheiden, sondern vor allen übrigen Rädelsführern die Herren Diplomaten und Potentaten, die zwar den mannigfachsten Staaten, aber eigentlich keinem Volk angehören, eine international verschwägerte Sippschaft, die den herzverhärtenden Sport betreibt, das europäische Gleichgewicht auszufingern. Also die ganze Friedensfrage ist wie ein Kartenspiel zwischen drei Spielern, von denen der eine nicht sieht, der andre nicht hört und der dritte kein Tastgefühl mehr hat; kein Mensch kann wissen, wann und wie's endet, obgleich im Grunde jeder das Ende wünscht.

2. Dezember. Helle Vollmondnacht mit milchigen Wolken; Tag erst grau, dann blau und weiß. Morgens 7—8

ziemlich lebhaftes Wachtpostenfeuer von drüben, weil unsre Leute trotz unsrer Warnungen nicht vorsichtig genug bei der Schanzarbeit sind, teils aus Prahlhansigkeit, teils aus Gewöhnung an die Kleckerknallerei. Ein Mann wurde durch Querschlägerschuß in den Oberschenkel verwundet, und kaum hatten wir das für „bloßen Zufall" erklärt, bekam Leutnant v. T. einen Schuß in den Fuß; er war (gleichfalls zu renommistisch) auf dem völlig offnen Gelände hinter unserm Graben herumgestiebelt, um sich über die Anlegung von Flankierungsgräben zu orientieren. Seine Verwundung ist doppelt bedauernswert, weil sie schon wieder einen Wechsel in der Führung der Kompanie notwendig macht. Die Kanonade dauerte heute fast ununterbrochen bis Nachmittag, da sich auch unsre Geschütze ausnahmsweise ins Zeug legten, um einen vorgeschobenen Posten französischer Scharfschützen wegzuknallen. Einige Artillerieoffiziere legten Telephon durch unsern Graben, um die Abschußstellen der feindlichen Geschosse und die Einschlagstellen der unsern nach hinten zu melden. Ein Mann unsers Zuges wurde leicht verwundet (Granatsplitter an den Kopf). Abends 6 begann bei Chevillecourt (IV. Korps!) so heftiges Infanterie-Geknatter, daß unser neuer Kompanieführer Leutnant C. alles an die Gewehre treten ließ; es hörte sich in der Tat so an, als sei ein wilder Angriff im Gange, der zu uns übergreifen würde. Aber nach etwa einer Stunde konnten wir wieder mal wegtreten.

3. Dezember. Nachts abwechselnd mondhell und wolkig, Tags Sonne und Regen. Über Nacht wurde eine neue Revolverkanone hinter unserm Gehölz aufgefahren, um die des Feindes in Schach zu halten. Außerdem ließ um Mitternacht unsre schwere Artillerie 3 Schüsse auf die feindliche Scharfschützen-Feldwache los. Damit wir nicht beunruhigt würden, war uns das vorher angesagt worden; aber beim Durchsagen durch den Graben hatte man die Meldung dahin verdreht, daß um 3 Uhr 12 Schüsse (statt um 12 Uhr 3) fallen würden, und nun waren wir erst recht ver-

dutzt, als es plötzlich um Mitternacht ballerte. Diese Durchsagerei von Posten zu Posten, wenn die Gruppenführer sie nicht gehörig deichseln, kann die tollsten und lächerlichsten Meldungen hervorbringen, sobald irgend ein Dummkopf oder auch Spaßvogel ein paar Worte falsch weitergibt. Als typisch citieren wir immer einen Satz, der in voriger Woche bei uns ankam: „Hoffentlich futtert Feind im Rübenfeld" — die ursprüngliche Meldung hatte gelautet: „Vermutlich patrouilliert Feind im Rübenfeld." Wir ließen darauf zurücksagen: „Das Rübenfeld ist ein Kohlfeld". Manchmal entsteht der Unsinn auch dadurch, daß eine Nachricht zu weit durch die Gräben gegeben wird; z. B. sollten neulich in einer Kompanie die Uhren gleichmäßig gestellt werden, und der Führer ließ durchsagen: „es ist Punkt 6" — aber die Meldung wurde (wohl aus Ulk) durch die Nachbarkompanie weitergegeben und kam beim andern Flügel des Regiments an, als die Uhr ungefähr 8 war. Heute Nachmittag, wo wir endlich mal Ruhe vor der feindlichen Artillerie hatten, weil die unsre tüchtig hinüberfunkte, fing plötzlich wieder beim IV. Korps wildes Maschinengewehrfeuer an; ich war grade in meine Hütte gekrochen, und als ich in den Graben zurückging, um für alle Fälle auf dem Posten zu sein, kam mir die stramme Meldung entgegen: „Feldwebel Dehmel ist zur Ferme gegangen." Als ich dem Mann darauf erwiderte: „das war gewiß mein Doppelgänger" — lachte er und entschuldigte sich, es sei ihm wörtlich so durchgesagt worden. Ich stellte dann fest, daß mein Zugführer B. mir vom 2. Zug her hatte sagen lassen, er (B.) sei zur Ferme gegangen. In der Langenweile der Grabenhockerei wirkt dergleichen natürlich sehr spaßhaft; aber unter Umständen könnte solche Verballhornung doch verdammt ernste Folgen haben, z. B. während einer Patrouille. Ich habe veranlaßt, daß bei uns Meldungen über den Zug hinaus nur vom Zugführer selbst oder seinem Stellvertreter weitergegeben werden dürfen.

Blérancourt, 4. Dezember. Mild, sonnig, leicht bewölkt. Morgens (noch im Schützengraben) brachte die Post das erste Weihnachtszeichen: die Vorsteherin einer Mädchenschule in Diez a/d. Lahn schickte mir einen Tannenzweig mit Wachskerzchen und Blinkerfäden, den die Kinder für mich zurechtgemacht hatten. Vormittags holte mich General-Oberarzt Gr. mit Auto von Autrêches ab, zum Geburtstag von Excellenz v. Kl. Nach dem Ständchen, das Obermusikmeister Z. mit der vollen Kapelle der 31er darbrachte, gab es ein sehr animiertes Diner (die Fremdwörter waren heute erlaubt — die Excellenz sagte lachend: „man darf wieder deutsch sprechen" —) und da beide Söhne des Generals anwesend waren, der eine schon Hauptmann, der andre Leutnant, hatte die Feier etwas so Herzliches, daß man sich wie im Familienkreis fühlte. Nach allerlei Andeutungen, die Ltnt. v. T. mir in den letzten Tagen gemacht hatte, war ich eigentlich mit der Erwartung gekommen, man werde mich hier zum Leutnant befördern oder mir das E. K. verleihen. Es geschah aber nichts dergleichen, und ich kam mir in meinem abgenutzten, schanzgrabenschäbigen Feldwebelrock unter den glänzenden Stabsoffizieren ziemlich eckensteherisch vor; man gab mir aber trotzdem den gastlichen Ehrenplatz. Nachdem Major W. die Excellenz und ich den Reichsadler hatte hochleben lassen, verteilte Madame Fallery zum Nachtisch in elsässischer Tracht einen Korb voll Obst und sprach folgende Gelegenheitszeilen:

Vor dem ritterlichen Manne,
der in vielen Kämpfen stand,
steht in wunderlichem Banne
eine Frau aus Feindesland.

Dank und Glückwunsch will sie sagen;
ob man ihr wohl Glauben schenkt?
Aber dennoch will sie's wagen,
weil der Gegner edel denkt.

Dank: du übst mit starken Händen
auch im Kampf noch Menschlichkeit.
Glückwunsch: hilf das Schicksal wenden,
das die Völker zwingt zum Streit.

Und schließlich trug noch ein Leutnant B. eine sehr witzige und vorzüglich geformte (durchaus nicht dilettantische) Knittelreimschnurre auf das Leben und Treiben im Stabsquartier vor; und Maler Bachmann photographierte uns alle unter einer herrlichen Zeder im Garten. Wir saßen noch den ganzen Nachmittag (bis die Abendtafel wieder begann) bei Kaffee, Likören und Sekt zusammen. Mit dem Divisions-Adjutanten Major G. hatte ich eine lange Auseinandersetzung über die Heranbildung der Offiziere. Ich war geneigt, die Kadetten-Anstalten für die beste Vorschule zu halten, weil ich verschiedentlich beobachtet habe, daß der dortige Drill selbst Unbegabten die soldatisch leistungsfähige Haltung gibt, auf die sich die Oberlehrer unsrer Gymnasien oder Realgymnasien, wie sie nun mal im Durchschnitt sind, sicherlich nicht verstehen würden. G. gab das zu, wandte aber ein, dieser Vorteil sei gering anzuschlagen gegenüber den schweren Nachteilen des schematischen Internats für die Entwickelung der persönlichen Anlagen; diese werde dort nicht gefördert, sondern im Gegenteil unterbunden, und grade die fähigsten Zöglinge kämen zu kurz dabei. Er ist für allmähliche Abschaffung des Kadettensystems. Was gut sei am Drill, stamme nicht von dort, sondern liege überhaupt im militärischen Korpsgeist, könne außerdem in der Fähnrichszeit durch besondere Fachanstalten gefestigt werden. Aber in den früheren Jahren sei die abgesperrte Erziehung vom Übel; keine noch so sorgfältige Überwachung könne die Zucht des Elternhauses ersetzen, und die Hauptsache für den Offizier, der doch ein Volkserzieher sein soll, sei die persönliche Umgangsfähigkeit mit Leuten aus allen Klassen und Ständen, eine Art väterlich strenger oder brüderlich derber Mitmenschlichkeit, die in der Kadettenanstalt niemand erwerben könne, die dort vielmehr

zum Teufel gehe. Dieses soziale Moment scheint mir in der Tat für die ganze Frage ausschlaggebend, und ich stieß mit G. darauf an, daß es noch Elternhäuser genug im deutschen Vaterland geben möge, die solche Offiziere zu züchten verstehen, wie er selber einer ist; leider habe ich einigen Zweifel daran. Beim Abendbrot, das durch kriegsmäßige Schlichtheit (es gab nur kalten Aufschnitt, Tee und Bier) von dem reichlichen Mittagsmahl abstach, wurden wir plötzlich von Scherbengekrach überrascht: im Treppenhaus stürzte das Oberlicht ein, und die Glassplitter prasselten in den Flur herab, neben dem der Speisesaal liegt. Im ersten Augenblick dachten wir natürlich an eine Fliegerbombe, oder daß irgend ein tückischer Einwohner eine Handgranate aufs Dach geschleudert habe, denn die feindliche Artillerie hat bisher noch nicht in den Ort geschossen. Aber da keine Explosion erfolgt war, lachten wir bald über unsern Verdacht und stiegen hinauf, um den Schaden zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß eine Bodentür durch den starken Wind aufgegangen war, und wahrscheinlich hat der kalte Luftdruck die Glasscheiben aus dem durch die Heizung des Hauses verbogenen Holzrahmen herausgesprengt. Wenn das Sprichwort wahr ist, daß Scherben Glück bedeuten, dann müssen wir alle im nächsten Jahr schauderhaft viel Glück haben.

5. Dezember. Morgens sonnig, wolkig, windig; nachmittags regnerisch. Zum ersten Mal, seitdem ich im Feld bin, habe ich ohne Unterbrechung die Nacht durchgeschlafen. Ich nahm dankbar die Einladung an, mich noch einen Tag hier auszuruhen, besonders da Major G. mir gesagt hatte, daß Graf K—gg, den ich von früher gut kenne und der zur Zeit als Bataillonsführer (III, 85) in Audignicourt steht, hier durchkommen würde, um sich die Burgruine Coucy anzusehen. Leider ist er durchgefahren, ohne beim Stabsquartier abzusteigen; so bin ich um die schöne Spazierfahrt gekommen. Zur Entschädigung versprach mir Dr. Gr. mich morgen über Audignicourt zurückzufahren und mir

allerlei gute Sachen (gebratene Hasen und Champagner) in den Schützengraben mitzugeben. Es ist uns wahrhaftig auch zu gönnen; heute wurde telephonisch gemeldet, daß schon wieder drei unsrer Leute durch Granatsplitter verwundet sind, darunter auch mein braver Putzer. Bei der Abendtafel war ein Leutnant der 85er zu Besuch (der General hat jeden Tag einen der jungen Offiziere seiner Division zu Gast, damit sie mal auf 24—48 Stunden von der „dicken" Luft des Grabens aufatmen können) und der erzählte von neuen Verbrüderungsvorfällen zwischen den beiden Schützenlinien. Eine Patrouille seiner Kompanie hat eines Morgens einen Pfahl mit einem Zettel ins Feld gepflanzt, der den kriegskameradschaftlichen Vorschlag kundgab, Liebesgaben auszutauschen; und in der Tat gingen dann einige Tage lang Soldaten beiderseits hin und her und legten Geschenke und Briefchen zur Abholung nieder. Leider endete das Vergnügen damit, daß gestern, als wieder drei Franzosen aus ihrem Graben kamen, ein Schuß fiel und einen von ihnen tödlich traf; die beiden andern liefen dann zu uns über. Der Leutnant meinte, der Schuß sei diesseits gefallen, obgleich sich's nicht habe feststellen lassen. Ich wandte ein, und die meisten stimmten mir zu, die Wahrscheinlichkeit spreche dagegen. Da jene drei Leute offenbar nicht blos eine Gastrolle geben wollten, sondern wirkliche Überläufer waren, wird eben ein französischer Vorgesetzter, der den Braten gerochen hatte, hinter ihnen hergepfeffert haben. Oder vielleicht war der Schuß blos ein böser Zufall; wenn die ganze Postenkette gespannt auf drei Leute vor sich sieht, kann ein in der Schießscharte liegendes Gewehr durch einen unwillkürlichen Fingerdruck losgehn. Harmloser ist eine andre Geschichte, die bei einer benachbarten Kompanie passierte. Dort treibt sich ein alter Schimmel herum, der keine regelmäßige Beschäftigung hat und daher von niemand gefüttert wird; er läuft also von Graben zu Graben und schnobert sich sein Fressen zusammen, verschimmeltes Brot und andre Abfälle, bald bei uns, bald bei den Franzosen. Schließlich geriet jemand auf den Einfall, ihn

als Postboten zu benutzen; man ließ ihn in einer Halstasche allerhand scherzhafte Schreibereien, Tauschgaben u. dergl. hin und her tragen. Und eines Tages kam er von drüben zurück, mit einem großen Eisernen Kreuz aus Pappe, das die Franzosen ihm um den Hals gehängt hatten. Je näher die Schützengräben bei einander liegen, umso mehr begünstigt natürlich die Macht der Gewohnheit eine menschenfreundliche Stimmung und ruft friedliche Scherze hervor. An einer Stelle, wo unser Graben von einer französischen Vorpostensappe, die nicht regelmäßig besetzt wird, nur knappe 30 Meter entfernt ist, schimpfte neulich im Morgengrauen ein Feldwebel seinen Putzer aus: „Zum Donnerwetter, du verschlafene Schnecke, wann kriege ich endlich meinen Kaffee" — und nach zehn Minuten gemütlichen Schweigens ertönte von drüben her eine Stimme: „Nu, 'err Feldwebbel, 'aben Sie nu Ihr Café?" —

Sonntag, 6. Dezember. Wolkenlos blauer, warm sonniger Himmel; trotzdem spürt man den Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Wie stark der in den Erdlöchern des Schützengrabens ist, habe ich indirekt hier im Schlafzimmer an meinen Ledergamaschen beobachtet. Ich legte sie abends auf die Diele, und morgens (heute sowohl wie gestern) fand ich sie an der Unterseite mit dicken Wasserstreifen und Tropfen bedeckt, als ob ein Fenster sehr stark geschwitzt hätte; soviel Feuchtigkeit war über Nacht aus dem steifen Leder herausgesickert. Um 1/2 9 fuhr ich ab mit Major G., von der Excellenz zu baldiger Wiederkehr eingeladen und von Dr. Gr. fast erdrückend bepackt mit kulinarischen Liebesgaben. In Audignicourt besuchten wir Graf K—gg; wieder hatte ich (wie immer, wenn ich mit ihm zusammentraf, das letzte Mal vor etwa 3 Jahren) meine große stille Freude an diesem vorbildlichen Edelmann. Einer der wenigen Verehrer Nietzsches, mit denen umzugehn ihn beglückt hätte; geistiger Höhenmensch von feinster Selbstbildung*), dabei ein ebenso tatkräftiger wie

*) Als ich ihm einmal meine Verwunderung aussprach, daß er bei den militärischen Fachstudien, die er außer dem praktischen Dienst

leutseliger Offizier, ebenso gütiger wie mutiger Vorgesetzter (von seinen Soldaten, die für ihn schwärmen, schlankweg „unser Graf" genannt). Vor kurzem ist er durch ein wahres Wunder (er selber sprach mir übrigens nicht davon, sondern ich hörte es schon in Blérancourt) einer Lebensgefahr entgangen; saß beim Abendbrot in seinem Quartier, stand mit der Lampe auf, um ein Buch zu suchen, und im selben Augenblick fuhr ein Schrapnell durch die Zimmerdecke, spritzte den Kugelregen schräg vorbei an ihm, und eine seitwärts springende Kugel durchbohrte den Stuhlsitz, auf dem er eben gesessen hatte. Ich kann nicht umhin, bei hochentwickelten Menschen in solchen sogenannten Zufällen eine höhere Fügung zu sehen, die unsre Lebensdauer bestimmt. Das Einzelschicksal ist sicherlich doch mit der gesamten Weltgeschichte verflochten. Wenn wir uns schon die physikalische Welt nicht ohne Kausalnexus denken können, muß er doch erst recht in der psychophysischen herrschen; d. h. in unsern durchgeistigten Körpern muß irgend ein Obergeist schalten und walten, muß irgendwie haushälterisch mit uns umgehn um seiner Selbsterhaltung willen — (vielleicht auch verschiedene Obergeister). Wir können das planvolle Gewebe dieser ewigen Lebensverwaltung nur nicht bis in alle zeitlichen Fäden verfolgen, weder nach rückwärts noch gar in die Zukunft; also seien wir fügsame Mitweber!*) — Auf der Anhöhe südlich Audignicourt, bei der großen zerschossenen Eiche, blieb unser Auto im

---

noch treibt, Zeit genug für seine gründlichen Literaturkenntnisse erübrigt habe, gab er mir zur Antwort: „Dazu gehört nicht viel. Ich habe mir als junger Leutnant schon vorgenommen, unter allen Umständen täglich eine Stunde, wenn möglich mehr, auf schöngeistige Lektüre zu verwenden; wer das wirklich durchführt, hat Zeit genug, jedes gute Buch 4—5mal zu lesen." — Gehet hin und tuet desgleichen! —

*) Das sage ich mir auch heute noch, obgleich inzwischen Graf K—gg doch durch eine Granate gefallen ist, im Juli 1918, an der Spitze des Regiments 222. Er sah die Niederlage Deutschlands voraus, hat auch in seinem engsten Kreis noch soviel Schmerzliches erlebt, daß ihm der Tod nun als Erlöser kam.

Schlamm stecken und war mit Menschenkraft nicht herauszukriegen; wir gingen also zu Fuß nach Autrêches hinunter, ließen die Liebesgabenlast von zwei uns begegnenden Soldaten schleppen, was sie mit Aussicht auf ein paar Kognaks gern taten, und der Chauffeur mußte aus dem nahen Brigade-Gehöft ein paar Pferde zu Hilfe holen (für mich ein heimlicher Triumph der lebendigen Kraft über die unzulängliche Kraftprotzerei der modernen Technik). Nachher hörte ich, daß auf dem Weg zwischen Autrêches und der Regimentshöhle ein paar Leute durch Granaten verwundet worden sind, einer von ihnen tödlich; wer kann wissen, ob der Einschlag nicht unser Auto getroffen hätte, wenn wir glatt durchgefahren wären. Außerdem gab uns der Spaziergang wundervolle Gelegenheit, die Landschaft zu betrachten. Der sonntägliche Morgenfrieden mit den unzähligen trillernden Ackerlerchen wurde kaum gestört durch das Kanonengeballer, die sausenden Kurven der Geschosse unterstützten eher das Himmelsorchester; und der in der Sonne verdampfende Nachtreif hüllte die verwüsteten Täler und Dörfer in verklärende Nebelschleier, an denen man alle Nüancen der silbergrauen und lilarosigen Malerei von Corot und Monet bis Renoir und Sisley in goldigem Rahmen studieren konnte. Im Regimentsquartier trafen wir außer Major M. auch unsern Bataillonsführer, und nach glorreicher Auspackung des Divisions-Freßkobers gab es ein längeres Gespräch über die militärische Lage: Stillstand bei Verdun und auf der ganzen Linie in Frankreich infolge der genialen Taktik von Joffre, Einschanzung auch bei Ypern nach Verlust von etwa 120 000 Mann unsrerseits, Wegziehung von 4 Armeekorps und 6 Kavallerie-Divisionen aus Flandern nach Rußland, Hemmung Hindenburgs durch neue von Petersburg heranrückende russische Reserven, Wunsch baldigen Friedens aus Gründen der ökonomischen Politik wie der moralischen Disziplin, trotzdem Vertrauen in die deutsche Hartnäckigkeit, wenn England nicht anders klein zu kriegen. Major M. schalt auf Regierung und Reichstag, weil nicht rechtzeitig Geld für genügende Aus-

rüstung der Artillerie bewilligt worden sei; die ganze Lähmung unseres Vorgehens beruhe auf Mangel an Munition. Glücklicherweise werde nun nachträglich genügender Vorrat angefertigt, daß von Mitte Dezember ab die Artillerie wieder tüchtig eingreifen könne. Wir sprachen alle die Hoffnung aus, jeder von seinem sozialen Standpunkt, daß die frühere Nörgelsucht und Vertrauenslosigkeit zwischen Regierung und Reichstag, Staat und Parteien, Militär und Presse, überhaupt zwischen Autorität und Kritik, nach dem Kriege verschwinden werde, daß aus unsrer jetzigen Einmütigkeit auch im Frieden eine neue Eintracht der schaffenden Kräfte heranreifen werde, unbeschadet aller Kritik auf Grund wirklicher Sachkenntnis. Unser Regimentskommandör räsonnierte dabei mit einer drastischen Ungeniertheit, auch z. B. über den Kaiser, wie sie nur der echte Berliner aufbringt; ich mußte immerfort an Max Liebermann denken, besonders da sie im Gesichtsschnitt eine gewisse Verwandtschaft haben, wie edle Pferde verschiedener Rasse, und ihr Stimmklang ist so zum Verwechseln ähnlich, daß ich einmal, als ich die Augen schloß, tatsächlich Liebermann zu hören glaubte. Merkwürdig, daß ich nachher im Schützengraben unter meiner aufgestapelten Post ein Flugblatt fand mit einer Liebermannschen Zeichnung zu meinem Fahnenlied, die einen vorstürmenden Landwehrmann darstellt, dessen Gesicht mir ähnlich ist. Noch eine andre Sonntagsfreude hatte ich bei der Ankunft im Graben: mein Putzer Gawronski kroch mir lachend (er hat ein so gutes kindliches Lachen) aus meinem Unterschlupf entgegen. Seine vorgestrige Verwundung (Granatsplitterchen in die Backe) war so leicht, daß er weiter Dienst tun kann.

Autrêches, Graben, 7. Dezember. Regnerisch, windig. Wir haben schon wieder (seit gestern) einen neuen Kompanieführer, Leutnant H., und er sagte uns gleich, daß ihm das Vergnügen wahrscheinlich nicht lange blühen werde. Dieser fortwährende Wechsel ist verursacht durch den Zopf der „Anciennetät", der bei der Besetzung der Offizier-

stellen dieselbe schematische Popanzrolle spielt wie in der übrigen Staatsbeamtenschaft. Es ist mir unbegreiflich, daß man mit dieser Gepflogenheit, die der Bevorzugung der Tüchtigsten äußerst wenig Spielraum läßt, grade beim Militär noch nicht aufgeräumt hat, wo doch alles auf die persönliche Fühlung des Führers mit der Truppe ankommt, und auf die Fähigkeit, seine Leute richtig zu nehmen. Im Frieden, wo das Nachrücken langsam geht, ist das System wohl weniger schädlich; aber im Kriege, wo durch Tod und Verwundungen häufige Neubesetzung nötig wird, kann es die übelsten Folgen haben. Warum läßt man nicht lieber einen jüngeren Leutnant, der vertraut ist mit der Kompanie, ein bißchen schneller aufrücken, als daß man immerfort fremde Führer durch den vakanten Posten jagt. Selbst wenn die Kompanie vielleicht lauter tüchtige Zugführer und Halbzugführer hat, macht sich die Unstetigkeit der Oberführung sehr bald lähmend in der Truppe bemerkbar; seit Ltnt. v. T. nicht mehr bei uns ist, hat die Arbeitskraft der Kompanie ganz ersichtlich nachgelassen, trotzdem wir seine Aufsichtsmethode noch immer befolgen. Gar wenn einer der Zugführer etwas lässig in der Aufsicht ist, leidet die ganze Kompanie, sobald die Oberführung nicht planmäßig eingreift; und wie soll das möglich sein, wenn alle 5—8 Tage ein neuer Führer antanzt. Mit unserm dritten Zug z. B. möchte ich jetzt in kein Gefecht gehn. Als ich bei der heutigen Nachtwache (vom Regiment war erhöhte Wachsamkeit befohlen, weil jenseits der Aisne feindliche Truppenverschiebungen im Gange sind) die Mannschaften anwies, über die Böschung weg (nicht blos durch die Schießscharten) Ausschau zu halten, weil man bei der sehr dunkeln Nacht durch die Scharten nichts sehen konnte, fing ein Gruppenführer des 3. Zuges mit mir zu disputieren an, das sei eine unnötige Gefährdung der Leute, und ob ich die Verantwortung dafür tragen wolle. Erst als ich ihm strengsten Tones befahl, augenblicklich zu gehorchen, widrigenfalls ich ihn wegen Auflehnung dem neuen Kompanieführer melden würde, bequemte er sich brummend dazu;

aber ständen wir nicht in diesem unleidlichen Wechselfieber, wäre dergleichen überhaupt nicht möglich, denn jener Gruppenführer ist sonst ein durchaus pflichtbewußter Soldat, dem eben nur der Kamm geschwollen war, weil er den Zügel der Oberführung nicht spürte. Glücklicherweise ist J. gestern aus seinem Erholungsurlaub zurückgekehrt, und da er die Kompanie seit Anfang des Feldzuges kennt, wird er hoffentlich jetzt die Einheit zwischen den älteren Unterführern und der neuen Oberleitung zustande bringen. Hätte ich schon Leutnantsrang, könnte ich das gleichfalls vermitteln, aber als Vicefeldwebel ist man eben doch nur eine Art Linksanwalt. Die meisten Leute sind mir zwar zugetan und lassen sich gern von mir beraten; aber bei den Drückebergern bin ich wenig beliebt, weil ich sie schärfer herannehme, besonders während der Nachtwachen. Die feindliche Artillerie ließ uns heute den ganzen Tag so ziemlich in Ruhe, da die unsre in Erwartung der neuen Munition schon etwas reichlicher als sonst pfefferte. Nur die kleine Revolverkanone machte sich nachmittags wieder sehr mausig. Ein Schrapnell schlug in den Grabenrand gegenüber meiner Bude; es hörte sich an, als ob es aufs Dach gebautzt sei, gab mir einen richtigen Herzstoß. Wie überhaupt das Gekrach mich nur rührt, wenn ich im Unterstand hocke, niemals im Freien; wahrscheinlich weil durch den Erdboden die künstliche Erschütterung einen natürlichen Anflug erhält und sich dem ganzen Körpergefühl, nicht blos dem Ohr und Auge mitteilt. Die Explosionsflamme fuhr schräg in mein Türloch, richtete aber keinen Schaden an. Ich hatte im Augenblick vorher mit schwerer Trauer an Heymels frühen Tod gedacht, der mir heute Morgen von Hause gemeldet wurde, und konnte keinen Sinn darin finden, es sei denn irgend eine Büßung, daß dieser herrliche Springinsfeld, der einzige Troubadour unsrer Zeit, auf dem Siechenbett sterben mußte, nachdem er alle Gefahren der ersten Kriegswochen (und schon vorher der Herrenreiterei und Globetrotterei) glücklich überstanden hatte. Da war mir der Schuß wie ein Gruß von ihm, und zugleich wie eine Drohung

von oben, nicht mit dem unerforschlichen Schicksal zu hadern.

8. Dezember. Grau, windstill, mild. Schlecht geschlafen, noch schlechter als sonst, kaum 3 Stunden; mit A. um die Wette gehustet. Er will sich morgen krank melden; ich mag nicht schon wieder ins Sanitätsquartier, obgleich mein Husten so arg wie seiner ist. Viele Leute in unserm Graben leiden daran; es ist eine Art Keuchhusten, eine halb nervöse, halb katarrhalische Influenza, außerdem augenscheinlich noch infektiös. Bei der Feuchtigkeit unsrer Erdlöcher mit dem faulig werdenden Lagerstroh ist zu befürchten, daß sich solche zunächst leichten Unpäßlichkeiten einnisten im Organismus und zu dauernder Brustkrankheit ausarten; auch rheumatische Leiden melden sich schon. Wir warten sehnlich auf neue Ersatzmannschaften; unsre Kompanie ist in den acht Wochen, seit sie von uns Freiwilligen aufgefüllt wurde, wieder auf 142 Mann zusammengeschmolzen, d. h. wir haben etwa 100 Mann eingebüßt, davon die Hälfte durch Krankheiten. Kein Wunder, daß alle diesen Schanzgrabenkrieg, der keine sichtbaren Erfolge zeitigt, immer verdrossener bemaulen und sehr viel aufgelegter zum Frieden sind als unser liebes Volk daheim, das sich in voller Deckung für weitere Opfer begeistert. Zum Glück herrscht im feindlichen Lager dieselbe Stimmung, oder wahrscheinlich noch üblere, da unser Heer ja im Land des Gegners schmarotzt. Das IV. Rerserve-Korps meldete gestern, französische Flieger hätten Zettel abgeworfen, worin für gelinderen Betrieb der Feindseligkeiten plädiert werde, weil wir bald Freundschaft mit einander schließen und gemeinsam gegen England vorgehen würden. Vermutlich ist diese Latrinenparole dadurch entstanden, daß die englischen Truppen bei Arras zurückgenommen wurden, ohne daß bis jetzt verkündigt ist, wohin sie gelegt oder wie sie ersetzt werden sollen. Bei unserm IX. Armeekorps jedenfalls merkt man noch nichts von Gelindigkeit; die Kanonade ist in den letzten Tagen eher noch heftiger geworden, und wir

haben sie „Friedensgeläute" getauft. Eine Granate schlug nachmittags wieder dicht bei meinem Erdloch ein, grade als ich nach Hause schrieb; wie oft schon hab ich bei dieser Erschütterung im stillen vor mich hingesagt: „mein liebs, liebs Herze, ich bin daheim" — mir wird dann immer ganz ruhig und hell zu Mute, als sei ich gefeit gegen alle Gefahr durch einen steten Zusammenhang mit der göttlichen Liebes- und Lebenskraft. Aber wie wenige glauben an solchen Schutz; als ich während der Kanonade die Wachtposten abging, hatten sich wieder die meisten (beim 3. Zug alle) in die Unterstände verkrochen, sogar die diensthabenden Unteroffiziere*). Und das sind größtenteils Leute, die in offener Feldschlacht durch den dicksten Kugelregen drauflosgehn würden; die Hockerei macht sie stumpf und dumpf, wenn die Führer nicht immerfort spornen. Trotzdem wird der Schanzgrabenkrieg das geschichtliche Merkmal und Kennzeichen dieses ungeheuren Feldzuges werden, ungeachtet der beispiellosen Vorstürmerei in den Anfangswochen; denn er ist das Symptom des Massenbetriebes, der unsre ganze Technik und Industrie beherrscht. Vielleicht auch ist es Schicksalswille, daß unser Volk durch diesen Krieg seine gewaltige Tüchtigkeit in ihrer doppelten Wesensart vor der Welt erhärten soll: unsre Geduldskraft wie unsre Tatkraft, unsre ganze Hartnäckigkeit.

9. Dezember. Wetter wie gestern. A. geht heute auf einige Zeit zur Erholung nach Le Mesnil. Mein Husten hat etwas nachgelassen, aber mein rechtes Auge ist wieder entzündet. Leider erzählte A. das dem Arzt, und ich sollte auch mit ins Sanitätsquartier. Auf meine ernstliche Bitte aber ließ Dr. T. mich einstweilen noch hier; ich versprach ihm, sobald die Kompanie wieder in Reserve käme, meine Influenza kurieren zu lassen. Was würde werden, wenn wegen solcher

*) Damals war das noch nicht erlaubt; es galt überhaupt für unsoldatisch, während des Wachtdienstes Deckung zu nehmen, und wir übten die Posten im Ohrensteifhalten, wenn die Granaten einschlugen.

kleinen Erkältung jeder aus dem Graben weglaufen dürfte? Dann stände bald niemand mehr an der Front! — Das „Friedensgeläute" war wieder recht lieblich. Neben der Höhle des Kompanieführers H., die der meinen gegenüber liegt, krepierten zwei der alten Kugelbomben; J., der als Leutnant jetzt bei H. haust, brach in nervöses Gelächter aus. Bezeichnend für die Stimmung der Truppe ist übrigens die Gleichgiltigkeit, mit der Bethmann-Hollwegs hinreißende Reichstagsrede vom 2. d. M. hier aufgenommen wird. Man freut sich natürlich über die glatte Bewilligung des abermaligen Milliarden-Kredits, aber keineswegs mit der opferfreudigen Kampflust, die der Kanzler unter dem jubelnden Beifall der Tribünen verkündigte („in voller Deckung", wie man hier sagt) — sondern eher mit der Friedenserwägung, die der sozialdemokratische Fraktionsredner aussprach; und zwar nicht etwa blos die Mannschaften, sondern mehr noch die Offiziere. Wie sich überhaupt unsre meisten „Herren" an der Pflichterfüllung des einfachen Mannes öfters ein Beispiel nehmen könnten! —

10. Dezember. Wolkig, windig, sonnig, kühl. Nachts verbreitete sich vom Regimentstelephon aus das Gerücht, Hindenburg habe 150000 Russen gefangen und 500 Geschütze erbeutet, darunter 400 japanische. Alles ist gespannt, ob amtliche Bestätigung folgen wird; aber jeder traut diesem rastlosen Heerführer die ausschlaggebende Siegestat zu, und die faulen Friedenswünsche sind im Handumdrehn abgedampft. Man macht sich schon die ausschweifendsten Hoffnungen, daß nun auch hier im Westen wieder ein großer Vorstoß kommen wird; und da heute die herzlichen Grüße der Artillerie auf beiden Seiten sparsam waren, wird das als Stille vor dem Sturm gedeutet. Auch daß heute keine Post eintraf, wird damit in Zusammenhang gebracht; es heißt, die Post werde noch ein paar Tage ausbleiben, weil sämtliche Autos der Etappen für große Truppenverschiebungen bereitgestellt seien. Wie dem auch sei, auf jeden Fall hat die Strategik Hindenburgs,

die durch fortwährende Hin- und Her-Märsche die Truppen bewegungsfähig und kampflustig erhält, einen Zug heroischer Energie, der entschieden hinreißender und erhebender wirkt als die Taktik der Massen-Einbuddelei. Er ist ein wirklicher Feldherr und Heerführer, der das Zeug hat, ein Volksheld zu werden; und sein geistvoller Stabschef Ludendorff rechnet wohl mit dieser Charaktergröße (ähnlich wie Gneisenau mit Blüchers Temperament). Die übrigen Marschälle und Generäle, so tüchtig sie durch die Bank sein mögen, sind nichts als Großbetriebsbeamte; vielleicht noch Mackensen ausgenommen, der ein geborener Reiter-Schnellführer zu sein scheint. Bei uns im Schützengraben herrscht schon fast das Gefühl, daß der wichtigste Kampf, den wir im Augenblick führen, der gegen die — Läuse ist. Heute wurde unser ganzer erster Zug (und morgen kommen die andern Züge dran) zum Desinfektionsbad ins Dorf hinunter geschickt. Überhaupt sollen die Kompanieen von jetzt an regelmäßig der Reihe nach baden. Höchste Anerkennung verdient diese straffe Durchführung der militärischen Hygiene, selbst wenn sie einmal indirekt ein paar Opfer kostet (heute wurden 2 Mann der 3. Komp. beim Hinuntermarsch durch Granate verwundet). Unser Generaloberarzt Gr. wandert selber unermüdlich alle Schützengräben der Division ab, um die Mißstände festzustellen, die dieser Massenkrieg unvermeidlich hervorbringt. Als ich mit unsern Leutnants darüber sprach, fiel mir ein, man sollte nach dem Krieg einen alljährlichen Festtag einrichten zur Erinnerung an die allgemeine Opferwilligkeit unsers Volkes; er müßte Liebesgabentag heißen, und immer wieder müßten dann Geldspenden und andre Geschenke für invalide Soldaten oder die Angehörigen der Gefallnen gesammelt werden. Wenn unsre Frauenvereine das in die Hand nähmen, würde es sicher in schönster Weise glücken.

11. Dezember. Sternklare Nacht, nebliger Tag; erst frostig, dann regnerisch. Post gekommen; also unsre große Truppenverschiebung mit Kraftwagenaufgebot, das ist mal

wieder Latrinenparole. Auch die 150000 gefangenen Russen etc. pp. Vor lauter Langerweile wird hier jeder zum Münchhausen. Schließlich wünscht man sogar die Gefahr herbei, blos um aus dem Stumpfsinn gerissen zu werden. Für mich angenehme Unterbrechung des öden Tages: der Batallionsadjutant kam zum Führer der Kompanie, um meine Beförderung zum Leutnant vorzubereiten. Sonst nichts Besonderes. Auch das „Friedensgeläute" weder stark noch schwach; etwa wie Kegelschieben. Beweis für die abstumpfende Macht der Gewohnheit: während der Nachmittags-Kanonade, die immerhin lebhafter als vormittags war, schlief ich ein. Seit A. im Sanitätsquartier ist, wohne ich in unserm Erdloch allein, nur mit dem guten Gawronski zusammen; bin aber trotzdem fast niemals allein, weil immerfort Schwatzbesuch kommt zum „Vater Dehmel".

12. Dezember. Vormittags trüb, feucht; nachmittags sonnig, mild. Über Nacht hat eine französische Patrouille die etwa 20 unbeerdigten Toten, die aus dem Gefecht vom 12. Novbr. her noch immer vor unserm linken Grabenflügel liegen, wie zum Hohn in eine Reihe gelegt und ziemlich nahe an unsern Stacheldraht herangerollt, wohl damit sie uns die Luft verpesten sollen. Gewiß ein couragierter Streich, aber wie abstoßend pietätlos! Schließlich sind es doch ihre gefallenen Kameraden. Hätten sie die unter so gefährlichen und ekelhaften Umständen auf ihre Seite hinübergeschleppt, um sie zu bestatten, dann wäre die Tat bewundernswert. So hätten deutsche Soldaten gehandelt, wenn sie's überhaupt fertig brachten, die halbverfaulten Leichen noch anzufassen. Der ganze Vorgang ist so schinderknechtig, daß man ihn höchstens Zuaven zutrauen möchte; es liegen aber zur Zeit nur Franzosen uns gegenüber. Kaum habe ich das geschrieben, fällt mir ein, daß ich dem Gegner doch vielleicht Unrecht tue. Wir haben nämlich auf die Patrouille geschossen, da wir bei der grauen Nacht nicht sahen, was sie so nahe bei uns machte; vielleicht haben wir dadurch ihre Absicht gestört, die Toten

in ihren Graben zu holen, und nur deshalb haben sie dann zum Spott sie noch rasch an unsern Draht geschoben. Schändlich, wie sehr man dazu neigt, ohne Besinnen andern Menschen gleich die übelste Absicht unterzuschieben.

Sonntag, 13. Dezember. Erst regnerisch, dann aufgehellt. Im Morgengrauen glaubten unsre Leute wieder feindliche Patrouillen zu sehen, und es wurde drauflos geknallt; in der Dämmrung nimmt jede Rübenstaude die beliebigsten Formen an, wenn man sie zu gespannt betrachtet. Natürlich fielen dann auch von drüben Schüsse, und wir ließen ein paar Leuchtkugeln steigen, aber im Feld war nichts zu entdecken; das Geknatter ging blos von Graben zu Graben. Doch hatte der blinde Lärm sein Gutes; während der Kompanieführer H. die Leuchtpistole abschoß und J. den Geländespiegel beobachtete, sah ich über die Böschung weg, und es wurde von drüben kein Schuß auf mich abgegeben, trotzdem ich wohl eine Minute lang bei dem grellen Raketenlicht den Kopf über der Brustwehr hatte. Dadurch bewies ich unsern Leuten, daß man im Zwielicht ruhig einige Zeit über die Böschung blicken kann, ohne vom Gegner gesehen zu werden. Die Wachtposten sperren sich nämlich meistens, bei Nacht den Kopf herauszustecken, was aber durchaus nötig ist, wenn man überhaupt beobachten will; denn durch die schmalen Schießscharten ist im Dunkeln nichts zu erkennen. Nur die älteren Landwehrleute sind bewundernswert pflichttreu im Wachtdienst; wie die steinernen Rolande stehen sie da auf ihren hochgebauten Bastionen, Kopf und Schultern frei über der Brustwehr, unbewegt 2 Stunden lang, und niemals irrt sich ihr ruhiger Blick. Aber die junge Garde ist bei Nacht ziemlich kopfscheu; sie wollen gern Patrouille gehen, aber Posten stehen ist ihnen zu langstielig. Denen müssen wir's dann natürlich möglichst drastisch vormachen, damit sie den guten Willen zur Wachsamkeit behalten; denn die Hockerei in den Unterständen verführt allmählich zur Überbehutsamkeit oder — was noch schlimmer ist — zur Schlafmützigkeit. Weil

die Artillerie jetzt weniger schießt, heute Vormittag überhaupt nicht, bilden sich unsre Leute ein, der Franzmann denke an keinen Angriff mehr. Dabei ist die französische Infanterie unternehmungslustiger als unsre; heute Nacht hat eine ihrer Patrouillen vor unsrer rechten Nachbarkompanie die Drahtverhaue weggehackt, und zwischen den Gräben ging dann das Geknalle den ganzen Tag über hin und her, leider mit dem Erfolg, daß bei unsrer Kompanie ein Mann erschossen (Kopfschuß durch die Schießscharte) und ein andrer ins Bein verwundet wurde. Außerdem beobachteten wir, daß drüben von der Aisne her mindestens 3 Kompanieen neuer Zuzug aufrückten, und daß Artillerie-Verschiebungen stattfanden oder Zuführung von Munitionskolonnen (das war nicht deutlich durchs Glas zu erkennen). Also müssen wir nach wie vor auf einen Durchbruchsversuch gefaßt sein, denn unsre Stellung neben der Ferme ist am leichtesten zu überrennen; Nachts erhalten wir jetzt immer Verstärkung durch einen Halbzug der 4. Kompanie, bis unsre Ersatzmannschaften eintreffen. Auch die Division hat vor einigen Tagen erhöhte Wachsamkeit befohlen und alle Anfreundungsversuche zwischen den beiderseitigen Schützenketten als kriegswidrig und zuchtlockernd verboten. Trotzdem hat der Unteroffizier, der neulich als erster aus unserm Graben stieg und dem französischen Caporal zur Umarmung entgegenging, dieser Tage das Eiserne Kreuz bekommen.

14. Dezember. Mild, blaulappig. Frühmorgens wieder Wachtpostengeknatter von drüben. Wir hatten von 5 ab „alles an die Gewehre" befohlen, um jeder Überraschung vorzubeugen, und es wurde ein Mann unsers 2. Zuges verwundet. Da jedoch nirgends Patrouillen zu sehen waren, verhinderten wir unsre Leute, das Geplänkel unnütz aufzubauschen. Nur J., der sich wohl immer noch nicht vollkommen erholt hat, war nervös geworden, und vormittags stellte er sich an eine Schießscharte und gab hinter einander ein gut Schock Schüsse auf die jenseitigen Scharten ab. Da er kein

hervorragender Scharfschütze ist, war das ein völlig unsinniges Getue, kam mir wie eine Art wütender Trübsalskoller vor, nur geeignet, unsre Mannschaften mit nervös zu machen. In der Tat legten nachher auch einige Leute auf dieselbe verbiesterte Weise los. Unser Kompanieführer ist ganz meiner Meinung, wollte aber nicht einschreiten, um keine Verstimmung zwischen den Führern hervorzurufen. Gesprächsweise suchte ich J. zu überzeugen, daß es vernünftiger und auch würdiger sei, einen Angriff ruhig abzuwarten, als durch solch aufreizendes Geplänkel unnütze Verwundungen infolge von Zufallstreffern zu verursachen; wir würden sonst bald dasselbe ziellose Kleckergeknatter haben, wegen dessen wir fast täglich unser IV. Armeekorps verspotten. Natürlich blieb er bockbeinig und behauptete, man müsse den Franzosen zeigen, daß man noch Patronen auf Lager habe, dann würden sie schon stille werden, denn sie schössen doch blos aus Angst soviel. Diese sonderbare Logik habe ich auch von unsern Soldaten öfters gehört; sie kribbelt mich immer zum Krachmachen, denn die Franzosen benehmen sich keineswegs ängstlich, ihre Patrouillen sind sogar kecker als unsre. Was uns auszeichnet vor den Franzosen, ist nicht etwa der Mut des Angriffs, den sie im gleichen Grad haben wie wir, sondern einzig die hartnäckige Ausdauer, die sich aus unsrer besseren Zucht und robusteren Natur ergibt*). Und vielleicht war die Unterschätzung des

*) Daß wir nicht einmal diesen Vorzug uns zusprechen dürfen, hat der weitere Verlauf des Krieges bewiesen. Frankreich hat ungleich härter gelitten als wir und trotzdem zäher durchgehalten; es hätte niemals in unsrer Lage einen so knechtischen Waffenstillstand erbettelt. Wir haben fortwährend über den Franzmann gespottet, daß er sich vom „Phrasen-Elan" beschwindeln lasse; hätten wir nur den Elan gehabt, der die ideale Phrase innerst beglaubigt! Das eben fehlte unsern Führern, allen durch die Bank, von rechts bis links: der geistige Schwung, der die Massen hochreißt! Noch bei unsrer Revolution wär's Zeit gewesen, das Volk zur Ausdauer aufzustacheln, bis die Lohnsklaven-Soldateska auch drüben die rote Fahne entfaltete; aber mit Ausnahme der kleinen „Spartakus-Gruppe" dachten alle blos an den — Suppentopf. Die kindische Angst vor dem Hungergespenst lähmte die ganze Hamsterheerde.

Gegners, die wohl aus einer Verwechselung der französischen mit der belgischen Rasse entstand, die eigentliche Ursache für den Zusammenbruch unsres anfänglichen Vorsturms und für die jetzige Festlegung in diesen verdammten Maulwurfsgräben.

15. Dezember. Abwechselnd regenschaurig und sonnig. Früh 1/26 griff nun wirklich im Handumdrehn das nervöse Geknalle der Wachtposten auf die ganze Schützenkette über. Dabei hörte man der Schießerei schon in der ersten Minute an, daß sie nichts als blinder Lärm war. Auf mein Ersuchen befahl der Kompanieführer nach 10 Minuten „stopfen", und die Gruppenführer mußten dann auch noch die ziellose Einzelknallerei während des Morgengrauens verbieten. J. war einsichtig und feinfühlig genug, nachher zuzugeben, dies sei das einzig Richtige gewesen. Im Lauf des Vormittags versuchten einige Posten doch wieder ein Geknatter anzuzetteln, wir unterbanden es aber immer sofort; und der Erfolg war, daß sich Nachmittags auch die Franzosen ziemlich ruhig verhielten. So hatten wir denn Muße, uns mit gehöriger Andacht den Weihnachtspaketen zu widmen, die jetzt schon täglich in Fülle eintreffen und unsre armseligen Erdhöhlen in märchenhaft schimmernde Schatzkammern verwandeln. In der Tat, es ist unsäglich rührend, die Hingebungsfreudigkeit zu sehen, mit der man uns aus der Heimat her über den Widersinn wegheben will, daß wir das Fest des Friedens und der Menschenliebe in Feindesland verleben müssen. Ich habe heute 2 volle Stunden gebraucht, um all die Kisten und Kästchen auszupacken und den Inhalt zu ordnen und zu verstauen, womit ich überschüttet werde, teils für mich selbst, teils für die Mannschaften. Menschen, denen ich nie begegnet bin, und die mir ihre Verehrung (das geht aus ihren Briefen hervor) sonst aus gesellschaftlichem Taktgefühl wohl für immer verschwiegen hätten, öffnen jetzt plötzlich Herz und Hand. Ich wollte erst alles in meiner Bude aufstapeln, um Heilig-Abend eine große Bescherung für meinen Halbzug

zu veranstalten, aber der Raum war schon jetzt zu eng dafür, ich konnte mich kaum mehr drin bewegen. Und wenn ich nun durch den Schützengraben gehe, um unsern Leuten von der Überfülle meiner Liebesgaben abzugeben, dann weist mich mindestens die Hälfte an ärmere Kameraden weiter, weil sie selber schon reichlich von Hause empfangen haben. Mein braver Gawronski, der mir immer auspacken hilft (übrigens trotz seiner polnischen Herkunft ein gut deutschgesinnter westpreußischer Bauernsohn, wie überhaupt die Polen bei unsrer Kompanie zu den tüchtigsten Leuten gehören, anhänglich, ehrlich, verständig und willig, auch durchaus sauber und ordentlich, also garnichts von „polnischer Wirtschaft", die viel eher den adligen als den bäurischen Polen kennzeichnet) — dieser Gawronski war heute so ergriffen von dem Überfluß der Liebesgaben, daß er einen Haufen Tannenzweige, den wir aus den Paketen zusammengelegt hatten, sich mit beiden Händen ans Herz drückte und in kindlich staunender Seligkeit ausrief: „Das ist alles aus Deutschland!" —

16. Dezember. Blasse Sonne, milde Luft; mittags etwas Getröpfel. In der Morgendämmerung wollte wieder die Knallputscherei anfangen, wurde aber bald von uns eingestellt. Offenbar sind auf der Gegenseite neue Mannschaften in den Graben gerückt, und sobald wir eine Rakete steigen lassen, um das Gelände abzuleuchten, fangen sie drüben wie wild zu schießen an; auch wenn sie selber eine Leuchtkugel hochschicken. Die Sachlage ist also wahrscheinlich die: sowohl die Franzosen wie wir vermuten, daß die Gegenseite angreifen wolle, und eigentlich wollen wir beide nicht. Es ist auch wirklich erbaulicher, für ein bißchen Weihnachtsfrieden zu sorgen, als einen Nachtwächterkrieg zu führen. Als ich vormittags Geschenke austeilen ging, hörte ich einen unsrer Spielleute auf der Flöte in seinem Erdloch tirilieren; durch den verdeckten Eingang klang es so gedämpft wie das ferne Stimmchen einer schwebenden Lerche, und ich stand eine Weile wie im Himmel. Man hört sonst wenig Musik in diesem Krieg;

es ist als sei sie unter der mechanischen Wirkung der Maschinengewehre erstickt. Auch in den großen Gefechten der Anfangswochen ist man fast nirgends mehr mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen vorgestürmt, wie es noch zu Liliencrons Zeit geschah; die Spielleute würden bei der jetzigen Technik des Angriffs (sprungweises Vorgehn, unterbrochen durch Hinlegen) entweder überhaupt nicht spielen können, oder wenn sie aufrecht hinterdrein marschierten, würden sie bald alle weggemäht sein, und ebenso die Fahnenträger. Daß neulich in Flandern eine Abteilung junger Kriegsfreiwilliger mit dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles" aus den Schützengräben drauflosgestürmt ist und so zusammengeschossen wurde, wird von erfahrenen Offizieren bei aller Anerkennung des Opfermutes einfach als zuchtloser Übermut bezeichnet. Die intelligente Taktik des Massenbetriebes hat eben auch auf militärischem Gebiet allmählich die Tendenz gezeitigt, das persönliche Temperament als unberechenbaren, also störenden Faktor so weit wie möglich auszuschalten oder überflüssig zu machen. Vielleicht vervollkommnet sich das System eines Tages noch zu solcher „Exaktheit", daß die Staaten blos noch Automaten-Armeen gegen einander ins Feld schicken, und wessen Maschinenpuppen zuerst kaputt sind, der hat verloren. Dann wird wohl auch mein „Lied an Alle" vollkommen überflüssig sein, das heute Abend unser Musikmeister Z. immerhin noch hinter der Front in voller Deckung singen läßt, in der Kirche von Blérancourt, wie mir mittags der Komponist auf allerlei Umwegen melden ließ. Aber zum Teufel mit der Ironie — vorläufig lebt noch der Furor teutonikus! Denn all das hat uns nicht gehindert, heute Nachmittag im Schützengraben nach Herzenslust Musik zu machen, gleichviel was morgen oder übermorgen der hohe Stab dazu sagen wird. Wir ließen unsre Spielleute mit Trommel und Pfeife und Mundharmonika antreten, und dann sangen wir (d. h. unser erster Zug) ein halb Dutzend Lieder in den offnen Himmel hinein: Gloria Viktoria — Es braust ein Ruf wie Donnerhall — Ich bin ein Preuße usw. Die Franzosen muß-

ten wohl denken, wir wollten sie damit verhöhnen; denn nachdem sie anfangs (wohl aus Verdutztheit) ihre übliche Knallerei unterbrochen hatten, pfefferten sie mit lautem Kommando, grade als wir zum Schluß „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön“ sangen, auf einmal eine Kompanie-Salve herüber, und als wir uns dadurch nicht stören ließen, noch drei herzliche Bombengrüße, die uns eine Brustwehr zerschlugen und ein paar Leute mit Schutt bespritzten, aber da war das Lied schon zu Ende. Wir werden während der nächsten Tage in der Abenddämmerung, falls wiegesagt der hohe Stab nichts dagegen sagt, noch öfters solche Singstunde ansetzen, um so allmählich den braven Franzmann auf Heilig-Abend vorzubereiten.

17. Dezember. Sternklar, sonnhell; leichter Frost. Der Franzmann (ich kann schon garnicht mehr sagen „der Feind“, das käme mir viel zu ernsthaft vor) fing morgens zwischen 5 und 6 wieder den üblichen Raketenkrach an; wir gaben heute keinen einzigen Schuß zurück. Eine ihrer Raketen versagte; trotzdem sie also nichts sehen konnten, schossen sie fast ebenso lebhaft wie bei den wirksamen Leuchtkugeln, ein Zeichen daß ihre meisten Leute nicht zielen, sondern blos blindlings losdrücken. Es gibt allerdings auch bei uns solche Helden, aber doch sehr in der Minderzahl; offenbar liegen drüben viel junge Mannschaften, die noch gar keine Feuerdisziplin haben. Um 7 gab es am Himmel ein herrliches Schauspiel: die tiefe Morgenröte stieg auf mit bräunlich orangegoldner Glorie, über der Brustwehrkrönung unseres Grabens stand der Morgenstern in silbernster Reinheit, genau im Zenith der Große Wagen, und über dem westlichen Horizont wölbte sich durch das leichte Gewölk ein ebenso braungoldrosiger Regenbogen wie die Glorie über dem Sonnenaufgang. Dieser seltsame Regenbogen blieb etwa eine Viertelstunde am Himmel; er muß wohl allenthalben ringsum die Gemüter in Bann gehalten haben, denn während dieser Zeit fiel auch drüben kein Schuß. Unter unsern Leuten wurde

gemunkelt, teils spöttisch, meist gläubig, das sei ein Friedenszeichen; und nachher ging das Gerücht durch den Graben, der Papst wolle zu Weihnachten für einen Waffenstillstand sorgen, und dann werde gewiß auch bald Frieden sein. Im übrigen sorgt sich jeder hier blos noch darum, wie er in seiner engen Kabuse die Liebesgaben verstauen soll, die jeden Morgen mit der Feldküche kommen; und wenn die Franzosen jetzt wirklich angriffen, würden unsre friedensfreundlichen Leute schon deshalb wie die Löwen kämpfen, damit dem Feind nichts davon in die Hände falle. Wollte das deutsche Volk nach dem Kriege auch nur den zehnten Teil seiner jetzigen „Milde" (das altdeutsche Wort für selbstlose Freigebigkeit) durch alle Stände und Klassen hin in gegenseitiger Fürsorge weiterbewähren, wir könnten das Himmelreich auf Erden gründen. Aber, aber — sobald wir erst wieder in „geordneten Rechtszuständen" leben, dann pocht wieder jeder auf „sein Recht", und kaum Einer unter Tausenden denkt an die Pflichten, die das göttliche Recht der Menschheit bedeuten. Mir fallen zwei Verszeilen von Will Vesper ein, die ganze Bände voll Gedichte aufwiegen:

„Es ist doch alles nur aus Liebe schön,
es ist doch alles nur aus Liebe gut."

Nachmittags übten wir wieder Weihnachtslieder, aber heute nicht im offenen Graben, sondern im Unterstand der Spielleute. Trotzdem muß man es drüben haben hören können, denn es kamen wieder herzliche Grüße. Eine der alten langsamen Kugelbomben mit aufgestecktem Zündstöpsel, die man schon von weitem ankommen sieht, sodaß man leicht Deckung nehmen kann, und die oft versagen, weil der Zünder abfliegt, fiel mitten in unsern Graben und zerschlug zwei Gewehre. Wir standen eine Weile zu beiden Seiten in respektvoller Entfernung; aber da sie nicht krepieren wollte, wagte sich einer unsrer Leute heran und warf sie unter allgemeinem Gelächter in hohem Bogen über die Böschung zurück. Abends gegen $^{3}/_{4}$9 ging das Geknalle von neuem los; es kam nämlich vom Regiment die Meldung, Hindenburg habe die Russen ent-

scheidend geschlagen, und vielleicht stehe ein großer Durchbruchsversuch der Franzosen bevor, um die Scharte auszuwetzen. Daraufhin gab unsre Nachbarkompanie 8, um ihrer gehobenen Stimmung Luft zu machen, einige Gruppensalven ab und brachte ein dreimaliges Hurra aus, und nun meinten die Franzmänner ihrerseits, wir wollten einen Vorstoß versuchen, und fingen auf der ganzen Linie ein wütendes Geknatter an, das sich schließlich auch bis zu uns fortpflanzte. Wir befahlen aber sehr bald „stopfen", und in der dadurch auch drüben entstehenden Pause fing plötzlich unser Sänger und Spielmann H. auf seiner großen Mundharmonika, so laut er konnte, zu blasen an: „steh ich in finstrer Mitternacht" — und wir Umstehenden sangen kräftig mit. Darauf drüben noch ein paar Kleckerschüsse, dann allgemeine Zuhörerstille, und mit herzlichem Lachen brachen wir ab, mitten im dritten Vers des Liedes. Diese Art Krieg wird allmählich zur Posse. Ja ja, ihr braven Hurrapatrioten: die höchste Begeisterung von gestern kann morgen schon Heringswaare sein.

18. Dezember. Grau, rauh; wir freun uns auf Schnee. Alles ist gespannt, ob sich die Nachricht von der entscheidenden Niederlage der Russen bestätigen wird, oder ob's wieder so sein wird wie neulich, als die 150000 Gefangenen blos die Summe aller Eingebrachten aus den letzten Wochen waren. Bis jetzt hat der amtliche Zeitungsdienst nur einen Sieg der Östreicher in Südpolen mit 30000 Gefangenen gemeldet. Geschossen wurde heute Vormittag nur spärlich, und wir glaubten schon, der Franzmann habe die Munitionsverschwendung auch sattgekrigt. Aber Nachmittags funkte die Artillerie, während die Infanterie ruhig blieb, heftiger als in den letzten Tagen herüber, zerschoß uns zwei Unterstände und mehrere Brustwehren und verwundete leider auch 2 Mann. Die Verletzungen sind nicht schlimm; aber jeder Tropfen Blut, der durch solche Zeitvertreibschießerei (gleichviel ob drüben oder hüben) verspritzt wird, ist ein Flecken auf dem Ehrenkleide der Menschheit.

19. Dezember. Nebelig, sonnig. Die Kanonade noch planloser als in den letzten Tagen; als ob das Gelände eine große Zielscheibe wäre, auf der nur noch sportshalber herumprobiert wird. Wahrscheinlich sind drüben auch die Artilleristen durch neue Mannschaften abgelöst worden, und die schießen sich nun ausbündig ein. Übrigens wurde ich heute so stark mit Liebesgaben bombardiert, daß ich auf die andern Bomben kaum achten konnte. Vormittags brauchte ich 3½ Stunden, blos um alle Pakete auszupacken. Ich war eben fertig damit, da erhielt ich Besuch von der hohen Ärzteschaft und wurde mit augurischem Blinzeln auf die Weihnachtstage nach Blérancourt eingeladen, um meine Augenentzündung endlich auszuheilen. Sehr wohlgemeint, und obgleich meine Influenza in der Besserung begriffen ist, würde mir die Erholung schon recht sein; aber diese Art Einladung gefiel mir durchaus nicht. Wenn der General mich zu Gast haben will, kann er mich doch einfach kommen lassen; weshalb die Bestellung über die Hintertreppe? Ich werde morgen zum Batallionsstab gehen und von Dienstes wegen fragen, wie ich mich verhalten soll. Nachmittags abermals 2 Stunden Weihnachtskisten ausgepackt; dann noch 1½ Stunden durch den Graben gelaufen, um meinen Überfluß loszuwerden, und schließlich bis in die Nacht Dankkarten geschrieben. Mir sind tatsächlich nicht blos die Finger lahm, sondern alle Glieder; denn in meinem niedrigen Erdloch kann ich nicht aufrecht sitzen beim Schreiben, sondern muß mich mit meiner flackernden Kerze herumwälzen wie ein Schlangenmensch, weil mir alle 10—15 Minuten der Ellenbogen oder die Hüfte oder die Knice steif werden. Aber bei alldem ist mir diese Liebeslast ein unsäglich rührendes Wunder, und manchmal windet sich mein Herz unter dem brennenden Gefühl seiner unzulänglichen Dankbarkeit. Man kann eine Stunde lang Rührung fühlen, aber leider nicht Wochen lang.

Sonntag, 20. Dezember. Himmel blaulappig. Schießerei vormittags wie gestern; auch das Bombardement

der Liebesgaben. Ein Mann durch Gewehrschuß verwundet; nur leichte Fleischwunde am Arm, aber leider ist's einer unsrer Spielleute, unser bester Flötist, und er wird uns Heilig-Abend bei unsern Weihnachtsliedern sehr fehlen. Mittags ging ich ins Dorf zum Bataillonsführer wegen der Einladung nach Blérancourt. Er gab mir durchaus Recht und will dafür sorgen, daß ich entweder richtig eingeladen werde oder im Schützengraben bleiben darf. Nachmittags viel Unruhe. Um 3 Uhr setzte bei der 3. Kompanie Geknatter ein, das bald in Maschinengewehrfeuer ausartete, erst vom Feind aus, dann auch unsrerseits, aber offenbar blos aus Nervosität. Dann kam Brigadebefehl, uns gefechtsbereit zu machen; zwei übergelaufene Turkos hätten berichtet, daß der Feind um 4, oder nach französischer Zeit vielleicht 5, auf der ganzen Centrumslinie Kanonade eröffnen wolle, und dann werde in 20 km Ausdehnung Infanterie-Vorstoß erfolgen. Da sich die feindliche Artillerie seit Mittag auffällig still verhalten hatte, und wegen der herumprobierenden Zielschießerei in den letzten Tagen, schien in der Tat ein Angriff glaubhaft. Unsre sehr geschwächte Kompanie (nur noch knapp 130 Mann) hatte zum Glück schon mittags Auffüllung durch die neuen Rekruten aus Altona (36 Mann) erhalten, und außerdem rückten anderthalb Züge der 4. Komp. zur Verstärkung ein. Aber wir standen und standen, und es erfolgte nichts; blos ziemlich respektlose Witze der Mannschaften auf die hohen Vorgesetzten. Einer der harmlosesten war noch der: ein Mann hatte sich zwei kleine Bierflaschen wie ein Fernglas zusammengebunden und sah damit höchst behutsam (nach Art der Stabsoffiziere) durch die Schießscharte, ob der Feind nicht endlich komme. Zugleich aber liefen wilde Gerüchte herum, aus Angstmeierei oder Aufschneiderei: die Franzosen hätten nur deshalb in den letzten Tagen soviel geschossen, weil sie an Minengängen arbeiteten, die unsre Gräben in die Luft sprengen sollen, und damit wir das Geräusch der Erdarbeit während der Knallerei nicht hörten. Natürlich wollten nun auch in unserer Kompanie verschiedene Leute Schürfgeräusche von

ihren Unterständen aus belauscht haben; und einige Schlaumeier vermuteten, der uns angekündigte Angriff sei wohl nur deshalb ausgeblieben, weil die Minen noch nicht weit genug vorgetrieben seien. Da es bei den sonderbaren Steinbruch-Höhlen, die sich hier in der ganzen Gegend unter dem Lehmboden hinziehen, immerhin nicht unmöglich ist, weitere Zweiggänge zu bohren, ohne daß auffällige Anhäufungen des herausgeschürften Schuttes an der Oberfläche des Geländes entstehen, so machten wir Horchproben an den Stellen, wo unsre Leute etwas bemerkt haben wollten. Leutnant H. und Feldwebel G., beide durchaus besonnene Männer, glaubten auch wirklich Arbeitsgeräusch zu hören; der nervöse J. natürlich gleichfalls. Ich konnte mich nicht davon überzeugen; ich hielt es, trotzdem wir in unserm Graben völliges Stillverhalten befohlen hatten, für Gescharre von fernen Schritten, wie es bei diesem porösen Kalksteinboden auf weiten Abstand hin wahrnehmbar ist. Oder es kann auch ein wühlender Maulwurf oder eine Ratte gewesen sein. Wer Recht hat, bleibt abzuwarten. Gegen 1/2 7 kam Regimentsbefehl, von den Gewehren wegzutreten, aber noch bis morgen Mittag in erhöhter Wachsamkeit zu verharren. Das Ganze war wohl blos Übungsalarm, sei es um die älteren Leute aus der Faullenzerei aufzurappeln, sei es um die neuen Ersatzmannschaften gleich ein bißchen in Kriegsstimmung zu versetzen. Aber derlei schneidige Erregungskünste scheinen mir ziemlich zweischneidig. Wenn nun im Ernst einmal ein Angriff kommt, und die Leute nehmen ihn dann nicht rasch genug ernst? —

21. Dezember. Regnerisch. Früh 8 Uhr begann auf dem rechten Flügel unsers Armeekorps so lebhaftes Feuer, zuerst Artillerie, dann Infanterie, daß bei uns „alles an die Gewehre" befohlen wurde. Schon 1/2 9 ließen wir wieder wegtreten, obgleich (oder weil) die Kanonade fortdauerte und den ganzen Vormittag anhielt. Unsrer Kompanie gegenüber hat sich der Franzmann seit gestern Abend hübsch ruhig verhalten; nur bei den Leuchtkugeln nachts gaben die Wacht-

posten spärliches Feuer, und die Artillerie schoß bis Mittag überhaupt nicht. Nachmittags kamen zwar wieder etliche der sogenannten Stinkbomben, bespritzten uns aber blos mit Dreck. Die Angst vor der feindlichen Minengraberei spukt trotz des ruhigen Tages weiter, und gegen Abend schickte uns der Bataillonsstab zwei angeblich auf Lautgeben abgerichtete Hunde: einen verprügelten Hühnerhund und einen Bastardköter aus Pudel und Pinscher. Die Treulosigkeit sieht ihnen aus den Augen, die Herrenlosigkeit; die Ordonnanz, die sie heraufbrachte, wußte nicht einmal ihre Namen. Wie sollen diese Viecher nun unterscheiden, ob die Erdgeräusche von den Schritten unsrer Soldaten oder von feindlicher Schürfarbeit ausgehn? Und wenn sie unsre Patrouillen begleiten, dann ziehen sie ihnen womöglich durch ungehorsames Vorlaufen oder vorzeitiges Knurren und Bellen die feindlichen Kugeln auf den Hals. Der Aufzug der beiden Köter kam mir noch närrischer vor, als die berühmte Falstaffsche Garde.

22. Dezember. Leicht bewölkt, mild. Unser Pinschpudel („Mohr" getauft) hat seine Tätigkeit damit begonnen, daß er nachts einen unsrer wachthabenden Unteroffiziere in die Wade biß; Laut gegeben hat er bis jetzt überhaupt noch nicht, beschnüffelt nur mißtrauisch jeden, der mit ihm redet. Auch der Jagdhund („Karo" getauft) hat noch nichts gesagt; liegt meistens zusammengerollt in seinem Erdloch, wedelt jeden scheu an, tut nichts als fressen und verdauen. Die Franzosen haben heute auch nichts getan; nur vereinzelte Postenschüsse und ganz verzetteltes Bombengeschmeiße. Wir haben an unserm linken Flügel (3. Zug) auf Regimentsbefehl einen Flankengraben nach rückwärts aufgeworfen, um von dort aus Seitenfeuer geben zu können, falls der Feind bei der Nachbarkompanie wieder durchbrechen will; die Franzosen haben sich dort inzwischen, am gegenüberliegenden Gehölzrand, bis auf etwa 40 Meter Abstand an unsern Graben herangebuddelt. Abends, als wir bei unserm Maschinengewehr-Leutnant v. Z. um ein gemütliches Glas Grogk saßen, ging

die Latrinenparole durch den Graben, angeblich vom Regimentstelephon aus, der Feind habe grade uns gegenüber 30 neue schwere Geschütze an der Aisne aufgefahren. Wir möchten's gern glauben, weil wir wieder mal hoffen, daß die westliche große Entscheidungsschlacht doch vielleicht noch kommen wird, nachdem jetzt amtlich bestätigt worden ist, daß die russischen Heermassen in der Tat auf der ganzen polnischen Linie zurückgeworfen sind.

23. Dezember. Grau, naßkalt. Die Schießerei so spärlich wie gestern. Der Pudel Mohr hat sich aus dem Staube gemacht; vormittags flochten ihm unsre Leute einen Kopfschmuck aus schwarz-weiß-roten Bändern in sein struppiges Pinscherfell, aber er muß wohl keine deutsche Seele haben, denn seitdem ist er spurlos verduftet. Gegen Mittag brachte mir Oberstabsarzt T. eine ausdrückliche Einladung vom Divisionskommandör; Excellenz lasse fragen, ob ich etwa keine Lust hätte, an seinem Weihnachtstisch zu erscheinen. Natürlich war mir sein Wunsch Befehl, obgleich ich lieber im Schützengraben bleiben würde, denn die Feier wird hier sicherlich wundersamer sein; wir sind alle gespannt, ob uns der Franzmann mit christlichen Grüßen zwischendrein orgeln wird. Die Hochflut der Liebesgaben dauert immer noch an; besonders aus München bekomme ich Riesenkisten, mit warmen Hemden, Hosen und andern Getränken. Ich bin der reine Christoferus.

24. Dezember. Morgens noch bedeckt, dann klar und kalt. Früh die übliche Knatterei beim Aufstieg der Leuchtkugeln. Vormittags ging ich ins Dorf hinunter und ließ telefonisch beim Divisionsquartier anfragen, wann das Auto mich abholen werde. Bescheid: Se. Excellenz habe den Eindruck empfangen, daß ich Heilig-Abend lieber mit den Kameraden im Schützengraben feiern möchte, und wolle mich nicht daran verhindern, werde mich also erst morgen Vormittag abholen lassen. Ich habe mich sehr über dies soldatische

Feingefühl gefreut, und Leutnant H. und J. desgleichen. Über Mittag putzten wir dann die Weihnachtsbäume, zwei kleine für unsre Unterstände und einen größeren für den Schützengraben, den wir heute Abend nach 6 mit Gesang auf die Böschung pflanzen wollen, und wenn der Feind all sein Pulver dagegen verpufft. Der Regimentsstab ist einverstanden, hat aber erhöhte Gefechtsbereitschaft für die ganze Nacht befohlen; der feindliche Generalissimus habe am 17. d. M. eine heimliche Ordre an alle Offiziere erlassen, auf der ganzen Linie an jeder dafür günstigen Stelle zum Durchbruch vorzugehen. Die Kanonade am 21. d. M. bei unsrer 17. Division war in der Tat ein solcher Versuch; er wurde aber zurückgeschlagen, und die Franzosen hatten starke Verluste. Nachmittags 3 Uhr überreichte mir unser Kompanieführer im Auftrag des Bataillons das E. K. für den rechtzeitigen und selbständigen Eingriff meines Zuges bei dem gegnerischen Durchbruchsversuch vom 12. Novbr. Die richtige Kunde über den Verlauf des Gefechtes ist also doch allmählich durchgesickert, hauptsächlich wohl dank dem General-Oberarzt Gr., der bei einer seiner Aufsichtsfahrten zufällig gesehen hatte, wie ich unsre Leute im Kugelregen aus den Unterständen zusammentrommelte; er ist immer in der Nähe, wo irgendwas los ist, und kennt unsre Gräben und Geschützstände besser als der ganze übrige Divisionsstab. Der Führer der 3. Kompanie, der das Kreuz der II. Klasse schon hatte, erhielt für dasselbe Gefecht die I. Klasse; meines Erachtens hätte dann unser J., der die II. Kl. gleichfalls schon hat, auch die I. erhalten müssen. Und da das E. K. nicht blos für Tapferkeit, sondern auch für „Verdienste" erteilt wird, so hätte ich für meinen Entschluß, mit meinem freiwilligen Eintritt ins Heer unserm ganzen Volk ein Beispiel zu geben, wohl erst recht das E. K. I verdient; aber für solche geistigen Führerdienste scheinen unsre Behörden kein Verständnis zu haben.

Heilig-Abend. Um 6 Uhr begann beim IV. Korps heftiges Gewehrfeuer, sodaß unser Kompanieführer alles an

die Gewehre befahl. Aber wir merkten bald, es war wieder blinder Lärm; und nun ging ich als Weihnachtsmann durch den Graben und ließ jeden Mann unsers Zuges (warme Sachen u. dgl. hatten alle drei Züge schon gestern bekommen) in meine Pfefferkuchen- und Schokladen-Kiste greifen. Um 8 wurde der Weihnachtsbaum angezündet. Der Himmel war völlig sternklar und mondhell, aber es ging ein scharfes Lüftchen, und wir brauchten etwa 10 Minuten, bis die Lichter alle brannten. Dann wurde mit Trommel, Pfeife und Mundharmonika der „Präsentiermarsch" gespielt, und wir sangen die lieben alten Lieder. Vor dem Marsch und vor jedem Lied ließ Leutnant H. eine Leuchtrakete steigen; anfangs kamen vereinzelte Schüsse von drüben, aber nachdem die Melodie „O du fröhliche, o du selige" (O sanctissima singt auch der Franzmann) eingesetzt hatte, hörte man drüben ruhig zu, und so sangen wir ungestört noch „Stille Nacht, heilige Nacht" — „Es ist ein Reis entsprungen" — „O Tannebaum, o Tannebaum". Nur als wir zum Schluß den Zapfenstreich-Choral (das „Niederländische Dankgebet") anstimmten, schickten sie uns ein paar Salven herüber; da wir aber nicht zurückschossen, sondern einfach weitersangen, hörten sie mit dem Geknatter auf. Dann hoben wir den Christbaum über die Böschung, und der Wind blies langsam die Lichter aus. Und zu Ehren des Gegners sei es gesagt: während der ganzen Feier fiel kein Kanonenschuß, trotzdem doch der Kerzenglanz ein deutliches Ziel bot. Auch in der Ferne bei den Nachbar-Armeekorps war nichts von Kanonade hörbar. So krochen wir denn in wirklich christlicher Stimmung wieder in unsre Erdlöcher, und jede Gruppe zündete nun ihr besonderes Bäumchen an, machten uns gegenseitig Besuche, ließen die Lieben in der Heimat leben, die uns so reich beschenkt hatten, und freuten uns dann selber des Lebens, „weil noch das Lämpchen glüht". Und als wir schließlich um Mitternacht nochmals im Graben den Baum ansteckten und dazu „Deutschland, Deutschland über alles" sangen, fiel nicht ein einziger Gewehrschuß von drüben. Ehre sei Gott in der Höhe! —

Erster Weihnachtstag, Blérancourt. Helle Sonne, starker Frost. Vormittags 9 kamen die Ärzte zur Inspektion der Latrinen durch den Schützengraben, und Dr. Gr. nahm mich gleich mit ins Divisionsquartier. Vorher aber erst ins Regimentsquartier zur Beglückwünschung und Abmeldung. Traf dort den Hauptmann v. K., Führer der 1. Kompanie; das ist einer der sachlichsten Menschen, die mir je begegnet sind, lebt ausschließlich seiner soldatischen Pflicht, Stoiker durch und durch, immer mit irgend einer tapfern Unternehmung beschäftigt, von seinen Leuten das Äußerste verlangend, aber trotz seiner Strenge von ihnen vergöttert, weil er zugleich wie ein Bruder für sie sorgt. Auch den Hund Mohr, der durchaus nicht für Andre sorgt, traf ich dort in der Küche wieder; obgleich ich ihn mehrmals in unserm Graben mit Pfefferkuchen gefüttert habe, gab er kein Erkennungszeichen von sich. Vor der Abfahrt zeigten mir dann die Ärzte den schönen Soldatenfriedhof von Autrèches; liegt unter zwei riesigen alten Kastanien, die mit einem Rondell aus Schrapnellhülsen eingefaßt sind. Auch bei dem Friedhof von Audignicourt stieg ich mit Dr. Gr. noch ab, um das Grab des Kameraden Dr. L. zu besuchen, für das mir seine Braut einen Nelkenstrauß aus der Heimat hergeschickt hat. Die Sorgfalt, mit der die Ruhestätten der gefallenen Krieger hier überall angelegt sind, von Stakettzäunen oder Steinmauern eingefaßt, mit Denksteinen, Kreuzen, Buchsbäumen, Wachholdern geschmückt, all das läßt hoffen, daß die einheimischen Bauern sie nach dem Krieg nicht zerstören werden*). In Le Mesnil besuchten wir noch den neuen Stabsarzt Prof. v. Br. und bewunderten seine Lazarett-Einrichtung, besonders die Abteilung für schwere Verwundungen (Gehirn- und Lungen-Schüsse) wie überhaupt die schmucke Aufmachung der ganzen Sanitätsstation, die durch ein paar geschmackvolle Wachholder-Anlagen aus dem schmutzigen und düsteren Ort

*) Jetzt kann man das leider nicht mehr hoffen, nachdem wir ihre Häuser und Bäume „planmäßig" zerstört haben.

ein freundliches Gartennest gemacht hat. Als das Auto in Blérancourt eintraf, stand Exc. v. Kl. grade vor dem Stabsquartier und nahm die Weihnachtsmette einer Regimentskapelle entgegen. Wir schritten dabei in dem Vorgärtchen auf und ab, ich erzählte ihm von der Feier in unserm Schützengraben und er mir von der Festbescherung, die er gestern Abend mit Hilfe der Madame Fallery für die französischen Waisenkinder des Städtchens veranstaltet hatte; der Jubel über den Lichterbaum, und daß sie ihn nachher plündern durften, sei genau so wie bei deutschen Kindern gewesen, und die ganze Bevölkerung freue sich heute darüber. Vielleicht bürgert sich auf diese Weise die schöne deutsche Feier hier ein. Bei Tisch gab's allerlei Fachgespräche, militärische, hygienische, ökonomische, politische, über die Kriegführung im allgemeinen und die umliegenden Truppen insbesondre; natürlich anknüpfend an die französische Kammer-Eröffnung und die schwungvolle Rede Vivianis. Wir „spannten die Lage", wie Ltnt. v. T. immer sagt; aber es war nicht grade spannend, denn die Excellenz ist ein „Oberlagenspanner", d. h. er verträgt nicht viel Widerspruch. Nachmittags ging ich ins Sanitätsquartier, um den Augenarzt Dr. D. wegen meiner noch immer nicht ganz geheilten Entzündung zu befragen. Er verschrieb mir neue Tropfen zum Einträufeln und verbot mir die Waschungen mit Fencheltee, die der vorige Arzt mir empfohlen hatte. Abends kam ich in ein intressantes Gespräch mit dem Jesuitenpater und physikalischen Professor W. über religiös-philosophische Fragen, wobei mich seine konfessionelle Duldsamkeit und intellektuelle Gründlichkeit freute. Aber ich ging doch mit dem Gefühl zu Bett: steckt hinter all dem Gerede nun wirklich die Kultur, um die sich's Krieg zu führen lohnt? Oder vielmehr: ist's wirklich Kultur, wenn man noch Krieg drum führen muß? —

Zweiter Weihnachtstag. Vormittags frostig, nachmittags tauig; scharfer Wind. Fahrt nach Chauny zum Zahnarzt. Begegnung mit einem 60jährigen Arzt Dr. v. Sch.,

der auch als einfacher Kriegsfreiwilliger in den Heeresdienst getreten ist. Mittags Besuch bei dem Großkaufmann Ei., der hier ein Depot zur Verteilung der Liebesgaben, besonders der Hamburgischen, leitet und überhaupt alles mögliche für die Einführung kaufmännischer Maßregeln bei der Heeresverpflegung tut. Ich speiste mit ihm bei den Johannitern und erfuhr, daß man auch hier für die französischen Armeleutskinder eine Christbescherung veranstalten will, aber erst zu Neujahr nach einheimischer Sitte, was mir hyperchristlich und undeutsch vorkommt. Nachmittags Besuch im Lazarett St. Charles bei Leutnant v. W—w und seiner Mutter, die zur Pflege hergekommen ist; der arme Kerl, ausschließlich Berufssoldat, wird wohl dauernden Schaden am Augenlicht und steifes Knie von den Granatwunden behalten, sodaß er für seinen Beruf nichts mehr taugt; die Mutter trägt es wie der Sohn mit bewundernswürdiger Fassung*). Gegen Abend brachten mich Ei. und der Johanniter Graf v. d. Gr. nach Blérancourt zurück, auf dem Umweg über Folembray, Quartier unsers Armee-Oberkommandos. Während das Auto vor dem herrlichen alten Landhaus hielt, unter einer noch herrlicheren alten Platane, hörte ich auf der Straße zwei französische Jungen „Stille Nacht, heilige Nacht" singen, die ersten Zeilen mit deutschen Worten, die folgenden mit la-la-la, in vollkommen richtiger Melodie. Als ich das abends bei Tisch in Blérancourt erzählte, wurden mir noch andre Anzeichen des deutschen Einflusses auf die hiesige Jugend berichtet: Wenn die kleinen Bengels hier Krieg spielen, wollen die meisten immer „les Allemands" sein, „les vainqueurs". Und ein Junge, der sich mit besonderer Vorliebe bei den Wachtposten herumtreibt und eines Tages gefragt wurde, ob er denn gern Soldat werden möchte, der antwortete: „oui, soldat allemand!" Nach Tisch gemütliche Unterhaltung, echt gesellig, ohne Rang-Prätentionen, sodaß ich heute wirklich das Gefühl der deutschen Einmütigkeit

*) Er ist später bei der Nachbehandlung gestorben.

verspürte, und zwar dank der deutschen Kunst. Die Excellenz hatte zwei Kanoniere zur Tafel geladen, einen musikalisch sehr begabten Kaufmann und einen poetisch angehauchten und ebenfalls musikalischen Oberlehrer, und nun wurden Weihnachtslieder gesungen, dann auch andre gute Lieder, dazwischen allerlei Klaviermusik, und der Oberlehrer las außer eigenen, recht wirksamen Gelegenheitsversen Kriegsgedichte von Liliencron vor, diese allerdings trotz starkem Gefühlsaufwand mit einem fatalen Theaterton, der zu Liliencron durchaus nicht paßte. Es war mir beinahe peinlich, als man mich hiernach gleichfalls um Deklamation ersuchte; denn der Theaterton hatte sehr „gezündet", sodaß mir wieder lebhafte Zweifel an der „Kultur" der meisten Zuhörer kamen, an ihrem natürlichen wie künstlerischen Geschmack. Zugleich aber reizte mich das Experiment, und ich trug nun auch ein paar Liliencronsche Kriegsgedichte und einige Stimmungsgedichte von mir mit gänzlich ungeschminktem Ausdruck vor. Ich habe es nachher nicht bereut: die Einfachheit siegte. Alle waren so ergriffen, daß ich selber einen schlechten Witz auf die dichterische Eitelkeit machte, um den Bann der Stimmung zu brechen.

Sonntag, 27. Dezember. Trüb, feucht. Morgens ins Sanitätsquartier, um meine Augentropfen aus der Feldapotheke abzuholen. Dabei hörte ich von einem der Ärzte eine köstliche Geschichte, die man allerdings (wie so manches im Krieg) weder sentimental noch moralisch betrachten darf. Kommen da Heilig-Abend ein paar Krankenträger, die sich von Weihnachtsbaum zu Weihnachtsbaum durchgepunscht hatten, in stark wackligem Zustand und melden: „Herr Doktor, wir bringen —hup— eine Leiche." Darauf der Doktor: „So? Hm. Na, dann bringt sie mal!" Darauf sie: „Ja — das heißt, Herr Doktor —hup— das können wir heut nicht mehr." Darauf er: „Kreuzhagel, verdammte Kerls! Was soll das heißen, wo habt ihr sie denn!" Darauf sie, voll und ganz geknickt: „Die haben wir —hup, Herr Doktor — verloren."

wirklich passiert und ein Beweis dafür, wie typisch Liliencrons Poggfred-Kantus von den „besoffenen Bauern" ist. Nachmittags zeigte mir Intendantur-Rat L. einige Lagerräume für Nahrungsmittel des Heeres und erklärte mir überhaupt den Verpflegungsbetrieb. Ich hatte ihn darum gebeten, weil ich einmal eine wirkliche Vorstellung (nicht blos in Zahlen auf dem Papier) von den Konsum-Quantitäten bekommen wollte. Ich war überrascht, wie verschieden verhältnismäßig der räumliche Umfang der einzelnen Speicherwaaren ist. Fleischkonserven z. B. nehmen geringeren Raum in Anspruch, als ich mir gedacht hatte; eine Wohnstube von gewöhnlicher Größe (5×6 qm) würde genügen, um in Blechbüchsen die Tagesportionen Gulasch zur Sättigung von 50—60000 Mann aufzustapeln. Dagegen könnte derselbe Raum nur für etwa 3000 Pferde die tägliche Hafermenge in Säcken bergen. Bei Betrachtung der Körner und Hülsenfrüchte erwähnte übrigens der Intendantur-Rat, daß es ihm in seinem Bezirk gelungen sei, etwa 2000 Zentner Weizen durch rechtzeitiges Dreschen vorm Umkommen zu retten und sie gegen mäßigen Preis den hiesigen Grundbesitzern abzukaufen. Aber fast der ganze Bestand an Zuckerrüben sei aus Mangel an Arbeitskräften zu Grunde gegangen; nach seiner Schätzung beträgt der Schaden, den Nordfrankreich dadurch erlitten hat, etwa 100 Millionen Francs.

Autrêches, Graben, 28. Dezember. Strömender Regen. Ganz durchgeweicht kam ich am Vormittag in unsern ganz aufgeweichten Graben zurück, bis an die Kniee im Lehmschlamm watend; und die erste lebende Seele, auf die ich beim linken Kompanieflügel stieß, war der festgebundene Pinschpudel Mohr. Diesmal wedelte er mich merkwürdigerweise mit erkennender Miene an, wahrscheinlich damit ich ihn losmachen sollte; er war mir aber zu pudelnaß. In mein weihnachtlich geschmücktes Erdloch kroch ich mit wahrhaftem Heimatsgefühl; ich glaube, uns allen wird eine liebe Erinnerung an diese armseligen Lehmhütten bleiben, die das

Christfest mit Märchenschimmer verklärt hat. Als Nachmittags 18 unsrer älteren Leute, die den ganzen Feldzug mitgemacht haben, nach der deutschen Grenze abrücken mußten, um neue Feldbataillone (vermutlich für Rußland) formieren zu helfen, hatten manche dieser abgehärteten Kerle beim Abschied Tränen in den Augen. Natürlich fand ich wieder einen gewaltigen Haufen verspäteter Liebesgaben vor. Während ich auspackte, erzählte mein treuer Gawronski, daß die Franzosen am 2. Weihnachtsmorgen heftig herübergeballert hätten; 2 Mann sind bei uns verwundet worden. Und grade unserm Graben gegenüber, nur etwa 400 Meter entfernt, sind gestern 3 neue kleine Geschütze aufgefahren und haben heut Morgen mächtigen Krach gemacht. Selbstverständlich stehen all diese Knalleffekte mit der rhetorischen Fanfare Vivianis vor der französischen Kammer in Zusammenhang, und wir treffen überall Vorkehrungen gegen etwaige Durchbruchsversuche. Aber ernstlich glaubt hier niemand an die französische Angriffslust, und selbst beim Befehl „Alles an die Gewehre" schnallen viele unsrer Offiziere weder Seitengewehr noch Revolver um. Für gewöhnlich wandern die meisten mit langen Spazierstäben durch den Graben, die sie sich in den umliegenden Gehölzen zurechtgeschnitzt haben, aus einer merkwürdig gewundenen Spielart Haselstauden, in deren Rinde eine rankende Schlingpflanze festgewachsen ist. Oder sie tragen Feldmesserstäbe, Zeltstangen u. dergl., und einer unsrer Adjutanten spaziert mit einem geräuberten Billardqueue herum.

29. Dezember. Nacht mondhell, windig, kalt; Vormittag regnerisch, Nachmittag hellblau, kühl. Morgens trafen 18 Ersatz-Rekruten ein, um an die Stelle der gestern abmarschierten älteren Mannschaften zu treten. Man merkt es diesen Burschen an, die auf der Eisenbahn bis Noyon oder Chauny „Deutschland, Deutschland über alles" gebrüllmeiert haben, wie ernüchtert sie plötzlich sind, daß sie nun hier mit Schaufel und Hacke in dem durchaus nicht erhebenden Lehmdreck Erdarbeiterdienste verrichten müssen. Wir haben manch-

mal einen halben Tag lang zu tun, blos um den Schlamm aus dem Graben zu schippen oder die Lehmwälle wieder aufzuschütten, die über Nacht durch die Feuchtigkeit eingefallen sind; oder umgekehrt die Nacht durch zu arbeiten, wenn es tagüber geregnet hat. Geschossen wurde heute sehr wenig. Den Argwohn, der Franzmann wolle uns unterminieren, nimt man blos noch als faulen Witz.

30. Dezember. Klarer Frost. Vormittags machte mir Major G., der Divisionsadjutant, bei einer Besichtigung der Schützengräben unsers Regiments seinen „Gegenbesuch", wie er sagte. Ich begleitete ihn bis ans Ende unsers Kompaniegrabens und machte ihn aufmerksam, daß bei unsrer vorgeschobenen Stellung, von der aus man die Bewegungen der feindlichen Artillerie vorzüglich beobachten kann, eine dauernde Kabelverbindung mit unsrer Artillerie (nicht blos gelegentliche Telephonlegung) sehr nützlich werden könnte; bin neugierig, ob der Wink Erfolg haben wird. Geschossen wurde auch heute nur spärlich; aber das Unglück wollte, daß ein Schrapnell, das über dem Hohlweg zum Dorf hinunter platzte, einen Krankenträger unsrer Kompanie tötete, einen zweiten schwer verwundete. Immer wieder diese unnützen Zufallsopfer.

Sylvester 1914. Nebelfeucht, mild. Heute Vormittag war meine Bude eine richtige Dichterschulstube. Jede Stunde kamen zwei-drei Mann und brachten mir ein Neujahrsgedicht an die Braut oder Mutter oder Schwester oder Freunde und Nachbarn, das ich begutachten oder verbessern sollte, bevor sie es nach Hause schickten. Es ist erstaunlich, wieviel poetischer Trieb noch immer in unserm Volk rumort, trotz aller schematischen Verbildung durch Schule, Fabrik und Vereinsmeierei. In unsrer Kompanie sind mindestens 20 Mann, die bei jeder Gelegenheit Verse machen und mehr oder minder verschämt zum Besten geben; und natürlich strahlen sie übers ganze Gesicht, wenn ich sie ein bißchen lobe. Es

sind nicht etwa die mit der meisten Schulbildung (auch unter diesen wird's einige geben, aber die genieren sich vor mir) — sondern grade die einfachsten Leute, ältere wie jüngere. Sogar ein ganz verwitterter Landwehrmann ist darunter, der regelmäßig seine kleinen Erlebnisse mit einem gewissen Humor in Knittelreime verstaut; die schreibt er dann sorgfältig auf ein Blatt und heftet es neben seiner Schießscharte an einen Zigarrenkistendeckel zur allgemeinen Beherzigung. Ich glaube, in diesem teils rhythmischen, teils phantastischen Mitteilungsdrang schlummern all die Entzückungs- und Begeisterungskräfte, die unter richtiger Anleitung einen so herrlichen Aufschwung des Volksgemütes bewirken wie in den ersten Wochen des Krieges; und noch jetzt, wo die materielle Übermacht der gegnerischen Streitkräfte unsern ideell beflügelten Vorstoß ins Stocken gebracht hat, steift uns das Bewußtsein den Nacken, daß wir das Volk der Dichter und Denker sind. Solange dies Selbstgefühl uns beschwingt, solange sind wir unüberwindlich, mag die Geduldsprüfung noch so schwer sein. Übrigens wurde heute fast garnicht geknallt, nur verzettelte Wachtpostenschüsse; offenbar sind drüben andre Mannschaften eingerückt, irgend ein älterer Reserve-Jahrgang mit ruhigerem Temperament. Auch als wir um Mitternacht Sylvestermusik machten, lustige Lieder sangen und Raketen abknallten, wurden wir nicht im geringsten gestört. Zum Schluß stiegen wir auf die Böschung und riefen laut „bonne année“ hinüber; es kam aber keinerlei Erwiderung, weder ein Schuß noch irgend ein Ruf.

Frankreich 1915

Neujahrstag. Vormittags Sonne, Nachmittags Regen. Umgekehrt wär's ein besseres Vorzeichen; möge das Jahr als Jubeljahr enden! — Mein Wink an Major G. scheint gezogen zu haben: heut besichtigten zwei Artillerie-Offiziere unsre Stellung auf Telephonlegung hin, und es gab eine lebhafte Kanonade, erst von unsern Geschützen aus, dann auch von den feindlichen. So habe ich nun selbst dazu beigetragen, daß der Artilleriesport weiter floriert; man ist eben Rädchen im Getriebe, und wohin sich der Zeiger drehn wird, geht das pflichtschuldige Rädchen nichts an.

2. Januar. Vollmondnacht mit ziehenden Wolken; über Tag bald blauer, bald grauer Himmel. Nach Mitternacht beobachteten unsre Posten auf der feindlichen Bahnstation im Aisne-Tal die Ankunft eines Zuges von 5 Wagen, und er blieb eine gute halbe Stunde dort stehen, ohne daß die Lichter ausgedreht wurden; hätten wir schon direkte Telephonverbindung mit unsrer Artillerie, wär's ein Leichtes gewesen, den ganzen Zug zusammenzuschießen. Morgens schossen die feindlichen Posten ziemlich viel, weil unsre neuen Ersatzmannschaften fleißig an ihren Unterständen arbeiteten, was bei der hellen Nacht wohl drüben zu sehen war; es wurde aber niemand getroffen. Tagüber schoß nur die Artillerie, und zwar ebenso lebhaft wie gestern; etwa 100 Schüsse von drüben. Ein Schrapnell durchschlug eine Brustwehr, hinter der ein Mann Posten stand; aber er duckte sich so rasch, daß die ganze Bescherung

über ihn wegging. Gewehrfeuer nur ganz spärlich; trotzdem wurde ein Posten unsers M.=G.=Zuges in der Abenddämmerung erschossen. Der M.=G.=Leutnant v. Z. brachte vom Regimentsadjutanten die Nachricht mit, daß wir am 15. d. M. einen großen Angriff machen sollen. Es glaubt aber hier niemand daran; wir halten das wieder nur für einen Kniff, um die Mannschaften etwas aufzumuntern. H. und J. haben gewettet, ob der Krieg vor oder nach Frühlingsanfang zu Ende sein werde. J.: vor. H.: nach. Aber nicht wer verliert, sondern wer gewinnt, zahlt die Wette; der Gewinner hat den Verlierer eine Hamburger Nacht durch freizuhalten. Sicherlich eine Form der Wette, die kein Engländer begreifen würde.

Sonntag, 3. Januar. Feucht, mild. Sehr verdrossene Stimmung im ganzen Graben, wohl infolge der Zeitungsnachricht, daß wieder eine neue russische Ersatz=Armee im Anmarsch ist, daß also Hindenburgs letzter Sieg doch nicht so entscheidend war, wie er ausgeschrieen wurde. Unsre Artillerie soll einen französischen Bahnzug in Vic=sur=Aisne oder Berny=Rivière zerschossen und überhaupt soviel Schaden dort angerichtet haben, daß die Bevölkerung über Nacht mit Sack und Pack abgezogen ist. Heute weniger Artilleriefeuer als gestern; Gewehrfeuer noch weniger. Viel und wenig sind allerdings relative Begriffe. Bei der vorigen französischen Truppe, die unsrer Kompanie gegenüberlag, waren z. B. 1000 Gewehrschüsse auf den Tag ziemlich wenig, denn in der Regel feuerte sie etwa 4—5000 ab; bei der jetzigen sind 1000 schon viel, denn sie feuert meistens nur 3—500. Und bei uns wird höchstens 100mal täglich gefunkt, wenn nicht drüben irgend etwas Besonderes los ist (Patrouille, Munitionstransport oder dergl.). Nachmittags wurde die Langeweile durch eine Depesche von Major G. unterbrochen, worin er mir zum Leutnant gratulierte; später kam auch noch eine Gratulation von General=Oberarzt Gr. Die offizielle Mitteilung der Beförderung (vom 28. vor. Mts. datiert) kam erst Abends 1/211 (ich hatte grade Wachtdienst) durch eine

Ordonnanz vom Regimentsstab. Siehst Du, meine liebe Kriegsstrohwitwe, nun ist Dein Mädchentraum, einen Leutnant zu heiraten, doch noch in Erfüllung gegangen.

4. Januar. Regen und Schneematsch. Früh lebhaftes Gewehrfeuer von drüben, etwa 1000 nutzlos verpuffte Schüsse. Artilleriefeuer weniger als gestern; auf unsern Graben nur 3 Granaten, aber leider war eine ein Volltreffer, zerschlug einige Brustwehren und verwundete einen Wachtposten schwer, nachm. 4 Uhr, grade als ich zum Regimentshaus gehen und mich als befördert vorstellen wollte. Da die Granate dicht bei meinem Unterstand eingeschlagen war, trugen wir den Verwundeten auf mein Lager, und ich half den Notverband anlegen. Der rechte Arm war ganz zerrissen und zerbrochen von den Granatsplittern; außerdem war eine Patronentasche des Mannes explodiert, und seine eignen Gewehrkugeln hatten ihm die Beine gestreift und die große Zehe halb weggeschossen. Wir hatten sofort nach dem Arzt geschickt, in die sogenannte Bereitschaftshöhle; er kam schon nach etwa 15 Minuten und lobte unsre Vorkehrungen (Unterbindung des Oberarms, um Verblutung zu verhüten). Nach Einbruch der Dämmerung konnte der Verbundene (in Morphium-Betäubung) ins Dorf hinuntergetragen werden. Mein Lager ist ganz von Blut durchtränkt, und darauf muß ich also nun schlafen. Das ist mir aber keine gräßliche Vorstellung, sondern ich habe das Gefühl: dieser Mensch hat sein Blut für mich vergossen, und da er überdies schon vorher etwas Nazarenisches an sich hatte (wie ein Apostel oder Märtyrer stand er immer auf seinem Wachtposten), so fühle ich nur eine mystische Dankbarkeit, daß ich auf diesem Opferblut ruhe. Wer weiß, ob nicht das Christentum nur durch dies grausame Mysterium des stellvertretenden Sühnopfers so leichten Eingang bei den heidnischen Völkern fand. „Um unsrer Missetat willen ist er verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt."

5. Januar. Sonnig, warm, hellblau. Vormittags ins Dorf zum Regimentsstab, um mich als befördert vorzustellen; zugleich Leutnant P. (bis jetzt Degenfähnrich, Stiefsohn Ludendorffs) und Feldwebel-Leutnant G. (bis jetzt Offizierstellvertreter). Vorher ließ ich mir, da ich dem Dienstalter nach jetzt der jüngste Leutnant des Regiments bin, unter feierlichem Rundgesang der Zuschauer nebst Mundharmonika-Begleitung den Vater-Dehmel-Bart abrasieren; unsre meisten Leute erkannten mich dann nicht wieder, als ich durch den Graben ging. Da nun 5 Leutnants bei unsrer Kompanie sind (H., J. und wir drei neuen), außerdem noch ein Offizierstellvertreter (Vicefeldwebel S.) und ein Anwärter auf die Stellvertretung (mein Lagergenosse Vicefeldw. A.*), also mindestens einer überzählig, so dachten wir, daß man einen von uns anderswohin versetzen würde, und im stillen erwartete ich meine Berufung zum Stab; aber nichts dergleichen geschah. Major M. und Hauptmann v. M. hießen uns sehr gemütlich willkommen, traktierten uns mit Portwein und Pfefferkuchen, und so saßen wir etwa eine Stunde, rauchten die Kriegspfeife und „spannten die Lage". Nun, dieser ganze Krieg ist eine Geduldsprobe, und die Hauptsache bleibt, ein ruhig Herz behalten. Ich nehme es als ein gutes Vorzeichen, daß heute nicht unnütz geknallt wurde. Unsre Artillerie sandte 3 Offiziere zur Beobachtung in unsern Graben und gab dann nur 4 Schüsse ab, aber 3 davon trafen genau in den feindlichen Schützengraben, und der Gegner stellte die Kanonade ein.

6. Januar. Regnerische Nacht; heller Vormittag, bedeckter Nachmittag. Leutnant P. wurde abkommandiert zur Besichtigung und Verzeichnung aller Grabstätten des Regiments, auf 8—10 Tage; inzwischen soll ich an seiner Stelle die Führung des 3. Zuges übernehmen. Keine angenehme Aufgabe; denn die Disziplin war dort etwas lax, und es

*) Wurde bald nachher zum Rekruten-Depot La Fère versetzt, ist später in den Karpathen gefallen.

wird schwer halten, in so kurzer Zeit den Leuten Strammheit einzutrichtern. Allerdings, Leutnant v. T. hat in drei Tagen die ganze Kompanie frisch aufgebürstet. Mittags waren wieder Artillerie-Offiziere da, und es wurde eine bleibende Telephonstation eingerichtet, die ihren Unterstand im 3. Zug hat. Die Kanonade war heute etwas lebhafter als gestern, aber immerhin noch sparsam. Trotzdem wieder ein Zufallsopfer: Leutnant F. von der 3. Kompanie, als er ins Dorf zum Baden hinunterging, wurde durch ein Schrapnell getötet.

7. Januar. Regnerische Nacht, nebelfeuchter Tag. Das Erdreich ist so vollgesogen, daß selbst in den bestgedeckten Unterständen das Wasser durch die Fugen der Bohlen tropft. Ich habe in meinem Unterstand Blechtraufen an die Decke nageln lassen, um das Getröpfel, das auf mein Lager fiel, abzuleiten, und dann Näpfe darunter gestellt; in etwa 3 Stunden war ein Napf, der ungefähr 1 Liter faßt, vollgetropft, und dabei ist die Schuttschicht auf meinem Hüttendach (ungerechnet die Bohlen und Balken) mindestens 1 Meter dick. Die Kleewurzeln, die aus den Lehmwänden über dem steinigen Untergrund in die Hütte hereinhängen, haben hellgrüne Blättchen getrieben, und an den Stützpfosten der Decke hängt ein üppiger Flor von flaumig weißen Schimmelpilzen; wir nennen das unsern Wintergarten. Vormittags nahm ich mir die Gruppenführer meines neuen Zuges vor und besichtigte mit ihnen die ziemlich verwahrlosten Schießscharten, ordnete Ausbesserung binnen 3 Tagen an und ließ mir von den Halbzugsführern strengste Arbeitsaufsicht versprechen; bin neugierig, ob das fruchten wird, oder ob ich erst Strafarbeiten diktieren muß. Die Nachmittagskanonade war auch heute ziemlich mäßig; desgleichen das Gewehrfeuer. Blos J. scheint wieder nervös zu werden, schoß schon die letzten Tage verschiedene Serien, und heute ließ er mit 2 Unteroffizieren eine wahre Salven-Orgie nach den jenseitigen Schießscharten los; der Kompanieführer verbat es sich schließlich. Von drüben wurde der Unfug nicht erwidert; es scheint, daß ein

Teil der französischen Truppen, auch der Artillerie, anderswohin verlegt worden ist. Auch bei uns ist das geschehen; das II. Batallion, das kurz vor Neujahr nach St. Paul in Reserve ging, ist plötzlich auf Generalstabsbefehl mit der Bahn von dort abgerückt, und selbst im Regimentsstab weiß niemand, wohin. Gleichzeitig wurde die ganze einheimische Bevölkerung aus Autrêches und Audignicourt (überhaupt aus den nächsten Dörfern hinter der Front) in weiter rückwärts gelegene Ortschaften weggeführt, weil ein französischer Generalstabsbericht abgefangen worden war, wonach der Gegner ziemlich genau über unsre Stellungen und Truppenverschiebungen Bescheid weiß, und man vermutet nun, daß hiesige Franzosen (durch deutsch adressierte Briefe über die Schweiz oder Holland) regelmäßige Nachrichten an ihre Landsleute drüben spediert haben. Möglich auch, daß die Lichtsignale, die wir öfters jenseits der Aisne beobachten, Verständigungszeichen mit den Einwohnern hinter unsrer Linie sind. Natürlich haben all diese Vorgänge wieder die tollsten Latrinenfabeln (jetzt auf deutsch „Eishausgerüchte" genannt, oder auch mit „Sch" davor) im Schützengraben angestiftet. So wurde gestern herumerzählt, unser ganzes IX. Armeekorps solle nach Schleswig-Holstein abdampfen, weil England Dänemark zur Kriegserklärung gegen Deutschland pressen wolle, und nun sollen wir entweder Dänemark unterstützen, oder falls es sich von England breitschlagen lasse, sofort über seine Grenze rücken. Item: unsere Leute möchten nach Hause.

8. Januar. Nachts Regen und Wind, morgens Mondschein; tagüber abwechselnd Regen und Sonne. Nachmittags fiel ein so starker Hagelschauer und Sturzregen, daß die Artillerie, die ziemlich scharf eingesetzt hatte, beiderseits zu feuern aufhörte. Während der Vormittagskanonade ging ich durch den 3. Zug, um zu sehen, ob die Leute arbeiteten oder sich verkröchen. Ich traf alle Gruppen in emsiger Tätigkeit; hoffentlich bleibt das nicht blos ein Anlauf.[1]

9. Januar. Wetter wie gestern; auch wieder ein Hagelschauer nachmittags. Ziemlich lebhafte Kanonade; französischerseits etwa 100 Schüsse während des Tages aus den unsrer Kompanie gegenüberliegenden Batterieen, ungerechnet die Schießerei in der Ferne. Ein Mann von uns wurde beim Wasserholen, auf dem bei Tage wegen der Schußgefahr verbotenen Hohlweg ins Dorf hinab, durch Schrapnellkugel ins Bein verwundet. Auch unsre Artillerie schoß mehr als sonst, und ein Hauptmann einer etwa 1700 Meter hinter uns bei Moulin liegenden Batterie kam zur Beobachtung in unsern Graben; er will versuchen, den vorgeschobenen französischen Unteroffizierspeosten zusammenzuschießen, der nahe beim linken Flügel meines Zuges, dicht gegenüber der 3. Kompanie, im Gehölz versteckt liegt und uns sehr mit Gewehrfeuer belästigt. Es ist ein starker Schanzbau mit mehreren Reihen Schießscharten übereinander, und wir haben ihn „die Sandsackburg" getauft. Bis jetzt haben unsre Feldgeschütze nichts dagegen ausgerichtet, und von heute ab soll nun ein Artillerie-Unteroffizier zur ständigen Beobachtung in unsrer Telephonstation bleiben; außerdem wird ein Artillerie-Leutnant in der Ferme St. Victor (am rechten Flügel unsrer Kompanie) stationiert.

Sonntag, 10. Januar. Sternklare Nacht, sonnheller Tag. Wenig Geballer, noch weniger Geknatter. Vormittags besichtigte ich die ausgebesserten Schießscharten meines Zuges. Die Leute haben im ganzen sehr brav gearbeitet, obgleich die nächtliche Wegräumung des Strauchwerks und Wegsägung der Baumstämme vor den Scharten teilweise ziemlich gefährlich ist, weil die französischen Wachtposten bei jeder ihrer häufigen Leuchtraketen wieder wie toll herüberfunken, auch wenn nichts zu sehen ist (natürlich müssen sich unsre Patrouillen oder die jenseits der Böschung beschäftigten Leute bei den Leuchtkugeln immer sofort auf den Boden legen). Ich belohnte die drei Gruppen, die am besten gearbeitet hatten, mit allerlei Mundvorrat und Zigarren. Zu meiner Überraschung hatten die beiden Gruppenführer, denen ich am

wenigsten zutraute, grade am sorgfältigsten aufgepaßt, während die beiden, auf die ich das meiste Vertrauen setzte und die auch tatsächlich tüchtiger sind, nachlässiger gewesen waren; offenbar lediglich aus dem Grunde, weil ich diesen gegenüber einen weniger scharfen Befehlston anschlug. Das deckt sich durchaus mit der Beobachtung, die ich schon oft im Leben gemacht habe und besonders auch hier draußen: von selbst sind die wenigsten Menschen pflichteifrig. Auch der Tüchtige gibt seine Tüchtigkeit in der Regel nur dann zum Besten, wenn irgend eine Peitsche ihn dazu antreibt. Der triftigste Einwand des praktischen Menschenkenners gegen demokratische und kommunistische Illusionen. Erst eine vollständige Umgestaltung unsers öffentlichen Erziehungswesens auf soziale Arbeitsfreudigkeit hin könnte die jetzige Herzensträgheit ändern; aber das wäre eine solche Riesenaufgabe, daß sie mindestens ein Jahrhundert in Anspruch nähme.

11. Januar. Nachts Regen, Tags Wechselwetter. Während der Nacht wurden neue Drahtverhaue vor den Graben meines Zuges gelegt; 100 Meter Stachelgeflecht (20 Rollen zu je 5 Metern) waren geliefert, reichten aber nur für den halben Zug wegen der Krümmungen des Grabens. Ich stieg mehrmals über die Böschung, um mich zu vergewissern, ob meine Leute die Rollen sorgfältig aufmachen und an den Enden miteinander verflechten; die Arbeit war musterhaft ausgeführt und bis kurz nach Mitternacht erledigt, trotz der sehr dunkeln Nacht und des strömenden Regens. Glücklicherweise wurde niemand dabei verwundet, obgleich man von drüben reichlich funkte. Vormittags heftige Kanonade; bei unserm 1. und 3. Zug wurden verschiedene Brustwehren zerstört, ein Mann des 1. Zuges durch Granatsplitter tödlich verwundet, ein andrer leicht, wieder nahe bei meinem Unterstand. Außerdem erhielt ein Mann des 2. Zuges eine Prellkugel durch Gewehrschuß; sie schlug ihm aber nur eine starke Beule, weil sie schon durch einen Sandsack der Brustwehr gegangen war. Die Nachmittagskanonade war fast noch stärker, tat uns aber

keinen Schaden. Auch in der Nacht noch vereinzelte Knautzerei. Man weiß nicht, will uns der Gegner verblüffen, um seine geringe Truppenstärke zu bemänteln, oder macht er Zielproben für einen späteren Angriff? So liegen wir und belauern einander und werden vielleicht noch Jahrelang lauern. Wer diese niederträchtige Einbuddelei für das Kriegstheater inszeniert hat, dem sollte die Nachwelt ein Fluchdenkmal setzen. Anfangs erspart sie wohl einige Opfer, schleppt aber den Krieg immerfort in die Länge, macht den Waffengebrauch immer hinterhaltiger, steigert den Aufwand an Geschützen und Geschossen ins Ungeheure und frißt auf die Dauer hundertmal mehr Hekatomben, an Menschen wie an Wirtschaftsvermögen, als irgend eine offene Schlacht. Man sagt, die Japaner haben das ausgeheckt; aber das trifft wohl nur teilweise zu. Diese geschmeidigen Asiaten mögen gegen die plumpen Russen bei speziellen Angriffsgelegenheiten sich mit dem Spaten vorgewühlt haben; aber ein generelles System der Verschanzung hat sicherlich erst ein preußischer Prinzipienreiter mit deutscher Gründlichkeit draus gemacht. Wahrscheinlich sollte das eine humanere Methode der modernen Kriegsführung werden; in Wahrheit ist es ein bestialischer Sieg der tückischsten asiatischen Taktik über europäische Strategie.

12. Januar. Windig, wolkig, sonnig. Wenig Schießerei. Es waren wieder Artillerie-Offiziere in unserm Graben, schienen sich aber über die Zielpunkte nicht recht einigen zu können. Unsre Linien-Offiziere werden wohl nicht ganz Unrecht haben, wenn sie die durchschnittliche Tüchtigkeit unsrer Feldartillerie bezweifeln. Wenigstens im Bezirk des IX. Armeekorps hörte ich von allen Infanteristen, die den Vorsturm der Anfangswochen mitgemacht haben, daß die leichten Geschütze in den Gefechten sehr oft an falscher Stelle oder zu spät eingriffen und nicht selten die eigenen Truppen beschossen; es mangle ihnen an rascher Beweglichkeit, wie sie die französische Feldartillerie auszeichnet. In unserm Divisionsbezirk läßt man eigentlich nur den Hauptmann Kr. als vor-

züglichen Feldartilleristen gelten, und das ist ein Reserve-Offizier. Dagegen unsre schwere Fußartillerie habe überall vorzüglich gewirkt. Um das gegnerische Geschützfeuer etwas von uns abzulenken, greifen wir manchmal zu einer Indianerlist; einige unsrer besten Schützen gehen in den hinter uns liegenden alten Graben, von dem aus unser 1. Zug in das Gefecht am 12. Novbr. eingriff, und feuern von dort aus etliche Salven nach den feindlichen Schießscharten. Der Gegner hält nun offenbar auch diesen Graben noch für besetzt und verpulvert einen großen Teil seiner Artillerie-Munition dorthin. Auch heute machten wir uns wieder den Spaß, aber der Gegner rührte sich nicht; vielleicht hat ein französischer Flieger, der gestern in knapp 1000 Meter Höhe über uns herumkreiste, die Finte entdeckt.

13. Januar. Trüb, feucht, nachmittags Regen. Vom frühen Morgen an heftiges Geknatter von drüben, auch wütendes Maschinengewehrfeuer, und den ganzen Vormittag starke Kanonade, hauptsächlich gegen unsre Stellung, doch auch wieder nach dem alten Schützengraben und andern Punkten hinter und neben uns. Leider schlug schon die erste Granate durch eine Böschung meines Zuges, noch ehe die Mannschaften Deckung nehmen konnten, und verwundete 2 Gefreite tödlich, den Gruppenführer Br. in den Hals, seinen Stellvertreter Sch. in den Bauch. Wir meinten anfangs, es werde ein Angriff erfolgen, besonders wegen der rasenden M.-G.-Knatterei gegen unsre Brustwehren; aber es scheint, die Franzosen wollten nur ihre Wut auslassen über ihre Verluste bei Soissons während der letzten Tage, wohin offenbar Truppen aus ihrer hiesigen Stellung abkommandiert gewesen sind. Unsern beiden Verwundeten, zwei von unsern tüchtigsten Leuten, war nicht mehr zu helfen. Wieder, wie schon früher bei solchen Fällen, merkte ich mit stillem Staunen, daß sich keine Spur Mitleid in mir regte, als sie so bewußtlos vor mir lagen, röchelnd und zuckend wie sterbende Tiere. Solange man noch helfen kann, schiebt die tatwillige Vernunft dem Mitgefühl

einen Riegel vor; beim Anblick eines rettungslos Leidenden aber überläuft mich kalt ein Widerwille gegen unsre körperliche Erbärmlichkeit. Als ich zurückkam von den Verblutenden und in meinen Unterstand einbog, trat mir mein Bursche entgegen und erzählte mit seinem steten gutherzigen Lächeln, seine Mutter sei vor drei Wochen gestorben, keiner aus der Familie habe es ihm geschrieben, erst ein Bekannter habe es in einem Neujahrsbrief erwähnt. Das ist nun bäurisches Zartgefühl, und der brave Junge fand es auch ganz in der Ordnung, wunderte sich nur ein bißchen über diese Verschwiegenheit aller Verwandten, sprach ganz sachlich von der Toten, die schon seit anderthalb Jahren kränklich war, aber doch noch in der Wirtschaft mithalf, und zeigte weder Rührung noch Trauer. Auch als ich Abends nochmals mit ihm über die tote Mutter sprach, kam nichts Seelisches aus ihm heraus. Dabei ist er anhänglich und offenherzig, überhaupt was man „eine Seele von Mensch" nennt, aber eben ein völlig kindlicher Bursch. Hätte er die Gestorbene vor sich gesehen, zu Hause in der Friedenszeit, wäre er sicherlich tief betrübt; aber was nicht an seine Sinne rührt, das berührt ihn auch seelisch nicht, genau wie Kinder oder Wilde. Ach, wenn sich alle Menschen so unverstellt gäben, besonders die „gebildeten", wieviel erträglicher wäre die menschliche Gesellschaft! —

14. Januar. Bedeckt, mild. Heute ist Dein Geburtstag, mein Einziges, mein über alles geliebtes Herze, meine unvergleichliche Lebensgefährtin. Zum ersten Mal, seit Du mit mir lebst, kann ich Dir keinen Lichterkranz anzünden, aber er brennt unauslöschlich in meiner Seele. Um Mitternacht hab ich für uns gebetet, ganz allein mit Dir (mein Bursche schlief schon) und las dann das wunderbare Jesaja-Kapitel 54, das mich immer wie eine Prophezeiung auf Dich ergreift, die Du mir keine leiblichen Kinder geschenkt, mich aber seelisch unendlich befruchtet hast, und durch mich auch andere Seelen: Wir Welt! — Es ist mir wie eine Erhörung meines Gebetes, daß heute nur wenig geschossen wurde, auf meinen Graben

kein einziger Treffschuß. Ich ging den ganzen Tag über mit dem sichern Gefühl herum: wir werden uns wiedersehn, meine Goldne, wir haben einander noch viel zu geben, wir werden noch lange zusammen leben, keins von uns beiden kann vorzeitig sterben, erst muß sich der Segen unseres Bundes der Welt vollkommen mitgeteilt haben.

Bin ich wirklich bedroht?
Ja, die Kriegswaffen dröhnen;
täglich hör ich Verwundete stöhnen,
sehe Zerstörung und Tod.
Aber im stillen mein Blut,
das, so sehr es auch geht,
ganz wie Deins in Gottes Hand ruht,
fühlt: mich schützt Dein Gebet.

Bist Du wirklich bedrängt?
Ja, die Welt liegt in Krämpfen;
stündlich hörst Du von wütenden Kämpfen,
siehst unsern Frieden zersprengt.
Aber im stillen Dein Blut,
das, so schwer es auch geht,
ganz wie meins in Gottes Hand ruht,
fühlt: Dich stützt mein Gebet.

15. Januar. Trüb, feucht. Wenig Gewehrfeuer. Geschützfeuer etwas mehr als gestern, aber auch noch sparsam; die feindlichen Geschosse schlugen alle zu kurz ein, also sind die Vis-à-vis-Batterieen wohl wieder mit anderer Mannschaft besetzt. Ich lasse jetzt von meinem Graben aus, unter der Böschung weg, eine Sappe vortreiben, wie sie auch schon beim 1. Zug angelegt ist, um Lauschposten hinauszustellen oder Patrouillen abzuschicken. Auch der Franzmann treibt einen Zweiggraben vor, sogar mit Schießscharten und nicht gradaus wie wir, sondern schräg uns gegenüber; wir haben schon unsre Artillerie aufmerksam gemacht, aber sie tut nichts dagegen. Außerdem legen wir einen Verbindungsgraben nach

hinten, weil der bisherige Abstieg ins Dorf bei Tage zu gefährlich war, sodaß wir die Nachbarkompanieen mit dem Durchgang belästigen mußten (beim Essenholen, Badengehen u. dergl.). Dann will J. im alten Schützengraben eine Anzahl kleine Öfen aufstellen und öfters qualmendes Feuer darin anmachen lassen, damit die Franzosen denken, wir wohnen dort, stellen nur Posten in den vordersten Graben, und ihre Bomben und Granaten hinter uns in den Dreck schmeißen. Und in nächster Woche werden die neuen Rollen Stacheldraht zur Fertigstellung meines Verhaues geliefert. So tun wir das Erdenklichste, um unsre Stellung zu festigen, und dabei spricht schon jeder davon, daß wir sie bald verlassen werden, weil nach dem sieghaften Vorstoß unsers III. Armeekorps bei Soissons nun wohl endlich auch das IV. wird losgehn müssen, nicht blos immer so knallerballern, und dann kommen auch wir an die Reih.

16. Januar. Grau, windig, regnerisch. Nach Mitternacht ließ ich etwa die Hälfte unsrer Posten (ich hatte die Kompanie-Wache) eine einzelne Salve auf die Böschung des neu vorgetriebnen französischen Grabens abgeben, während ich eine Leuchtrakete hochschoß. Ich tat es, teils um dem Gegner zu bedeuten, daß wir seine Arbeit sehr wohl beobachten, auch wenn wir sie nur selten stören (sie sollen sich nur möglichst fest einbuddeln, das macht sie unlustiger zum Angriff) — teils in der stillen Hoffnung, den Franzosen die Wirkungslosigkeit solcher Salven, mit denen sie uns fast jede Nacht ein halb Dutzend Mal und noch öfter belästigen, zu Gemüte zu führen. Ich bin nämlich überzeugt, daß kaum jemals ein Mann bei dieser Beknallung der Brustwehren getroffen wird, höchstens etwa durch einen Prellschuß; man stört nur die Ruhenden im Schlaf, auf der eigenen Seite wie beim Gegner, also eine ziemlich alberne Boshaftigkeit. Mag es nun Zufall sein oder nicht, in der Tat ließen heute Nacht die Franzosen bei keiner ihrer Leuchtkugeln die üblichen Salven auf uns los, sondern nur wenige einzelne Schüsse. Das

Artilleriefeuer war heute, besonders Nachmittags, unsrerseits lebhafter als von drüben, und nach den Beobachtungen der M.G.-Leute sind unsre Schüsse vortrefflich eingeschlagen, bei der sogenannten Sandsackburg und der dahinterstehenden Batterie nebst Blockhaus. Wahrscheinlich hat unsre Artillerie wieder einmal die Erlaubnis gehabt, deutsche Munition zu benutzen; in der letzten Zeit mußte sie die am rechten Flügel eroberte belgische und englische Munition verwenden, und die ist so miserabel, daß sie großenteils versagt. Gestern z. B. zählten wir unter 37 Schüssen, die unsre Feldbatterie abgab, 25 Blindgänger; und schon in Nampcel haben wir auch bei der französischen Artillerie immer an den Blindgängern feststellen können, wann sie mit gepumpter Munition schoß, während ihre eigne so vortrefflich wie unsre zündet. Auch hierin zeigt sich wieder, daß unser einziger militärisch ebenbürtiger Gegner Frankreich ist (und vielleicht noch Japan); England und Rußland sind uns nur ökonomisch gefährlich. Traurig, daß grade die beiden mutigsten und auch geistig kühnsten Nationen Europas einander das beste Blut abzapfen; verbündet könnten wir die Welt beherrschen, wie einstmals unter Karl dem Großen.

Sonntag, 17. Januar. Nachts Regen, Tags Sonne. Auch diese Nacht wenig Geknatter bei den Raketen, sodaß ich schon zu glauben anfing, der Franzmann habe wirklich Vernunft gelernt und wir würden ein paar ruhige Tage haben. Ich ließ deshalb meinen Zug von der Schanzarbeit rasten und sprach beim Mittagessen mit H., ob wir nicht überhaupt bei der ganzen Kompanie Sonntagsruhe einführen wollten; die Leute würden dann Wochentags umso williger arbeiten. Er machte erst einige Einwendungen, im Kriege gebe es keinen Sonntag; war aber schließlich einverstanden. Plötzlich kommt (um $^1/_2 2$) die Nachricht: unsre Nachbarkompanie 3 hat die „Sandsackburg" überrumpelt. Ein Unteroffizier mit 5 Mann ist durch das Gehölz fest drauflos gegangen und fand sie nur von 8 Franzosen besetzt. Der

Unteroffizier ist dabei gefallen, und die 5 Freiwilligen wurden leicht verwundet; aber von den 8 Franzosen sind 6 weggelaufen, und 2 wurden gefangen genommen. Da der feindliche Laufgraben überhaupt nicht besetzt war, ist die 3. Kompanie nachgerückt und will nun den vorgeschobenen Posten in unsre Stellung einbeziehen, über Nacht Verbindungsgraben aufwerfen und Drahtverhaue legen, wozu sie sich die für meinen Zug angefertigten Rollen holen ließ. Der ganze Handstreich kommt mir planlos vor, denn die Stellung unsers Regiments wird durch den eroberten Posten durchaus nicht verbessert. Einen Sinn hätte es nur gehabt, die Sandsackburg in die Luft zu sprengen und den feindlichen Zuführungsgraben zu verschütten, damit uns der Feind nicht so dicht auf der Nase sitzt. Jetzt sind wir noch dichter an seinen eigentlichen Schützengraben herangerückt, und natürlich wird er versuchen, den verlorenen Posten zurückzukriegen; das gibt dann ein ähnliches Hin- und Hergewürge wie bei den 84ern um die Quennevières-Ferme, die sie schließlich nach schwerem Mannschaftsverlust doch den Franzosen lassen mußten. Aber selbst wenn hier der Posten behauptet wird, erfordert er soviel nachträgliche Opfer, wie sie der kleine Gewinn nicht wert ist; lediglich die Eitelkeit einiger ehrgeiziger Unterführer kommt dabei auf ihre Kosten. Natürlich ließ der Gegner sofort, nachdem die Überrumplung gemeldet war, ein dickes Artilleriefeuer los, nicht blos auf die 3. Kompanie, sondern auf alle Gräben vor Autrêches nach der Ferme St. Victor hin, wahrscheinlich weil er befürchtete, daß jener Handstreich nur die Einleitung zu einem planvollen Vorstoß sein solle. Den ganzen Nachmittag bis Mitternacht wurden wir mit Geschossen aller Art überschüttet, am schwersten von 2—4 und 6—8. Natürlich ließen wir unsre Leute bis auf die nötigsten Wachtmannschaften in die Unterstände kriechen; nun hatten sie ihre Sonntagsruhe! — Verluste bei unsrer Kompanie: 2 Tote (durch Bomben), 1 Schwerverwundeter (Schrapnellkugel) und 1 Leichtverwundeter (Granatsplitter). Bei der 11. Kompanie gleichfalls 4 Mann, bei der 10. Kompanie

11 Mann, bei der dritten 24 (manche sagen sogar 34). Der Graben meines Zuges, der mittags ein Bild der Sauberkeit war, sah abends aus wie ein Schuttabfuhrplatz, voll zersplitterter Äste, eingestürzter Brustwehren, zerborstener Sandsäcke, zerschlagner Gewehre und Stahlblenden. Ich selbst blieb wunderbar beschützt, obgleich ich wegen doppelter Zugführervertretung (G. war vormittags wegen Krankheit ins Dorf gegangen) durch den ganzen Graben hin und her laufen mußte und von 6—12 die Kompaniewache hatte. Eine Granate krepierte, als ich mit einem Unteroffizier sprach, etwa 2 Meter von uns auf dem Grabenrand, bewarf uns blendend und krachend mit Schutt, und ein Wachtposten, der neben uns stand, stürzte gegen meine Beine; ich dachte schon, er sei schwer verwundet, aber er war nur vor Schreck hingefallen, infolge von Trommelfell-Erschütterung. Eine andre Granate, die in die Böschung einschlug, warf mir eine Ladung Schutt ins Gesicht, machte mir aber nur die Lippe dick und die unteren Vorderzähne wacklig. Merkwürdig, ich hatte auch diesmal nicht das Gefühl einer nahen Gefahr. Und jetzt nach Mitternacht auf meinem Lager, während ringsherum noch der Erdboden von einschlagenden Geschossen dröhnt und mein geschwollenes Zahnfleisch mir wehtut, fühle ich mich nichts als müde, sozusagen himmlisch müde, und werde gleich mit Wonne meine Kerze auslöschen. Mein geliebtes Herze daheim, Du betst für mich, ich bet für Dich.

18. Januar. Klarer Frost, helle Sonne. Fest geschlafen bis 6 Uhr früh, obgleich die feindliche Kanonade die ganze Nacht andauerte und, wie mir der Wachthabende sagte, mehrmals dicht bei meinem Unterstand einschlug; was ich auch selbst schon daran merkte, daß große Lehmklumpen von den Wänden abgeplatzt sind. Nach den Zählungen der Wachthabenden sind seit gestern Mittag bis heute Morgen etwa 1200 Geschosse in den Abschnitt unsrer Kompanie gefallen. Die Franzosen haben bei Morgengrauen versucht, die Sandsackburg mit Bajonettsturm zurückzugewinnen, wurden aber

abgeschlagen; wobei die 3. Kompanie wieder einige Tote verlor. Die Artillerie feuerte noch bis Mittag, wenn auch etwas spärlicher. Dann sprengten unsre Pioniere die Sandsackburg, und die 3. Kompanie überließ den Gehölzrand wieder den Franzosen. Das hätte nur schon gestern sofort nach der Einnahme geschehen sollen, dann wär's rühmlicher für uns gewesen und wir hätten die unnützen Opfer erspart. Ich vermute, daß sich der Regimentsstab heut Morgen, als er die unhaltbare Stellung besichtigte, von der Zwecklosigkeit des ganzen Handstreichs überzeugt und nun noch nachträglich den einzig richtigen Befehl erteilt hat. Auch der Gegner scheint sich damit zufrieden zu geben, denn nachmittags kamen nur noch vereinzelte Schüsse, und von 5 ab schwieg die Artillerie. Inzwischen habe ich die Führung unsers 2. Zuges übernommen; den 3. Zug soll, bis Leutnant P. von seiner Gräberbesichtigung wiederkommt, der Offizierstellvertreter S. führen, und ich bin zum Nachfolger des erkrankten G. ernannt, der ins Lazarett geschickt worden ist. Wenn ich bedenke, daß dieser Mann, der den afrikanischen und den chinesischen Feldzug mit Auszeichnung überstanden hat und jetzt im besten Lebensalter (37 Jahre) steht, durch die zehnwöchige Liegerei im Schützengraben vollständig aufgerieben ist, nervenkrank, magenkrank, luftröhrenkrank, dann muß ich wirklich Gott danken für meine gesunde Widerstandskraft, Gott und meinen lieben rechtschaffenen Eltern. Bis auf das bißchen Augenentzündung und hin und wieder etwas Kopfschmerz (auch heute Abend, wohl infolge der gestrigen wüsten Knallerei) spüre ich keinerlei Angegriffenheit. Ein wenig bedaure ich meine Versetzung von unserm 3. zum 2. Zug, da ich mich hier weniger werde zu tummeln haben; dort war alles erst auf den Trab zu bringen, hier werde ich lediglich aufzupassen haben, daß der von G. vorzüglich eingearbeitete Zug auf der jetzigen Höhe bleibt.

19. Januar. Grau, rauh; etwas Schnee. Gut geschlafen; völlig ruhige Nacht. Auch bei den Raketen nur

vereinzelte Schüsse. Das Artilleriefeuer so sparsam wie in den ganzen 9 Wochen noch nicht, die wir jetzt hier liegen; höchstens 10 Schüsse den Tag über. Das Gewehrfeuer auch nachmittags nur dünn; trotzdem wurde ein Mann des 3. Zuges durch Querschläger in den Rücken verwundet, beim Legen des neuen Drahtverhaues. Vor solchen verirrten Flankenschüssen, die aus vorgeschobenen feindlichen Stellungen in 500 bis 2000 Meter Entfernung kommen, ist man nirgends in unserm Graben sicher, und eigentlich ist es zum verwundern, daß nicht noch mehr Malheur passiert. Wir können nichts dagegen tun als bei den gefährdetsten Wachtposten seitliche Schutzwehren aus Sandsäcken, Reisigbündeln und Blechplatten aufrichten; denn wir liegen am vorgeschobensten Punkt des Zentrums, und zurückgehen will man nicht. Der Übelstand könnte nur beseitigt werden, wenn sich das IV. Reservekorps endlich entschlösse, gleichfalls weiter vorzurücken, sodaß die Einbuchtung zwischen unserer Stellung und der des III. Korps (Soissons) ausgefüllt würde. Bei den Verwundungen der letzten Tage hat sich übrigens herausgestellt, daß unser Verbindungsgraben nach dem Dorf erweitert und vertieft werden muß, teils um die Tragbahren mit den Verwundeten (sie mußten bis jetzt übers freie Feld geschleppt werden und deshalb immer bis zur Dunkelheit warten) bequem hindurchbugsieren zu können, teils um ihn auch bei Tage ohne große Gefahr zu benutzen. Ich ließ meinen Zug gleich an die Arbeit gehn, um die jetzige „Stille nach dem Sturm" gut zu verwenden.

20. Januar. Nebelfeucht, naßkalt. Wieder nur spärliche Schießerei; und der Nebel lag so dicht auf dem Feld, daß unsre Leute den ganzen Tag außerhalb der Böschungen arbeiten konnten. Ich bin möglichst hinter ihnen her, damit der Verbindungsgraben bald fertig wird; dann brauchen wir nicht mehr durch den Graben der 3. Kompanie zu gehen (zum Kaffeeholen, Baden usw.). Das gibt immer wieder Reibereien, da sich der Führer der Nachbarkompanie auf den Regi=

mentsbefehl beruft, daß in der Regel keine Kompanie durch das Revier einer andern laufen soll. Gut — denn die Gräben in Stand zu halten, ist ein mühsames Geschäft; aber gefahrvolle Ausnahmezustände sollten unter Kameraden doch wohl berücksichtigt werden, und außerdem hatten wir uns erboten, an dem Nachbargraben mitzuarbeiten. Bei derlei Unverträglichkeiten, und sie sind durchaus nicht selten, liegt die Frage schauderhaft nahe, ob nicht die ganze Kriegsbegeisterung fürs teure Vaterland und liebe Volk blos ein Augenblicksrausch wie andre war. Wenn man z. B. fast täglich mitanhören muß, wie Leute, die Du zu einander sagen und in derselben Hütte hausen, sich beschimpfen und zanken und hinterrücks schlechtmachen, kaum 300 Meter vom Feind entfernt, kann einem angst und bange werden um die deutsche Einmütigkeit. Es scheint, unsre Gegner haben Recht, daß sie uns für ein Volk von Friedensstörern, von unverträglichen Querköpfen halten; wenn uns kein großer Streit ins Gehege kommt, brechen wir uns ein Dutzend kleine vom Zaun. Man erkennt dann mit einiger Bitternis, daß Kameradschaft blos ein Erzeugnis der Not ist, und daß es schließlich nur ein paar Menschen auf Erden gibt, für die man sich wirklich von Herzen gern opfern würde. Freilich, die Not eines ganzen Volkes ist etwas wunderbar Großartiges, und weil sie die Einbildungskraft erregt, bringt sie Heldentaten in Masse hervor. Aber ist das nun sonderlich deutsch? Ich glaube, das ist in der ganzen Menschheit so, auch bei Kosacken und Zuaven.

21. Januar. Strömender Regen, bei Nacht und Tag. Wir mußten alle Arbeit einstellen, weil selbst die Wachtposten unter den Zeltdächern binnen einer Stunde bis auf die Haut durchnäßt waren. Kaum ein Gewehrschuß den Tag über. Nachmittags setzte die Artillerie (Hauptmann Kr. ist von Soissons zurückgekehrt) etwas lebhafter als gestern ein, hörte aber bald wieder auf. Abends kam eine Regimentsmeldung, daß uns morgen, spätestens übermorgen, ein französischer

Angriff bevorstehe; zugleich ging das Gerücht durch den Graben, das Warenhaus Tietz, das in Chauny eine Geschäftsstelle hat, habe Anweisung bekommen, keine Vorräte mehr anzuschaffen, weil unsre Division bald angreifen werde. Aber solche Meldungen sind schon so oft falsch gewesen, daß wir sie jetzt nicht mehr ernst nehmen, obgleich wir natürlich immer alarmbereit sind. Sehr ernst dagegen berührte mich die Zeitungsmeldung von dem Erdbeben in Italien, bei dem 25 000 Menschen umgekommen sind. Mein erster Gedanke war: Strafe Gottes, weil dies Volk sich von der Kriegspflicht gedrückt hat*).

22. Januar. Nach Mitternacht goß der Regen noch so, daß die Sickertropfen in meinem Unterstand ein sehr polyphones Orchesterkonzert hoher und tiefer Töne vollführten, je nachdem sie auf Glas oder Holz, Porzellan oder Blech, in Teller oder Näpfe, Zigarettendosen oder Konservenbüchsen, Flaschen oder Gläser, an der Decke hängende oder am Boden stehende, fielen. Die Luft in der Hütte war so dunstfeucht, daß um die Kerzenflamme eine große regenbogenfarbne Gloriole schwebte. Nachdem ich sie ausgelöscht hatte, brachte das Tropfenorchester mir einen wundervollen Traum. Ich sah Dich, meine liebe Gefährtin, in der zartbunten Kapelle des alten Schlosses bei Kalmar, wo wir im Sommer kurz vor dem Krieg eine schwedische Trauung mitansahen, als heilige Cäcilia mit der Gloriole an der kleinen Orgel sitzen und spielen, in einer barmherzigen Schwesterntracht (wohl weil Du mir gestern geschrieben hattest, daß Du Vorsteherin eines Lazaretts werden sollst) — und nicht weit von Dir auf einem Chorstuhl, zwischen Blumen und Palmen und Lorbeern, saß Mutter mit einem Häkelzeug und hörte Dir zu; auf einmal drehtet ihr euch beide um und nicktet von ferne herüber zu mir. Mit dieser Vorstellung schlief ich ein, immer die leise Orgelmusik in den Ohren, die

---

*) Sehr naiv; aber draußen fühlte man so.

sogenannte Engelstimme. Gegen 4 Uhr wachte ich auf, etwas Nasses unter mir fühlend; sämtliche Tropfenbehälter waren übergelaufen und hatten meinen Strohsack ganz eingewässert. Als ich ins Freie trat, um sie auszuschütten, war der Himmel vollkommen sternklar, und es wehte ein frostiger Wind. Trotzdem tropfte noch soviel Wasser aus dem vollgesogenen Schutt über dem Bohlendach meiner Hütte, daß ich nachher die Behälter noch immerfort ausleeren mußte; z. B. ein Napf, der etwa 1 Liter faßt, war in knapp 3/4 Stunde vollgetropft. Um 6 weckte ich meinen Gawronski, dessen Lagerstelle trocken geblieben war, weil er sie oben ganz mit Blech geschützt hat, und ließ ihn nun auch meine Hüttenhälfte an der Decke mit Blechplatten tapezieren, die glücklicherweise das Regiment in letzter Woche reichlich beschafft hat; nun läuft das Wasser in die Lehmwände ab. Das Wetter hielt sich den Tag über; etwas bedeckt, aber leichter Frost. Wenig Gewehrschüsse, nirgends Angriffsgeknatter. Die Artillerie verhielt sich abwartend; erst nachmittags etwas stärkeres Feuer, aber nur wenig auf unsre Stellung, meist auf die 3. und 1. Kompanie, wohl aus Rache für den Handstreich in letzter Woche, und es sollen dort 2 Mann getötet und 3 verwundet worden sein. Unsre Artillerie „übte" mal wieder, schoß so kurz, daß mehrere Schüsse dicht vor unserm Graben einschlugen, sodaß wir Besorgnis für unsre Posten hatten. Ich lief zur Telefonbude hin, da lag der dort zur Beobachtung stationierte Artillerie-Unteroffizier auf seinem Strohsack und schlief fest — nachmittags um 4! und der Mann hat bei Nacht nichts zu tun! Er schien sich gar keiner Pflichtversäumnis bewußt, und als ich ihn anschnauzte, erwiderte er, das sei nicht seine Batterie, die da schieße. Auch ein deutscher Kriegskamerad! — Im Bataillonsstab gab's Personenwechsel: Hauptmann v. M. ist wieder Führer der Maschinengewehr-Abteilung geworden, und das Bataillon führt jetzt Major Graf R. (früher aktiv, dann Hapag-Direktor), ein behäbiger Herr in meinem Alter mit dunkelbraunen, aufmerksamen und manchmal auch eindringlichen Augen in einem glatten Beamtengesicht. Er ging

vormittags durch unsern Graben, bewunderte unsre Schanzarbeit und unterhielt sich sehr liebenswürdig mit mir über Soldaterei und Poeterei. Aber irgend eine Absicht, mich in den Stab zu nehmen, war auch ihm nicht anzumerken, trotzdem meine Leutnantskameraden schon am Tage meiner Beförderung sagten: Na, Vater Dehmel, nun werden Sie bald ins Regimentshaus übersiedeln.

23. Januar. Sternklare Nacht, windstiller Frost. Gegen 1 Uhr standen Orion und Großer Wagen in gleicher Höhe, südlich und nördlich über den mächtigen Seitenwällen unsers Grabens, herrliche Schutzzeichen; und obwohl die niedergehende Sichel des neuen Viertels fast vollmondhell leuchtete, beherrschte der Sirius mit seinem funkelnden Feuer den ganzen Himmel. Bis 6 kaum ein halb Dutzend Gewehrschüsse, sodaß der 3. Zug seinen Drahtverhau bequem fertigstellen konnte. Auch durch Artilleriefeuer wurde der wolkenlos sonnige Wintertag wenig gestört. Ein paar Flieger kreisten über uns, aber so hoch, daß die Abwehrgeschosse ihnen nichts taten. Erst nachmittags etwas mehr Bautzerei, aber immer noch ziemlich sparsam. Trotzdem lief wieder das Gerücht um, daß die Franzosen angreifen wollen. Um für alle Fälle gerüstet zu sein, lasse ich von meinem Graben aus einen unterirdischen Verbindungsgang nach der „Bereitschaftshöhle" hauen, einer der großen Steinbruchhöhlen unter der Ferme St. Victor; bei der dem Angriff vorausgehenden Kanonade kann sich dann mein Zug (vielleicht auch der 1. Zug) in diese Höhle zurückziehen und nachher von der Ferme aus dem Gegner beim Vorstoß seiner Infanterie in die Flanke fallen. Gegen Abend bezog sich der Himmel, und sonderbarerweise brachte gleichzeitig unser Kompanieführer die Nachricht vom Regiment, daß wir nächstens angreifen sollen, und zwar wahrscheinlich am 29. d. M. Das IV. Reserve-Korps wolle endlich vorgehn, und ein Teil des IX. Korps (bis zu unsrer Ferme, dem vordersten Punkt der ganzen Linie) solle den Vorstoß mitmachen. Ich kann einstweilen nicht daran

glauben, denn es wäre närrisch, hier weiter nach Süden zu rücken, ehe das IV. Korps nicht beträchtlich vorwärts gelangt ist und sich richtig festgesetzt hat; wir würden nur nutzlose Opfer bringen und müßten später wieder zurück, wenn das IV. Korps nicht weit genug vordringt. Aber man muß natürlich im Wahnsinn des Krieges auf jegliche Unvernunft gefaßt sein.

Sonntag, 24. Januar. Grau, windig, rauh. Vormittags lebhaftes Artilleriefeuer, aber wenig auf unsre Stellung, mehr zwischen den beiderseitigen Batterieen und auf die besetzten Dörfer hinter den Linien. In Autrêches sind gestern zwei Granaten ins Sanitätsquartier geschlagen und haben alle Badevorrichtungen, auch den Heizofen, Destillier- und Desinfektions-Apparat zerstört, glücklicherweise ohne jemand zu treffen, obgleich ein Mann in der Badewanne saß; aber leider ist nun unsern Leuten, die bis jetzt alle 12 bis 14 Tage (jede Kompanie des Bataillons braucht etwa 3 Tage dazu) ein warmes Bad mit Brause bekamen, diese Wohltat auf längere Zeit entzogen, weil die Apparate zur Reparatur erst nach Chauny gebracht werden müssen. Nachmittags probierten die beiderseitigen Artillerieen auf dem ganzen Gelände hin und her; die feindliche bestrich mehrmals unsern Graben, auch noch nachts, bis nach 11, was sie bisher sehr selten getan hat, aber die Einschläge brachten uns keinen Schaden. Abends kam H. mit der Nachricht vom Regiment, daß wir in der Tat angreifen sollen, aber zunächst werde das IV. Korps vorstoßen; nun, das hört sich schon vernünftiger an. Zwischen 7 und 8 setzte am Horizont starker Kanonendonner ein, und wir dachten schon, das IV. Korps wolle mit seinem Vorstoß beginnen, aber es folgte kein Infanteriefeuer, also wieder blos blinder Lärm.

25. Januar. Wetter wie gestern, nur nicht so windig. Kanonade noch etwas stärker als gestern, auch wieder unschädlich; französischerseits etwa 200 Schüsse, unsrerseits 30.

Das ist schon viel für unsre Verhältnisse. Vor ein paar Wochen hieß es noch: es sind (pro Tag) 4 oder 8 oder höchstens 12 Schuß bewilligt. Das kam mir ungefähr so vor, wie wenn man kleinen Jungen das Taschengeld hinzählt. Als gestern Nacht die feindliche Artillerie immer wieder schoß und wir die unsre um Entgegnung ersuchten, sagte sie uns zurück: wenn nach einer halben Stunde noch Schüsse fielen, wolle sie auch schießen — tat es aber nicht. Und als wir ihr heute Abend telefonierten, daß drüben eifrig geschanzt und Stacheldraht gelegt werde, erwiderte sie, um Mitternacht wolle sie einen Schuß spendieren. Dabei ist heute Vormittag der Generalmajor der Artillerie v. Pl. (z. Z. unser stellvertr. Brigade-Kommandör) durch die Gräben unsers Batallions gegangen und hat uns mit spendabelster Geste gesagt: „Bitte, verlangen Sie nur, meine Herren! Sie können haben, was Sie wollen!" Außerdem erzählte ein Offizier der Suite, unsre Artillerie werde um 4 Batterieen verstärkt. Aus der Besichtigung ging hervor, daß diesmal das Angriffsgerede wohl ernst gemeint ist, nicht blos zur Aufstriegelung der Wachsamkeit dienen soll. Und H. brachte dann auch vom Regimentsstab den genauen Angriffsplan mit. Danach soll zuerst das IV. Reservekorps am 28. d. M. die sogenannte Waldnase, einen Höhenrücken zwischen Nouvron und Haute Braye (östlich von uns) nehmen, und womöglich auch noch den südlich davorliegenden Höhenbuckel bei Vaux, der die Aisne beherrscht. Wenn sich das Korps auf der ersten Höhe festgesetzt hat, soll das Regiment 85 (westlich von uns) von der Ferme St. Victor bis zur Ferme Ste. Léocade vorstoßen, um später vielleicht bis zum südlichsten Punkt des dort laufenden Höhenkammes (bei St. Pierre-les-Bitry) vorzudringen. Sobald Ste. Léocade genommen ist, sollen wir die Schützengräben im Tal vor uns (von Bonval bis Sacy) stürmen, um dann vielleicht noch Vic-sur-Aisne zu gewinnen. Ich wollte eigentlich auf einige Tage nach Chauny, um meine wackligen Vorderzähne, die mich immer noch ziemlich schmerzen, und meine Augen behandeln zu lassen; aber nun warte ich natürlich.

26. Januar. Kalt, windstill, grau; die Nächte jetzt trotzdem ziemlich hell, weil der zunehmende Mond durch die dünne Dunstdecke schimmert. Ganz wenig Gewehrfeuer. Auch die Kanonade vormittags spärlich; nachmittags etwas lebhafter, ungefähr 50 Schüsse aus dem kleinen Geschütz hinter der Sandsackburg, alle gegen unsre Stellung. Als wir unsrer Artillerie diese Belästigung melden wollten, damit sie mal dazwischen trumpfe, war kein Telephonanschluß zu erwirken; glücklicherweise zerstörten die Einschläge nur eine Brustwehr. Vormittags kam nochmals hoher Besuch: Exc. v. Kl. besichtigte unsre Gräben. Wir zweifelten nun nicht mehr daran, daß der Angriffsplan ausgeführt werden solle, und kletterten nachmittags mit den Krimstechern an allen Ecken und Kanten der Ferme herum, krochen durch unsre Horchgräben, Lauschposten usw., um uns die stark befestigte feindliche Stellung zum 100. Mal ganz genau zu betrachten und die günstigsten Punkte für unsern Vorstoß auszusuchen. Wir kamen zu dem Ergebnis, daß alle Kompanieen unsres Bataillons schräg parallel vorgehen müßten, nicht keilförmig, und am besten die 1. Kompanie (östlich) zuerst, weil wir uns sonst gegenseitig über den Haufen schießen würden; im übrigen erschien uns ein Vordringen bis zur Aisne hier ganz aussichtslos, solange nicht unsre Artillerie die sehr starken Verschanzungen der hinteren feindlichen Gräben niedergelegt hätte und das IV. Korps soweit vorgedrungen wäre, daß es den Gegner unter Flankenfeuer nehmen könnte. Darauf ging H. zum Regimentsstab, um unsre Beobachtung mitzuteilen, und — — kam abends mit der Nachricht zurück, daß die ganze Geschichte blauer Dunst sei, nur Hirngespinnst des ehrgeizigen Artillerie-Generals. Das IV. Reserve-Korps habe zwar, wie schon öfters, seinen guten Willen zum Vorgehn kundgegeben, wenn das IX. Korps gleichzeitig angreifen würde, und der erwähnte General sei mächtig dafür eingetreten; aber die Stäbe sowohl vom 31. wie vom 85. Regiment haben so begründeten Einspruch erhoben, daß sich die Oberleitung vorläufig kaum auf den Plan einlassen werde. Soll man sich

nun freuen oder ärgern? Das Gefühl des Mißmuts überwiegt, wenn man sich vorstellt, daß diese Hockerei noch Jahre lang dauern kann. Ich kroch um 8 in meinen Maulwurfsbau und schlief beim Geknister meines Öfchens ein. Aber um 11 wurde ich vom Telephon aus (dazu funktioniert es) geweckt: ich möchte auf die Ferme kommen und mit den Kameraden den Anbruch von Kaisers Geburtstag feiern. Das taten wir denn auch mit Traraa. Um Mitternacht wurden in den Gräben sämtliche Schlachtsignale geblasen, dann „Heil dir im Siegerkranz" mit Trommel- und Pfeifen-Begleitung gesungen, und zum Schluß: „Freut euch des Lebens!" Die Franzosen störten uns nicht; nur ein paar Wachtpostenschüsse klatschten gegen die Brustwehren. Viel Kaiser-Verehrung war jedoch bei unsrer „Feier" nicht zu merken, im Gegenteil; zumal im aktiven Offizierkorps ist der „oberste Kriegsherr" durchaus nicht beliebt, sondern wird bei jeder Gelegenheit durchgehechelt. Ich halte das für ungerecht; seine Fehler fordern zwar die Kritik heraus, fallen aber weniger seinem eignen Charakter als unsrer ganzen Epoche zur Last mit ihrer teils dilettantischen teils banausischen Parvenü-Kultur, der obendrein noch die taktlosen Prätensionen einer nervösen Phantastik anhaften. Die Krittler sind meist viel ärgere Exemplare unsrer teils verbildeten teils entarteten Herrenkaste als der dünkelhaft Bekrittelte. Daß alle Welt an ihm herumnörgelt, spricht doch sehr für seinen Manneswert. Auf jeden Fall ist er seit Bismarcks Sturz unsre einzige Regierungsperson, die aus langer Hand ein festes Ziel verfolgt hat: die Politik des Weltverkehrs auf Grund einer großen und starken Flotte. Ohne diese hätte sich Deutschland nicht so rasch zum Wohlstand entwickelt (die Raschheit ist freilich die Achillesferse jeder Überbetriebsamkeit) und würde jetzt von den Gegnern erdrückt. Außerdem bietet er seinem Volk mit seiner persönlichen Lebensführung ein Muster sittlichen Pflichtbewußtseins*).

---

*) Ich kann auch jetzt noch nicht anders über ihn urteilen und bedaure seine Abdankung, obgleich wir Bahnbrecher neuer Dichtung

27. Januar. Wetter wie gestern, doch etwas leichter bedeckt. Sehr lebhaftes Artilleriefeuer den ganzen Tag, tat aber bei unsrer Kompanie keinen Schaden. Mindestens 300 Schüsse französischerseits, öfters ganze Batterie-Gruppen; Pause nur während der Mittagsmahlzeit. Offenbar wollten sie uns Kaisers Geburtstag anstreichen. Abends vor der Essenszeit noch ein besonders heftiges Duell zwischen den beiderseitigen Artillerieen. Darauf einige ruhige Stunden; auch wenig Gewehrschüsse. Dann gab (zwischen 9 und 10) törichterweise unsre Nachbarkompanie einige Salven nebst Hurra ab, um ihre kaiserliche Geburtstagsstimmung recht vernehmlich zu betäterätätigen, und die Folge war, daß die feindliche Artillerie uns eine halbe Stunde lang mit dickstem Granatenhagel bewarf, wobei ein Mann unsers 1. Zuges einen Splitter gegen den Hals bekam. Dieser Mann, ein Journalist W., ist schon einmal durch Granatsplitter leicht verwundet worden, am Schulterblatt; ein Bärenkerl und beherzter Mensch, der sich aber immer, wenn er auf Posten mußte, auch als das Wetter noch garnicht kalt war, bis zur Geschwollenheit in Wollsachen einpackte. Wir verspotteten ihn alle deswegen, und ich nannte ihn manchmal „Held Rhinozeros", weil er mit seinen Tüchern und Lappen um Kopf und Hals, die mit ihm verwachsen schienen, wirklich an diesen Dickhäuter erinnerte. Nun hat ihm seine Wollpanzerung schon zum zweiten Mal das Leben gerettet, denn ohne seine Shawls und Kapuzen hätte ihm neulich der Splitter die Lunge, heute die

und Kunst nicht den geringsten Anlaß haben, uns für ihn ins Zeug zu legen. Nachdem seine dilettantische Großmannssucht durch den Zusammenbruch gestraft war, hätte er mit seinem hohenzollernschen Pflichtgefühl, grade weil sein neurotisches Temperament idealen Suggestionen leicht zugänglich ist, auch für das demokratisierte Deutschland noch ein recht brauchbarer Reichskastellan werden können; jedenfalls ein besserer als irgend ein Partei-Präsident, der alle paar Jahre das ganze Volk zu streberhaftem Wahlkampf aufhetzt. Daß der nicht minder dilettantische Reichstag ihn den Herren Wilson und Lloyd George zu Ehren als Sündenbock in die Wüste trieb, war weder schön vor der Menschheit noch gut für Deutschland, wie die politischen Folgen gezeigt haben.

Halsschlagader zerrissen, während er so mit ein paar Schrammen davonkam. Es gibt wohl wirklich schützende Vorgefühle; grade weil er kein Feigling ist, glaube ich hier an instinktive Ahnung. Übrigens wurden zur Feier des Tages heute Vormittag Eiserne Kreuze verteilt; und auch diesmal erhielten es einige Leute, die gar kein andres Verdienst haben, als daß sie „an der Quelle sitzen", d. h. irgendwie mit den Verwaltungspersonen liiert sind, während mancher Wackerste leer ausgeht. Das erstreckt sich vom Hilfsschreiber des Kompanie-Feldwebels bis zu den Kanzlei-Offizieren der Etappen hinauf; von den Stabsadjutanten garnicht zu reden, denn die haben immerhin taktische Verdienste. Auch unser neuer Bataillonsführer erhielt das Kreuz, einzig dafür daß er einpaarmal durch den Schützengraben gewandert ist. Es wäre nichts einzuwenden, wenn er es nach 4—5 Wochen erhalten hätte; denn daß er in seinem Alter noch ins Feld geht und eine Zeitlang in schwieriger Stellung ausharrt, ist einigermaßen anerkennenswert. Aber ihm jetzt, nach 8 Tagen schon, den Orden „für persönliche Tapferkeit vorm Feind" zu geben — da müßte jeder Musketier, der hier seit Monaten, bei Tag und bei Nacht, bei Gewehrfeuer und Granatenhagel, bei jeder Art Unwetter Posten gestanden und in den Zwischenstunden noch geschanzwerkt hat, mindestens b e i d e Eiserne Kreuze kriegen, und mancher noch den Pour le mérite.

28. J a n u a r. Mondhelle Nacht, starker Frost, leuchtender Tag. Leutnant M. vom Nachbar-Regiment 85 besuchte mich mit seinem Photo-Kodak, und wir zogen bei dem herrlichen Wetter mit einigen andern Kameraden durch den Graben und auf der Ferme herum und machten allerlei Aufnahmen. Kanonade heute ziemlich sparsam; vormittags 20 Schuß von französischer Seite, nachmittags 30. Schon lange ist mir aufgefallen, daß man beiderseits nicht in die Essenszeiten des Gegners hineinballert. Wir können ganz genau sehen, wann und wo die Franzosen, die keine Feldküche hinter der Linie haben, ihre hauptsächlichsten Kochstellen in

den Gräben anheizen; und ebenso wird man drüben beobachtet haben, wann unsre Leute in Trupps zum Essen und Kaffeeholen losgehen (bei Frostwetter kann man das Getrappel auf mehrere 100 Meter hin hören) und wo sie sich um die Feldküche sammeln. Aber noch niemals hat in unsrer Gegend die Artillerie da hineingepfeffert, obgleich das doch sehr „lohnend" sein würde. Es steckt wohl keine absichtliche Schonung dahinter, sondern nur eine unwillkürliche Rücksicht, die auf Gegenseitigkeit beruht; aber auch das schon ist ein erfreuliches Zeichen instinktiver Humanität, das unsre beiden Nationen ehrt. Ich glaube kaum, daß es so human zugehn würde, wenn uns Engländer gegenüber lägen. Freilich schrieb mir mein Sohn Heinz Lux*), der z. B. in Flandern bei der Feldartillerie liegt, daß dort zu Weihnachten auch zwischen den englischen und deutschen Schützengräben Versöhnungsbesuche angebändelt und Liebesgaben getauscht worden sind. Aber bei unserm Regiment, in dem sehr viele Hamburger stehen, wäre das wohl ausgeschlossen; denn die frühere Affenliebe der Hanseaten zu England ist jetzt in grimmigen Haß umgeschlagen. Nun, vielleicht erwächst daraus später, nachdem sich die Kräfte an einander gemessen haben, eine ehrliche Seemanns-Achtung wie zwischen gleich starken Stiefbrüdern. Einen wahrhaften Freundschaftsbund mit England kann ich mir allerdings nicht vorstellen, während ich ihn mit Frankreich noch immer erhoffe**). Der Engländer

---

*) Gefallen am 6. Januar 1917 bei Souchez.

**) Jetzt freilich kaum noch, nach all den Verzweiflungskämpfen; die französische Ruhmsucht scheint unversöhnlich. Und wenn sie sich nicht befriedigen kann, schlägt sie in schamlose Rachsucht um. Die Mißhandlungen, die man dort an unsern Kriegsgefangnen verübt hat, zeugen nach den übereinstimmenden Aussagen aller Zurückgekehrten von so schändlichem Haß, wie er in keiner andern Kulturnation nistet. Es wird wohl wahr sein, daß der Durchschnittsfranzose nur als Sieger großmütig ist; und daß er's gegen uns auch dann nicht ist, haben die Waffenstillstands-Bedingungen gezeigt. Wie überhaupt die albernen Hoffnungen gewisser deutscher Pazifizisten auf die ausländische Humanität jetzt wohl endlich zu Ende geträumt sind.

trägt sein Herz in der Tasche, der Franzose auf der Zunge, der Deutsche in der offenen Hand oder in der geschlossenen Faust. Zwischen Franzosen und Deutschen ist Herzenshingabe möglich, der Rheinländer hat schon den Blutbund vollzogen; der Engländer bleibt ewig zugeknöpft.

29. Januar. Strahlender Wintertag. Morgens zwischen 8 und 9 ging der jetzt stellvertretende Brigadekommandör Oberst v. B. (hat einen zungebrechenden polnischen Namen, wird von unsern Leuten „Sechsmarkfufzig" genannt) durch unsre Stellung, machte mir das übliche Kompliment über mein poetisches Renommee und schien daneben etwas verwundert, daß der Schützengraben meines Zuges so besonders gut im Stand ist. Nur unsre Drahtverhaue wurden mit Recht als nicht genügend kritisiert; was wir freilich schon selber wußten, denn wir sind seit Wochen dabei, für den 1. und 2. Zug neue Stachelrollen machen zu lassen, und beim 3. Zug habe ich sie ja schon gelegt. Aber die Kritik darf wohl als Beweis dafür gelten, daß die Oberleitung nicht daran denkt, hier einen Angriff zu unternehmen, besonders da auch die Franzosen ihre Stellung immer stärker verbarrikadieren und in den letzten Tagen auch ihren vordersten Graben mit hohen Hindernissen befestigt haben; außerdem soll unser Bataillon nächster Tage endlich nach hinten gehen, um sich ein bißchen zu erholen. Ich kann mich also mit ruhigem Gewissen auf eine Woche nach Chauny begeben, um meine Zähne und Augen behandeln zu lassen, und werde morgen den Stab um Urlaub bitten. Bei dem klaren Himmel sind jetzt natürlich die Flieger fleißig an der Arbeit, die beiderseitigen Stellungen zu photographieren. Leider mache ich stets die Beobachtung, daß sich die französischen Flugzeuge weiter über unsre Stellung vorwagen, als die unsrigen über die gegnerische, wahrscheinlich weil die französische Artillerie besser aufpaßt und rascher schießt. Die Kanonade war heute nicht stärker als gestern; trotzdem wurden durch Bombensprengstücke, die jetzt auf dem hartgefrorenen Boden sehr heftig abprallen und weit herum-

springen, 2 Posten meines Zuges verwundet, der eine leicht, der andre tödlich.

30. Januar. Milder Frost, blauer Himmel mit Lämmerwölkchen. Vormittags hatte ich mich eben bereit gemacht, des Urlaubs wegen zum Stab zu gehn, da kamen mir Oberstabsarzt T. und unser Bataillonsführer schon entgegen, auf einer Inspektionsrunde begriffen, und alles war sofort in Ordnung; Dr. T. wird mich ins Dorf rufen lassen, sobald der Generaloberarzt mit seinem Auto eintrifft. Nachmittags stärkere Kanonade französischerseits, mindestens 150 Schuß (von uns nur etwa 10) ausschließlich auf unsern Schützengraben, zumteil mit der neuen amerikanischen Munition (Hülsen aus einem weißgrauen, spröden, sehr splitternden Metall mit schwefelgelbem Sprengstoff). Neben meinem Unterstand zerschlug eine Granate mehrere Gewehre, und eins davon zeigte besonders deutlich die scharfe Schlagkraft dieser Splitter: den stählernen Lauf der Gewehrspitze (etwa 4 cm unter der Mündung) hat ein fingergliedkleines Sprengstück vollständig durchgeschlagen und abgerissen. Was soll die Entrüstung über Dum-Dum-Geschosse, solange die hundertmal scheußlicheren Sprenggeschosse noch völkerrechtlich sanktioniert sind! — Leider gab's auch wieder Menschenopfer; durch zwei nebeneinander platzende Granaten wurde ein Posten meines Zuges getötet, ein zweiter schwer verwundet und ein zufällig herausgetretener Rekrut verletzt. Diese Opfer, so Tag für Tag, wirken nach Aussage auch der tapfersten Leute, die den Feldzug seit Anfang mitgemacht haben, viel niederdrückender, als die stärksten Verluste während eines offnen Gefechtes. Der Eindruck der Wehrlosigkeit und Nutzlosigkeit legt allen das Gefühl nahe: wenn das noch lange so weitergeht, kommt schließlich jeder von uns an die Reihe, und wir haben noch immer nichts erreicht. Als nachher die Meldung kam, daß wir morgen wieder jungen Ersatz bekommen, mußte ich unwillkürlich denken: Heerdenvieh, das zur Schlachtbank geführt wird. Es bleibt nur übrig, sich mit göttlichem Gleich-

mut zu panzern; aber wieviel Mitmenschlichkeit wird dadurch jedesmal unterbunden! Man darf sich nicht wundern, wenn der gemeine Mann schließlich Schlächtergesellenwitze reißt. Aber es ist wohl so, damit sich der Edle in Demut kennen und läutern lerne; denn in jedem steckt noch der Schlächtergeselle.

Sonntag, 31. Januar. Bedeckt, rauh, windig; mittags Schneegestöber. Morgens brachte mir die Post eine Zuschrift vom preußischen Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, daß „Seine Majestät der Kaiser und König" mir aus Anlaß „ihres" Geburtstags den roten Adler-Orden vierter Klasse mit der königlichen Krone verliehen hat. Unsre Feinde haben sicherlich Unrecht, wenn sie uns ein Volk von Barbaren nennen; aber wie sich unsre Regierungen (und auch andere „leitende Kreise") mit der Einschätzung geistiger Verdienste befassen, das ist in der Tat Barbarentum. Ob „Seine Majestät" sich wohl einfallen ließe, einem Minister oder General einen Orden vierter Klasse anzuhängen? Man kann vom Kaiser allerdings nicht verlangen, daß er neben den vielen andern Studien, in denen er fleißig dilettiert, auch noch die zeitgenössische Dichtung kenne; aber seine Ratgeber könnten sich mindestens bei Kennern darüber Auskunft holen. Daß ich auf meinem geistigen Berufsgebiet — und daraufhin wird dieser Friedensorden mir doch verabreicht — nachgerade als Feldmarschall oder Reichskanzler gelte, das kümmert diese Böotier nicht. Ich werde unsern Divisionskommandör fragen, ob ich als preußischer Offizier diesen Orden vierter Güte ablehnen darf; auf jeden Fall werde ich dem Minister meine persönliche Verwahrung kundgeben. Die Kanonade war heute weniger heftig, aber immer noch stark genug. Bemerkenswert: von einer amerikanischen Granate, die in die Ferme einschlug, flog ein Splitter bis vor meinen Unterstand; das ist eine Entfernung von gut 200 Metern, und der Splitter war noch heiß, als er niederfiel.

1. Februar. Tauwetter. Kanonade sparsamer als in den letzten Tagen. Vielleicht kam's mir auch nur so vor, weil ich den ganzen Tag beschäftigt war, unsern Aufbruch vorzubereiten und meine Siebensachen zusammenzupacken. Morgen Abend geht unsre Kompanie in Reserve, zunächst auf 5 Tage nach Moulin-sous-touvent in die dortige große Höhle, dann wieder nach Audignicourt. Wir haben die Erholung redlich verdient, liegen nun über elf Wochen in diesem kanibalischen Graben, und manchmal haben wir geflucht, weil wir nicht früher abgelöst wurden. Jetzt auf einmal fällt uns der Abschied schwer. Eine Art Nestgefühl hat uns diese Erdlöcher lieb gemacht, in die wir uns so oft zum Schutz verkrochen, in denen wir Weihnachten gefeiert und die wir mit allerhand geraubtem Krimskrams, den wir nun zurücklassen müssen, ein bißchen heimisch gemacht hatten. Die meisten sagen, sie würden lieber hier in ihrem „Ratskeller" bleiben, ihrer „blauen Grotte", ihrem „Krug zur windigen Ecke", ihrem „Luftkurort Lehmhausen" und wie die Unterstände sonst noch getauft sind, als in die dunstige Steinbruchhöhle ziehen, die von allen möglichen Bazillen und Kokken wimmelt; nur die Aussicht auf Audignicourt lockt ein bißchen, obgleich dies Dorf jetzt auch schon ein Krankheitsherd ist und ziemlich stark beschossen wird. Zum Glück brauche ich nicht mit nach Moulin, denn meine Zahnbehandlung in Chauny wird einschließlich der Hin- und Rückfahrt wohl mindestens 5 Tage dauern. Auto bekam ich diesmal nicht; Generaloberarzt Gr., der mich sonst immer abholte, ist von Blérancourt nach dem Osten versetzt. Also benutzte ich unsern Sanitätswagen, der jeden Abend um ½10 vom Verbandsplatz in Autrêches über Audignicourt nach Blérancourt fährt, um die Verwundeten und Kranken je nach der Art ihrer Schädigung in die Spezial-Lazarette zu verteilen. In der Schmalseite des Wagens saß ich mit einigen Sanitätsleuten, in der Breitseite auf Schub-Tragbahren lag unten ein Schwerverwundeter, oben ein Blinddarmkranker; sie wurden beide in Le Mesnil bei Prof. v. Br. abgesetzt, und beim Herausziehen der unteren

Bahre wäre mir fast der Fuß zerquetscht worden, hätte ich nicht im letzten Augenblick mit meinem schneidigsten Leutnantston „Halt" kommandiert. So kam ich mit einem blauen Fleck davon, wie ich nachher in Blérancourt feststellte. Gegen Mitternacht trafen wir dort ein, und Oberstabsarzt Dr. M., ein Neffe des Verfassers der „Bernsteinhexe", nahm mich in liebenswürdigster Weise auf. Unterwegs hatte ich die Hinterwand des Wagens öffnen lassen, um die Landschaft sehen zu können. Wieder machte sie mir den Eindruck unaufhaltsamen Verfalls, fast der Verkommenheit. Alle Ländereien längs des Straßendammes standen unter Grundwasser, in dem sich die blätterleeren Pappeln mit den düstern Mistelknäueln spiegelten. Trotzdem ein Kanal die Gegend durchschneidet, scheinen die Landwirte keinerlei Entwässerungsanlagen in dem fruchtbaren Erdreich geschaffen zu haben, sondern lassen es zu Wiese versumpfen, ohne viel Viehwirtschaft darauf zu treiben; denn in den Dörfern sieht man nirgends große Stallgebäude. Ich habe öfters von holsteinischen Bauernsöhnen, deren es in unserm Regiment eine ganze Anzahl gibt, die Äußerung gehört: Wenn wir solchen Boden zu Hause hätten, was würden wir daraus alles machen! —

Blérancourt, 2. Februar. Trüb, feucht. Auch in dem Kleinstadthaus, worin ich über Nacht einquartiert war, sieht alles nach langjähriger Verwahrlosung aus; und ich wachte ziemlich früh auf, weil die Mäuse hinter den Tapeten wie die Schornsteinfeger rumorten. Vormittags nahm ich ein sehr wohltuendes Bad in einer Villa, die jetzt Sanitätsstation für Rekonvalescenten ist und die aufgemalte Inschrift „Wehrmannsruh" trägt; zog mir seit 5 Wochen zum ersten Mal wieder reine Leibwäsche an und trug dann die schmutzige zu Madame Fallery, die mir Weihnachten gesagt hat, es werde ihr stets eine Ehre sein, die Wäsche für mich zu besorgen. Im Divisionsquartier traf ich nur ein paar Leutnants; Exc. v. Kl. war mit dem Stab zu einer Besich-

tigung ausgefahren. Also muß ich die Unterredung mit ihm wegen meiner Ordenssache bis zu meiner Rückreise aufschieben. Zur Weiterreise stellte mir der Oberstabsarzt ein Auto; ich traf nachmittags 1/24 in Chauny ein und nahm im „Pot d'étain" Quartier, einem kleinen Hotel, das ehemals Blücher sowohl wie Napoleon als Kriegsgäste beherbergt hat, und das jetzt unter deutscher Verwaltung als „Offizier-Speise-Anstalt" (sic!) betrieben wird. Nach der Anmeldungslauferei (Einquartierungsbüreau und Etappenkommandantur) legte ich mich ein Stündchen aufs Bett, da mir das ungewohnte Stadtgeräusch den Kopf etwas benommen hatte; konnte aber nicht einschlafen, weil auch hier, und sogar am hellen Tage, Mäuse in den Wänden herumwimmeln. Zum Abendessen an der langen Tafel waren an die 70 Offiziere versammelt, größtenteils von der Etappe, doch auch einige Front-Rekonvalescenten. Ich stellte mich dem Tischältesten Oberst v. A. vor, und er verkündete mit lauter Stimme „Leutnant Dehmel"; nur auf ganz wenigen Gesichtern dieser aus allen „gebildeten Ständen" zusammengesetzten Tafelrunde bemerkte ich eine Spur davon, daß ihnen mein Name etwas bedeute. Erst als sich nach einer Weile der Oberst erhob und mich fragte, ob ich der Dichter sei, dann auf mein Wohl trank und mich an seine Seite holte, schienen auch andre sich meiner zu entsinnen. Aber auch der Oberst hatte, wie ich im Gespräch bald merkte, die Frage nicht aus sich selbst gestellt, sondern ein Hauptmann v. W—ff (früher aktiv, jetzt Kriminalkommissar) hatte ihn dazu angestiftet, ein intressanter und extravaganter Charakter, enragierter Verfechter der freien Liebe, aus erotischen und religiösen „Gründen", d. h. wahrscheinlich Abgründen. Auf der einen Seite schäkerte er mit einer reizenden kleinen Krankenschwester, die er irgendwo in der Eisenbahn aufgegabelt hatte, und deren Lustspielname — sie heißt Amyntha Juch — durchaus zu ihr zu passen scheint; auf der andern Seite debattierte er leidenschaftlich mit einem blutjungen orthodoxen Pastor und nahm heftig Partei für einen Schwager von sich, einem freigeistigen Pfarrer namens Dietrich Vorwerk, der außer

einigen Novellen auch eine Aufsehn erregende Broschüre geschrieben hat: „Können Pastoren selig werden?" Wir saßen noch bis nachts 2 Uhr bei der Flasche, und die ziemlich wilde Redeschlacht endete damit, daß er dem Pastor die Rechte schüttelte und an der Linken die Samariterin heimführte.

Chauny, 3. Februar. Milde Luft, blasser Sonnenschein. Zahnbehandlung bei Prof. A. aus Greifswald; so geschickt, daß es fast ein Genuß war, obgleich es einigermaßen wehtat. Er legte mir einen richtigen Drahtverhau um die Wurzelhälse der wackligen Zähne; stellte mir allerdings in Aussicht, daß zwei trotzdem bald abbrechen würden. Augenbehandlung bei Dr. O.; er untersuchte genau, prüfte auch meine Sehschärfe, verschrieb mir aber nur eine Brillennummer, da die leichte Bindehaut-Entzündung bei besserem Wetter von selbst heilen werde. Die Mittagstafel im „Zinnpott" war ziemlich langweilig, da der Hauptmann v. W—ff fehlte; war mit seiner Amyntha zum Oberst v. A. eingeladen, worüber sich etliche Etappenphilister sittlich entrüsteten. Ich unterhielt mich im stillen damit, mir die Biedern zu betrachten; ein nicht grade erhebender Anblick, wie diese feisten Verwaltungsbeamten (Offiziere kann man sie kaum nennen) von den wirklichen Soldaten abstechen, denen man die Strapazen des Krieges anmerkt. Wie die Maden im Käse leben sie hier und beziehen dabei Gehälter, daß man sich fragt: wie ist es möglich? Ein Kriegsgerichtsrat z. B., der im Frieden ein schmal besoldeter Assessor des Kolonialamtes ist, bekommt hier draußen monatlich 830 Mark für seine lehnstuhldrückende Tätigkeit; übrigens persönlich ein ausnehmend netter Herr, der sich selbst darüber mockierte. Aber die meisten dieser Leute würden mit ernstester Miene Jeden als frechen Sozi verdonnern, der vorschlüge, auch nur ein Viertel ihrer Gehälter von Staatswegen einzukassieren und für Invalidenpensionen zu verwenden. Und alle haben sie das E. K. und fast keiner hat ein Gefecht mitgemacht. Bei den Frontoffizieren ist deshalb die Achtung vor diesem mannhaften Ehrenzeichen schon nahe-

zu auf Null gesunken; man nennt es „das Vereinsabzeichen", und wer es noch nicht bekommen hat, betrachtet das mit gewissem Recht als unerhörte Zurücksetzung. Denn auch da vorne gibt's genug Ordensritter, die durchaus keine „Helden" sind; in der Regel kneifen sie zwar nicht allzu auffällig, aber die Ausnahmen sind doch so zahlreich, daß sie schon selbst eine Regel bilden. Und hier hinten reißen grade die Brüder, die am wenigsten mitgemacht haben, das Heldenmaul am weitesten auf. Natürlich steht unter diesen Reserveleutnants der Hurrapatriotismus in üppigster Blüte, in den ich bis jetzt noch keinen einzigen aktiven Offizier habe einstimmen hören. Bis auf die Wände des Klosetts erstreckt sich diese Sorte Begeisterung, und es war mir immerhin etwas tröstlich, daß unter ein paar Dutzend solcher blödsinnigen Wandinschriften doch wenigstens Einer gekritzelt hatte: „Traurige Denkmale des Deutschtums in Chauny" — und ein Andrer: „Stehn denn hier Männer im Felde, oder sind es lauter Sextaner???" Ja, wenn's keinen „gebildeten Mittelstand" gäbe, stände es besser um unsre Volksbildung. Ein französischer Bauer, der nicht schreiben kann (es gibt deren eine ziemliche Menge), ist wirklich kein so krasser Barbar wie der normale deutsche Bildungsphilister, der solchen Dreck an die Wände schmiert; und unsre einfachen Landwehrmänner haben durch die Bank mehr Seele im Leibe, mehr gesunden Menschenverstand und Herzensbildung, als viele ihrer Vorgesetzten mit dem sogenannten Reifezeugnis einer „höheren Schule". Es ist ein schauderhaftes Gefühl, für eine gute Sache zu kämpfen und dabei Kampfgenossen zu haben, die diese Sache schlecht vertreten. Auch wieder Abends im Speisesaal wurde ich dies Gefühl nicht los bei der Ödigkeit der Tischgespräche, die sich stets um die Friedensaussichten drehen und den bekannten Zeitungstratsch wiederkäuen, wenn sie nicht gar blos Klatsch sind über die Kollegen, die sich aber jetzt natürlich „Kameraden" nennen. Die gemästete Langeweile; W—ff hat sie Chaunytis getauft. Er war heut selber davon angesteckt, saß in gedrückter Abschiedsstimmung neben seiner kleinen Amyn-

tha, die morgen nach ihrer Krankenstation in der Nähe von Lille zurückmuß und übrigens wohl unschuldiger ist, als ihr keckes Reiseabenteuer vermuten läßt; wahrscheinlich nur ein romantischer Backfisch, denn sowohl W—ff wie der alte Oberst benahmen sich ganz wie zwei gute Onkels zu ihr, rückten ihr das Köpfchen ein bißchen zurecht, sie solle an ihre Eltern denken und ihren Ruf nicht aufs Spiel setzen, worauf sie beinah zu weinen anfing. Plötzlich sah ich an der Wand hinter ihr Dutzende von Küchenschaben aus einem Riß der Tapete hervorspazieren, und das war mir im Augenblick so eklig, daß ich die Gabel hinlegen mußte und mit dem Finger auf das Ungeziefer hinwies. Die Andern lachten, das seien sie schon gewohnt, und einer hielt ein brennendes Zündholz in die Nähe dieser „Franzosen", worauf sie zum allgemeinen Jokus wie irrsinnig zu rennen anfingen. Hier deutscher Unflat, dort französischer Unrat, und man kämpft um die „heiligsten Güter" — o Menschheit! —

4. Februar. Heller, warmer Vorfrühlingstag. Morgens ein kleines Fliegergefecht über der Stadt. Zuerst erschienen 2 französische, wurden darauf von 4 oder 5 deutschen beschossen; der eine französische schien zu stürzen, schwenkte dann aber in großem Bogen ab, und beide entkamen. Viel Geschützdonner in der Ferne, auch gestern schon, in der Richtung von Autrêches und Carlepont; es geht das Gerücht, daß die Franzosen einige Gräben bei Autrêches genommen haben sollen. Ich kann mir nicht denken, daß der Graben dabei ist, in dem unsre Kompanie bis vorgestern lag; dafür war er zu stark verschanzt. Nun, ich werde ja bald in der Division Genaueres hören. Mittags pflückte ich Schneeglöckchen, die schon seit 14 Tagen hier blühen sollen, im Garten des Ortskommandanten Oberstleutnant S., der mich zu Tisch geladen hatte; oder der Garten gehört vielmehr einem Glasfabrikdirektor, der jetzt als Offizier im französischen Heer steht. Sehr nobel eingerichtetes Haus, alle Wände voll guter Bilder und kostbarer alter Fayence- und Porzellan-Teller;

wird von unsrer Soldateska sorgsamst in Stand gehalten, wie überhaupt die kleinen Schlösser hier in der Umgegend, die zumteil garnicht als Quartier benutzt, sondern von Wachtposten unter Verschluß gehalten werden. Der Oberstleutnant ein echt martialischer Charakterkopf aus der alten Kaiser-Wilhelms-Zeit, sodaß ich mich ganz in Liliencrons Kriegsnovellen von 1870/71 zurückversetzt fühlte. Als ich nachher vom Zahnarzt kam, traf ich in einem Café am Markt (jetzt „Zum Deutschen Kaiser" betitelt — als ob der Kaiser ein Schankwirt wäre —) das Flittchen Amyntha; sie war trotz W—ff's Mahnung nicht abgereist, sondern hatte sich gestern Nacht mit etlichen jüngeren Offizieren amüsiert, und das wollten sie nun fortsetzen. Einer hatte einen Kodak bei sich, und wir gingen in den Stadtpark photographieren. Als wir zurückkamen, lachend und scherzend, begegnete uns der Rittmeister Graf v. d. Gr., bei dem ich das vorige Mal Tischgast war; er erkannte mich augenscheinlich nicht wieder, wohl wegen meines rasierten Gesichts, grüßte uns überhaupt nicht gehörig, sondern stellte schnurstracks die kleine Amyntha zur Rede, warum sie noch nicht abgereist sei, sodaß wir dastanden wie Schuljungen, die auf einem Abweg ertappt sind. Ich hatte trotzdem nicht den Eindruck, daß der Graf uns brüskieren wollte, denn tatsächlich ist ihm als Johanniter die Krankenschwester unterstellt, und er war wohl ehrlich erzürnt über ihre Pflichtvergessenheit, da er ein wirklich sittenstrenger und glaubenseifriger Altpreuße ist (es wird z. B. noch zu Tisch gebetet bei ihm); und schließlich tut es auch militärisch not, keine lockern Sitten einreißen zu lassen. Aber formverletzend war sein Benehmen, und der Rangälteste von uns Vieren interpellierte ihn deswegen, ein Oberleutnant der Reserve B., im Zivilberuf Bankdirektor, der aber eine Linienkompanie führt und nur wie ich auf ein paar Tage zur Zahnkur hier ist. Es war eine soziale Komödienszene, wie die Beiden sich gegenüber standen, der geborene Kavalier von etwas dekadenter Rasse, kühl, gelassen, gemessen, schlank, sozusagen unerreichbar schlank, und der derbe untersetzte Emporkömmling, heim-

lich kochend vor Entrüstung und nur mühsam seine Wut verhaltend, die geschwollene Wut des Bürgerlichen, der „in der Front sein Blut fürs Vaterland dransetzt" und sich nun von diesem „Etappengrafen" über die Achsel behandelt fühlt. Der Graf schien die Interpellation nicht recht zu begreifen, erklärte nur, er sei berechtigt, die Schwester zu rügen; worauf der Herr B. mit der üblichen Floskel zurücktrat. Er wird ihm also seinen Vertrauensmann schicken, und die Andern wollen desgleichen tun; folglich bleibt auch mir nichts andres übrig, obgleich es ebenso traurig wie lächerlich ist, daß sich Männer, die zusammen vorm Feind stehn, um ein Frauenzimmerchen ankrakeelen. Nun, ich glaube, der Graf wird genau so denken und sich lächelnd entschuldigen.

5. Februar. Schönstes Frühlingswetter. Ich zog den Hauptmann v. W—ff wegen der Amyntha Juch ins Vertrauen; und, wie ich richtig vermutet hatte, er brachte von Graf Gr. die Entschuldigung zurück, er habe nicht von ferne daran gedacht, daß wir uns verletzt fühlen könnten, und auf Wunsch sei er gern bereit, speziell mir das auch noch persönlich zu sagen, denn er habe mich in der Tat erst nach Schluß des Wortwechsels mit Herrn B. wiedererkannt. Natürlich verzichtete ich gern auf die persönliche Erklärung. Wie ich am Abendtisch erfuhr, hat er auch den andern Herren genügende Begütigung ausrichten lassen. Mittags war ich bei dem Etappen-Befehlshaber Generalleutnant v. B. zu Gast; wohnt in einem entzückenden kleinen Palais, das einem französischen Baron gehört, der sich zur Zeit als „Zivilgefangener" in Wetzlar befindet, weil er bei der Entwaffnung der Einwohnerschaft seine Gewehre nicht abgeliefert hat. Die Excellenz, ein lebhafter Schwartenmagen, der geborene Ritter Schweinichen, erzählte sehr spaßig, daß in einem Wald bei Maubeuge, wo wir Eschen (zur Fabrikation von Gewehrschäften und Holzkohle) fällen lassen, Hagenbecks dressierte Elefantin Jenny als Mitarbeiterin angestellt ist. Er ahmte die Bewegungen des Tieres bei der Entwurzelung und Nieder-

legung der Stämme, das Rüsselschwingen und Ohrenklappen und Gestampfe und Gegrunze, die ganze ungeschlachte Anmut dieses gelehrigen Dickhäuters mit so naturgetreuem Humor nach, mit solchem liebevollen Verständnis der Tierseele, daß ich ihm aus künstlerischem Wohlgefallen die Backentaschen hätte streicheln mögen, obgleich er sonst nicht gerade liebreich wirkt. Übrigens hat Hagenbeck der Armee noch anderthalb Dutzend Elefanten zu Arbeitsdiensten angeboten, und das gab natürlich allerlei Anlaß zu kriegsgeschichtlichen Randglossen, sodaß wir uns schließlich bei unserm französischen Wein wie die Statthalter der eroberten römischen Provinzen vorkamen. Nachmittags traf ich im „Deutschen Kaiser" Major M. und G. und andre Herren vom Stab, erfuhr von ihnen, daß an dem Gerücht, wir hätten bei Autrêches ein paar Gräben verloren, kein wahres Wort ist, blos Flaumacherei der Etappenbrüder; es war dort überhaupt kein Gefecht. Abends lud mich Professor L., Direktor des Hamburger kunstgeschichtlichen Museums, der hier Adjutant des Ortskommandanten ist, in sein Quartier ein zu einer guten Flasche, und wir saßen bis Mitternacht am französischen Kamin und bemurmelten die deutsche Zukunft. Ich faßte schließlich den Meinungsaustausch zusammen: Wir sind überwiegend ein Volk von Kriegern und Träumern, wir dürfen nicht Händler und Rechner werden wollen, wozu uns England eine Zeitlang verführt hat. Unser Ideal muß sein: Römer und Griechen zugleich zu werden, weder Karthager noch Alexandriner.

6. Februar. Bewölkt; bald Regen, bald Sonnenschein. Immer wieder mache ich an den meisten Reserve-Offizieren, auch denen der Front, sobald das Gespräch auf Berufsverhältnisse kommt, die unangenehme Erfahrung, daß sie für später irgend einen persönlichen Vorteil, geschäftlichen oder gesellschaftlichen, aus ihren jetzigen soldatischen Leistungen erwarten. Wo bleibt nun da der Patriotismus, von andern Idealen garnicht zu reden! Auch mich fragen diese Leute ganz naiv, warum ich mich in meinem Alter noch zur Front

gemeldet habe, und erwarten offenbar eine Antwort, die auf Berühmtheitsmeierei oder Ordensjägerei oder schriftstellerische Ausbeutung der Kriegserlebnisse hinausläuft. Ich weiche gewöhnlich mit einer scherzhaften Wendung aus, ich wolle mal gratis Paris oder London besuchen, od. dergl.; aber ich bin dann immer tief verstimmt. Ist das nun eine ungerechte Empfindsamkeit des geborenen Wolkenkuckuksheimers? Ist jene Eigennützigkeit nicht vielleicht ein ganz gesunder Trieb, der den Durchschnittsmenschen erst empfänglich macht für die gemeinsamen Ideale, in deren Dienst er seine praktische Tüchtigkeit sonst überhaupt nicht stellen würde? Aus allen solchen Zweifelsabgründen reißt uns doch immer wieder nur das Gottvertrauen, daß durch die menschlichen Widersinnigkeiten ein sinnvoller Weltplan gefördert wird. Meine liebe Lebensgefährtin, Du schriebst mir neulich: „man darf nichts Ungutes denken in dieser Prüfungszeit, in der sich das Schicksal unseres Volkes entscheidet." Du hast Recht, und trotzdem war ich froh, daß ich heute von niemand eingeladen wurde, sodaß ich endlich mal ein paar Stunden mit mir allein spazieren gehn konnte. Aber es kam nichts weiter dabei heraus als eine desperate Ballade:

Steig auf, wieder auf, glanzvoller Tag:
Granatendonnertanz, Schlag auf Schlag.
Und Lerchenjubel im Blauen.

Auf, auf, hinreißendes Menschenwort.
Alles an die Gewehre! gellt's heiser fort.
Und Lerchenjubel im Blauen.

Fertig! Feuer! Und Salve auf Salve kracht.
Und halblaut Flüche. Und einer lacht.
Und Lerchenjubel im Blauen.

Sprung! Vorwärts marsch! heraus aus dem Bau.
Durch! durch! knirscht's, knattert's im Drahtverhau.
Und Lerchenjubel im Blauen.

Sprung! Auf! marsch marsch! hinein ins Gewühl.
Sturmpfeifengeschrill. Kanibalengebrüll.
Und Lerchenjubel im Blauen.

Was stockt, fremde Kugel, dein Geigenton?
Hin stürzt einer Mutter einziger Sohn.
Und Lerchenjubel im Blauen.

Laß stürzen, stürzen: Glut, Schutt, Qualm, Staub.
Nur durch, durch, vorwärts! sei blind, fühllos, taub!
Und Lerchenjubel im Blauen.

Nur hurra, hurra! schweig, Wehgekreisch!
Marsch marsch, blankes Eisen, ins Feindesfleisch!
Und Lerchenjubel im Blauen.

Und Raubtiergeröchel aus wutheißem Schlund.
Und Gnadegebettel aus Menschenmund.
Und Lerchenjubel im Blauen.

Und Sieg, hurra Sieg! tobt's empor, bebt's nach
aus keuchender Brust. O glanzvoller Tag —
O Lerchenjubel im Blauen — —

Sonntag, 7. Februar. Feucht, mild; bald bedeckt, bald blaulappig. Die Chaunytis wird beängstigend. Gut, daß mein Zahnprofessor mich heute fertig kuriert hat; sobald ich ein Auto auftreiben kann, fahre ich zur Front zurück. Manche „Kameraden" sehn mich schon spöttisch an, weil ein Rudel französischer Bettelkinder, denen ich ein paar Nickel gab, jetzt immer hinter mir her ist. Und als W—ff beim Mittagstisch im Kasino ein Weizenbrot kaufte, um es einer armen Französin zuzustecken — denn die einheimische Bevölkerung leidet schon Hunger, während wir uns nichts abgehn lassen — da stellte ihn „auch ein Kamerad" zur Rede. Vielleicht haben die Biedern nicht ganz Unrecht; wir sind ja tatsächlich in Feindesland, und es ist Wahnsinn, den Feind zu unterstützen. Aber schließlich ist auch der Krieg ein Wahn=

sinn, und jedenfalls ein ärgerer als der Wahnsinn der Barmherzigkeit. Nachmittags sah ich einen französischen Priester mit drei Chorknaben durch die Hauptstraße ziehen, der das Sakrament zu einem Sterbenden brachte; einer unsrer Soldaten, offenbar Katholik, verneigte sich erst unwillkürlich, dann blickte er mit verlegenem Lachen auf den feindlichen Gottesmann, der das Zeichen des Friedens trug. Es ist tiefste Weisheit, daß sich das einfache Volk in den offenbaren Irrsinn des Krieges mit dumpfer Gottergebenheit fügt; der heimliche Argsinn des Friedens ist ebenso furchtbar. Der eine erhält erst Sinn durch den andern, oder vielmehr durch die menschliche Sehnsucht, die zwischen diesen beiden Polen unsrer ruhelosen Welt nach der göttlichen Ruhe fahndet.

Blérancourt, 8. Februar. Hell, frisch, windig. Es war schwierig, ein Auto zur Rückfahrt aufzutreiben, obgleich Chauny von Kraftfahrzeugen aller Art wimmelt; es soll, nach der anfänglichen Verschwendung, Benzin und vor allem Gummi gespart werden. Ich wollte nicht wieder Herrn Ei. bemühen, aber schließlich tat ich es doch, und bei dem „königlichen Kaufmann" erreichte ich in ein paar Minuten, was ich bei all den kaiserlichen Beamten mehrere Stunden lang vergebens erbeten hatte. Aber Professor L. verschaffte mir aus dem Etappendepot immerhin 15 Flaschen guten Wein als Mitbring für die Frontkameraden, und so schied ich doch mit versöhntem Gefühl aus diesem Magenversorgungsplatz. Unterwegs sah ich manche frisch gedüngte und beackerte Felder, und Ei. sagte mir, daß die Heeresverwaltung fast die Hälfte des besetzten Landes bestellen lasse; da mußte ich unser gewissenhaftes Beamtentum doch wieder bewundern. Aber die Elstern, die hier nicht wie bei uns in einzelnen Paaren, sondern in ganzen Schwärmen herumstreichen, erinnern mit ihrem schwarz-weißen Ornat und ihrer eintönigen Litanei trotz des regen Lebens auf den Äckern fortwährend an ein Leichenbegängnis. In Blérancourt bot mir Oberstabsarzt M. nochmals gastliche Unterkunft, und

Nachmittags besuchte ich unsern Divisionskommandör, um mit ihm über meine Ordenssache zu sprechen. Ich hatte schon ein Schreiben an den Herrn Minister entworfen, folgenden Wortlauts:

Euer Excellenz haben mir bei Übersendung des von Seiner Majestät mir verliehenen Ordens Ihren Glückwunsch ausgesprochen, und ich sage für dieses Zeichen persönlichen Wohlwollens meinen ehrerbietigen Dank. Zugleich aber glaube ich mich dadurch berechtigt, der Empfangsbescheinigung eine persönliche Bemerkung anzufügen, und fühle mich dazu verpflichtet um der geistigen Sache willen, die ich vor der Welt vertrete. Ich nehme diesen Orden vierter Klasse nur deshalb an, weil die Zurückweisung einen Zeitungslärm anzetteln würde, den ich aus sozialer wie nationaler Gesinnung, nicht blos aus soldatischem Gehorsam, unter den gegenwärtigen Umständen verhüten möchte. Dennoch muß ich Verwahrung einlegen gegen eine Form der Anerkennung, die bei meinem Rang in der geistigen Welt eine Herabsetzung nicht nur meines Verdienstes, sondern überhaupt des dichterischen Berufes bedeutet. Es gibt bewährte Kenner der Literatur, auch außerhalb unseres Vaterlandes, die mich als den größten der lebenden Dichter bezeichnen. Ich selbst halte wenig von solchen Einschätzungen zeitgenössischer Kunstliebhaber; erst unsre Nachkommen können darüber entscheiden. Auf jeden Fall aber gelte ich bei den kritischen Wortführern aller Kulturnationen als Repräsentant des neudeutschen Geistes, und für einen solchen ist ein Orden vierter Klasse keine angemessene Auszeichnung. Ich sage das nicht blos aus Empfindlichkeit; wer bis zum 51. Lebensjahr der öffentlichen Meinung standhielt, ist einigermaßen abgehärtet gegen Verkennung wie Anerkennung. Ich sage es vornehmlich aus Besorgnis um die staatliche Kunst- und Bildungspflege, die durch Achtlosigkeiten dieser Art sowohl sich selbst wie unserm Volke schadet; einerseits veranlaßt sie dadurch zweckwidrige Werturteile, andrerseits büßt sie das Vertrauen der urteilsfähigen Kreise ein und diskreditiert die deutsche Kultur vor dem Ausland.

Es war gewiß eine dankenswerte Absicht, von allerhöchster Stelle aus die allgemeine Aufmerksamkeit auf einige hervorragende Mitarbeiter am deutschen Schrifttum zu lenken; aber es wäre wünschenswert, daß es mit ebenso viel Achtung wie Gnade geschähe. In vollkommener Ehrerbietung

D.

Ich wollte den Entwurf dem Generalleutnant vorlegen und von ihm hören, ob nicht etwa irgend eine Wendung als respektwidrig aufgefaßt werden und mir eine militärische Strafe zuziehen könne; aber ich kam garnicht dazu. Er setzte mir liebenswürdigst auseinander, daß der Rote Adler-Orden, und gar der mit der Krone, eine wirklich hohe Auszeichnung sei, die ich nicht etwa mit dem Kronenorden verwechseln dürfe. Mit der vierten Klasse werde stets angefangen; es sei völlig ausgeschlossen, gleich eine höhere zu erreichen. Leutnants erhielten diesen Orden sonst nie, sondern erst Majore und obere Räte; ich könne also versichert sein, daß man grade meine Ausnahmestellung berücksichtigt habe und daß ich bald in die höhere Klasse aufsteigen würde. Kurz, der General hatte gar kein Verständnis dafür, daß es den obersten Führern des geistigen Lebens keine Anerkennung bedeuten kann, wenn man sie auf eine Stufe mit Beamten stellt, die noch nicht einmal zur obersten Klasse ihres eigenen Standes gehören. Und aus seinem naiven Respekt vor meiner Dekorierung mußte ich schließen, daß man im Ministerium erst recht kein Verständnis für meine Verwahrung haben würde. Ich verzichtete also auf diesen Kampf gegen Windmühlen und schrieb dem Minister nur eine kurze, mit den gehorsamsten Untertänigkeitsfloskeln reichlichst gespickte Empfangsbestätigung; vielleicht merkt sein Kanzleirat die Ironie und schiebt sie ihm ehrerbietigst unter die Nase.

9. Februar. Vormittags blaulappig, nachmittags regnerisch. Madame Fallery klagte mir, als ich meine Wäsche abholte, die hiesige Einwohnerschaft solle weggeführt werden,

weil die feindliche Artillerie neuerdings in den Umkreis des Städtchens geschossen habe, und weil unsre Stabsoffiziere vermuten, daß von hier aus Zeichen nach drüben zur Bestimmung der Zielpunkte gegeben würden; auch sie selbst sei als Spionin verdächtigt worden. Mittags war ich bei Exc. v. Kl. eingeladen und brachte das Gespräch darauf. Madame Fallery hielt man zwar für unschuldig, obgleich ihr Verkehr mit den einheimischen Nonnen und Waisenkindern und ihre Sorge für unser Lazarett (das Sanitätsquartier ist ein altes Klosterstift) blos ein Deckmantel für Umtriebe sein könne; in der Tat aber sei aus verschiedenen Vorkommnissen zu schließen, daß der Gegner Nachrichten aus der Umgegend erhalte, entweder durch unterirdische Telephon-Anlagen oder durch nächtliche Schleichboten, die vielleicht ein Tal nordwestlich von Moulin zum Verkehr benutzen, wo eine Lücke in unsern Schützengräben sei, weil wegen des unwegsamen Waldsumpfbodens dort kein Angriff zu befürchten stehe. Allerdings sei es auch möglich, daß einige unsrer eignen „Agenten", die uns Nachrichten über den Gegner bringen, Doppelspionage betreiben. Wirklich scheint man in der Division besorgt, daß die feindlichen Schüsse (schwere Granaten) auf das Stabsquartier gemünzt sind; denn der Kommandör hat sich im Garten einen bombensichern Unterstand bauen lassen. Aber er sagte mir, das Gerücht von der Wegführung der Einwohnerschaft sei nur als Warnung ausgestreut; einstweilen wolle man abwarten, ob das irgend einen Einfluß auf die französische Kanonade habe. Ich sagte also Madame Fallery, die Wegführung sei nur für den Fall in Aussicht genommen, daß die feindlichen Schüsse in die Stadt schlagen; dann müßten die Einwohner um ihrer eignen Sicherheit willen entfernt werden, denn die Excellenz sei für das Wohlergehen der Bevölkerung verantwortlich. Nachmittags wollte ich eigentlich nach Audignicourt zur Kompanie zurück, aber das Sanitäts-Auto war ausgefahren und kam wegen des Regens verspätet wieder. So blieb ich noch bei den Ärzten, und das sehr gern, da Oberstabsarzt M., ein gründlich ge-

bildeter Mann von echtem Gemüt und Mutterwitz, einem Unterarzt Dr. L., der morgen anderswohin versetzt wird, ein Abschiedsmahl gab; und da spürte ich endlich einmal wieder die heilige Kraft des deutschen Geistes. Ein Stabsarzt Dr. B. aus Lübeck spielte mit solchem Verständnis Beethovensche Sonaten, daß er das alte verklirrte Klavier in einen wahren Wunderquell von seelischem Wohlklang verwandelte; und ebenso meisterhaft begleitete er Balladen und Lieder von Schubert und Schumann, die Dr. L. ergreifend sang. Natürlich trug ich dazwischen auch einiges vor, und ich darf sagen, heute stand hinter unsern Gesprächen Michel Michael in seiner Herrlichkeit, nicht der schläfrige Michel mit der Zippelmütze wie meistens in Chauny.

Audignicourt, 10. Februar. Neblig, mild. Dr. M. fuhr mich vormittags zur Kompanie zurück. Hier wurde ich mit einer traurigen und einer fröhlichen Nachricht begrüßt. Die traurige: kurz vor dem Abmarsch von Autrêches war eine Blindgänger-Bombe, die schon längere Zeit in der Ferme lag und mit der die Leute manchmal herumspielten, plötzlich krepiert und hat 4 Mann unsrer M.-G.-Kompanie sofort getötet und 3 dabeistehende Musketiere einer Nachbarkompanie so schwer verwundet, daß sie nachher daran starben. Die fröhliche Nachricht: es darf in der Reserve wieder Regimentsmusik gemacht werden, und als mittags Obermusikmeister Z. mit seiner vorzüglichen Kapelle loslegte, konnte man mit dem Krückstock spüren, wie sich alle dadurch aufgefrischt fühlten. Ich glaube, daß diese Erlaubnis auf meine Fürsprache bei der Division hin erfolgt ist. Denn der Grund des früheren Verbotes, wegen der Granatengefahr Massenansammlungen zu vermeiden, besteht noch immer; die französische Artillerie schießt nach wie vor hierher.

11. Februar. Nebel, Rauhreif. Schlaflose Nacht auf einer schauderhaft zerbuchteten Sprungfeder-Matratze; auf den Strohsäcken im Schützengraben schlief sich's besser. Zur

Entschädigung trug mittags die Regimentskapelle ein paar Wagnersche Stücke (aus Tannhäuser und Siegfried) sehr gut vor; außerdem ließ Musikmeister Zehe mein „Deutsches Lied" singen, das ein Lehrer Behnke (steht bei einer Nachbarkompanie) als Chorgesang komponiert hat, dann auch noch „Die befohlene Linie", wozu er selber nach meiner rhythmischen Angabe eine Melodie gesetzt hat. Den ganzen Nachmittag bis in die Nacht heftige Kanonade, besonders von unsrer Seite; ins Dorf schlug aber kein Schuß von drüben. Unser Armeekorps macht zur Zeit einen Scheinangriff, der den Gegner verhindern soll, Truppen nach einer andern Angriffsstelle zu schicken.

12. Februar. Morgens dicker Schnee. Sehr schön, die steinernen Ruinen des alten Dorfes und die kahlen Bäume mit ihren Mistel- und Efeu-Verbrämungen in der weißen Vermummung. Dabei zwitschern die Meisen und Finken schon frühlingstoll, und in den verwüsteten Bauerngärten blühen bereits die Veilchen wieder und die ersten Primeln. Auf einem übermauerten Ziehbrunnen steht mitten aus dem verschneiten Dach ein großer alter Haselstrauch, der ganz voll Blütentroddeln hängt; ein Bild wie aus einem deutschen Märchen. Unsre Soldaten lieferten sich natürlich eine lustige Schneeballschlacht. Aber mittags hatte die Sonne alles weggeschmolzen und in schauderhaften Dreck verwandelt. Da die einheimische Bevölkerung weggeführt ist, müssen jetzt unsre Truppen die Straßen säubern; und ich staune immer wieder, mit welchem willigen Humor selbst Leute, die zuhause den sogenannten höheren Berufsklassen angehören, sich jetzt den niedrigsten Arbeiten unterziehen. Der fortwährende Kanonendonner redet freilich sehr vernehmlich die Sprache der gemeinsamen Not; aber ich glaube, die meisten Deutschen haben auch für sanftere Mahnungen der menschlichen Hingebungspflicht Gehör, wenn sie nur Muße zur Selbstbesinnung hätten.

13. Februar. Unwirsch, windig, regnerisch. Heute habe ich mir zum ersten Mal eine kleine Pflichtversäumnis erlaubt. Vormittags fand eine Parade-Übung unsers Bataillons vor den Brigade- und Divisions-Kommandören statt. Ich hatte mich vorgestern bei der Vorübung ziemlich stark erkältet, wenn auch nicht grade so beschwerlich, daß ich heute nicht hätte mitmachen können; aber da mein Feldwebel K., der im aktiven Dienst geschult ist, die Exerzierkommandos besser als ich beherrscht, ließ ich ihn meinen Zug führen und blieb im Quartier, natürlich mit Erlaubnis des Kompanieführers. Im stillen auch noch aus dem Grunde, die Herren Vorgesetzten merken zu lassen, daß ich schließlich nicht in den Krieg gegangen bin, um mir als Kommiß-Offizier meine Gesundheit zu ruinieren; aber wie mir die Kameraden nachher erzählten, hat Exc. v. Kl. mich überhaupt nicht vermißt. Nachmittags kam die Sonne hervor und lockte uns alle an den Bach, der hier um das Dörfchen herum durch ein von Efeu überwuchertes Pappelgehölz fließt. Aber ich war gründlich verstimmt, teils über meine Pflichtversäumnis (es rächt sich alles in uns selbst) — teils weil sich in der zugigen und rauchigen Kaminstube meine Erkältung nur noch verschlimmert hatte. Ich ging schließlich allein auf den Soldatenfriedhof und dachte über die Unterlassungssünden nach, die unsre Herzensträgheit tagtäglich begeht.

Sonntag, 14. Februar. Trüb, feucht; scharfer Wind. Nach einer durch Husten fast schlaflosen Nacht stand ich so zerschlagen von meiner Plundermatratze auf, daß ich nicht mit zu dem Feldgottesdienst ging, der morgens 1/29 von Bataillonswegen stattfand; und das war keine Unterlassungssünde. Die Kameraden kehrten ganz verärgert zurück. Von der gestrigen Dienstübung waren sie viel durchnäßter wiedergekommen, aber trotzdem in fröhlicher Stimmung; heute wußten sie nur zu schimpfen, über das Sauwetter und die lederne Predigt. Was ist es auch für ein Unfug, Leute, die sich von den Strapazen des Schützengrabens im Reserve-

quartier erholen sollen, eine Stunde lang in naßkaltem Wind auf einem Fleck stillstehn zu lassen, damit sie die Salbaderei eines hergelaufenen Schwätzers anhören! Wenn die Feldgeistlichen wirklich ihre Aufgabe als Seelsorger erfüllen wollten, dann müßten sie mindestens ebenso nahe zur Hand sein, wie die Ärzte um der körperlichen Fürsorge willen; oder vielmehr beträchtlich näher, denn die Seele braucht immerfort heilsame Hilfe, der Körper nur in seltenen Notfällen. Sie müßten mit in den Schützengräben hausen, von Mann zu Mann gehn und trösten und aufrichten, oder wenigstens von Gruppe zu Gruppe, und grade in gefährlichen Stunden bereit sein. Statt dessen drücken sie sich in den Stabsquartieren so weit wie möglich hinter der Front herum, pflegen ihren Bauch und lecken die Lippen, und blos des Sonntags fahren sie in einem möglichst bequemen Auto an einen möglichst ungefährdeten Ort und bombardieren da einen Haufen Leute, mit denen sie nicht das geringste kameradschaftliche, geschweige „brüderliche" Gefühl verbindet, mit Phrasen über christliche Opferpflicht; das heißt dann dem Volke die Religion erhalten. So wahr es ist, daß unserm Volk eine Wiedererweckung zu Gott nottut, und daß wir eine Erstarkung der sozialen Gesinnung nur durch eine Läuterung des religiösen Gewissens erlangen können, so aussichtslos ist es, dies Läuterungswerk von der jetzigen Staatskirche zu erwarten. Im Gegenteil, der Verfall des Glaubens ist größtenteils grade dadurch verursacht, daß sich die Kirche an der Staatskrippe sattfrißt; daher die pfäffische Herzverfettung, Gemütsverstockung und Mitgefühlsträgheit, die keine wahrhafte Seelsorge mehr aufkommen läßt. Die Kirche muß sich, selbst auf die Gefahr hin, daß sie dabei zusammenbricht, wieder ganz auf eigene Füße stellen; nur durch Befreiung von allen Krücken der weltlichen Herrschsucht und Gewinnsucht kommt jene selbstlose Geistlichkeit zustande, die zur echten Gemeindebildung führt. Und wenn dies nur um den Preis erreichbar ist, daß die alte Kirche zu Grunde geht, dann muß man eben Gemeinden sammeln, die eine neue bauen wollen, teils aus den Trüm-

mern, teils aus Urgestein. Aber wo ist der neue Luther? — Wir waren mittags alle in übler Laune. Nicht einmal Musik gab es heute, da unsre Regimentskapelle zum IX. Reserve-Korps abkommandiert ist; blos das übliche Kanonengeballer und Gewehrgeknatter am Horizont. Selbst die gestern Abend schon eingetroffene und noch angezweifelte, aber heute amtlich bestätigte Nachricht, daß Hindenburg wieder 26 000 Russen gefangen hat, machte uns keine rechte Freude. Erst als nachmittags der Regimentsbefehl eintraf, wir sollten um 7 Uhr abends wieder in den Schützengraben abmarschieren, kam etwas Leben in die Bude, durch die Einpackerei unsrer Siebensachen. Da es in der ausgeräumten Bauernstube ungemütlich kalt wurde, denn unser letztes Brennholz (das Gebälk eines abgebrochenen Nachbardaches) war schon verfeuert, warfen wir zum Abschied noch eine Bank in den Kamin, auf der wir die Tage über gesessen hatten. Kurz nach 8 langten wir beim „Stern" neben der Regimentshöhle an, triefnaß vom Regen und bis über die Knöchel im Schlamm watend; aber es dauerte noch gute 2 Stunden, bis die Mannschaften in die Unterstände des neuen Grabens (westlich der Ferme St. Victor) verteilt waren. Als ich endlich in der Finsternis auch meinen Unterstand gefunden hatte, erlebte ich ein Wunder. Ich war ganz verdrossen und niedergeschlagen, teils wegen meines ekligen Hustens, teils weil meine Sachen noch nicht vom Packwagen heraufgeschafft waren. Nur durch die Liebenswürdigkeit eines Leutnants der von uns abgelösten Kompanie erhielt ich einen Kerzenstummel, und als ich ihn anzündete, war das erste, worauf mein Blick fiel, ein Gruß von Dir, meine Lebensgefährtin. Aber kein Brief oder sonst ein absichtliches Lebenszeichen, sondern eine jener Zufälligkeiten, die uns wie der Finger Gottes berühren. Auf dem Tisch des Unterstandes lag aufgeschlagen eines der unter Deiner Aufsicht hergestellten Zeitungsausschnitt-Hefte, mit dem Gedicht des alten Arndt:

„Was willst du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch!"

Ein himmlischer Frohsinn kam über mich, und in vollkommenem Seelenfrieden streckte ich mich auf mein feuchtes Strohlager.

15. Februar, Schützengraben bei Autrêches. Frühlingswetter; bald Sonne, bald Regen. Die ganze Nacht über fest geschlafen; und als ich morgens durch den Graben ging, war der Himmel blau, und die Erde glitzerte, und hunderte Lerchen jubilierten. Meine Erkältung hat sich bei dieser Musik in Wohlgefallen aufgelöst; ich huste zwar noch so stark wie gestern, aber es tut mir nicht mehr weh. Mein Unterstand ist zwar ein Keller im Lehm, und das Sickerwasser tropft auf mein Bett, das ich mit dicken Lagen Zeitungspapier bedeckt habe (ich will nie wieder auf die Zeitungen schelten) — aber er ist geräumig und fest gebaut, man kann aufrecht drin stehen und sitzen, und für das Wasser werde ich schon mit Hilfe meines braven Gawronski bald einen besseren Abfluß haben. Unsre Stellung scheint nicht so gefährdet wie der vorige Schützengraben. Es stehen zwei Batterieen hinter uns, die ziemlich viel nach drüben schießen; infolgedessen beschießt sie auch der Gegner, und die Schüsse gehn über unsre Köpfe weg. Das Gewehrfeuer ist ganz spärlich; die feindlichen Gräben (auf die Ferme Mousslaye und Bonval sich stützend) liegen 450—700 Meter von uns entfernt, sodaß der Anreiz der nahen Zielscheibe fehlt. Aber wir werden viel zu schanzen haben, denn das Erdreich hat hier keinen steinigen Untergrund, und bei jedem Regen rutschen die Lehmwände ab. Nun, die Arbeit schützt vor Erkältung und vor Verhockung und Verstockung.

16. Februar. Hell und warm. Den ganzen Tag über starke Kanonade auf beiden Seiten, aber kaum ein Dutzend Geschosse nach unserm Graben, und auch diese alle daneben, obgleich unsre Leute bei dem schönen Wetter mit etwas närrischem Übermut auf den Böschungen arbeiteten. Die ganze Kompanie ist so tätig wie möglich, da unser jetziger Batal-

lionsführer Graf R. ein äußerst fleißiger und scharfsichtiger Grabengänger ist. Eine sehr interessante Meldung brachte heute der „Zeitungsdienst“ unsers Armee-Ober-Kommandos: eine Aufstellung der während des ersten Kriegshalbjahrs aus dem besetzten feindlichen Gebiet entnommenen Werte im Bereich der I. Armee (Armeekorps III, IV u. IX nebst Reservekorps). Danach sind allein aus diesen Bezirken über 100 Millionen Mark aufgetrieben worden, (genau 100 186 720 M). Und zwar an baren Kontributionen nur 2 350 000 M., das Übrige in Nutzstoffen verschiedenster Art: Vieh und Geflügel, Nahrungsmittel einschließlich Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben, Dünger, Stroh und Heu, Holz, Kohle und andre Brennstoffe, allerlei Webstoffe, Leder und Felle, Öle, Metalle, Gebrauchsgegenstände, Baumaterial usw. Davon entfallen rund 33 Millionen Mark auf die unmittelbare Verpflegung der Armee von Anfang September bis Ende Januar (darunter 3 Millionen für Weinverbrauch). 24 353 120 Mark an Nutzwerten hat die Etappen-Inspektion nach Deutschland abgeführt; und es sind noch beschlagnahmt und sollen entweder heimbefördert oder für die Armee verwendet werden 40 483 600 Mark Werte. Es ist wohl anzunehmen, daß diese offizielle Aufstellung nur Requisitionen enthält, über die den geschädigten Besitzern oder Gemeinden Quittung ausgestellt worden ist zum Zweck der späteren Verrechnung bei der Kriegsentschädigung; was außerdem von der Soldateska unter der Hand „entnommen“ wurde, darüber wollen wir den Mantel der feldgrauen Notwendigkeit breiten.

17. Februar. Trüb, feucht, windig; aber selbst während der Regenhuschen jubilieren die Lerchen im Himmel. Die Kanonade wohl noch stärker als gestern; aber sie belästigt uns wenig. Es scheint, daß die bei uns einschlagenden Geschosse nur Kurzschüsse und eigentlich nach dem hinter uns liegenden „Stützpunkt“ gerichtet sind. Das ist ein labyrinthisches Ineinander ringförmiger Gräben mit stark befestigten Unterständen, in dem der Feind sich verirren und zerstreuen

muß, wenn er wirklich einmal einen unsrer vordersten Gräben nehmen sollte. Solche Punkte sucht die feindliche Artillerie natürlich nach Möglichkeit zu beschädigen; aber da das planvolle Gewirr der Gräben keinen sicheren Zielpunkt bietet, und da überdies bei unsrer Stellung die französischen Batterieen ziemlich entfernt stehn, so kommt hier selten ein Treffer vor, jedenfalls lange nicht so oft wie in nächster Nähe der Ferme St. Victor. Infolgedessen können unsre Leute den ganzen Tag an der Ausbesserung des aufgeweichten Grabens arbeiten. Der Lehmschlamm ist so glitschig hier, daß ein Spaßvogel schon vorschlug, wir sollten uns Hundeschlitten zum Verkehr anschaffen. Wir lassen den Boden jetzt mit Kalksteinschotter pflastern, den unsre Leute aus der großen Regimentshöhle heraufschleppen. Auch meinen Unterstand hat mir Gawronski (ich hause wieder mit ihm allein) durch Blechplatten regensicher gemacht. Überhaupt ist er wohnlicher als der vorige; die Lehmwände mit Strohlagen ausgepolstert und grüne Sackleinewand darüber gespannt. Und wenn ich nachts unter das dicke Bauernfederbett krieche, das ich hier vorgefunden habe, und der Frühlingswind saust im Rohr meines Öfchens und in dem schmalen Treppengang, der in meine Kellerstube herabführt, dann schimmert meine Kerzenflamme so himmelsfriedlich, als gebe es keinen Krieg auf Erden.

18. Februar. Vormittags bedeckt, nachmittags sonnig. Immer noch heftige Kanonade, und in der Nacht viel fernes Gewehrgeknatter; es heißt, das IV. Rerservekorps habe einen Durchbruchsversuch englischer (?) Truppen zurückgeschlagen. Alles ist froh über Hindenburgs großen Sieg an der ostpreußischen Grenze; laut Divisionsbericht sind im Ganzen 60—70 000 Russen gefangen, 70 Geschütze und 100 Maschinengewehre genommen. Ich spendierte jedem Mann meines Zuges 2 Literflaschen Münchener Bier, auch als Belohnung für die tüchtige Schanzarbeit, und abends wurde in allen Unterständen mal wieder nach Herzenslust gesungen. Unser Graben sieht jetzt wirklich schmuck aus und wurde von

Graf R. als musterhaft anerkannt; der weißgraue Schotterboden hebt sich sehr sauber von den braungelben Lehmwänden ab und saugt den Regen ohne Verschlammung ein. Etwas aber hat mich hier doch verstimmt und an der Bildungsfähigkeit und dem Gemeinsinn unsers Volkes wieder irre gemacht. Die vor uns hier gewesene Kompanie hatte einen Unterstand als „Lesehalle" eingerichtet, wahrscheinlich auf Betreiben eines literarisch intressierten Leutnants, denn es waren wirklich gute Bücher und Zeitschriften darunter (nicht blos die übliche Soldatenlektüre) und in netter Ordnung aufgestellt. Ich schlug gleich beim Einrücken unserm Kompanieführer vor, einen Wachtposten in diesen Unterstand zu legen, damit die Bibliothek nicht verzettelt werde; aber er hielt das nicht für nötig, hielt ein einfaches Verbot für genügend. Das wurde denn auch in meinem Zuge verkündigt; ob in den andern beiden Zügen, das weiß ich nicht. Jedenfalls waren schon am Abend des zweiten Tages sämtliche Bücher und die meisten Zeitschriften von den lesehungrigen Leuten in die einzelnen Unterstände verschleppt; und als ich heute wieder die Lesehalle betrat, waren die Bretter des Tisches und Fußbodens abgebrochen und zu anderen Zwecken verwendet. Unser Leutnant H. nimmt das auf die leichte Achsel, und ihm kann ich es nicht verdenken; er ist von Natur ein so schöner Kerl, daß ihm Kunst und Bildung kaum nötig sind, vollkommen hellenischer Typ von Gestalt wie Gesicht, hätte zum Hermes des Praxiteles Modell stehen können oder zum Diskoswerfer des Myron, und hat so viel „Musik in ihm selbst", solchen sichern Geschmack und Verstand, solchen unbeirrbaren Freimut, wie nur irgend ein flötender Waldvogel*). Aber sollen die Andern ewig Tollpatsche bleiben? Dann wären wir trotz aller Disziplin Barbaren.

19. Februar. Bald hell, bald bewölkt. Die Artillerie fängt an unangenehm zu werden. Nachmittags 3

*) Gefallen in der Champagne-Schlacht.

schlugen mehrere leichte Granaten dicht neben den Graben meines Zuges, grade als ich eine Alarmprobe machte, und bespritzten uns mit Dreck; und gegen 1/25 noch einige in die Nähe meines Unterstandes, als ich im Verbindungsgraben stand und mit H. sprach. Es scheint, daß der Gegner unsre ganze Stützpunktanlage von zwei Punkten aus bestreut, rechts von der Ferme Moufflaye aus, links von Hautebraye oder Bonval her. Wahrscheinlich bietet ihm unser Graben trotz der Entfernung einen Zielpunkt, weil hier ziemlich viel Öfen in den Unterständen sind, die wir allzu sorglos auch bei Tage heizen, und das feuchte Holz gibt viel Rauch. Verbieten können wir's unsern Leuten nicht gut, weil schon genug Erkältungskrankheiten vorkommen. Auch die Franzosen qualmen den ganzen Tag über, und viel ungenierter als wir; nur ist unsre Artillerie nicht so scharf hinterher. Aber Graf R. sagte uns heute, er habe der Brigade einen Bericht eingereicht, der unsre Batterieen wohl veranlassen werde, etwas besser aufzupassen.

20. Februar. Blauer Frühlingstag voller Lerchenjubel. Nachmittags war die Luft so mild, daß im Schützengraben die Mücken tanzten; und auch die Staare sind schon da. Das hindert den Franzmann aber nicht, uns jetzt sogar mit schwerem Geschütz zu beschießen; vormittags 9 und 10 schlugen einige große Brocken zwischen dem Stützpunkt und meinem Unterstand ein; irgendwo von der Aisne her. Da jedoch unsre Artillerie heute sofort entgegnete, hörte man drüben beidemal mit dem Feuer rasch wieder auf. Offenbar treffen also unsre Batterieen gut, wenn sie sich überhaupt mal herbeilassen. Nachmittags von drüben nur wenige Schüsse; von unsrer Seite auch nur sparsam.

Sonntag, 21. Februar. Mondhelle Nacht (Halbmond) mit ziehenden Wolken; morgens Reif. Sonniger Tag, etwas kühler als gestern. Während der Dämmerung bekam ein Wachtposten unsers 3. Zuges einen Streifschuß in die

Kopfhaut (durch eine Schießscharte). Die Kanonade wurde heute ausnahmsweise von unsrer Artillerie eröffnet und den ganzen Tag über lebhaft fortgesetzt. Der Gegner antwortete ziemlich matt; nach unsrer Stellung nur 2 Schüsse. Ein uns besuchender M.-G.-Leutnant von der Ferme St. Victor erzählte, unsre Artillerie habe den französischen Bombenwerfer, der gegenüber unsrer früheren Stellung stand und uns sehr viel Schaden tat, entweder zerstört oder zum Platzwechsel genötigt; jedenfalls schießt er nicht mehr herüber. Da wir am 25. d. M. wieder unsern alten Graben beziehen sollen, ist das für uns eine wirkliche Sonntagsnachricht.

22. Februar. Nebel, Frost, Rauhreif. Vormittags gar keine Schießerei, nachmittags wenig; nach meinem Graben 5 Schüsse, ohne Schaden zu tun. Nur abends 1/27 unterbrachen plötzlich mehrere Batteriegruppen die stumpfsinnige Stimmung; offenbar hatten die Franzosen irgend eine Kolonnen-Bewegung auf dem Höhenrücken hinter uns bemerkt. Die gefahrlose Hockerei macht uns allesamt mißmutig. Daß Hindenburgs Sieg in Masuren noch größer ist, als er anfangs gemeldet wurde, brachte kaum noch Eindruck hervor; eher schon das vage Gerücht, eins unsrer Unterseе-Boote habe einen englischen Transportdampfer mit 2000 Soldaten vernichtet. Hauptereignis des öden Tages: Leutnant P. schoß in der Dämmerung einen französischen Köter tot, der bis an unsern Drahtverhau herübergelaufen war. Wir waren gespannt, ob es vielleicht ein verirrter Spionierhund sei, der irgend eine Nachricht trüge; aber als unsre Leute in der Dunkelheit den Kadaver in den Graben holten, hatte er nicht einmal ein Halsband um. Merkwürdig war nur die furchtbare Wirkung, die unser gewöhnliches Infanteriegeschoß auf kurze Entfernungen hervorbringt; der Ausschuß der Kugel zeigte ein faustgroßes Loch, und mehrere Rippen waren zerschlagen (wie von einem Dumdum-Geschoß). Ich wunderte mich bei all der Verdrossenheit, daß eine herrliche Himmelserscheinung uns doch zu reiner Andacht rührte: Zwischen 8

und 9 stand der Halbmond genau im Zenith und hatte einen so großen Hof, daß dessen sonderbar heller Rand sehr viel tiefer zu stehen schien. Wie ein gewaltiger Kuppelbaldachin hob sich dieser schimmernde Kreis mit seinem leuchtenden Mittelpunkt aus dem dunkeln Firmament empor, südlich auf den Orion gestützt, nördlich auf den Großen Wagen, die in vollkommen gleicher Höhe standen. Ich glaube, wir fühlten jeder dasselbe, und auch drüben beim Gegner wird es mancher gefühlt haben: die Niedrigkeit des irdischen Kampflärms unter diesem erhabenen Thron der Ruhe.

23. Februar. Neblig, frostig; der Dunst war so dicht, daß wir vor den Böschungen herumspazierten. Mittags klärte es etwas auf. Die Kanonade den ganzen Tag spärlich; nur abends in der Ferne (beim IV. Korps!) dickes Geballer. Aber für mich war's ein Tag des Ärgers. Morgens besichtigte der Brigade-Kommandör unsre Gräben und teilte mir dabei gnädigst mit, Excellenz v. Kl. habe bei einem andern Armeekorps eine „Schützengraben-Zeitung" gesehen, deren Inhalt größtenteils von den Mannschaften „geliefert" werde, doch auch von „bedeutenden Schriftstellern wie Ompteda und Höcker", und nun wär's doch nett, wenn wir auch solche Zeitung machten und wenn ich die Redaktion übernähme; ich möchte mir's mal überlegen. Also dazu bin ich mit 50 Jahren und als „anerkannter Dichter" Soldat geworden, daß ich womöglich als Bierzeitungsverzapfer ende! Heiliges Deutschland, man könnte verzweifeln an deinem Recht auf geistige Weltherrschaft! Ich glaube, sogar in Rußland wär's nicht möglich, daß tüchtige Leute eines hohen Berufes (denn als solche gelten doch diese Stabskommandöre) irgend einem andern hervorragenden Fachmann (von der höchsten Begabung ganz abgesehen) derlei Pfuscherei zumuten. Das ist die niederträchtige Wirkung unsrer sogenannten allgemeinen Bildung, die durch Schule und Presse gezüchtet wird, blos auf oberflächliche Kenntnisse abzielt und sich dem mittelmäßigsten Durchschnitt der Zöglinge anpaßt; allmählich hat sie sich auch in der Oberschicht

eingenistet, soweit diese nicht gründlichst fachmännisch ist, und niemand nimmt mehr Anstoß daran, blos ein paar sonderbare Schwärmer vom Schlage des Diogenes. Natürlich werde ich ablehnen, selbst wenn man mich als offiziellen Hanswurst ins Generalstabsquartier versetzen will; lieber im Stumpfsinn des Schützengrabens verkommen, als um leiblichen Vorteils willen meine geistige Würde preisgeben! — Gleichsam zur Besiegelung dieses verteufelten Tages geriet abends noch meine Bude in Brand, grade während ich Tagebuch schrieb. Das eiserne Ofenrohr war so heiß geworden, daß ein Brett, an dem es entlangläuft, zu glimmen anfing, und im Nu stand ein Knäuel Bindfaden, der ausgetrocknete Kattun-Überzug der Balkendecke und die Rupfenbespannung der Wand in Flammen. Zum Glück war mein Waschwasser noch nicht weggegossen und lag eine feuchte Zeltbahn zur Hand, sodaß ich das Feuer ersticken konnte. Als ich die Tür aufriß, um Luft zu schöpfen, denn mir war in dem Qualm ganz taumlig geworden, trat mir mein Bursche mit einem Arm voll Brennholz entgegen, und wir mußten beide herzlich lachen. Hätten wir neulich nicht die Decke mit Blech beschlagen, wäre ich des Feuers nicht Herr geworden; denn der dünne Kattun verbrannte wie Zunder, und das Strohlager fing schon an zu züngeln. So dankten wir beide dem Himmel dafür, daß es bei unserm Einzug so scheußlich geregnet hatte.

24. Februar. Klare Nacht, heller Vormittag; leichter Frost. In der Frühe träumte mir, daß Liliencron mich — rasierte. Er hatte aber nicht sein Gesicht, sondern das des markigen Oberstleutnants S. in Chauny, der einen Bart wie der alte Kaiser Wilhelm trägt. Und als ich ihn Scherzes halber fragte, ob ich mir nicht auch solchen Bart stehen lassen solle, antwortete er ernsthaft: „Nein; die alte Zeit kommt doch nicht wieder.“ Als ich darauf etwas traurig nickte, fuhr er fort: „Laß gut sein, mein Richard; du bist die alte und die neue Zeit.“ Und dabei schlenkerte er den Seifenschaum weg und sah mich plötzlich mit seinen richtigen Augen so von Herzen

lächelnd an, daß ich vor Freude aufwachte. Vormittags wenig Schießerei, trotz der durchsichtigen Luft. Nur nach zweien von unsern Fliegern, die über dem Grenzgebiet herumkreisten, schickte der Franzmann ein paar Dutzend Schrapnells hoch; traf aber nicht. Wir hatten also unser helles Vergnügen daran; entzückend, die weißen Explosionswölkchen in dem strahlend blauen Himmel, wie ein Gefolge von Schmetterlingen hinter der schlanken Libelle. Nachmittags zwischen 2 und 3 plötzlich ein rasches Dutzend Granaten nach unserm linken Stützflügel; spritzten aber nur Dreck in meinen Graben. Unsre Artillerie erwiderte bald, mit 4 Schüssen; da der Gegner darauf verstummte, müssen sie wohl gesessen haben. Gegen Abend bezog sich der Himmel, und es fiel Schnee; da wir schon heute in unsre frühere Stellung östlich der Ferme übersiedelten, war das besser als klare Mondnacht, in der es vielleicht Schrapnelle von drüben geregnet hätte, weil wir eine weithin sichtbare Chaussee passieren mußten. Gegen Mitternacht hatten wir unsre Leute untergebracht, und ich konnte mich mit Gawronski in unser altes Erdloch verkriechen. Jetzt, nach dem 10-tägigen Aufenthalt in einem gut gebauten Unterstand, merkte ich erst ganz und gar, was für ein jämmerliches Gelaß es ist. Die von uns abgelöste Besatzung hat nichts daran geändert; die Burschen des Kompanieführers haben darin gelegen. Aber der Verbesserungs-Umbau würde mindestens 6—7 Tage dauern; und da wir nach 10 Tagen schon wieder wegsollen in irgend ein Reserve-Quartier, werde ich lieber weiter den Diogenes spielen als während des Umbaus mit meinem Feldwebel zusammen hausen, der einen besseren Unterstand hat als ich. Außerdem: wenn ich jetzt umbauen ließe, wär's so gut wie sicher, daß H. — Kompanieführer und naiver Egoist, der er ist — mich bei unserm nächsten Einzug ausquartieren und mit J. zusammenpferchen würde; und es ist nicht grade verlockend, solche Arbeit pour le roi de Prusse zu machen. Und schließlich: ich bin in das alte Loch, in dem noch zwei meiner winzigen Weihnachtsbäumchen auf dem roh gezimmerten Bretterbord stehen, mit einer Art Heimats-

gefühl wieder untergekrochen, und mein guter Gawronski ebenso.

25. Februar. Scharfer Frost, Wintersonne. Vormittags ging der Kommandierende General unsers Armeekorps Exc. v. Q. durch den Graben und ließ mich aus meiner Hütte rufen. Mit der leisen Hoffnung, daß vielleicht eine geistige Anteilnahme dahinter stecke, zumal da die Familie Q. in meiner märkischen Heimat ansässig ist, vollzog ich meinen militärischen Gruß. Aber er machte mir nur die üblichen Komplimente, teils aus Neugier, teils aus Leutseligkeit. Erinnerte sich, ein Bild von mir gesehen zu haben, auf dem ich einen Kinnbart trug. Sprach von der „wunderbar erfrischenden Wirkung des Krieges, selbst auf den bejahrten Mann", sodaß alle Umstehenden es hören sollten. Und dabei zuckte es so nervös in dem adlig feinen Greisengesicht, und seine halblaute Stimme klang so überanstrengt, daß mich ein unwillkürliches Mitleid beschlich, obwohl er doch in einem guten Quartier geschlafen hatte und wirklich nur auf einem erfrischenden Morgenspaziergang begriffen war. Und auch auf meinen Husten und Schnupfen und meine wieder stark entzündeten Augen wollte das Moltkesche Citat nicht recht passen. Schließlich rühmte er noch einen Pfarrer F., der gleichfalls als bejahrter Mann noch kriegsfreiwilliger Leutnant geworden sei, und den vor kurzem ein Granatsplitter tödlich verwundet habe; es war fast wie eine Aufforderung, mich auch ein bißchen verwunden zu lassen, obgleich er mir liebenswürdigst zum Abschied weiteres Wohlergehen wünschte. Ich konnte natürlich nur erwidern: Sehr freundlich, Euer Excellenz! — Das feindliche Artilleriefeuer scheint hier übrigens gegen früher wirklich nachgelassen zu haben; trotz des hellen Tages schlugen heute nur wenige Schüsse bei unserm Graben ein. Es scheint nur noch eine Batterie uns gegenüber zu stehen; vermutlich sind die andern Geschütze nach irgend einem Angriffspunkt weggeschickt, oder die Munition fängt drüben an knapp zu

werden*). Auch das Gewehrfeuer ist überraschend spärlich, obgleich die Franzosen zwei ihrer Sappen noch weiter vorgeschoben haben, ohne daß unsre Artillerie es zu hindern versuchte.

26. Februar. Vormittags wieder so dichter Nebel, daß wir uns vor den Böschungen herumtreiben konnten. Das große Steinkreuz vor unsrer Stellung haben die vielen Streifschüsse allmählich so abgewetzt, daß blos noch ein niedriger Stumpf davon übrig ist. J. fand dort eins der leichten seidenen Fallschirmchen, durch die sich die französischen Leuchtraketen länger als unsre in der Schwebe halten; dergleichen muß dann als Unterhaltungsgegenstand für ein paar Stunden auslangen. Nachmittags warmer Sonnenschein; französische Flieger versuchten zweimal über unsern Grenzbezirk vorzudringen, wurden aber von unsern Abwehrgeschützen und Maschinengewehren zurückgetrieben. Der Franzmann sandte als einzige Antwort eine Granate nach unserm Graben; sie schlug nicht weit von meinem Unterstand ein, als ich grade mit H. und J. sprach, bespritzte uns aber blos mit Schutt. Das brachte ein bißchen Abwechselung in unsre Alltagslangeweile, besonders da auch noch von unsern eignen Schrapnellen, die nach den feindlichen Fliegern hochgeschossen waren, etliche Kugeln bei uns herunterfielen. Sonst nur die üblichen Nachtwächter- und Schutzmanns-Gespräche; wir legen noch ein Drahthindernis vor unsre Stellung und buddeln noch einen Verbindungsgraben nach dem Dorf hinab, außerdem ein paar neue Latrinen. Auch die Berichte aus der Heimat sind nicht grade herzerhebend. Die wirtschaftliche Tatkraft in allen Ehren, aber sie dreht sich doch blos um den Magen. Man könnte wirklich meinen, es handle sich in diesem ganzen großen Weltkrieg um garnichts weiter als den Brotkorb, um die erbärmliche leibliche Notdurft. Und man legt sich die grausige Frage vor, ob es nicht

*) Das hielt man damals noch für möglich; man wollte nicht an die Verbissenheit der Entente-Politik glauben.

überhaupt immer nur die körperliche Fürsorge ist, was uns zu gemeinsamen Handlungen zwingt: das bißchen Verdauung und Fortpflanzung. Ach, wie klein ist der Kreis der Menschen mit gemeinsamen Geistesbedürfnissen! von der innersten Seelengemeinschaft garnicht zu reden! Nie war ich so einsam wie hier draußen, wo ich die höchste Einmütigkeit deutscher Männer zu finden hoffte. Allerdings, sobald das Kraftwort „dreschen" fällt, oder das Schlagwort „Gott strafe England", dann sind fast alle wunderbar einmütig; aber mir scheint, diese Art Gemeinsinn erhebt uns nicht übers Indianer-Niveau. Man macht sich ein wohlfeiles Heldentum aus unsrer natürlichen Rauflust zurecht; aber edel und heilig wird der Kampftrieb doch erst, wenn er sich auf edle und heilige Ziele richtet. Und davon merke ich bei den „Gebildeten" noch weniger als im einfachen Volk. Aktive Offiziere von so gründlichem Bildungstrieb wie Graf K—gg oder von so umsichtiger Urteilskraft wie Major G. sind leider doch nur Ausnahmen, den Kameraden eher unbequem als genehm; und ums Gehirn der Reserveleutnants ist's im Durchschnitt noch dürftiger bestellt. Ich habe öfters versucht, die Unterhaltung auf irgend einen geistigen Zielpunkt zu lenken; aber nachdem man die üblichen Gemeinplätze der Zeitungsweisheit abgetrabt hatte, war man froh, wenn das Gespräch endlich wieder bei der militärischen Fachsimpelei anlangte, genau so wie sich die Corpsstudenten mit Comment- und Mensur-Tratsch die Zeit vertreiben. Und da das schließlich doch langweilig wird, besonders für uns Dilettanten von der Reserve, bleibt blos noch der allergröbste Kitt der menschlichen Geselligkeit übrig: die neuesten Zoten und Latrinenparolen und ein bißchen Tingeltangelei. Wird das wohl einmal besser werden in unserm lieben Vaterland?

27. Februar. Wolkig, windig, rauh; gegen Abend etwas Schnee. Kanonade unsrerseits mäßig; von drüben den ganzen Tag nur 2 Schüsse. Sehr betrübt hat mich die Nachricht, daß Leutnant v. Sch., der mit unserm II. Bataillon

(als Führer der 5. Kompanie) nach dem Elsaß abkommandiert war, in den Kämpfen am Hartmannsweiler Kopf gefallen oder tödlich verwundet worden sei*). Dazu hat sich nun dieser glänzende Kerl mit seiner jungen Frau von New-York herübergeschmuggelt; er hätte uns drüben (war in jederlei diplomatischem „turn" bewandert) mit seiner energischen Intelligenz ungleich wertvollere Dienste leisten können. Ich war vor ein paar Monaten nahe daran, in seine Kompanie überzutreten; wer weiß, ob ich dann jetzt noch lebte. Es sollen dort soviel Offiziere, auch höhere, gefallen sein, daß unser alter Reserve-Hauptmann B. (führte die 6. Kompanie, in die ich auch einmal eintreten wollte) die Führung des Bataillons übernehmen mußte. Hier bei uns gibt's Gottlob jetzt wenig Unglück, aber dafür ist die Langeweile so schrecklich, daß ich heute meinem guten Gawronski einen Ausschneidebilderbogen zusammenstellen half, mit dem er allein nicht fertig werden konnte. Nach dieser kleinen Spielerei befiel mich (Höhepunkt meines Schnupfens) ein Zustand fiebriger Lethargie; und als nun der liebe harmlose Bengel in unserm halbdunkeln Maulwurfsloch noch immer über dem Bildchen hockte (Gebirgslandschaft in buntem Plakatstil) und es in kindlicher Bewunderung anstarrte, kam er mir plötzlich wie ein brütender Alb vor, in dem der ganze plumpe Stumpfsinn dieses Krieges zusammengeballt

*) Wie ich später erfahren habe, war sein Schicksal noch grausamer. Er ist nicht in den Vogesen gefallen, sondern wurde dort — degradiert. Er hatte, bevor er nach Amerika ging, wegen irgend einer Leichtfertigkeit seinen Offiziersdienst quittieren müssen; als er dann bei Anfang des Krieges zurückkam, hat er diese alte Geschichte törichterweise nicht gemeldet, sondern sich mit Berufung auf seine frühere Aktivität einfach zur Verfügung gestellt und wurde auch glatt als Leutnant eingereiht. Nun sah ihn im Elsaß ein Kamerad aus seinem ehemaligen Regiment und hielt es für seine „Ehrenpflicht", ihn als fragwürdige Erscheinung bei der hohen Behörde anzuzeigen. Diese konnte darauf nicht umhin, ihn zum Gefreiten zu degradieren und in einen andern Truppenteil zu versetzen. Dort ließ man ihn dann ziemlich rasch nach jedem Gefecht neu avancieren; und kaum war er wieder Leutnant geworden, ist er im nächsten Gefecht gefallen.

war. Es fehlte nicht viel und ich hätte ihn angeschrieen, er solle sich zum Teufel scheren; ich konnte mich nur mit Mühe beherrschen. Dabei quält mich die Frage, ob ich nicht undankbar bin; während Millionen Menschen in diesem Augenblick härteste Not und Gefahr erdulden, liege ich hier in ziemlich sicherm Gewahrsam und kann mich eigentlich über nichts beklagen als ein bißchen Erkältung und Mangel an geistiger Nahrung. Ist es nicht kurzsichtiger Hochmut von mir, den Kulturstand meiner Nation zu bemäkeln? Warum vermisse ich ihn denn hier so schmerzlich? Doch wohl, weil er daheim vorhanden ist! Man muß ihn nur nicht im Alltagsgespräch mit Hans Jedermann entdecken wollen, sondern in unsern Werken und Taten. Der Deutsche ist eben kein Causeur; was bin ich selber oft für ein schwerfälliger Michel! —

Sonntag, 28. Februar. Morgens und abends regnerisch, tagüber heiter. Schießerei beiderseits gering, nur auf französische Flieger wurde wieder lebhaft gepufft. Gewehrfeuer fast garnicht. Wir fangen an zu argwöhnen, das sei Stille vor dem Sturm, zumal da gestern Abend hinter der französischen Linie stundenlanges Rädergerassel ging. Es kann freilich auch Verpflegungszufuhr gewesen sein. Unsern Leuten ist schon seit einer Woche verboten, bei Tage ins Dorf hinunterzugehn, weil der Gegner fast nur noch dorthin und auf die Verbindungsgräben schießt. Auch gebadet wird nur noch Nachts, die Badeanstalt ist wieder hergestellt; heute Nacht ist mein Zug an der Reihe. Sonst Tag und Nacht das gleiche Murmeltierleben: schlafen, futtern, buddeln und Wache schieben. Ein unvergeßliches Geräusch wird es mir bleiben, früh morgens beim Erwachen in meinem Erdloch zu hören, wie sich draußen unsre frierenden Posten die Füße „vertreten". Es tönt wie ein leises Getrommel den Graben entlang, als wolle die Pflichttreue des einfachen Mannes das Gewissen der „Herren" rühren.

1. März. Morgens und Abends Regen und Schnee; bei Tage Sonnenschein, aber kühl und windig. Geschützfeuer sehr mäßig, 30 Schüsse unsrerseits; und kein einziger Gewehrschuß. Leutnant P. zur 1. Kompanie versetzt; an seine Stelle ist Leutnant v. P—r gekommen, der bis jetzt bei den 2. Garde-Dragonern stand und wegen der rascheren Beförderung zur Infanterie umgesattelt ist, auch weil ihm die Untätigkeit bei der Kavallerie schließlich unerträglich wurde. Der erste Grund mag stichhaltig sein, aber mehr zu tun wird er hier nicht finden; dort konnte er wenigstens spazieren reiten. Übrigens ist er erst beim Übertritt Leutnant geworden. Da ich also nicht mehr der jüngste Leutnant der Kompanie bin, werde ich mir den Bart wieder wachsen lassen. Nicht grade erwähnenswert, aber mehr passiert eben nicht. Es fällt mir bis zum Ekel schwer, an diesem Tagebuch weiterzuschreiben; ich brauche manchmal eine halbe Stunde, ehe ich mich entschließen kann, nur den Bleistift aus der Tasche zu holen. Aber da ich's Dir versprochen habe, meine fleißige Kriegshilfebundesschriftführerin, werde ich trotzdem weiterschmierakeln.

2. März. Abwechselnd hell und bewölkt; rauher Wind. Wenig Schießerei, aber unsrerseits mindestens 6mal mehr als von drüben; das Verhältnis hat sich völlig umgedreht gegen früher. Auch Nachtsport treibt jetzt unsre Artillerie; bei der ziemlich hellen Vollmondnacht waren 4 Schüsse mit je 1/2 Stunde Zwischenraum allerdings ein bißchen pover. Einer der Artilleristen erzählte uns, daß dicht hinter unserm Graben ein Minenwerfer aufgestellt werden soll, aber erst in nächster Woche, also wenn wir schon wieder wegsind. Es geht das Gerücht, unser Bataillon solle auch nach dem Elsaß geschickt werden. Besser, als noch länger so faul hier liegen. Meine Influenza (trockner Schüttelhusten, Frost in den Knochen) ist so eklig geworden, daß ich weder richtig schlafen noch wachen kann, sondern mich in fiebrigen Halbträumen herumwälze. Dabei träumte mir wieder, wie schon vor

Wochen einmal, daß ich am linken Knie verwundet sei, und beim Wachwerden hatte ich noch die Hand an der Stelle; was mich aber nicht weiter beunruhigt, mir im Gegenteil das sichre Gefühl gibt, daß mir nichts Schlimmeres zustoßen wird. Dagegen muß ich mich sehr zusammennehmen, um den Aufsichtsdienst noch stramm zu verrichten. Ich bin überzeugt, diese Schlappheit würde sofort verschwinden, sobald die Hockerei aufhörte; mehr oder weniger leidet hier jeder unter der aufgezwungenen Stockung der Säfte. Bemerkenswert ist übrigens, daß wir Offiziere in unsrer Kompanie bei all der Langenweile nicht Karten spielen. Wir haben's früher ein paarmal getan (außer J., der grundsätzlich nicht spielt), unterlassen es aber seit Monaten ganz, nicht etwa auf Verabredung, sondern in schweigender Übereinkunft. Ich glaube, im stillen befürchtet jeder, daß der harmlose Zeitvertreib bald beim wildesten Hasardspiel anlangen würde, blos um etwas Erregung in die Bude zu bringen. Leider bin ich auch nicht imstande, mich zu ernster Lektüre aufzuraffen; ich kann kaum ein Gedicht zu Ende lesen, geschweige eine ganze Dichtung oder gar ein wissenschaftliches Buch. Ein gütiger Schulmeister hat mir neulich den sogenannten Urfaust geschickt; ich versuchte mehrmals, mich wieder hineinzulesen, aber selbst die edelsten Goetheschen Verse kommen mir in diesem troglodytischen Erdloch wie fade Salonbelletristik vor. Sogar das Neue Testament ist mir zu romantisch; höchstens ein paar Psalmen oder Jesaja-Kapitel kann ich hintereinander vertragen, wohl wegen der wuchtigen Emporstammelei der einfachsten menschlichen Grundgefühle, denn geistig sind wir doch Gottseidank über diese Art Gottesfurcht hinaus. Oder bleiben wir ewig Knechte unsrer Selbstvergottungssucht? —

3. März. Leicht bewölkt, kühl. Schießerei auch heute mäßig, leider aber mit Schaden für unsre Kompanie. In der Morgendämmerung wurde einer unsrer älteren Leute, der den ganzen Feldzug seit Anfang glücklich mitgemacht hat, beim Umbau einer Schießscharte durch Gewehrschuß in die

Wade verwundet; und nachmittags wurde unser Flickschneider unten im Dorf durch einen Granatsplitter ins Herz getötet. Die Franzosen werfen übrigens ab und zu noch immer Kugelbomben herüber; unsre Annahme, daß sie dies Wurfgeschütz entfernt hätten, war also irrig. Abends sah ich einige solche Kugeln mit ihren glühenden Zündschwänzen fliegen, als ich durch die Gräben unsers Batallions ging, infolge einer Einladung des Oberleutnants R. vom Nachbarregiment 82 in Chevillecourt. Wie er mir nachher sagte, wollte er die kriegsnachbarliche Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, mich kennen zu lernen; er sei schon als Unterprimaner mit einigen Freunden an meine Dichtungen geraten, weil ihr Oberlehrer sie vor mir gewarnt habe, worauf sie sich natürlich schleunigst meine Bücher angeschafft hätten. Es war mir nicht ganz leicht gefallen, mich aus meiner Influenza-Lethargie aufzurappeln; aber es tat mir dann doch wohl, in der hellen Nacht durch die fremden Gräben zu wandern, mal wieder ein paar ehrwürdige Baumgruppen zu sehen, wenn sie auch kein rechter Wald mehr sind, und ich hörte sogar eine wilde Taube gurren. Ich kam erst morgens zwischen 2 und 3 zurück; die Unterhaltung war gewandt und gemütlich, auch Getränk und Küche vorzüglich. Die Offiziere haben sich dort von der Tyrannei der Verpflegungsfeldwebel befreit und eine eigne Konsumgenossenschaft eingerichtet. Jeder hat 100 M. à risque gezeichnet für etwaige Warenverluste beim Transport oder durch späteres Verderben, und nun beziehen sie alle Bedarfsartikel direkt von deutschen Großlieferanten (Brauereien, Konservenfabriken usw.) und verkaufen mit kleinem Preisaufschlag an die Mannschaften, sodaß diese beträchtlich billiger wegkommen als bei den Kantinen und nicht auf die Gnade der Küchenfeldwebel angewiesen sind. Die Offiziersgenossenschaft hat auf diese Weise ihre riskierten je 100 M. wieder eingebracht und schon einen Überschuß von nahezu 3000 M. auf einer Bank deponiert. Sobald die 3000 M. voll sind, werden die weiteren Überschüsse von Monat zu Monat an die Mannschaften zurückerstattet; die 3000 M. sollen als Deckungskapital für

etwaige Verluste bis zum Frieden liegen bleiben und dann nebst Zinsen siegesfeierlich verjubelt werden. Ich habe unserm Batallionsadjutanten v. G. gesagt, er möchte doch etwas ähnliches auch bei uns in Gang bringen. Er will sich's überlegen; hoffentlich nicht zu lange.

4. März. Milder Frühlingstag, vormittags sonnig, nachmittags wolkig. Vicefeldwebel S., der gestern in Blérancourt war, hat unterwegs schon Wachtelrufe gehört und blühende Gänseblümchen gesehen. Bei uns im Graben sieht man nicht viel Grünes, weil auf die Grasnarbe der Lehmschicht der ausgehackte Steinschutt geworfen ist. Aber an einzelnen Kanten sind doch schon Kleeblätter und junge Gräser durchgedrungen, und besonders lustig wirkt es, wenn mitten an einer Schutzmauer aus aufgestapelten Sandsäcken plötzlich einer dazwischen steckt, der wie ein Fetzen Saatfeld aussieht; da war nämlich ungedroschenes Weizenstroh in dem feuchten Lehmsand verstreut, und nun haben die Körner durch den Sack hindurch Hälmchen getrieben. Meinen Husten hat der Witterungswechsel aber nicht gelindert, eher verschlimmert; wenn es morgen nicht besser ist, stelle ich bei unserm Regimentsarzt Antrag auf Erholungsurlaub, zumal da ich heute (Zufall oder Schicksalswink?) von einem Stabsarzt aus Noyon Nachricht erhielt, der Generalarzt unsres Armeekorps würde mir ohne weiteres 2—3 Wochen Aufenthalt in dem entzückenden Schloß Faillouel (nördlich von Chauny) bewilligen. Die Kanonade war heute, besonders vormittags, viel lebhafter als in den letzten Tagen, auch französischerseits. Sonderbarerweise macht jetzt die Schießerei, auch wenn sie mal etwas heftiger ist, lange nicht den hartnäckigen Eindruck wie früher; man merkt, es steckt kein Angriffsplan mehr dahinter, der schwache Punkte des Gegners erschüttern will, sondern es wird blos hin und her geschnorzt, um des Artilleriesports willen. Dazu paßt auch eine Meldung, die gegen Abend von dem Nachbarregiment 85 (bei Nampcel) kam: dort ist ein französischer „Adjudant“ (Kompanie-Feld-

webel) zu uns übergelaufen und hat berichtet, die Stimmung drüben sei sehr gedrückt, und wenn wir diese Nacht nicht schössen, würden noch mehr Leute überlaufen. Aber auf solche Aussagen ist kein Verlaß; wer weiß, was der Halunke drüben ausgefressen hat. Wenn der einfache Soldat überläuft, braucht nicht immer niedrige Gesinnung dahinter zu stecken; er kann aus wirklicher Not (Hunger, Kälte, Seuche u. dergl.) zur Verzweiflung getrieben sein, oder aus Wut über schlechte Behandlung durch rohe Vorgesetzte (wie es in Rußland sicherlich häufig vorkommt) oder es kann sogar aus einer edlen Auflehnung geschehen (z. B. bei manchen Lothringern, die von uns zu ihren französischen Blutsverwandten übergelaufen sind, als unsre Heeresleitung die Torheit beging, ein solches Regiment an der Westgrenze kämpfen zu lassen, statt es nach dem Osten zu schicken). Aber wenn ein jahrelang bediensteter Unteroffizier, der es bis zum Feldwebel gebracht hat, fahnenflüchtig wird, dann muß er irgend etwas Übles begangen haben, oder aber er ist ein Spion; auf jeden Fall sollte man solchen Schächer sofort wieder zurückjagen.

5. März. Trüb, feucht. Kanonade spärlich. Ich hatte heute die Runde durch die Gräben des Bataillons. Dieser Aufsichtsdienst trifft die damit betrauten Offiziere etwa jeden zehnten Tag. Keine angenehme Pflicht und eigentlich eine standeswidrige Zumutung; man soll den Aufpasser über Kameraden spielen und nötigenfalls sogar den Angeber, also eine Art Spitzeldienst. Außerdem ziemlich überflüssig, denn jeder Kompanie- und Zug-Führer hat doch von selbst das vitalste Interesse daran, seine Gräben so gut wie möglich in Stand zu halten; und wenn er von Natur nachlässig ist, wird keine Rüge ihn eifrig machen. Von heute auf morgen kann natürlich selbst beim tüchtigsten Offizier mal eine Bummelei vorkommen, aber niemand wird sich deswegen zum Denunzianten stempeln wollen. Die Meldungen an den Bataillonsstab besagen daher jedesmal, daß die Gräben in bester Ordnung sind, mit irgend einer nichtssagenden Einschränkung,

z. B. „soweit es sich nach dem scharfen Artilleriefeuer (oder „bei dem schlechten Wetter" oder „in der kurzen Zeit seit Einrücken") ermöglichen ließ". Der Aufsichtsdienst hat freilich die eine gute Nebenwirkung, die sich aber auch ohne das mißliche Amt erreichen ließe, daß die Offiziere dadurch genötigt werden, die Nase über ihre Kompanie hinauszustecken und sich genauen Einblick in die Stellung der Nachbartruppen zu verschaffen; im Fall eines Angriffs kann das ausschlaggebend für die richtige Entwicklung der Feuerlinie und sogar des Vorstoßes werden. Heute hat mich aber der Rundgang durchaus nicht auf Kriegsgedanken gebracht, sondern mir im Gegenteil eine höchst friedliche Frühlingsfreude bereitet, trotz des nebelblassen Tages. Die Gräben der 3. und 1. Kompanie, die sich in dem Talgehölz zwischen Autrêches und Chevillecourt hinziehen, muten an wie eine Gartenbau-Ausstellung. Die rührende Blumenliebe der Volksstämme von der sturmflutbedrohten Waterkant (von Holland bis Holstein ist sie eingewurzelt) bietet also auch dem Kriegssturm ihren zarten Trotz. Unser Regiment rekrutiert sich ja fast ausschließlich aus der norddeutschen Küstenbevölkerung, und nun haben die Leute alles herbeigeschafft, was in den verwüsteten Dorfgärten an Schneeglöckchen, Veilchen, Krokus, Aurikeln, an Buchsbaum und andern immergrünen Gewächsen noch irgend aufzutreiben war, und daraus zierliche Rabatten längs ihren Brust- und Schulterwehren angelegt, die lebhaft an die Terrassengärtchen der heimischen Deichdörfer erinnern. In meiner Kompanie ist leider dieser schöne Zeitvertreib nicht zu ermöglichen, da wir zu weit vom Dorf entfernt liegen und also das Blumenräuberrecht den andern überlassen müssen; für uns bleiben nur die Efeuranken in unserm kleinen Gehölz noch übrig, und die reizen nicht sehr zur Verpflanzung, weil das auf unsern Schuttböschungen gar zu kirchhofmäßig aussehn würde. Infolgedessen befassen sich unsre Leute mit allerhand gröberem Zeitvertreib; vor allem floriert das leidige Kartenspiel mit seiner spaßhaft sein sollenden Mogelei und dann oft in Ernst ausartenden Zänkerei. Ich war kaum zurück

von meinem frohen Spaziergang, da gab's hier einen greulichen Ärger. Zwei sonst sehr brave Leute meines Zuges waren beim Skat so in Streit geraten, daß der eine dem andern ins Gesicht schlug, worauf dieser (ein Gruppenführer, also Vorgesetzter) seinen Revolver herausriß und spannte, zum Glück aber noch Besinnung genug behielt, nicht loszudrücken. Selbstverständlich wurde der Schläger bestraft und der Revolver einstweilen konfisciert; aber trotzdem kann schon morgen wieder ein ähnlicher Skandal passieren. Und das sind nicht etwa dumme Jungen, denen der Krieg ein romantisches Abenteuer ist, sondern Männer von über 30 Jahren, die ohne Not nicht vorm Feind liegen würden, der eine (der gehauen hat) sogar Vater von 5 Kindern, und beide obendrein stramme Sozi, also erst recht zur „Brüderlichkeit" verpflichtet. Ach, sollen die Bäume unsrer Einmütigkeit niemals in den Himmel wachsen? —

6. März. Dunstig, mild. Man merkt, wie sich der Frühling im Erdboden rührt; der Lehm bröckelt überall von den Wänden. Die Leute sind faul bei der Arbeit; alles schläfrig, auch die Kanonade. Beliebtester Gesprächsstoff: Weiberfleisch. Fast in jedem Unterstand hängen Bildchen mit möglichst nackten Frauenzimmern, aus sogenannten Kunstzeitschriften, Witzblättern u. dergl. Wenn wir jetzt in irgend eine französische Stadt hinter der Front gelegt würden, dann wäre in 8—14 Tagen mindestens die Hälfte der Leute geschlechtskrank; mit ihrer aufgespeicherten Brunst würden sie besinnungslos über jede Prostituierte herfallen (wie es ja auch tatsächlich geschieht, sobald ein Bataillon einmal etwas weiter zurückgelegt wird). Die erschreckende Häufigkeit dieser Ansteckungskrankheiten ist offenes Geheimnis beim Militär; trotzdem ist die Prüderie noch immer so mächtig, daß von oben herab nichts zur Verhütung geschieht. Warnungen richten nichts aus gegen den Naturtrieb; sie hängen in allen Etappenstädten an den fragwürdigen Straßenecken, reizen aber blos zur Übertretung. Das einzige wirklich wirksame

Schutzmittel gegen solche Verlockungen: eine treue Liebe, die geistig stark genug ist, das schwache Fleisch im Zaum zu halten — dies Göttergeschenk fällt so wenigen Menschen in den Schooß, daß es gegen die Wollustgefahren der großen Masse überhaupt nicht in Betracht kommen kann. Strafen würden das Übel noch schlimmer machen, denn dann verheimlicht jeder die Ansteckung, solange sie sich irgend verbergen läßt, und trägt erst recht zur Verbreitung der Seuche bei. Es hätten von Anfang an Armee-Bordelle unter ärztlicher Aufsicht errichtet werden müssen, wo jeder Mann in der Reserve-Woche, die jedes Linien-Batallion in jedem Monat haben müßte, sein Gelüst befriedigen könnte; aber was hätten die Moraltrompeter für ein Gezeter angeschlagen, wäre jemand mit diesem einzig natürlichen Ratschlag bei Ausbruch des Krieges hervorgetreten. Daß dagegen nun nach dem Kriege Tausende junger Männer und Bräutigame französische Blutverseuchungskeime in die deutschen Familien schleppen werden, danach kräht kein sittlicher Hahn. Heute Vormittag besichtigte der Generalarzt des Armeekorps Prof. K., der berühmte Hamburger Chirurg, in eigner Person und mit großem Gefolge unsre Latrinen und Müllgruben; das ist gewiß sehr lobenswert, aber wenn die Heeresverwaltung den Zeugungswerkzeugen der Mannschaften auch nur halb so viel Fürsorge wie der Verdauung widmen wollte, dann könnte sie sich ein wahres Gotteslohn um die Zukunft unsers Volkes verdienen. Man sollte die Kriegsnot als ein Mittel benutzen, auf dem raschen Wege der militärischen Disziplin soziale Organisationen einzubürgern, die sich im Frieden erst nach langen Meinungskämpfen und auch dann noch unzulänglich durchsetzen lassen. Auf ökonomischem Gebiet wird das ja jetzt schon versucht; warum nicht auch auf hygienischem? —

Sonntag, 7. März. Regnerisch. Die Woche fing mit einem Unglück an: in der hinter unserm Graben sich hinziehenden Höhle, von der aus ein Verbindungsschacht nach oben getrieben werden soll, wurde ein Mann des 1. Zuges

bei der Arbeit durch einen herabfallenden Steinblock erschlagen; einer unsrer tüchtigsten Leute und Vater von 2 kleinen Kindern. Es gibt freilich noch Heerde genug, die zur Schlachtbank gebracht werden kann; heute trafen wieder 40 neue Mannschaften ein zur Ausfüllung der Kompanie, Rekruten und Ersatzreservisten. Aber obgleich sie ein Feldwebel führte, der bei Ypern mitgekämpft und sich das E. K. I verdient hat, merkte man doch auf den ersten Blick, diese Leute waren nicht mit dabei. Da ist nichts mehr vom „Kern unsers Volkes" zu spüren; das ist wirklich blos noch Kanonenfutter, letztes Aufgebot, Abhub, Ausschußwaare. Sie sind auch garnicht mit der richtigen Waffe ausgebildet; manche brachten Gewehre ganz alten Systems mit, für die wir überhaupt keine Patronen haben. Nun, schlimmsten Falls, wenn's zum Angriff kommt, kriegen sie eine Handgranate in die eine und einen Spaten in die andre Hand; aber ich fürchte, sie würden auch hiermit nichts rechtes anzufangen wissen. Zum Glück darf man wohl annehmen, daß es bei den Gegnern ähnlich belämmert aussieht, und vielleicht zwingt das beide Parteien zum Frieden. Zwar merken die Leithämmel in der Regel zu spät, wie es wirklich um die Heerde bestellt ist; aber ich glaube, sie wird bald laut genug blöken, daß man es ausnahmsweise bis oben hört. Nachmittags brachte mir mein Bursche ein paar Schneeglöckchen mit Wurzelknollen, die er noch in einem Dorfgarten aufgestöbert hatte, und wir pflanzten sie in ein blaues Glas. Jetzt steht es neben meinem Lager, und die weißen Glöckchen schimmern beim Kerzenschein in dem düstern Erdloch so himmlisch, als fielen Weihnacht und Ostern auf einen Tag. Wunderbar, wieviel Hoffnungskraft solch hinfälliges Blümchen ausstrahlt.

8. März. Grau, windig, kalt; nachmittags Schnee. Kanonade beiderseits mäßig; von unsrer nächsten Batterie überhaupt kein Schuß, weil die andre an den vorigen Tagen zuviel verpulvert hat. Wir hatten uns schon in ganz nettes Einvernehmen mit unsern Artilleristen gesetzt, nun wird

plötzlich von oben herab wieder allerlei umgekrempelt, blos damit etwas zu geschehen scheint. Auch unsre angefangenen Arbeiten geraten dadurch ins Stocken. Da in voriger Woche, als wir abgelöst werden sollten, der Gegenbefehl kam, wir müßten noch längere Zeit hier liegen bleiben, waren wir an die Umarbeitung der Schießstände gegangen; ich hatte Holz schlagen lassen, um alle Schulterwehren mit Palisaden und Faschinen einzurahmen und so das weitere Abrutschen der Lehmkronen zu verhüten. Nun kommt heute neuer Befehl: Nicht weiter arbeiten, morgen wird abgelöst. Das II. Bataillon unsers Regiments ist nämlich aus dem Elsaß zurückgekehrt, und nun sollen von jetzt an immer 2 Kompanieen jedes Bataillons 10 Tage lang vorn liegen, die beiden andern hinten in Reserve, und dann so weiter miteinander abwechseln. Unsre Kompanie soll zunächst auf 10 Tage ins Dorf hinunter als Ortswache, dann 10 Tage in den bisher von der 1. Kompanie besetzten Grabenabschnitt, dann in irgend ein weiter zurückliegendes Reserve-Quartier (St. Paul oder St. Aubin), dann wieder in den Graben der 1. Kompanie u.s.f. Wie soll sich bei diesem vertrackten Schema ein stetiger Ausbau der Schanzanlagen durchführen lassen? Was die eine Kompanie mit Sorgfalt begonnen hat, wird die andre entweder garnicht oder nur unachtsam weiterführen; denn natürlich hat jeder Kompanieführer andre Ansichten über das Zweckmäßige. Man merkt immer wieder, daß in den Stabsquartieren lauter theoretisch ganz nachdenkliche Leute sitzen, die aber niemals selber längere Zeit im Schützengraben gelegen haben und daher die praktischen Bedürfnisse des Stellungskrieges nicht kennen.

9. März. Strenger Frost, blasse Sonne. Kanonade sparsam, etwa 30 Schuß von jeder Seite. Vormittags besichtigte der neue Generaloberarzt der Division die Gräben, sprach sehr liebenswürdig bei mir vor: er habe gehört, meine Gesundheit sei angegriffen, ich möge doch auf einige Wochen ins Offiziers-Genesungsheim Faillouel oder auch in die Heimat gehen. Ich erwiderte, meine Influenza und Neuralgie

sei nicht so arg, daß sie mich am Dienst verhindere; solange ich könne, müsse ich doch meine Pflicht tun. Darauf der Divisionsarzt: er rate mir doch, nicht bis zur Dienstunfähigkeit zu warten, sondern vorzubeugen; ich könne ja später zurückkehren und meinen Dienst dann umso besser tun, und das sei auch die Meinung im Stabsquartier. Mit andern Worten: ich soll mich kranker stellen, als ich bin, um mir eine Erleichterung zu verschaffen. Täte das ein gewöhnlicher Soldat, würden die Herren Ärzte ihn schön auf den Trab bringen; bei einem Offizier scheint man solche Drückebergerei für erlaubt zu halten oder gar als üblich anzunehmen, und in der Tat kommt sie ja oft genug vor. Diese menschenfreundliche Nachsicht hat auch einigen Rechtshintergrund, ganz abgesehn vom Klassenintresse; wenn ein an Komfort gewöhnter Mensch ein halbes Jahr lang im Dreck gelegen hat, dann braucht er ein paar Wochen Ausspannung, um nicht in Mißmut zu verfallen. Aber weshalb geschieht das hintenherum? Weshalb läßt man nicht die Offiziere (es sind genug dazu vorhanden) abwechselnd auf Erholungsurlaub gehen? Und ebenso die Mannschaften!*) Es liegen doch massenhaft Besatzungstruppen hinten, die noch nie nach vorn gekommen sind, obgleich sich die älteste Landwehr für den Stellungskrieg genau so gut oder noch besser eignet als die jungen Ersatzleute. Und in meinem Falle: warum sagt so ein höherer Arzt, auf dessen Urteil man doch Wert legt, nicht einmal im Tischgespräch zu den maßgebenden Personen: es gehört sich nicht, einen Mann von diesem Verdienst und diesem Alter dauernd im Graben liegen zu lassen, er muß einen angemessenen Posten beim Oberkommando bekommen. Statt dessen mutet man mir zu, meine Pflicht auf die leichte Achsel zu nehmen! — Nach dem Arzt steckte auch der Priester die Nase in meinen Unterstand; der katholische Divisionspfarrer Prof. W. hatte sich der Besichtigung angeschlossen und versuchte sich populär zu machen,

*) Später wurde das ja eingeführt, aber wohl nirgends regelmäßig genug.

indem er schlechte Zigarren verteilte. Auch mir bot er eine davon an (es war wirklich ein elendes Kraut, selbst mein genügsamer Bursche konnte es nicht zu Ende rauchen) und bemerkte dann mit Gönnermiene: „Also das ist Ihr Buen-retiro, das sieht ja ganz komfortabel aus.“ Dabei war seine Brille so beschlagen, daß er überhaupt nichts deutlich sehen konnte. Ich hätte diesem leutseligen Jesuiten, der die Nacht über im weichen Bett gelegen hatte und nun mein dürftiges Erdloch pries, am liebsten einen Klumpen Lehm ins Maul gestopft, der grade kurz vorher von der Wand auf meinen Strohsack gefallen war. Und das ist sonst ein ganz geschmack-voller und gründlich unterrichteter Mensch; aber in seiner Volksbeglücker-Rolle glaubte er albernes Zeug reden zu müssen. Wenn man dergleichen öfters erlebt, hält man sich schließlich für einen Narren, daß man ohne zwingende Not, blos aus Vorkämpferlust für den deutschen Geist, all diese Mühsal auf sich genommen hat. Ich sage mir immerfort im stillen: du mußt Geduld haben, das ist der Krieg, da ist eben alles aus Rand und Band. Und ich sage mir weiter: es ist der Segen des Krieges, daß auch der gebildete Mann eine Zeitlang Entbehrungen und Anstrengungen auf sich nimmt, die der weitaus größere Teil unsers Volkes für den Kulturprofit der Oberschicht zeitlebens zu erdulden hat. Wie aber, wenn die meisten „Gebildeten“ gar keine soziale oder sonstwie ideale Gemütsveredlung aus diesem Kriege davon-tragen, sondern sich blos ein wohlfeiles Heldentum aus ihrer Wehrpflicht zurechtmachen, oder gar nur unter dem Deck-mantel des nationalen Opfermutes allerlei persönliche Vor-teilchen (Karriere u. dergl.) ergattern möchten?! Leider bin ich nicht wenigen Leuten aus den „besseren Kreisen“ begegnet, deren einziges Begeisterungsfünkchen die soldatische Renom-mage ist. Aber es steckt durchaus noch nichts Heldenhaftes in dem bloßen bißchen Lebensgefahr und sonstigen paar Lei-besnöten, die wir hier draußen zu bestehen haben; sonst wäre jeder Dösbartel ein Held, der für sein Taglohn in irgend einem Bergwerk oder einer Pulverfabrik seine gesunden Kno-

chen riskiert. Ohoh, erwidern die biedern Helden: wir kämpfen fürs deutsche Vaterland, wir sind doch keine englischen Söldner! Gewiß, ihr Edlen, Engländer seid ihr nicht; aber euern Sold steckt ihr auch in die Tasche, und Mobilmachungs- und Equipierungs- und Kontributions-Zulagen obendrein! Und wem dann das Vaterland nichts weiter ist als der gemeinsame Futternapf, der hat seinen Lohn wahrhaftig dahin! der ist nicht würdig, daß er dem einfachen Mann, der sich auch im Frieden für ihn zu Tode schindet, als Befehlshaber übergeordnet wird! der steht auf der sittlichen Stufenleiter beträchtlich tiefer als der Sozi, der für Herabsetzung der Arbeitszeit kämpft, damit vielleicht einmal seine Kinder etwas mehr Muße als er selber für ihre geistige Höherbildung erlangen. Fast möchte ich wünschen, daß uns der Krieg keinen allzu „siegreichen" Frieden bringe; ich befürchte, es würde sich sonst in den herrschenden Klassen ein schnöder Übermut breit machen, der ein entsetzliches Strafgericht innerhalb unsres Volkes zeitigen könnte. Es gibt im deutschen Bienenkorb gar zu viel anmaßliche Mittelstandsdrohnen, die sich als Träger unsers Wohlstandes und Hüter unsrer Bildung vorkommen; es wäre allerdings unmenschlich, so kurzen Prozeß mit ihnen zu machen, wie es von Zeit zu Zeit der Insektenstaat tut, aber es könnte wirklich nichts schaden, wenn ihnen wenigstens der Honig etwas knapper ums Maul geschmiert würde. „Mahle, Mühle, mahle!" —

Dorf Autrêches, 10. März. Grau, kalt; nachmittags taufeucht. Gestern Abend ins Dorf übergesiedelt und die Ortswache übernommen. Angenehm, mal wieder unter einem menschenwürdigen Dach zu hausen und in einer geräumigen Stube herumgehn zu können, mag sie auch verwahrlost sein. Der Kamin qualmt so fürchterlich, daß wir ihn wegen der Rauchvergiftungsgefahr lieber ungeheizt lassen. Dafür hört sich das Zugluftgeräusch zwischen den geschlossenen Türen ganz wundervoll an, etwa wie fernes Glockengeläute oder das Brausen einer Äolsharfe; sobald man eine

der Türen öffnet, hört es auf. Und im Tal hier gibt es einen herrlichen Spaziergang um einen Bach herum durch ein von Efeu überwuchertes Pappeln- und Ulmen-Gehölz nach einer Höhe hinauf, die mit Kiefernwaldung bestanden ist. Hinter der Höhe steht eine unsrer Batterieen, und wenn sie schießt, erdröhnt das ganze Tal und klirren unsre Fensterscheiben. Als die Luft nachmittags etwas gelinder wurde, legte auf einmal im ganzen Gelände das Frühlingskonzert der Singvögel los; alle Stimmen der Heimat sind darin mit ihrer ewigen Harmonie, die nichts von Kampf zu ahnen scheint, und doch ist auch das nur ein Wettkampf der Vogelseelchen. Ab und zu platzt ein Schrapnell von drüben dazwischen, aber man ist das schon so gewohnt, daß man sich ebenso wenig wie die Drosseln drum kümmert. Und auch die Haselbüsche blühen noch, und auch die Weidenbüsche schon wieder; „ein Zweiglein brach der Knabe".

11. März. Milder, blasser Frühlingstag. Ziemlich matte Kanonade. Hauptereignis des Tages: Rattenjagd. Ich muß nämlich jetzt als Ortswachthabender die Straßen und Gehöfte reinigen lassen, und bei Wegräumung der Dreckhaufen sprangen Dutzende von Ratten heraus, die sich darunter einquartiert hatten; meine Leute natürlich jedesmal mit Schaufeln und Forken hinterdrein, und so hatten sie immerhin einigen Spaß an der wenig erfreulichen Arbeit. Früher wurden die hiergebliebenen Dorfbewohner zu dieser Dienstleistung angestellt; aber seitdem sie wegen Spionage-Verdachtes entfernt sind, müssen unsre Soldaten das machen. Selbstverständlich ist es sehr anerkennenswert, daß von oben herab dafür gesorgt wird, die verwüsteten Dörfer einigermaßen in bewohnbarem Stand zu halten, soweit es eben noch möglich ist; aber wenn man mit Vorstellungen von allerlei herrlichen Waffentaten in den Krieg gezogen ist und muß dann als Aufpasser von Straßenfegern herumstiebeln oder gar selber die Dreckschippe schwingen, das weckt nicht grade Begeisterung. Ich bewundre immer wieder unser einfaches Volk, wie es bei

alldem seinen guten Humor behält; nicht blos die Landleute, die an solche Arbeit gewöhnt sind, auch die großstädtischen Mannschaften. Und die Leute aus den sogenannten besseren Ständen (junge Kaufleute, Beamte, Studenten) werden von den andern nicht etwa geschurigelt; sondern mit rührend geduldigem Zartgefühl suchen die arbeitsgewohnten Kameraden ihnen den Dienst nach Möglichkeit zu erleichtern. Als ich neulich einen älteren Landwehrmann im Schützengraben zur Rede stellte, warum er die jungen Bengels neben sich faullenzen lasse, sagte er mir mit einer Gutmütigkeit, in der eine wahrhaft überlegene Ironie lächelte: „Ja, Herr Leutnant, Sie wissen nicht, wie schwer solche Spatenarbeit ist; die will erst Jahrelang gelernt sein. Die armen Jungchen würden sich krank arbeiten, wenn sie hier stundenlang schaufeln sollten; und mir macht's nichts, ich kann für drei solche mitbuddeln." Wenn doch unsre sogenannten besseren Stände von diesem schlichten Tagelöhner ein bißchen Weltanschauung lernen möchten! —

12. März. Bedeckt, etwas feucht. Kanonade mäßig. Vormittags begegnete mir bei meinem Büttelgang durch den Ort Excellenz v. Kl., lud mich sehr freundlich ein, doch bald mal wieder nach Blérancourt zu kommen; aber wie ich das ermöglichen soll, ohne die beliebte Rheumatismus- oder Nervositäts-Komödie, dafür gab er mir kein Rezept. Ich sagte aber gehorsamst „danke sehr, Excellenz" — und trabte weiter; verwandte den Tag vornehmlich dazu, in den verfallenen Gehöften Rädergestelle von alten Kinderwagen aufzutreiben, damit sich meine Leute daraus Vehikel zur Wegräumung des Straßendrecks machen können. Und um meine Konstablerrolle auf den Höhepunkt zu führen, hielt mir nachmittags der Ortskommandant Hauptmann v. K., Führer der 1. Kompanie und zur Zeit (da Graf R. auf Erholungsurlaub gegangen ist) auch vertretender Bataillonsführer, einen halbstündigen Vortrag über die hunderterlei Obliegenheiten des Ortswachdienstes und erteilte mir den ehrenvollen Auftrag,

sämtliche darauf bezüglichen Regimentsbefehle auszugraben und aus diesen geschriebenen sowie den ungeschriebenen Vorschriften eine umfassende Instruktion (alias Polizei-Reglement) auszuarbeiten; denn wir würden wohl noch viele Monate lang hier liegen bleiben und müßten uns allmählich geordnete Verhältnisse schaffen. Als er merkte, daß mein Gesicht bei dieser bürokratischen Scene doch etwas lang geworden war, sagte er mit seinem stoischen Lächeln und seinem abstrapzierten Blick (er hat sich nämlich wirklich die Nerven vor lauter Pflichteifer kaputt gemacht, sieht mit seinen 31 Jahren älter und grauer aus als ich): „Ja, die Ortswache ist keine Sinekure; ich habe sie selber bis gestern mitbesorgt, bin jetzt aber zu beschäftigt." Da war ich natürlich überwunden, und er hat meinen Augen wohl angesehen, wie ich mich innerlich vor ihm verneigte.

13. März. Vormittags neblig, nachmittags hell und warm. Schießerei sehr mäßig; gegen Abend etwas Geknatter nach Fliegern. In den Morgenstunden erhielten wir Schutzspritzung gegen Cholera. Mittags holte ich mir vom Batallionsfeldwebel die Akten des Regimentsstabes und büffelte dann wie ein richtiger Polizei-Aktuar über den Bestimmungen für die Ortswache. Was der Mensch doch alles kann, wenn's nötig ist.

Sonntag, 14. März. Den ganzen Tag Nebel. Trotzdem nachmittags etwas lebhafteres Geballer von drüben als sonst; wahrscheinlich hatte man gemerkt, daß unsre Leute auf einer Anhöhe Holz fällten. Ein Schrapnell ging in das Dach der Innenwache, zerschlug aber nur die Schieferdecke. Gegen Mittag besuchte ich die Herren Leutnants unsrer nächsten Batterie in ihrer Feuerstellung und wurde auch zu Abend eingeladen. Urgemütlicher Unterstand, wie ein altnordisches Blockhaus, blos eben unterirdisch; ein paar schwere alte Bauern-Lehnstühle wie Thronsessel eines germanischen Häuptlings. Sehr nette und praktische Feuerungsanlage, sollte in

allen Schützengräben nachgeahmt werden: einfach ein Kaminloch in den Lehm gegraben und ein geräumiger Rauchfang nach oben getrieben, zur Verteilung des Rauches mit einem schrägen Blech abgedeckt. Läßt sich in jedem Erdreich machen. In Steinboden und schwerem Lehm keinerlei Stützwerk dazu nötig; in Sandboden könnte man durch blechbeschlagene Holzstützen oder durch Eisenschienen und Blechplatten Einsturz wie Brandgefahr verhüten. Ist zugleich die beste Lüftungs- und Trocknungs-Anlage und gibt dem ganzen Unterstand ein behagliches Aussehn. Wenn einmal später eine Kriegsausstellung gemacht wird, werden findige Schankwirte solche Unterstände gewiß als Kneipen einrichten; sehr verführerisch zur Zechstimmung durch die enge Zusammenhockerei. Neulich sah ich Photographie eines Offiziers-Unterstandes, der ganz und gar (auch die Möbel) aus unabgerindetem Birkenholz gezimmert war, die Wände zwischen den schwarz-weißen Pfosten mit Reisig-Flechtwerk bekleidet und mit Efeuranken verbrämt; entzückend. Auch bei unsern Artilleristen gab's abends ein heftiges Gelage; und das scheint dort fast täglich so zu sein, wie sich leider überhaupt in vielen Offiziersquartieren die Trinkerei (seltener Spielerei) allmählich eingenistet hat, als einziges nie versagendes Reizmittel gegen den Stumpfsinn des Stellungskrieges, dazu noch etwas Singerei und Klingerei (meistens auf der Mundharmonika). Bis gegen 11 war das Gespräch noch leidlich vernünftig, drehte sich natürlich vor allem um die Kriegsführung. Wir Infanteristen kritisierten behutsam die Tätigkeit der Geschütze, aber die Herren von der Artillerie gaben unumwunden zu, daß ihre leichten Feldkanonen mit Flachbahngeschossen eine wenig wirksame Waffe seien, besonders im Stellungskrieg; nur die Haubitzengeschosse mit Brennzündern könnten einiges ausrichten. Die Schießbefehle von oben herab widersprechen sich deshalb auch immerfort; augenblicklich ist wieder mal Ruhe befohlen, die ganze Batterie höchstens 30 Schuß täglich. Gegen Mitternacht war die Fidulität schon so hochgradig, daß eine Gruppe „zum Spaß“

abgefeuert wurde. Hierdurch entstand ein guter Witz*): Es tutete plötzlich am Telephon, und der Batterieführer wurde im Dienstton vom Adjutanten seiner Abteilung gefragt: „Warum schießen Sie?“ In unsrer übermütigen Stimmung rief er lachend zurück: „weil Krieg ist!“ worauf keine weitere Frage erfolgte. Dann stieg der beliebte Scherz, verstöpselte leere Flaschen in den geheizten Kamin zu legen; die zerplatzen nach einer Weile mit ziemlichem Knall, und die Glassplitter fliegen im Unterstand herum — (ein Wunder, daß noch niemand dabei verletzt worden ist, aber bezeichnend für den geringen Treff-Erfolg aller Explosionsgeschosse). Nachher zogen wir noch, die meisten schon sehr fallsüchtig, in das Quartier des Batterieführers nach dem Vorort Masśénancourt und tranken Schnaps aus Wassergläsern und Zünderkapseln. Als schließlich eine große Tonne in den Kamin der Stube zum Verbrennen geschoben wurde, empfahl ich mich französisch; ich war der einzige, der noch „stehen konnte“.

15. März. Hell und warm. Wenig Schießerei. Ich verbrachte den wunderschönen Tag mit der Ausarbeitung meines Polizei-Reglements. Mittags besuchte uns, noch nicht ganz nüchtern, einer der Herren Zechkameraden und brachte mir eine Flasche Bommerlunder Kornbranntwein, in einem reizend mit Frühlingsblumen und Efeu garnierten Bauerntopf. Natürlich wurde sie gleich angestochen, und die Zecherei ging von neuem los; glücklicherweise konnte ich meine Amtsarbeit zum Vorwand nehmen, um mich bald in meine äolsharfige Nebenstube zu drücken. Und jetzt, abends 7 Uhr, während ich diese pharisäischen Zeilen über den gestrigen und heutigen Tag niederschreibe, wird der Unglückselige in völlig besinnungslosem Zustand, nachdem er einen Erstickungsanfall infolge Brechreizes überstanden hat, von unsern Krankenträgern den Berg hinauf in sein Quartier geschleift. O heilige Vaterlandsverteidigung! —

*) Lief dann allmählich durchs ganze Heer.

16. März. Bedeckt, mild. Kanonade mäßig. Ich überreichte dem Ortskommandanten den Entwurf der Wachdienst-Bestimmungen. Er schenkte mir wieder sein sparsames Lächeln, scheint also zufrieden mit meiner Tätigkeit. Ich habe eine unwillkürliche Zuneigung zu diesem altpreußischen Mustersoldaten, der weder sich noch Andre schont, und zwar sich am wenigsten. Obgleich er manche Kleinigkeit zu wichtig nimmt, verfolgt er doch immer einen größeren Plan damit, der irgendwie das Ganze fördert. Es lebt noch der sachliche Geist in ihm, der zu Friedrichs des Großen Zeit als römisch oder spartanisch gerühmt wurde. Wie alle ungemein pflichtstrengen Menschen ist er mehr geachtet als beliebt; einer von den Offizieren, die im Garnisondienst wenig galten, dafür umso mehr im Felde leisten. Mich rührte er auf den ersten Blick; sein von Gewissenhaftigkeit verzehrtes Gesicht ist nicht schön, erinnert etwas an die Michelangelo-Büste mit der eingeknickten Nase, aber so beseelt von Opferwilligkeit, daß etwa Rembrandt es als Modell für einen Gekreuzigten hätte nehmen können*). Wir besprachen allerlei Amtliches, und als ich ging, sagte er scherzend: „Ihren Entwurf werde ich prüfen, und dann können Sie ihn ja später in Ihre gesammelten Werke aufnehmen." Ob er vielleicht von meinem Tagebuch etwas ahnt? — Nach dem Abendbrot besuchten uns wieder die Kameraden von der Artillerie, die durchaus keine Spartaner sind; aber obgleich wieder reichlich getrunken wurde, merkte ich doch von Anfang an, daß die Herren sich vorgenommen hatten, diesmal Haltung zu bewahren. Und sie hielten sich auch wirklich im Zaum, widerstanden der Schnapsverlockung und gingen nach der ziemlich seßhaften Sitzung (bis nachts $1/_2 2$) in völlig „tadelloser" Verfassung heim. Das hat mich gefreut für den ganzen Offizierstand,

*) Er ist später im Schützengraben gefallen, als er mit einem Feldwebel Scheinposten ausstellte. Um den Stand der Strohpuppen abzumessen, sah er über die Grabenböschung; da durchbohrte ihm eine Gewehrkugel den Kopf und traf auch den Feldwebel noch ins Herz.

ja für unser ganzes Vaterland. Manchmal habe ich das Gefühl, viele Deutsche sind von Natur wie Gold und von Kultur wie mit einer dicken Schicht Talmi überzogen; wenn doch die gemeinsame Not das Talmi endlich wegätzen möchte!

17. März. Dunstige Luft; blasser Sonnenschein. Kanonade matt. Hauptmann v. K. gab mir mein Polizei-Reglement zur Vervielfältigung für das Regiment zurück; er hat es sorgfältig geprüft und eine gute Änderung in der Gruppierung der Bestimmungen angebracht. Außer den üblichen Anordnungen für den Ortspostendienst und Straßenverkehr enthält es besondere Vorschriften zur Schonung der noch vorhandenen Gebäude. Zum Beispiel: „Die Posten haben aufzupassen, daß Mannschaften, die irgendwelche Geräte oder Werkstoffe in den unbewohnten Gehöften des Dorfes auftreiben wollen, einen Erlaubnisschein haben müssen, der sowohl von einem Offizier ihrer Kompanie wie von dem Ortskommandanten unterschrieben ist und das Datum des betr. Tages trägt. Der Ortskommandant weist die auftreibenden Leute an den die Ortswachen stellenden Zugführer, und dieser hat darauf zu achten, daß die gesuchten Gegenstände nicht aus besetzten Quartieren genommen werden, sondern nur aus verfallenen oder zerschossenen Gehöften. Wer ohne den Erlaubnisschein Gegenstände aus dem Dorf wegschleppen will, ist von den Posten aufzufordern, sie sofort an den Platz zurückzubringen, woher er sie genommen hat. Es darf auch kein Gebälk aus noch stehenden Dächern ohne Erlaubnis abgebrochen werden; überhaupt sind keine Balken, Türen, Möbel oder sonstige Gerätschaften, die noch als Bauholz oder zu sonst einem Nutzzweck verwendet werden können, als Brennholz zu verbrauchen. Nur Abfallholz darf verbrannt werden, und in der Regel ist Brennholz überhaupt nicht aus den Gehöften zu entnehmen, sondern in der Waldschlucht am Ausgang des Dorfes nach Moulin zu schlagen. Der den Ortswachen übergeordnete Zugführer hat weiter dafür zu sorgen, daß die Straßen und Quartierhöfe sauber

gehalten werden. Insbesondre soll sich der weggekehrte Unrat nicht an den Straßenrändern aufhäufen, damit er nicht bei jedem feuchten Wetter die Wege wieder überschlammt; sondern er ist hinter die Mauern der Gehöfte auf die Düngerstätten oder Wiesen abzukarren. Wo das Straßenpflaster und besonders die Rinnsteine auszubessern sind, soll nach Möglichkeit Schotter oder Blockwerk aus gelbem Sandstein verwendet werden, der sehr viel dauerhafter ist als der mürbe weiße Kalkstein." Als Merkmal, daß man von oben her zu sparen anfängt, ist noch die Bestimmung erwähnenswert, daß alle für das Regiment nicht benutzbaren Gegenstände nach der rückwärtigen Sammelstelle zu befördern sind, z. B. ausrangierte Waffen, Tornister und andere schadhafte oder überflüssige Ausrüstungsstücke, zerbrochene Fahrräder und zerplatzte Gummireifen, alte Metall-, Leder- oder Wollsachen, leere Packgefäße für Artillerie- und Pionier-Material, aufgesammelte Blechbüchsen, Schrapnellhülsen, Beutestücke und die Ausrüstungsstücke gefallener Mannschaften. Es dürfen auch keine Helme, Seitengewehre und Koppeln mehr zum Schmuck der Grabstätten verwendet werden. Lauter Anzeichen, daß die Heeresverwaltung mit einem langen Krieg zu rechnen beginnt.

18. März. Blasse Sonne, milde Luft. In den Morgenstunden zweite Schutzspritzung gegen Cholera. Dann brachte ich mein Polizei-Reglement in die Bataillons-Schreibstube zur Abtippung; sonderbarerweise ist heute der Gedenktag, an dem die Berliner Freiheitskämpfer von 1848, die den Polizeistaat stürzen wollten, gefallen sind. Grade als ich darüber nachdachte, schlug ein Buntspecht, der sich vor mehreren Tagen hier im Talgehölz eingestellt hat, sein wieherndes Gelächter an. Aber der Spott wich aus meinem Herzen durch ein anderes Frühlingswunder: kaum war ich wieder in meinem Quartier, brachten mir zwei meiner tüchtigsten Leute (der eine hat die Rettungsmedaille) einen großen Maikätzchen-Strauß. Vielleicht der erfreulichste Augenblick, den ich im Felde erlebt

habe; und ich konnte die Freude brauchen. Mir war recht elend zumute von der Impfung; Schmerzen bei jeder Armbewegung, als wäre ich windelweich geschlagen, und Anfälle von fiebrigem Schüttelfrost. Da mir die früheren Spritzungen wenig Beschwerde gemacht haben, schob ich die diesmal üble Nachwirkung darauf, daß wir gestern wieder bis Mitternacht mit den Artillerie-Offizieren beim Bier gehockt hatten, wenn auch nicht grade unmäßig. Aber mir sagte nachher ein Arzt, daß Alkohol im Gegenteil gut gegen die giftige Nachwirkung sei. Es scheint auch in der Tat so zu sein; denn beim Mittagessen, zu dem ich heute von dem älteren Hauptmann v. M. (jetzt Führer des III. Bataillons) eingeladen war, tranken wir ziemlich reichlich Sekt mit Rotwein, und mir wurde immer wohler dabei. Allerdings mag auch die anregende Unterhaltung, die mir endlich mal wieder die Last des Stumpfsinns von der Seele nahm, den Körper aufgerappelt haben. Auch gab mir M. zu verstehen, man werde mich bald aus dem Graben holen und irgendwie geistiger beschäftigen; es müsse eben jeder beim Militär eine gewisse Prüfungszeit aushalten, das A und O des Offiziers sei Charakterstärke. Nach dem Essen kam auch noch Leutnant O. (jetzt Führer der 10. Kompanie), und es war das schönste lebendige Zeugnis für die zusammenfassende Bildungskraft des preußischen Staates und deutschen Reiches, wie sich diese beiden ganz verschiedenen Rassetypen, aber jeder ein Prachtbeispiel seiner Gattung, der zierliche polnische Edelmann und der riesige friesische Bauernsprößling, vollkommen einig zeigten über die Ziele der soldatischen Volkserziehung. Daß sich aus dem Geist der straffen Zucht auch Schönheitssinn entfalten kann, beweist am besten die Tatsache: die Ausschmückung der Schützengräben und Dorfgehöfte mit Gartenanlagen ist hauptsächlich diesem Leutnant O. zu verdanken*) — er wollte seine Leute unmerklich anleiten, die lästige Pflicht der Schanzflickerei mit Vergnügen

---

*) Leider ist dieser echt vorbildliche Oberlehrer später an der Somme gefallen.

zu erfüllen (woran z. B. Hauptmann v. K. garnicht denkt). Ein frappantes Bonmot warf Hauptmann v. M. hin, als wir über das Rassenthema sprachen: „Der Pole ist dem Deutschen darin verwandt, daß beide gern mit dem Kopf durch die Wand gehn, nur bleibt der Deutsche selbst dann noch bedächtig, vergewissert sich erst, ob er wirklich eine ehrliche Wand vor sich hat; der Pole läuft wie der Stier auf ein rotes Tuch, gleichviel was dahinter steckt.“ Während unsers Gespräches sorgten die Kanonen für passende Tafelmusik zum Sekt, seit mehreren Wochen zum ersten Mal der Franzmann lebhafter als wir; wahrscheinlich waren unsre Artilleristen auch von der Impfung etwas gelähmt.

19. März. Bald hell, bald wolkig; kalter Wind, nachmittags Schnee. Ziemlich starke Knautzerei. Unsrerseits ballerten gegen Abend die 4 neu aufgestellten Minenwerfer zum ersten Mal, zugleich wurde in einer Rückhalt-Stellung, wo neue Unterstände gebaut werden, Fels gesprengt, und das viele Gekrache reizte auch die Franzosen, noch ein halb Schock dicke Brocken herüber zu feuern; wenn aber unsre Geschosse ebenso wenig ausgerichtet haben wie ihre, dann war's mal wieder viel Lärm um nichts. Kurz vor der Abendschießerei besichtigte ich die Waldgraben-Stellung, die jetzt von der 1. Kompanie besetzt ist und in die wir morgen einziehen sollen; beim Rückweg kam ich in Konflikt mit der mir heute noch obliegenden Konstablerpflicht. Auf dem letztübrigen Giebelbruchstück des zertrümmerten Kirchendaches saßen nämlich vier müde Tauben, und als Vorgesetzter der Ortswache bin ich verpflichtet, alle Haustauben töten zu lassen, weil vielleicht Brieftauben darunter sind, die der feindlichen Spionage dienen. Ich sah den Tierchen außer der Müdigkeit auch das Heimatswohlgefühl an; sie mußten lange herumgeirrt sein, als die einzigen geretteten ihres oft verfolgten Schwarmes, bis sie sich auf ihren Lieblingsplatz in ihr Dorf zurückgewagt hatten. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich überwinden konnte, einem Mann den Befehl zum schießen zu geben, und

ich tat es schließlich nur deshalb, weil es so gut wie sicher war, daß er doch vorbeischießen würde (es ist schwierig, selbst für Scharfschützen, mit unserm Gewehr einen Vogel freihändig zu treffen). Er traf auch in der Tat nur das Dach, und die Tauben flogen davon; ich war so herzensfroh darüber, als hätte ein Engel mich vor einer Sünde bewahrt. Die Liebe der Tiere zu ihrem Heimatsfleckchen, die Anhänglichkeit ans warme Nest, scheint mir die Urwurzel aller Treue, die pflanzenhafteste der Empfindungen; sogar der rastlose Mensch hat es nicht vermocht, sie sämtlichen Haustieren abzugewöhnen, und solange er Kind ist oder kindhaft bleibt, hängt er auch selber noch an der Heimatscholle. Ich erkläre es mir aus einer Art Mitgefühl, daß unsre einfachen Soldaten hier im Dorf die Katzen schonen und füttern, die noch in ihren zerstörten Gehöften hocken; daß sie es wegen der Mäusevertilgung tun, glaube ich nicht, denn es wimmelt hier so von Mäusen, daß die paar Katzen sie garnicht ausrotten können (sogar in den Sprungfedern meiner Matratze machen sie ihre nächtlichen Turnübungen). In einem zertrümmerten Haus wohnt ein herrlicher, rostrot und weiß geflammter Angora-Kater; er ist noch scheuer als die andern Katzen, und wenn er mit seiner gesträubten Mähne über den verwüsteten Hofplatz huscht, kommt er mir immer wie der verzweifelte Dämon der französischen Revanche vor.

20. März. Strahlend hell und warm. Vormittags viel Maschinengewehr-Geknatter und Schrapnell-Geballer beiderseits nach Fliegern, und im Anschluß daran auch noch etliches Bomben- und Granaten-Geknautze. Übrigens schießt man neuerdings auch wieder mit Kartätschen alter Art; das sind Sprenggeschosse, die wie die Schrapnelle mit kleinen Kugeln oder Eisenstückchen gefüllt sind, aber nicht erst wie jene in der Ferne, sondern schon an der Rohrmündung explodieren und daher ihre Ladung wirksam nur auf ziemlich nahe Ziele streuen (sozusagen Schrotkanonen). Nachmittags wurde fast garnicht gedonnert; wahrscheinlich hatten beide Seiten

ihre Tagesrate Munition schon verpulvert. Gegen 3 Uhr gingen wir zu den beiden nächsten Artillerie-Beobachtungsstellen hinauf (die eine in einem Kiefernwipfel, der auf steilen Leitern erstiegen wird) und besichtigten unsre neue Stellung und die gegenüberliegenden feindlichen Gräben aus der Vogelperspektive. Dabei sah ich, daß vor unsrer früheren Stellung beim Bose-Wäldchen noch immer etwa 20 Leichen vom November her unbeerdigt liegen. Abends zwischen 7 und 8 siedelten wir aus unsern Ortsquartieren in den bisher von der 1. Kompanie besetzten, dicht an das Dorf grenzenden Graben über. Es ist ein Mustergraben in jeder Hinsicht, größtenteils Hauptmann v. K.'s Werk, das die Nähe des Dorfes ihm freilich erleichterte; für die höher und weiter gelegenen Gräben hätte man garnicht soviel Material, wie hier verbaut ist, beschaffen können. Brustwehren, Unterstände, Werkstätten, Waschräume, alles unter der Aufsicht von Handwerksleuten so sicher, fest und bequem wie möglich gemacht. Sogar eine Meierei hat K. eingerichtet, rettete 5 französische Kühe (eine hat jetzt ein Kalb bekommen) aus der allgemeinen Schlächterei und ließ einen regelrechten Milch- und Butter-Betrieb für die Kompanie herstellen. Eine Revolverkanone, zwei Minenwerfer, mehrere Maschinengewehre und ein vielverzweigtes Netz von Verbindungsgräben, Laufgräben, Ausfallgräben, Vorpostengräben geben der Feldverschanzung das Gepräge einer labyrinthischen Festung. Vielleicht etwas gar zu viel Nebenanlagen; bei einem sehr starken Angriff würde es schwer sein, die Verteidigung völlig zu überschauen und auf die richtigen Punkte zu lenken. Besonders der Waldtal-Abschnitt, in den mein Zug gelegt ist, erfordert viel Aufsichtslauferei. Von dem Hauptgraben aus sind noch 4 Vorpostengräben die Waldhöhe hinangetrieben (einen davon hält K. jetzt selber für überflüssig, denn ich soll ihn mit Stacheldraht absperren). Der feindliche Graben läuft oben auf der Höhenkante dem unsern parallel, mit gleichfalls ins Gehölz vorstoßenden Zweiggräben. Die Vorposten stehen dort nur etwa 30 Meter von einander entfernt;

sehen können sie sich nicht wegen des sehr dichten Unterholzes, aber ziemlich deutlich hören, und manchmal werfen sie sich zum Spaß mit Steinen. Geschossen wird natürlich wenig, weil zielen eben unmöglich ist; es müßten schon Schleichpatrouillen ganz nahe an den gegnerischen Graben kriechen, und der ist selbstverständlich drüben wie hüben mit starken Drahtverhauen geschützt. Aber solche Überfälle sind doch möglich, und deshalb ist nachts schärfste Wachsamkeit nötig. Das Buschwerk ist so undurchsichtig, selbst jetzt, wo noch kein Laub dran hängt, daß man sogar bei hellster Sonne außerhalb der Böschungen arbeiten kann; und die Arbeit reißt hier garnicht ab. Wir müssen jetzt kleine Schneisen durch das Gesträuch vor den Schießscharten des Hauptgrabens roden, um für den Fall einer Überrumpelung die Zweiggräben unter Feuer nehmen zu können, und zwischen den vorgeschobenen Posten sind gleichfalls Durchblicke herzustellen; außerdem sollen wir einen neuen Waschraum und Latrine bauen, und alles das in knapp 10 Tagen. Dazu noch die laufenden Schanzflickereien; hier gibt's leider sehr viel Schanzwerk aus Sandsäcken, und die sind im Winter morsch geworden und fangen nun überall an zu bersten von der gährenden Frühlingserde. Kurz, ich werde soviel zu besorgen haben, daß mir hoffentlich keine Zeit bleiben wird, mich um den leidigen Stumpfsinn zu kümmern. Ja, ich fange sogar schon an, ihn als eine Art Schutzpanzer zu betrachten, in den die Seele sich einkrustet, um all die wüsten Erlebnisse besser auszuhalten.

21. März, Schützengraben. Herrlichstes Frühlingsanfangswetter; sternklare Nacht, sonnheller Tag. Wieder viel Geschieße nach Fliegern; auf einen besonders kecken Franzosen mindestens ein Schock Schrapnelle, ohne Erfolg. Die Geschosse krepieren meist zu kurz und zu niedrig; allerdings ist es ja schon ein gewisser Erfolg, daß sie den Flieger verhindern, tiefer zu gehen und scharfe Photographieen aufzunehmen. Ich hatte aber wenig Zeit, das luftige Schauspiel zu betrachten, mußte den hier ziemlich schwierigen Turnus der Vor-

posten-Besetzung ordnen. Bei all solchen Umzügen in eine neue Stellung sind Neugruppierungen der Mannschaften nötig, und da gibt es immer Scherereien infolge der doppelten Einteilung in Korporalschaften und Gruppen; die Heeresverwaltung sollte endlich mit dem alten Korporalschaftszopf brechen, das würde viel überflüssige Arbeit und daher auch Zeit und Geld ersparen. Früher waren die Korporalschaften sowohl Gefechts- wie Verpflegungs-Einheiten; als aber aus Gründen der besseren Beweglichkeit für Exerzier- und Manöver-Zwecke (also für die Gefechts-Vorübung) die kleinere Gruppen-Einheit geschaffen wurde, blieben die Korporalschaften als Verpflegungs- und Löhnungs-Abteilungen daneben bestehen. Daher kommt es nun, daß in einem Zug mehrere der Unteroffiziere zugleich Gruppenführer und Korporalschaftsführer sind; das erschwert die Übersicht und gibt bei den fortwährenden Mannschaftsverschiebungen, wie sie besonders im Krieg nötig werden, Anlaß zu allerlei Umständlichkeiten in der Listenführung, Arbeitsverteilung, Überwachung usf. Es kann z. B. vorkommen, daß ein Gruppenführer lauter Leute hat, die garnicht in seiner Korporalschaft stehen, sondern sogar in Korporalschaften eines andern Zuges, daneben aber noch eine Korporalschaft beaufsichtigen muß, die meistens viel größer als seine Gruppe ist, aber unter Umständen auch kleiner werden kann; kurz, ein fortwährendes Durcheinander. Das könnte mit einem Schlage beseitigt werden, wenn als Verpflegungseinheit der Zug angesetzt würde, also gewissermaßen nur eine Korporalschaft bildete, während er jetzt in der Regel vier umfaßt, sodaß sich dann die erforderlichen Unterabteilungen immer mit der Gruppeneinteilung decken würden. In einigen Regimentern soll auch schon etwas ähnliches im Gange sein, aber es müßte allgemein durchgeführt werden. Das würde erstens die ziemlich geplagten Unteroffiziere entlasten, zweitens die allzu selbständigen Verwaltungs-Feldwebel mehr unter die Aufsicht der Zugführer stellen, drittens auch diesen die Aufsicht erleichtern, weil der Apparat eben vereinfacht wäre; vielleicht sogar ließe er

sich verbilligen, indem man Unteroffizierstellen sparen könnte, denn zur Gruppenführung reicht ein Gefreiter aus, und auf jeden Fall gäbe es weniger Schreibarbeit. Nun, hoffentlich tragen die Erfahrungen, die der Stellungskrieg grade für die Verpflegung und Verwaltung der Truppen mit sich bringt, guten Endes dazu bei, daß hier einmal Plage zu Wohltat wird.

22. März. Schönes Wetter, leicht bewölkt; ziemlich lebhafte Schießerei, auch wieder nach Fliegern beiderseits. Ich fing grade an, mich in meinem Unterstand etwas wohnlich einzurichten, da erhalte ich ärztliche Nachricht von Hause, daß Du schwer erkrankt bist, mein Geliebtes, schwerer als Du selbst es mir in Deinen letzten Briefen zu merken gabst. Aber die Nachricht war 8 Tage alt (vom 14. d. M.) und ich saß eine Stunde lang in verzweifeltem Nachdenken, was ich da noch tun könnte, ohne meine soldatische Pflicht zu verletzen. Endlich ging ich ins Regimentshaus und erbat zunächst 2 Tage Urlaub nach Blérancourt, um mir dort telegraphischen Bescheid über Deinen jetzigen Zustand zu verschaffen; nur im Notfall wollte ich dann um längeren Urlaub zur Heimreise einkommen (ein solches Gesuch muß durch alle Instanzen bis zum Generalkommando hinauf und zurück). Major M. war aber so teilnahmvoll, daß er mich bestimmte, für alle Fälle auch gleich die Bitte um Heimurlaub durch die Kompanie einreichen zu lassen; er werde sie höheren Ortes befürworten (es gibt bei unserm Armeekorps ein Dutzend Verfügungen, die solche Gesuche möglichst verhindern sollen), und dann könne ich ja im Notfall gleich von Blérancourt aus nach Hause reisen. Ich nahm noch rasch von den Kameraden Abschied, las in einigen Augen natürlich den Drückeberger-Verdacht, und fuhr dann abends 1/2 8 mit unserm Proviantwagen ab. Beim Aufsteigen sagte mir der Wagenführer, daß um 1/2 7 ein Mann unsers 1. Zuges einen Gewehrschuß in den Oberschenkel erhalten hat, als er Milch aus dem Kuhstall holte, an einer Wegstelle, über die ich kurz vorher mehrmals und in letzter Woche hunderte Male gegangen war.

23. März, Blérancourt. Bedeckter Himmel, nachmittags leiser Regen. Ich bin in schwerer Unruhe, wie ich sie mir nie zugetraut hätte; betrachte selbst das Wetter schon abergläubisch. Gab gestern Abend sofort nach Ankunft (gegen 1/2 10) Telegramm an Dich auf und habe bis jetzt (10 Uhr abends) noch keine Antwort; dabei sollen Telegramme zwischen hier und Hamburg längstens 7—8 Stunden brauchen. Alle reden mir hier zu, doch auf jeden Fall nach Hause zu reisen, sobald die Bewilligung des Heimurlaubs vom Generalkommando komme. Excellenz v. Kl. hat mich liebenswürdigst ins Divisionsquartier eingeladen, nachdem ich im Sanitätsquartier auf einer fürchterlichen Matratze (wovon der prächtige Dr. M. natürlich nichts wußte) eine fast schlaflose Nacht überstanden hatte. Traf hier bei Tisch mit Hauptmann v. K—i zusammen, der früher (in der Garnison) unsre 2. Kompanie geführt hat, bei Anfang des Krieges aber erkrankte, sodaß er in Aachen umkehrte, und jetzt auf der Reise nach Autrèches begriffen ist, um wieder die Führung zu übernehmen; ist also zur Zeit mein nächster Vorgesetzter. Obgleich als scharfer Kommiß-Offizier bekannt, riet er mir gleichfalls, auf alle Fälle von dem Heimatsurlaub Gebrauch zu machen.

24. März. Trüb und feucht. Trotz des guten Bettes schlechte Nacht; Kopfschmerz, Bauchweh, Durchfall (vielleicht noch Nachwirkung der Cholera-Impfung, verschlimmert durch die Gemütserregung). Noch immer keine Antwort von Dir; gab vormittags nochmals ein Telegramm auf. Ich begreife dies Schweigen nicht; kann nicht glauben, daß Du gestorben bist ohne ein Zeichen von Seele zu Seele. Den ganzen Tag in dieser schrecklichen Ungewißheit, und immerfort die Fragen der fremden Menschen; mußte mich mehrmals beherrschen, nicht plötzlich loszuweinen. Im Graben würde ich sicher zusammenklappen; hier wenigstens noch Ablenkung durch allerlei anregende Gespräche mit den verschiedenen Stabs-Fachleuten. Und eine wirkliche Tröstung war es mir, die Studien des Malers Bachmann zu betrachten;

er bringt allmählich das ganze Gefechtsgelände unsers Armeekorps auf die Leinwand, von Carlepont bis Chevillecourt. Man scheint übrigens an den leitenden Stellen einem lange dauernden Krieg mit Gemütsruhe entgegenzusehen. Unsre Lage im Osten verspreche vollen Sieg, trotz des Falles von Przemysl; unsre Gesamtstellung im Westen sei inzwischen durchaus widerstandsfähig, und der Gegner werde sich die Stirn daran einrennen, auch wenn wir nichts tun als liegen bleiben. Außerdem gebe uns das besetzte Feindesland einen wirtschaftlich so starken Rückhalt, daß wir wohl etwa ein Viertel des Aufwandes für unsre Heeresverpflegung daraus bestreiten können, und im äußersten Notfall noch mehr, wenn wir nämlich das Privateigentum nicht mehr schonen, wie es ja unsre Gegner großenteils auch nicht tun. Aber was für barbarische Perspektiven eröffnet solch ein Krieg um den Brotkorb zwischen den Kulturnationen! —

25. März. Bedeckt, regnerisch. Ich habe diese Nacht fest geschlafen; aber noch immer keine Antwort von Dir. Vormittags 9 Uhr zogen Soldaten unten am Hause vorbei und sangen: „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf ein Grab“ — da mußte ich weinen. Aber das hat mich endlich beruhigt; ich halte es einfach nicht für möglich, daß Du fern von mir gestorben seist. Nur immer neue Geduldsproben. Als ich mich gegen 11 erkundigte, wie es mit meinem Heimurlaub stehe, sagte mir der Divisionsadjutant, das Gesuch sei vom Generalkommando an die Etappen-Inspektion Chauny weitergegeben, weil ich inzwischen dorthin abkommandiert worden sei; die betreffende Verfügung müsse heut oder morgen einlaufen. Ich war ganz vor den Kopf geschlagen; weder bei unserm Regimentsstab noch hier in der Division hatte irgend jemand etwas davon gewußt. Offenbar also will mir ein höherer Unbekannter (von dem vielleicht auch neulich M.s Andeutung und die Vermittlungsversuche der Ärzte ausgingen) eine Diensterleichterung verschaffen; aber warum stellt mich dann dieser Gönner nicht in irgend einen Stab, statt

mich in die Etappe zu schicken, die bei der Front, wie jeder weiß, in wenig gönnerhaftem Ruf steht! Unter den Kameraden der Linie ist es Brauch geworden, an das Schlagwort „Gott strafe England" noch den Zusatz zu hängen: „und die Etappenschweine!" Und erst vor einer Stunde las mir Dr. M. ein scharfes Spottlied auf diese „Schweine" vor, und wir haben beide kräftig darüber gelacht; denn der Spott ist leider durchaus berechtigt, wenn auch sehr viele Front-Helden nur aus Neid spotten und sich als Etappenoffiziere genau so trüffelschweinisch aufführen würden. Und nun soll ich selber in den Pfuhl der Versuchung steigen! Ich komme mir vor wie Sankt Antonius. Eben, während ich diesen Satz schreibe, bringt mir (mittags 3/412) eine Ordonnanz Telegramm Deiner Ärztin, Dein Zustand habe sich „etwas gebessert", meine Heimreise sei „augenblicklich nicht notwendig, aber in absehbarer Zeit erwünscht". Zum Teufel, was gibt's für gewundene Redensarten! Aber mein Herz betet: Gott sei Dank! — Ach, wie oft kommen diese drei Worte gedankenlos von unsern Lippen; welchen unsagbaren Wirbel von Erinnerungen, Wünschen, Hoffnungen, Überlegungen rühren sie jetzt in mir auf, und auch von Gewissensbedenken. Wäre ich noch der Frontoffizier, müßte und würde ich auf diese Nachricht hin augenblicklich zum Regiment zurückkehren, selbst wenn die Bewilligung des Heimurlaubs vom Generalkommando käme; kaum aber bin ich zur Etappe versetzt, merke ich schon die Lockerung des soldatischen Pflichtgefühls. Nun, ich werde der Inspektion das Telegramm der Ärztin vorlegen; wird mir daraufhin der Urlaub bewilligt, wäre es närrisch, ihn nicht anzutreten.

26. März. Nachtfrost; strahlend warmer Tag. Das ganze Städtchen ist aufgeregt, die Einwohnerschaft wie unsre Besatzung, weil gestern Abend (kurz nach 6) vier Gruppen schwere Geschosse (16 Schuß) mitten in den Ort geschlagen sind. Ich saß grade bei den Ärzten zum Abschiedsbesuch, als der erste Schuß hereinkrachte. Er fuhr in die Kapelle neben

dem Nonnenstift, in dem das Lazarett untergebracht ist, kurz bevor die Waisenkinder zur Andacht gehen sollten. Glücklicherweise sind sie verschont geblieben, wie überhaupt kein Mensch verletzt worden ist. Aber der zweite Schuß, der einen Stall zertrümmerte, tötete 2 Pferde des Lazaretts und verwundete andre 2. Einer der nächsten Schüsse schlug in das Divisionsquartier, dicht an die Hausecke neben dem Unterstand, den sich der Stab in den Garten gebaut hat. Ein Blindgänger beschädigte einen benachbarten Metzgerladen, ein andrer das Türmchen des Rathauses. Die Schüsse kamen von Südwest, wahrscheinlich aus der Ferme de l'Arbre hinter Ste. Léocade, etwa 11 Kilometer von hier; dort stand früher eine feindliche Batterie, wurde dann weggelegt (vermutlich nach der Champagne) und wird wohl jetzt zurückgekehrt sein. Auffällig ist, daß alle Hauptgebäude des Ortes getroffen wurden, und Exc. v. Kl. ist überzeugt, daß die Franzosen es auf das Divisionsquartier abgesehen haben. Zur Strafe hat er gleich gestern Abend angeordnet, daß 500 Einwohner von hier weggeführt werden sollen; das ist mehr als die Hälfte der Bürgerschaft, einschließlich etwa 250 aus Autrêches, die vor Weihnachten hierher abgeschoben wurden und nun den eigenen Landsleuten lästig sind. Der Divisionskommandör ist sich vollkommen klar, daß solche Vertreibung eine grausame Strafe ist, die auch viele Unschuldige trifft, besonders da es sich fast ausschließlich um Frauen, Kinder und Greise handelt. Er sprach bei Tisch sehr ausführlich darüber, und ich wunderte mich und bewunderte ihn, als er mit soldatischem Freimut erklärte: „Wir kommen nicht weiter mit der Ritterlichkeit. Die moderne Kriegsführung ist eben nicht mehr ritterlich; sie ist kriechend, hinterhaltig, gemein, hundsgemein — (das Wort „hundsgemein" wiederholte er mehrmals in wahrhaft flammender Empörung) — und wenn wir Deutschen trotzdem unsre Feinde noch immer mit christlicher Großmut behandeln, dann zieht man uns schließlich das Fell über die Ohren." Es sei ein Unsinn, Rücksicht walten zu lassen, wenn der Gegner jede Rücksicht beiseite setze; in offne, un=

befestigte Orte, um die kein Gefecht im Gange ist, aus sicherer Deckung hineinzuschießen, wie die Franzosen und Engländer es auf der ganzen Linie tun, das schlage allem Völkerrecht ins Gesicht. Und daß es sich hier in Blérancourt blos um einen Zufall handle, scheine ihm ganz ausgeschlossen; es müsse ein Spionage-System existieren, sei es durch unterirdische Drahtverbindungen, sei es durch Briefe, die von Hand zu Hand über die holländische Grenze befördert und von dort durch Kabel nach Paris berichtet werden. Man habe offenbar von hier aus gemeldet, daß die Schüsse im Februar um einige hundert Meter zu kurz gegangen seien, und nun habe die feindliche Batterie den Richtungsfehler korrigiert. Unterstützt wurde dieser Verdacht durch die Anzeige, daß ein Feldhüter aus Autrêches vor einigen Tagen im Rausch geprahlt habe, nächstens würden hier wieder die Mauern wackeln; und auffällig ist auch, daß sich der hiesige Maire während der gestrigen Schießerei nicht im Ort befand, sondern nach Noyon gefahren war (wohin freilich auch geschossen wird). Die meisten Herren vom Stabe, obwohl sie die Spionage gleichfalls für sehr möglich halten, sehen dennoch alldas als Zufall an, betrachten außerdem die Verbannung der Einwohner keineswegs als verhütendes Strafmittel, sondern meinen, dann werde der Gegner noch rücksichtsloser herüberschießen (was auch unsre Erfahrungen in Autrêches bestätigen). Mir war es einigermaßen komisch, daß aus diesen paar Schüssen, die ich nach meinen Beobachtungen des artilleristischen Sportbetriebes nur als gelegentliche Neckerei auffassen kann, soviel Aufhebens gemacht wurde; und die gestrigen Treffer halte ich umso mehr für nur zufällig, als heute Mittag der Franzmann nochmals eine Mandel „Ostereier" herüberwarf, die diesmal sämtlich zu kurz gingen und obendrein meist Blindgänger waren. Aber die Excellenz schien auch das für eine planvolle Absicht zu halten, weil vielleicht der Gegner dadurch den Spionage-Verdacht entkräften will, und verlegte sein Schlafzimmer, das bis jetzt an der unmittelbar gefährdeten Hauswand lag, hinüber in

mein Gastzimmer, das den Schüssen weniger ausgesetzt ist. Ich hatte inzwischen von meinem Regiment telephonische Nachricht bekommen, daß ich mich sofort nach Chauny begeben und mich bei der Etappen-Inspektion melden solle. Nachmittags 4 traf ich dort ein, und Oberstleutnant H. eröffnete mir, meine Versetzung sei auf Verfügung des Armee-Oberkommandos erfolgt. Ich soll die Reserve-Lager bereisen und den Truppen Vorträge halten, die ihre geistige Schwungkraft anregen; bin also, je nachdem der Auftrag gemeint ist, zum Tyrtäos der Ersten Armee ernannt oder, wenn ich blos als Paradepuppe für die öffentliche Meinung dienen soll, sozusagen zum Etappen-Barden, der dann ebenso überflüssig wäre wie die meisten unsrer Feldprediger (ausgenommen die Lazarett-Geistlichen). Aber hoffentlich meint man den Auftrag ernst, und vielleicht will man es jetzt, nachdem die Herren Pastoren vom Fach versagt haben, mit der Laienpredigt versuchen; jedenfalls hat mir der Chef des Etappenstabes ganz und gar anheimgestellt, welchen Charakter ich diesen poetischen Erbauungsstunden geben will. Im ersten Augenblick störte mich das Bedenken: was ist einer für so viele! Dann aber rührte mich das Vertrauen, das man mir höheren Ortes entgegenbringt. Wer weiß, ob man nicht, wenn dieser Versuch soldatischer Anspornung durch die Kunst gelingt, noch mehr solche Posten einrichten wird. Als ich das in Anregung brachte und mich zur Werbung geeigneter Dichter, besonders jüngerer, erbot, sagte mir der Chef des Stabes, man werde es in Erwägung ziehen; vielleicht bahnt sich daraus endlich ein Einfluß der besten zeitgenössischen Dichter auf unser öffentliches Leben an. Meinen Heimurlaub, den der Oberstleutnant, nachdem ich ihm alles klargelegt hatte, ohne weiteres bewilligte, nahm ich nun schon deshalb gern, weil ich zu Hause poetisches Material für meine Vorträge sammeln kann, das im Felde kaum zu beschaffen wäre; denn natürlich ist für diesen Zweck das Beste grade gut genug, und wenn der Anspornungsversuch über den Augenblick hinaus wirken soll, dann muß ich die Erwartungen der Heeresleitung womöglich

noch übertreffen. Durch Hauptmann v. W—ff erfuhr ich freilich nachher, daß ich die Berufung in erster Linie unserm Zahnarzt Prof. A. zu verdanken habe; er hat, bald nachdem ich in seiner Klinik gewesen war, auch den Generalquartiermeister v. B. behandelt und ihm dabei zu verstehen gegeben, daß ich auf die Dauer für Polizeileutnantsdienste doch wohl etwas zu schade sei. Aber es ist schon erfreulich genug, daß die vielbeschäftigte Excellenz diesen über den militärischen Horizont hinausgehenden Wink in der Tat verstanden hat, nachdem mich manche andern Kommandöre blos mit verbindlichen Redensarten befächelt hatten. „Gottes Wege sind wunderbar"; hätte mir der Granatschutt im Januar nicht die Zähne wacklig gemacht, säße ich noch im Schützengraben.

27. März. Hell, windig, kühl. Als ich mir von der Etappenkanzlei meinen Urlaubs-Fahrschein holte, kam ich abermals in Konflikt mit meiner dummen Gewissenhaftigkeit. Der alte Major, der mir den Schein ausstellte, fragte mich nach dem Grund des Urlaubs, weil der auf der Rückseite vermerkt werden müsse. Ich sagte wahrheitsgemäß: „Zum Besuch meiner schwer erkrankten Gattin." Darauf er: „Ja, dann müßten Sie aber die Bahnfahrt in Deutschland bezahlen. Sie sind doch, wie ich hörte, auch selbst krank gewesen. Wir wollen also wie gewöhnlich schreiben: zur Erholung nach überstandener Krankheit; dann bekommen Sie freie Fahrt." Darauf ich in ziemlich geniertem Ton: „Ich hatte zwar, wie fast jeder im Graben, ein bißchen Influenza und Neuralgie, aber als richtige Krankheit empfand ich das nicht. Vielleicht sind Herr Major so freundlich und schreiben einfach: zur Erholung." Er schrieb aber doch: „nach überstandener Krankheit", indem er irgend etwas brummelte, was halb ärgerlich, halb gutmütig klang. Beinah hätte ich ihm gesagt, er möchte schreiben: Geisteskrankheit. Es war wohl wirklich etwas närrisch von mir, ein Zustand überspannter Menschenvergötterung, daß ich mir eingebildet hatte, jeder Deutsche müßte unter dem Eindruck der ungeheuren Schick-

salsprüfung gleich zum Helden und Heiligen werden, und besonders daß ich mich dann durch die unausbleibliche Enttäuschung so blödsinnig habe verstimmen lassen. Das war nicht blos unverständig und unvernünftig, es war auch unrecht, unrichtig, ungerecht. Denn im großen Ganzen bin ich ja garnicht enttäuscht; was unser Volk jetzt von oben bis unten an Aufbietung aller guten Kräfte des Körpers wie der Seele leistet, daheim wie im Felde, Mann und Weib, ist ohnegleichen in der Weltgeschichte. Also muß diese edle Kraftanspannung — von den gemeinsten Wucherern abgesehn — auch in jedem Einzelnen vor sich gehen, nur daß er nicht in jedem Augenblick dazu fähig ist, sonst würde er bald zusammenbrechen; wie ja auch der Künstler, selbst der begnadetste, nur in den wenigen Stunden vollkommener Sammlung sein göttliches Werk zustande bringt, sonst aber ein Mensch wie andre ist, oft sogar ein sehr gottverlassner. Auf der Bahnfahrt fand ich gute Gelegenheit, mein wankend gewordenes Vertrauen in den deutschen Geist zu befestigen; ich hatte bis Köln drei sehr intelligente und daher auch sehr kritische Reisegefährten, einen bayrischen Stabsarzt, einen sächsischen Hauptmann der Artillerie und einen schlesischen Infanterie-Major. Die verwüsteten Landstriche, durch die wir fuhren, boten Anlaß genug zu trüben Betrachtungen über manche Ausschreitung unsrer Truppen, und auch sonst sprach jeder rückhaltlos über ärgerliche Enttäuschungen auf seinem fachmännischen Gebiet; der Major, ein Regimentskommandör, über die Günstlingswirtschaft bei den höheren Stäben, der Artillerist über unsre hochmütige Selbstverblendung gegenüber den technischen Vorzügen der feindlichen Taktik, der Stabsarzt über die Unzulänglichkeit des Roten Kreuzes und besonders der Johanniter wegen ihrer eigenbrödlerischen Aufsässigkeit gegen chirurgische Schulung und Leitung. Aber trotz aller dieser Einzelbedenken wurde immer wieder die Verwunderung und natürlich auch Bewunderung laut, wie die Nation doch insgesamt während der letzten paar Monate an sozialer Energie aus ethischem Pathos gewachsen

ist, und wir waren in der Zuversicht einig, daß wir bald ein neues Deutschland erleben werden.

28. März bis 9. April: Zu Hause.

Bist du's wirklich, liebes Vaterland?
O, so gib mir doch ein Wunderzeichen!
Warum blühst du nicht ganz ohnegleichen?
Lieblich sind die Blumen auch in Feindesland!
Und ich habe doch für dich gekämpft.

Bist du's, liebe kleine Heimatstadt?
Warum macht dein Lärm die Brust mir enge?
Und ihr großen Städte voller Festgepränge:
falscher Prunk auch hier in wüster Menge.
Habt ihr nicht die Eitelkeiten satt?
Wieviel echtes Blut starb hin für euch!

Seid ihr's, liebe Freunde allesamt?
Ach, der Lichterschmuck der Tafelrunde flammt
über lauter schattenschweren Köpfen.
Mancher fehlt; die hofften bis zum Tod,
ihr, ihr würdet nach der großen Not
größere Seligkeit aus allem Leben schöpfen.
Warum seht ihr immer noch so schwarz?

Seid ihr's, liebe Kinder? Jubelt doch!
Reun euch meine grau gewordnen Haare?
Meine ewige Seele kümmern keine Jahre,
und mein Herz bleibt rot bis an die Bahre;
seht, ich bin's, ihr seid's, wir atmen noch.
Geht und holt mir einen grünen Kranz!

Ja, du bist es, mein geliebtes Weib.
O, aus Deinen Augen ohnegleichen
leuchten still die alten Wunderzeichen
und verjüngen wieder Welt und Seel und Leib.
Komm, wir feiern stets ein Friedensfest.

Sonntag, 11. April. Wieder in Chauny. Hauptgesprächsstoff in der „Offiziers-Speise-Anstalt“: eine Verfügung der Kommandantur, daß die öffentlichen Schankstuben von jetzt an um 10 Uhr abends zu schließen sind, statt wie bisher um Mitternacht. Es soll also der Etappenschweinerei ein Riegel vorgeschoben werden. Die meisten Offiziere sind sehr einverstanden mit dieser sittlichen Fürsorge der Obrigkeit; trotzdem entrüsten sich fast alle darüber, daß die Polizeistunde auch auf das große Hinterzimmer der Speiseanstalt ausgedehnt werden solle, das als Kasino nicht zum Hotelbetrieb des „Pot d'étain“ gehöre, sondern ein geschlossener Gesellschaftsraum, also Privatzirkel sei, und der alte Oberst v. A. hat bei der Etappen-Inspektion, die den Kommandanturen ihres Bezirkes militärisch übergeordnet ist, Verwahrung dagegen eingelegt. Heute nun kam in der Tat der Bescheid, daß sich die Verfügung auf diesen Raum nicht erstrecke, und wurde unter lebhaftem Bravo mit triumphierendem Ton verlesen. Also man freut sich über die Umgehung einer allgemein als heilsam erachteten Maßregel, und die Folge wird natürlich sein, daß sich nun in allerlei Hinterzimmern geschlossene Gesellschaften auftun, die erst recht zur Liederlichkeit verführen. Sehr bezeichnend paßt dazu die Klage des durchaus nicht rigorosen Majors G., dem das Einquartierungs-Büreau unterstellt ist, daß fast niemand mit seinem Quartier zufrieden sei; man wolle es womöglich noch komfortabler haben als auf einer Badereise im Frieden. Dabei sind den mehr als 500 Offizieren, die hier in der Stadt beisammen hocken, selbstverständlich die besten Zimmer der wohlhabenden Bevölkerung eingeräumt. Man sollte jeden solchen Querulanten auf ein paar Monate in den Schützengraben schicken, denn die meisten dieser Kanzlei-Offiziere würden das nicht als Ehre empfinden, sondern lediglich als Strafe; man merkt das aus der hundsschnäuzigen Art, wie sie selber mißliebige Mannschaften in die vordere Linie spedieren. Die Kämpfe, von denen sie hier hören und lesen, 20 Kilometer weit vom Schuß, bereiten ihnen nichts als ein angenehmes

Gruseln, das die Verdauung ein bißchen fördert. Ich spürte das deutlich, als unser Leutnant P., der sich zur Zeit hier die Zähne behandeln läßt, bei Tische erzählte, daß Leutnant B., der Führer unsrer 3. Kompanie, vor kurzem von einem Granatsplitter getroffen wurde, der ihm das eine Auge ausschlug und das andre blind brannte, grade als er die Nachricht von der Geburt seines ersten Sohnes empfangen hatte, den er also niemals wird sehen können. Und wenn diese satten Hintenhocker wenigstens für die Verdauung der Andern, die vorn ihr Leben für sie riskieren, mit allem Eifer sorgen wollten! Aber von dem organisatorischen Ruck, mit dem sich daheim der ganze industrielle, kommerzielle und sogar der agrarische Wirtschaftsbetrieb binnen kürzester Zeit auf den Krieg umgestellt hat, ist in unsern bürokratischen Feldlager-Schlendrian noch kaum eine Regung herübergedrungen. Wenn wir mal vorwärts marschieren sollten, dann wäre gewiß die erste Sorge dieser pseudosoldatischen Federfuchser, wie sie die ungeheuren Aktenmassen, die sie hier in allen Geschäftsstuben aufstapeln, möglichst wohlbehalten mitschleppen können. Ich kam mir tatsächlich degradiert vor, als mir der Generalstabs-Chef der Etappe, Oberstleutnant H., an der Hand seines Zirkulars für die Kommandanturen des Bezirkes meine neue Aufgabe auseinandersetzte. Ich soll also sämtliche 14 Kommandanturen in beliebiger Reihenfolge bereisen, mich in jeder 2 bis 3 Wochen aufhalten und dort durch Ansprachen und Vorträge „fördernd auf Geist und Gemüt der Truppen wirken" (so heißt es in dem Zirkular). Seltsamerweise soll ich nicht in Chauny beginnen, wo es wahrhaftig not täte, sondern in der Nachbar-Kommandantur La Fère. Vielleicht weil sich dort ein Rekruten-Dépôt befindet, das fortwährend Ersatzmannschaften zur Front schickt, die wohl der Anspornung auch bedürfen. Aber trotz aller Höflichkeit des Herrn Oberstleutnants H. und aller Verbindlichkeit des Befehlshabers der Etappen-Inspektion, Exc. v. B., hatte ich doch den fatalen Eindruck, daß man mich möglichst rasch los sein will, daß ihnen der ganze Auftrag unbequem ist und wohl nur als

gönnerhafte Schrulle des Armee-Ober-Kommandos gilt. Von meiner Anregung, in größerem Umfang solchen Vortragsdienst einzurichten, war mit keinem Wort mehr die Rede. Nun, ich bin auf Enttäuschungen vorbereitet und werde Gott für jedes bißchen Empfänglichkeit danken, das man mir entgegenbringt. Sonderbares Gefühl, im Kriege zu sein und nichts andres zu tun als im Frieden. Schließlich ist es den Leuten, die hier den öden und doch so nötigen Frohndienst der Verwaltung verrichten, nicht einmal so sehr zu verdenken, wenn sie sich davon auf dieselbe Weise wie zu Hause erholen wollen, wo sie ja auch nur noch Sinn für Bierbankgenüsse hatten. Die Macht der Gewohnheit ist schauerlich; man hört hier kaum noch fernen Kanonendonner, und mir ist immerfort, als fehle mir etwas, da die vielen Soldaten doch an den Krieg erinnern. Bin gespannt, ob ich wirklich sämtliche 14 Kommandanturen als fahrender Sänger abklappern werde oder ob vorher der Frieden „ausbricht".

12.—30. April: Kommandantur La Fère. Kleine Festung mit 3 alten Vaubanschen Forts, von denen wir 2 gesprengt haben. Sonst unbeschädigt, da die französische Besatzung vor unserm Einmarsch geflüchtet ist. Sehr anmutig an einer Krümmung der ziemlich stark strömenden und fischreichen Oise gelegen, die in mehreren Armen den Ort durchfließt; ringsherum Wiesenland mit Pappelgehölzen, jetzt im Frühling weithin überschwemmt. Das unbedeutende Städtchen enthält überraschend große Kasernengebäude, in denen jetzt unsre Rekruten- und Landsturm-Reserven, sowie Lazarette untergebracht sind, im ganzen etwa 3000 Mann; von der Bürgerschaft, früher 5000 Einwohnern, sind noch etwa 2000 anwesend, darunter auch der Maire, der eine große Wassermühle mitten in der Stadt besitzt. Neben dem Arsenal, worin unsre Feldbäckerei aufgeschlagen ist, in einem Park die alte Kriegsschule, wo sich Napoleon Bonaparte zum Artillerie-Leutnant ausgebildet hat; in neuerer Zeit von den französischen Offizieren als Casino benutzt.

Das Erste, was ich bei meiner Ankunft hörte, war eine Soldatenschlägerei, bei der ein Mann einen andern mit dem Seitengewehr so unglücklich in die Schlagader des Oberschenkels gestochen hat, daß der Verletzte verblutete, weil der Arzt zu spät geholt wurde; und es sollen öfters schlimme Zänkereien zwischen den Mannschaften vorkommen. Man beurteilt das hier mit merkwürdiger Nachsicht. Der Getötete ist mit allen militärischen Ehren bestattet worden: Trauermusik, präsentiertem Gewehr, Offiziersgefolge, Grabpredigt. Und der Kriegsgerichtsrat, der den Vorfall zu untersuchen hat, sagte mir, auch den Totschläger werde man „milde bestrafen", wahrscheinlich „nur" mit 3—4 Jahren Gefängnis. In früherer Zeit, als der Soldat ein fast noch leibeigner Söldner war, noch nicht den bürgerlichen Nimbus des Vaterlandsverteidigers hatte, wäre ein solcher Mann wohl einfach erschossen worden oder hätte Spießruten laufen müssen; mir scheint das milder als die Verurteilung eines vielleicht ganz braven Kerls zu einer Strafe, die nach heutiger Auffassung einen dauernden Makel auf seine Ehre wirft.

Noch ein Beitrag zur Humanität im Kriege. Als ich mich dem Kommandanten, Rittmeister R., vorstellte und um Anberaumung meiner Vortragsabende bat, erklärte er mir, ich möchte das mit seinem Nachfolger vereinbaren, der ihn nächster Tage ablösen werde. Ich hätte das wieder nur für eine Ausflucht vor dem unbequemen Auftrag gehalten, wäre mir nicht die edle Haltung des Rittmeisters und das eigentümlich feine Gesicht mit seinem seelenvoll traurigen und von Arbeit ermüdeten Blick wie die verkörperte Aufrichtigkeit erschienen. Nachher bei Tisch entnahm ich aus der Unterhaltung, daß die Etappen-Inspektion ihn abgesägt hat, weil er „nicht energisch genug" sei, d. h. weil er etwas zu human bei der Eintreibung der Kontribution verfuhr. Bezeichnend, daß er statt „Kontribution" auf ehrliches Deutsch meistens „Aussaugung" sagte. Dabei ist er nicht etwa ein Gegner des Schröpfverfahrens, steht durchaus auf dem Standpunkt von Bismarck und Treitschke, daß der grausamste Krieg der mildeste sei,

weil er den Feind am schnellsten zum Frieden zwinge; und auf den tückischen Aushungerungsplan, den die Entente jetzt gegen uns betreibt, sei die einzig wirksame Erwiderung eben die Aussaugung der besetzten Feindesgebiete. Nur gebe es eine Grenze der Leistungsfähigkeit, über die hinaus man die unterworfene Bevölkerung nicht anstrengen dürfe, wenn wir uns selbst nicht die Quelle verschütten wollen und uns obendrein noch durch nutzlose Grausamkeit bei allen Völkern in Verruf bringen.

Später setzte mir sein Adjutant, Oberleutnant B., ein gemütlicher, kluger, handfester Gutsbesitzer, das Kontributionssystem auseinander. Außer der Einquartierungspflicht ist den Gemeinden auferlegt, denselben Steuerbetrag an uns abzuführen, den die Bevölkerung im Frieden an den französischen Staat zahlen müßte, teils in Naturalien gegen Gutschein, teils in Bargeld gegen Quittung. Überdies darf die Bevölkerung keine Vorräte an Feldfrucht und Vieh, überhaupt an Lebensmitteln, ohne Erlaubnis der Etappen-Kommandanturen verkaufen; und das meiste „kauft" die Etappe selbst, d. h. sie stellt Gutscheine dafür aus, die nach dem Frieden eingelöst werden sollen — (von wem, das werden die Waffen entscheiden). Das würde nun alles nicht so schlimm sein, wenn die Bevölkerung noch vollzählig wäre, und wenn sie die Ernte gut einbringen, das Vieh im Stande und die Fabriken im Gange hätte halten können. Aber zu Anfang des Krieges haben wir die landwirtschaftlichen Bestände und industriellen Etablissements großenteils geplündert und zerstört, und die wohlhabendsten Einwohner sind geflüchtet und haben selbstverständlich ihr Geld nicht hiergelassen, sondern auf südfranzösische Banken übertragen; infolgedessen ist die ganze Abgabenlast der ärmeren Bevölkerung aufgebürdet, und manche Gemeinden können da die Monatsbeträge kaum aufbringen, bleiben in Rückstand mit den Zahlungen. Bei der Eintreibung solcher Rückstände soll nun der bisherige Kommandant zu schonend vorgegangen sein und auch sonst nicht genug herausgeschlagen haben (an Lebensmitteln

u. dergl.). Offenbar ist ihm durch die Amtsenthebung eine Last von der Seele genommen, aber natürlich war er empört und traurig über die Rücksichtslosigkeit, mit der man seinen guten Willen gewissermaßen als Pflichtversäumnis gestempelt hat, da man doch einfach den üblichen Grund der Anciennität für den Personenwechsel hätte angeben können. Freilich, bei der Inspektion ist „Schneidigkeit" Trumpf, und sie wollte wohl ein Exempel statuieren.

Bemerkenswert, wie sich die beiden hier stationierten Feldprediger zu der Angelegenheit verhielten, der protestantische und der katholische. Beide durchaus teilnahmvoll, beide noch jung und amtseifrig und für alles Geistige intressiert; aber der Protestant, ein dunkelhaariger Feuerkopf von der liberalen Bremer Richtung, typischer Idealist und Doktrinär, wäre am liebsten gleich zur obersten Heeresleitung gerannt, überzeugt daß man dort nur ein paar Worte der Aufklärung zu sagen brauche, dann werde alle Mißwirtschaft abgestellt. Der Katholik, blond, rund, gemächlich, vielleicht liberaler noch als der andre, weil Realpolitiker durch und durch, setzte ihm lächelnd auseinander, daß man sich an der Instanzenmauer blos den Kopf einrennen würde; man komme langsamer aber sichrer zum Ziel, wenn man ruhig abwarte, bis sich gewisse Leithämmel selber ins Bockshorn verrennen, wenn man inzwischen nur dafür sorge, daß an ihre Stelle dann bessere rücken. Er gab mir übrigens genaue Auskunft über sämtliche Kommandanturen des Bezirkes, die darin lagernden Truppengattungen wie den Charakter der Herren Kommandanten, während sein evangelischer Amtsbruder sich über alldas noch nicht informiert hatte, ganz versponnen in seine Zukunftspläne. Zwar ist dieser noch nicht so lange hier wie jener, aber der katholische hat sicherlich schon am dritten Tage über seinen Wirkungskreis Bescheid gewußt, wahrscheinlich sogar schon, bevor er ihn antrat. Er nimmt ihn, wie er ist, und tut was er kann, mit gravitätischem Humor; der Andre stöhnt unter seiner Aufgabe, ist entrüstet über die laxe Gesinnung, die sich in der Etappe breit macht, und brennt darauf, an die Front

zu kommen. Er wird sich wundern, wenn er da vorne auf noch mehr seelische Dickhäutigkeit stößt. Denn wenn die Frontoffiziere mal die Etappe besuchen, sind sie oft genug noch schlimmere „Schweine".

Der neue Kommandant, Oberstleutnant Bl., ist ein jovialer, behäbiger, pomadiger Herr, den nichts aus der Fassung bringen kann, und der genau weiß, wie's gemacht wird. Ich glaube, er könnte mit behaglichstem Lachen den Leuten das letzte Brot aus dem Schrank nehmen und dann mit der Inspektions-Excellenz überlegen, ob man nicht auch den Schrank noch wegholen solle, weil sie ihn nun ja nicht mehr brauchen. Er hat sein Amt gleich damit eröffnet, zur Verpflegung der Offiziere von der Einwohnerschaft allerlei Extra-Lieferungen gegen Gutschein zu erheben, die unter dem vorigen Kommandanten jeder Offizier aus eigner Tasche bezahlen mußte. Und an einem der nächsten Tage veranstaltete er im Rathaushof eine Versammlung der Jagdhunde des Bezirkes, um sich den besten auszusuchen, natürlich gleichfalls gegen „Bon". Aber man muß Respekt haben vor seiner Umsicht und Arbeitsamkeit; er verläßt sich auf niemandes Hilfe, sieht sich überall selber um, ist sehr beweglich, trotz seiner Wohlbeleibtheit, und versteht sich aus dem ff auf das Verwaltungswesen. Kann es freilich nicht recht vertragen, wenn's ein Andrer ebenso gut oder gar besser verstehen will. Das kam sehr spaßig zum Vorschein, als eines Mittags der landwirtschaftliche Beirat des Hauptquartiers, Geheimrat Prof. A., auf der Durchreise hier zu Gast war. Der ist eine Autorität im Verwaltungsfach, hat erst vor kurzem Rumänien und unsre östlichen Provinzen bereist, um die Getreidelieferungen zu regulieren, und verfügt über eine glänzend energische Suada, rollte uns in einer halben Stunde die kompliziertesten Wirtschaftsvorgänge mit Beleuchtung der Mißgriffe auf, für deren Darlegung ein Andrer mindestens die doppelte Zeit gebraucht hätte. Da mußte nun unser Kommandant, der selber gern gesprächig ist, nolens volens stillhalten und sich ein Loch in den dicken Bauch reden lassen, bis er schließlich beim Kaffee doch zu Worte kam

und mit seiner gemütlichen Brabbelstimme bemerkte: das Schlimmste sei, daß an der Spitze meist blos Amateur-Intendanten säßen, die in den praktischen Betrieb immerfort theoretisch hineinreden und dadurch alles verlangsamen. Das konnte denn der Herr Professor, wenn er wollte, auf sich beziehen; er konnte es aber auch für Zustimmung nehmen, und als Geheimrat zog er das vor.

Überhaupt ist dieser Kommandant ein musterhaft gerissener Leuteschieber, spricht trotz seiner Gesprächigkeit niemals ein belangloses Wort, deichselt jede geschäftliche Verhandlung mit ein paar humorvollen Glossen oder amüsanten Anekdoten, sodaß man ihm unwillkürlich nachgibt, und hält die Zügel mit seiner phlegmatischen Hand bei festester Führung doch so locker wie möglich. Nur eben: solche Männer an leitender Stelle dulden nicht gern Betriebsbeamte mit selbständiger Verantwortlichkeit, sondern stützen sich am liebsten auf „Kreaturen", und dadurch wächst dann unentrinnbar die Gefahr des Feldwebel-Despotismus. Denn so anerkennenswert es ist, daß die oberste Heeresleitung für den militärischen Wirtschaftsbetrieb schon überall fachmännische Zivilpersonen (Landwirte, Kaufleute, Fabrikanten, Techniker) anstellt oder zu Rate zieht, so bedauernswert ist die Tatsache, daß im eigentlichen Verwaltungsbetrieb fast durchweg noch der pedantische Kastengeist herrscht, die bürokratische Schablone, der Kanzlei-Militarismus, der auf den unteren Stufen allenthalben in polizeiliche Tyrannei ausartet und sich nur durch allerhand Hintertüren ein bißchen auf den Trab bringen läßt. Deutschland ist eine weltwirtschaftliche Großmacht geworden, aber die Heeresverwaltung klammert sich immer noch an das kleinstaatliche Kandarensystem. Bezeichnend dafür ist die Geringschätzung, die auf dem Train noch heute lastet; und die zumteil berechtigten Schimpfereien der Frontoffiziere auf die Etappe sind meist wohl gleichfalls dadurch verursacht, obgleich doch ohne Train und Etappe dieser ganze Stellungskrieg undurchführbar wäre. Mancher Übelstand hat wohl auch darin seinen Grund, daß viele der früher aus-

rangierten Berufsoffiziere und allerlei Regierungsbeamte jetzt in der Kriegsverwaltung beschäftigt sind, und die wurschteln nun natürlich in dem gewohnten Friedensschlendrian weiter. Da kann es z. B. vorkommen, daß hier im besetzten Feindesgebiet von oben herab verordnet wird, alle bestellungsfähigen Äcker bis 15. April fertig zu machen, ohne Rücksicht auf die Bodenverhältnisse und auf die verschiedenen Saatkorn-Sorten. Natürlich ist jeder Landwirt entsetzt und sucht durch irgendwelche Finten die Ausführung des Befehls aufzuschieben, da er weiß, daß die meisten Weizensorten bei diesem fetten und feuchten Boden erst im Mai ausgesät werden dürfen, weil sonst das Korn — wie der Bauer sagt — „dumm" wird und nachher der Hedrich es überwuchert (übrigens wundervoll, daß bei unserm Landvolk das Wort „dumm" noch in seinem ursprünglichen Sinn, den jetzt „dumpf" hat, fortbesteht; vergl. Luther „wenn aber das Salz der Erde dumm wird"). Oder man hat z. B. unser heimisches Vieh, weil zu Hause die Nahrung knapp ist, zu Tausenden hierher auf die Weide schaffen lassen, ohne gehörig zu prüfen, ob die Heerden (je nach Rasse, Alter, Gesundheit und Fettzustand) alle den Luftwechsel aushalten können, und ob der Graswuchs auch wirklich schon ausreicht; und nun wird das vom Transport geschwächte Vieh, besonders das Jungvieh, von den hier grassierenden Seuchen angesteckt, sodaß es haufenweise krepiert, und die noch nicht genügend behalmten Triften werden unnütz zertrampelt und für den Sommer entwertet.

Von den Mißständen im Kleinbetrieb (Stockungen und Ungleichmäßigkeiten bei der Verteilung der Lebensmittel zur Front hin, Zeitverschwendung durch die Wichtignehmerei des Schreibstubenkrams, Umständlichkeit des Meldewesens u. dergl.) soll man nicht zuviel Aufhebens machen, denn schließlich sind das nur die Schattenseiten unsrer lichtstarken amtlichen Gewissenhaftigkeit. Aber es ist doch komisch, was die oft für Umwege braucht, um sich ans rechte Ziel hinzufinden. Im hiesigen Bezirk beispielsweise, vor einem Dorfschlößchen in Anguilcourt, stehen zwei schöngewachsene, etwa 15jährige

Fichten; die hatten einem hohen Herrn der Etappen-Inspektion in die Augen gestochen, und er wollte sie auf ein paar Offiziersgräber des Soldatenfriedhofs in Chauny verpflanzen lassen. Nun weiß jeder Gärtner und Forstmann, daß sich Fichten in diesem Alter, selbst wenn man den Wurzelballen noch so vorsichtig aushebt, nicht mehr gut verpflanzen lassen, sondern eingehen oder kümmern. Außerdem ist es ein ästhetischer Erfahrungssatz, daß ein Baum, und überhaupt jeder Gegenstand, der an einer bestimmten Stelle schön wirkt, in andrer Umgebung seinen Reiz ganz verlieren kann; und jedenfalls würden einige 4—5jährige Fichten auf den Gräbern vorzüglich gedeihen und nach wenigen Jahren auch schön aussehen. Die beiden Fichten neben dem Schloßweiher sind denn auch schließlich an ihrem Platz geblieben; aber um das durchzusetzen, genügte nicht eine einfache Aussprache, sondern es mußten erst so-und-soviel schriftliche Berichte hin und her gehn, nebst obligaten Autofahrten zur Besichtigung der Örtlichkeiten und Erklärung des Geschreibsels. Kurz, es wurde mehr Benzin und Gummi und Arbeitszeit verschwendet, als die ganzen Fichten wert sind.

Bei alldem ist es erstaunlich und erfreulich, daß die riesige Verwaltungsmaschinerie, die ja für diesen Stellungskrieg erst neu geschaffen werden mußte, im großen Ganzen doch prompt vonstatten geht; wahrscheinlich weil trotz der Kleinschraubigkeit des Systems jeder maßgebende Mitarbeiter doch die Größe der Aufgabe spürt und sich mit voller Kraft ins Zeug legt, lieber zu viel als zu wenig rackert. Man ist auch nicht blind gegen den eignen Zopf, sucht immerfort den Dreh zu verbessern, und diese Selbstkritik verfolgt stetig das Ziel, mit demselben Kraftaufwand noch mehr zu leisten; also wird man es nach und nach wohl erreichen, was freilich den Einwand nicht entkräftet, daß ein geschickter Großkaufmann dieses altfränkische Verfahren mit rascherem Durchgriff umdeichseln könnte. Auch die französische Bevölkerung läßt sich unsre Verwaltungsart ruhig gefallen, ist trotz der Aussaugung nicht widerspenstig, eher sogar zutraulich, wohl weil sie nach

dem Gezeter der Pariser Hetzblätter von den „Hunnen" und „Barbaren" viel Schlimmeres erwartet hatte und nun die musterhafte Ordnung, die hinter den Scherereien waltet, als unverdiente Wohltat verspürt, vielleicht auch weil in der Picardie von altersher viel deutsches Blut steckt (man sieht hier sehr viel hellblonde Kinder, beträchtlich mehr als schwarzhaarige). Besonders die holde Weiblichkeit benimmt sich sehr entgegenkommend; jeder Offizier, der ein bißchen causeur ist, kann sich hier einen Harem zulegen, und in der kleinen Straße, wo ich wohne, hat mir meine alte Türschließerin schon verschiedene junge Dämchen gezeigt, die ein „souvenir allemand" unterm Herzen tragen.

Übrigens dürfen wir uns mit gutem Gewissen als Erobrer in Frankreich etablieren, nicht blos aus dem Recht unsrer stärkern Natur, auch weil unsre Kultur entwicklungskräftiger ist. Ich habe mir jetzt viele Dutzende Wohnhäuser in dieser alten Kulturprovinz betrachtet, Wohnungen der bessern und besten Gesellschaftsklassen, und überall empfing ich den gleichen Eindruck des heruntergekommenen Geschmacks. Man pflegt noch die alte Tradition, und die ist ja hier in der Tat sehr alt (man findet z. B. in den umliegenden Dörfern noch Kapellen und andre Überreste aus der Karolinger-Zeit*); aber man pflegt sie wie ein Antiquitäten-Sammler, der wahllos und richtungslos alles goutiert, wenn es nur den haut goût der Jahrhunderte hat. Infolgedessen ist alles Neue, Bauten wie Möbel wie andre Geräte, zumal aus den letzten 20—30 Jahren, ein schauderhaftes Bastardgemengsel aus unserm verdrehtesten Jugendstil und mißverstandener Nachahmung der einheimischen Traditionen, obendrein unsolid im

---

*) Solche alten Kulturbezirke gibt es freilich auch in Deutschland genug; wir fußen nur zu wenig darauf, zappeln allzuviel nach Neuem herum. Wie überhaupt das Schulgerede von der älteren Kultur der Franzosen nichts ist als fable convenue; die deutsche Kultur ist genau so alt und hat von der Römerzeit bis zur Renaissance mit mindestens gleicher Kraft geblüht, ließ sich aber dann leider politisch verwelschen.

Material; selbst die Bronce der bekannten affektierten Kaminfiguren hat nicht mehr das frühere gute Gewicht. Und was das Schlimmste ist, das Unterscheidungsgefühl für echt und unecht scheint zu schwinden; man findet z. B. fast in jedem Zimmer ein Durcheinander von kostbaren alten Wandtellern oder sonstigen Poterieen (besonders viel Japan- und China-Sachen) und ordinären Imitationen, Möbel von feinster Handarbeit neben banaler Fabrikwaare. Und nicht etwa blos bei wohlhabenden Bürgersleuten, die sich das Allerbeste nicht leisten können; in einem Nachbardorf (Andelain) steht z. B. ein Château eines geflüchteten reichen Maschinenfabrikanten, 50fachen Millionärs, jetzt als Offiziers-Hospital von uns eingerichtet, das ist der fürchterlichste Protzkasten, den ich jemals gesehen habe, zusammengemanscht aus den verschandelten Stilen sämtlicher Länder und Erdteile. Kurz, der schöpferische Geist ist „parti" (auf deutsch „futsch"); man spürt überall den Nachtisch-Geschmack einer vom Wohlleben erschöpften Kulturnation. Es wird sogar schon ein romantischer Kult mit den ruinösen Symptomen getrieben. In jedem Dorf (wenn von Dorf noch die Rede sein kann, denn eigentlich gibt's hier keine Bauern mehr, sie haben schon alle den Haushalt des Kleinstädters) liegen etliche unbewohnte Gehöfte ausgestorbener Familien, manchmal auch große Gutsgebäude; man verkauft sie nicht auf Abbruch, verpachtet sie wohl nicht einmal, weil eben die Hände zur Bewirtschaftung fehlen, sondern läßt sie mit Behagen verfallen, und allmählich beschleicht die holde Verwilderung auch die benachbarten Gärten und Höfe. Das wirkt durchaus als unwillkürliche Absicht eines auf Dekadenz kaprizierten Geschmacks, weil im übrigen alle Nutzbarkeiten, z. B. die Obstspaliere, Gemüsebeete und Salatrabatten, sogar sehr sorgsam in Stand gehalten werden.

Es hängt mit dieser Verfallsucht zusammen, daß die Franzosen den gegenwärtigen Krieg zum rasenden Verzweiflungskampf übertreiben. Um unsre Besatzungen ein bißchen zu schädigen, was doch am Verlauf des Krieges nichts ändert, bombardieren sie schonungslos ihre eignen Ortschaften und

Landsleute. Auch über dem hiesigen Bezirk streifen ihre tollkühnen Flieger herum, nachdem es einem von ihnen am 14. April in St. Quentin gelungen ist, sich bis auf wenige hundert Meter am hellen Mittag herunterzulassen, ohne von uns beschossen zu werden, wobei er ein halb Dutzend Bomben warf, die einen Benzintank, mehrere Waarenschuppen, sowie einen Eisenbahnzug voll Munition in Brand steckten und einen Haufen Menschen töteten, darunter 9 von unsern Soldaten. Hier in La Fère scheinen sie es auf das Elektrizitätswerk abgesehen zu haben, das als Überland-Zentrale für den ganzen Bezirk unsrer Ersten Armee und einige Nachbarplätze dient. Es soll jetzt zum Schutz ein großer Scheinwerfer, ein Abwehrgeschütz und ein Maschinengewehr dort aufgestellt werden. Am liebsten würde unser Kommandant ein Dutzend französische Honoratioren als Geiseln auf dem Dach der Maschinenhalle zur Sommerwohnung einlogieren, in der Erwartung, daß die Spione das den Bombenschmeißern berichten werden; aber höheren Ortes scheint man bei uns zu solcher christlichen Verwendung europäischer Mitmenschen doch noch nicht reif. Wer weiß, vielleicht lernen wir auch das noch, wenn dieser „Gorillakrieg" lange genug dauert und England uns wieder mit gutem Beispiel vorangeht.

Meine Vorträge zur seelischen Erbauung der Truppen scheinen doch einem stärkern Bedürfnis zu entsprechen, als ich erwartete; wenigstens soweit die Mannschaften in Betracht kommen. Ich habe im hiesigen Bezirk, in der Stadt wie auf den Dörfern, vor den verschiedensten Truppengattungen über den Sinn und Wert dieses Krieges gesprochen, immer mit Einflechtung guter Gedichte, die ungewöhnliche Ansprüche an Gemüt und Geist der Hörer stellten (außer von mir selbst noch von Winckler, Schaeffer, Sternberg, Heymann, Stadler, A. R. Meyer, Unruh, Schröder, Hauptmann, Lersch, Petzold, Bröger, Barthel, Zech); und allenthalben, hier im Theater wie in den Dorfkirchen, hörten die Leute (Süddeutsche wie Norddeutsche, Rekruten wie Landwehrmänner, Kavallerie wie Infanterie, Gesunde wie Verwundete) mit einer Aufmerk-

samkeit und Andacht zu, als ginge ihnen wieder der Weihnachtsstern auf. Mein hiesiger „Bursche“, ein älterer Landsturmmann, nordhessischer Kleinbauer und sonst ziemlich wortkarg, sagte mir ein übers andre Mal, seine Kameraden seien ganz in sich gekehrt, das habe ihnen allen gefehlt, das sei doch endlich mal was andres, da habe die Heeresleitung einen guten Gedanken gehabt, da könne sich jeder dran aufrichten, man fühle sich „wie neu begnadigt“ (natürlich meinte er „begnadet“). Auch die Offiziere, die anfangs größtenteils die Zusammentrommelung der Mannschaften zu diesem sonderbaren Zweck nur als lästige Störung des gewohnten Dienstes empfanden, gaben mir meist nachher ihren Dank zu erkennen. Nur einmal machte ich gründlich Fiasko: als ich vor einem Hörerkreis rezitierte, der ausschließlich aus Offizieren bestand, bei einem Diner, das ein Kolonnenkommandör eines Nachbarbezirkes (in Crécy-au-Mont, etwa 20 km südlich von hier) zu Ehren des kommandierenden Generals vom IV. Reserve-Korps gab (am 28. April). Das war die übliche Bratenbarden-Tragikomödie, die man in jedem literarischen Zirkel unsrer „gebildeten Gesellschaft“ erleben kann. Höchstens ein halb Dutzend Hörer gaben sich willig dem ungewohnten Gemütseindruck hin (ich las einen Akt aus „Michel Michael“ vor) und sagten mir dann ein paar Worte verlegenen Mitgefühls oder drückten mir verschämt die Hand. Die übrigen etwa 3 Dutzend betrachteten die geistige Zumutung teils als unverdaulich, teils als gefundenes Fressen für ihren Afterwitz. Als mir schließlich ein sonst nicht geistloser Schriftsteller, der das Kausalproblem in der Weltgeschichte als Steckenpferd reitet (Max Kemmerich) und sich für einen Mystiker hält, mit der trivialen Doktorfrage imponieren wollte, ob „ich“ oder „es“ meine Dichtungen „mache“, blieb mir nichts übrig als grob zu werden. Trotzdem halte ich auch solche unerquicklichen Vorfälle keineswegs für unersprießlich; einige Empfängliche sind doch immer da, die das Empfangene weitergeben, besonders in diesem wahrhaften Volkskrieg, wo alle Berufsstände unter den

Waffen stehen und durch die notgedrungene Zusammenpferchung zu dauerndem Verkehr mit einander gezwungen sind. Für die geistige Wohlfahrt unsers Volkes ist es vielleicht überhaupt die wertvollste Wirkung dieses sonst nicht grade ertragreichen Kriegsjahres, daß es zwischen den verschiedensten Bildungskreisen, besonders auch im einfachen Volk, eine gewisse Fühlung hergestellt hat, die unsre besten Männer und Frauen während der letzten 20 Jahre vergebens erstrebten und während weiterer 20 Friedensjahre wahrscheinlich auch nicht erreicht hätten.

1.—18. Mai: Kommandantur Crépy. Städtchen mit sonst etwa 1600 Einwohnern, von denen jetzt noch 900 dasind. Am westlichen Ende der Hauptstraße eine evangelische Kirche aus dem 18. Jahrhundert; am östlichen eine katholische aus dem 13ten, auf deren Portaldach und Turmrampe Birkenbäumchen wachsen. Früher Festung; auf den geschleiften Wällen jetzt Promenaden mit alten Platanen, Kastanien und Pappeln. Ringsherum Obstgärten, die sich bis in die Waldungen der angrenzenden Höhenkämme hinaufziehn. Auch hier das üppige Durcheinander von Verwahrlosung im großen Ganzen und sorgsamster Pflege im Kleinbetrieb; aber jetzt im blühenden Frühling ein wundervoll bestrickender Anblick. Sehr möglich übrigens bei der milden Luft und dem außerordentlich fruchtbaren Boden, daß auch alles Unkraut und Ungeziefer reicher als anderswo gedeiht, sodaß man es garnicht ausrotten könnte, selbst wenn das Land bevölkerter wäre; auch scheinen die Quecken im Acker und die Läuse im Garten den Fruchtertrag ebenso wenig zu schmälern, wie die Schlingpflanzen und das Unterholz den stattlichen Baumwuchs in den Wäldern, aus denen wir jetzt Unmassen Nutzholzstämme (Eichen und Eschen und Nußbäume) als gute Beute nach Deutschland verfrachten. Und vielleicht bringt es blos der Krieg mit sich, daß wir die Wirtschaft hier so kritisch beurteilen, weil man allenthalben nach Schwächen des Gegners späht; ich bin überzeugt, als fried-

licher Reisender würde ich einfach entzückt sein von Land und Leuten, von diesem Phäaken-Paradies. Es ist ein einziges Blütenmärchen, in das die Liebesmusik der Frösche ebenso schön paßt wie die der Nachtigallen (die erste hörte ich schon in La Fère am 25. April; sie fing kurz vor Mitternacht an zu schlagen, als der Vollmond über die Parkwipfel stieg). Die Glyzinien und der spanische Flieder blühen in überschwänglichster Fülle, die Pfingstrosenbüsche erreichen an Pracht die Rhododendren und Azaleen; weiße Kastanien, rote Kastanien, große südländische Zierbäume mit phantastisch gewundenen Zweigen, die über und über voll lila Glockenblumen oder Schmetterlingsblüten hängen, wetteifern in lieblichstem Frieden mit dem nordischen Schimmer der Obstspaliere. Der Goldlack klettert auf alle Gartenmauern. In den Wäldern blühen die wilden Arten unsrer zartesten Gartenblumen: Hyazinthen, Krokus, Maiglöckchen, Immergrün und eine seltene Anemone mit großem violetten Kelch, schön wie ein dunkles Frauenauge. Das junge Hellgrün der Birken und Buchen an den sanften Höhenzügen ist weiß umschleiert von den Blütenwipfeln der vielen wilden Kirschbäume. Und die märchenhafte Krone der ganzen Landschaft: am östlichen Horizont (eine Meile von hier) liegt die alte Bergfestung Laon, einst „die Stadt der 60 Kirchen", von denen jetzt nur noch die herrliche fünftürmige Kathedrale hervorragt, eher einer Burg als einer Kirche gleich. Wenn die Abendsonne sie beglänzt, schwebt sie über dem Talnebel in dem silbrig blauen Himmel wie ein wahres Feeenschloß. Der Anblick ist so zauberhaft schön, daß ich mich scheue hinzufahren und das Nest aus der Nähe zu besehen, weil's dann doch blos ein altes Gemäuer sein wird.

Die Bevölkerung ist auf diesem gütigen Erdboden natürlich nicht so arbeitsversessen wie wir. Aber man darf sie nicht faul nennen; sie geht sogar uns Eindringlingen noch willig und geschäftig zur Hand, aber mit einer vornehmen Lässigkeit, die teils auf instinktiver Grazie beruht, teils auf dem intelligenten Fatalismus einer absterbenden Kultur-

nation. Hier in der Nähe liegt z. B. ein Dorf, das 1870 noch fast 300 Einwohner hatte, und jetzt sind es kaum noch 80, einschließlich der militärpflichtigen; da ist es kein Wunder, wenn Häuser und Höfe zerfallen. Mit resignierter Bonhommie lassen diese ursprünglich tüchtigen Leute den Lauf des Schicksals über sich ergehen. Wenn man irgend einem einfachen Bauern, der sich über die Kontribution beklagt, mit bedauerndem Achselzucken erwidert: mais que voulez-vous, c'est la guerre — dann nickt er sicher verständnisinnig: oui, grand malheur, aussi pour vous. Und eine hiesige Kleinstädterin, die sich bei einem unsrer Unteroffiziere eine ansteckende Krankheit geholt hatte, antwortete auf die Frage des Arztes, warum sie sich mit dem Mann eingelassen habe, der doch hier als Schürzenjäger bekannt sei, mit rührender Selbstverständlichkeit: Er hat mich eben haben wollen (Mais il a voulu se servir de moi). Dabei steckt in dieser Ergebenheit nichts Unterwürfiges oder Aufdringliches. Die Leute sind nur deshalb entgegenkommend, weil sie den Zwang des Schicksals spüren, weil wir eben die Stärkeren sind. Ihre Liebenswürdigkeit hat nichts Liebedienerisches; ihre Höflichkeit ist durchaus zurückhaltend, nur ein Mittel zur Umgehung zweckloser Reibereien oder falscher Verbindlichkeiten. Sie halten z. B. nie Maulaffen feil bei unsern Truppenübungsplätzen oder sonstigen Appells; selbst bei den Militärkonzerten hören sie höchstens von weitem zu, sammeln sich nicht um die Kapelle an, trotz ihrer Empfänglichkeit für Musik. Kurz, sie fügen sich mit gutem Anstand in das Unvermeidliche.

Gegenüber dieser Ritterlichkeit war der Befehl der Etappen-Inspektion, daß jeder männliche Einwohner unsre Offiziere zu grüßen habe, eine recht plumpe Gewaltmaßregel. In La Fère hat der neue Kommandant gar Geldstrafen darauf gesetzt, wenn einer den Hut nicht tief genug zieht. Solche Konstabler-Chikanen beweisen blos unsre Ungeschicktheit, fremdes Land zu kolonisieren. Es kann uns doch völlig einerlei sein, ob irgend ein Bummler uns grüßt oder nicht;

und der erzwungene Gruß nimmt grade dem anständigen Menschen die Lust zur freiwilligen Höflichkeit. Dergleichen macht unnütz böses Blut, beleidigt die Menschenwürde des Feindes, fordert Verachtung und Haß heraus, hintertreibt die unwillkürliche Achtung, die wir uns sonst durch unsre gewissenhafte Mannszucht bei dem einsichtigen Gegner erwerben. Und diese Achtung besteht in der Tat, sogar ein gewisses Vertrauen in unser Gerechtigkeitsgefühl. Ich konnte das deutlich merken bei einer Kriegsgerichtsverhandlung, in der ich (am 10. Mai) als Verteidiger für einen Gutsverwalter bestellt war, der unter der Anklage stand, Waffen verheimlicht zu haben. Der Angeklagte sowohl wie die Zeugen traten ohne jede Verstocktheit auf, hatten augenscheinlich schon in den Vorverhandlungen mit dem Kriegsgerichtsrat W., einem Hamburger Landrichter, den Eindruck empfangen, daß die versammelten Offiziere wirklich Recht sprechen wollten, nicht etwa blos eine Farce aufführten, um aus dem zweifelhaften Fall eine Geldstrafe herauszuschlagen. Der Angeklagte wurde freigesprochen; seine Gutsherrin hatte zwar die Waffen, bevor sie flüchtete, vergraben lassen, aber seine Mitwisserschaft war nicht nachweisbar, obwohl er natürlich nachträglich das Gesinde hatte munkeln hören. Ich will durchaus nicht behaupten, daß jedes deutsche Kriegsgericht diesen Mann freigesprochen hätte; es gibt patriotische Halsabschneider genug, die um des augenblicklichen Vorteils willen die ewigen Gebote der Humanität in den Wind schlagen. Ich will blos sagen, daß man durch Strenge (denn der Vorsitzende W. inquirierte recht scharf) dem Gegner noch keineswegs mißliebig wird, wenn nur keine Willkür dahinter steckt.

Das tritt grade im hiesigen Verwaltungsbezirk aufs erfreulichste zutage. Der Kommandant, Rittmeister N., ein nordmärkischer Großgrundbesitzer, sorgt mit musterhafter Strenge für Folgsamkeit; aber er schindet die Leute nicht, und das anerkennen sie mit sichtlichem Frohsinn. Er soll ursprünglich aus einer Hugenottenfamilie stammen, und manchmal nennt er die alte Abtei St. Nicolas au Bois, die

hier in der Nähe sehr anmutig mitten im Walde an ein paar Weihern liegt, im Scherz seinen Stammsitz. Aber man merkt ihm die französischen Ahnen höchstens vielleicht noch daraus an, daß er ein Kavalier durch und durch ist. Ein ritterlicher Hüne wie Bismarck, von Gesicht und Barttracht dem alten Kaiser Wilhelm ähnlich, sucht er in seinem kleinen Kreise sich der großen Vorbilder würdig zu zeigen. Wahrscheinlich behandelt er seine Gutsleute daheim weder besser noch schlechter als die Franzosen hier. Ob und wie sie ihn grüßen, ist ihm völlig gleichgiltig; aber sie tun es ganz von selbst, und die meisten sogar mit Vergnügen. Es ist den Leuten offenbar selbstverständlich, daß sie im Kriege ausgebeutet werden; es soll nur mit Ordnung und Höflichkeit geschehen. Auch ist ja die Ausbeutung an und für sich nicht so arg; im hiesigen Bezirk z. B. beträgt die vierteljährliche Steuer etwa 40 000 Mark auf etwa 6000 Einwohner, also knapp 7 Mark auf den Kopf. Wenn dann wirklich noch die Zuckerrüben, die den Winter über auf den Feldern geblieben und größtenteils erfroren oder angefault sind, nachträglich ohne Gutschein abgeerntet und zu Schnitzelfutter für die Pferde verwendet werden, dann ist das für die Durchschnittsbevölkerung auch nichts Unerträgliches; desgleichen, wenn die Maschinen der Zuckerfabriken, deren wohlhabende Besitzer fast alle geflüchtet sind, demoliert werden, um die Kupfer- und Messingteile nach Deutschland zu schaffen. Verhaßt machen wir uns nur durch die allerhand kleinen Schereien, persönlichen Geldbußen, Lebensmitteleintreibungen u. dergl., wobei meistens der Gendarm oder Unteroffizier eine übertriebene Rolle spielt. Dieser Mißbrauch der Kriegsgewalt ist eben im hiesigen Bezirk nicht üblich, und deshalb geht alles wie am Schnürchen. Manche Gemeindevorsteher, die Ordnung zu schätzen wissen, machen dem Kommandanten sogar Vorschläge, wie man die rückständigen Steuergelder (hier zur Zeit noch etwa 7000 Mark) aufbringen könne, ohne die ärmere Bevölkerung übermäßig auszupressen. Auch bezahlen sie glatt die Abgaben, die den Gemeinden als Arbeitslohn auferlegt sind für die Bestellung

der Felder durch unsre Soldaten, und als Kaufpreis für Saatkorn und Setzkartoffeln.

Überhaupt wird in dieser Kommandantur die Kriegsarbeit als ernstliche Prüfung des deutschen Volksgeistes betrachtet, nicht blos als faustfertige Großunternehmung, um der Welt unsre Macht zu beweisen. Musterhaft ist auch z. B. die Schulung, die der hier einquartierte Leiter der Rekrutendepots des III. Armeekorps, Major v. Sch., ein Nachkomme des Dichters Schenkendorf, den jungen Ersatzmannschaften angedeihen läßt. Hier wird kein öder Kommißdrill getrieben; die Leute machen Gefechtsübungen nach den neuesten Erfahrungen des Feldzugs, Durchbruchsversuche über alle möglichen Hindernisse hinweg, lernen wirkliche Schützengräben, Unterstände, Minengänge u. dergl. bauen, und zwar mit den Werkstoffen, die das Gelände bietet, nicht mit vorbereitetem Pioniermaterial, das im tatsächlichen Bedarfsfall ja fast niemals rechtzeitig und ausreichend zur Stelle ist. Bei solcher Arbeit entstehen natürlich allerlei neue Einfälle und Verbesserungsgedanken; so hat ein Leutnant E. einen Unterstand mit versenktem Geländespiegel erfunden, der auch während der schweren Kanonade, die dem Sturmangriff gewöhnlich vorausgeht, die Beobachtung des Schußfeldes erlaubt, ferner Schießscharten mit Klappenverschluß und abgeschrägten Mündungen, sodaß sie vom feindlichen Graben aus kaum noch erkennbar sind. Ich schlug bei der Besichtigung vor, in die Unterstände Kaminlöcher einzubauen, als einfachste Feuerungs- und Lüftungs-Anlage, und die Anregung fand sofort Zustimmung. Wie ich hörte, hat das Armee-Ober-Kommando genauen Bericht über den Ausbildungsplan dieser Rekrutenschule angefordert. Hoffentlich führt man diese Erziehung der Infanterie zu selbständiger Pioniertätigkeit in Verbindung mit Gefechtsübungen auch in den Friedensdienst unsers Heeres ein; sie bringt den Mannschaften Umsicht und Unternehmungslust bei, macht sie geschickt zu allen möglichen Handfertigkeiten und fördert durch die gemeinsame Arbeit, bei der die Leute immerfort auf einander angewiesen sind, die kameradschaftliche Gesinnung.

Für den Geist, der im hiesigen Verwaltungsbezirk herrscht, ist es bezeichnend, wie offen die meisten Offiziere ihr Bedauern darüber äußern, daß die Etappen-Inspektion die Kontributionsgelder größtenteils nur als Verpflegungszulagen für das Offizierkorps verwendet, während die einfachen Soldaten, die doch schließlich die schwerste Kriegsarbeit leisten, ziemlich leer dabei ausgehen. Sonst läßt sich von dieser Kommandantur eigentlich nichts weiter berichten, als daß sich alle Herren bemühen, zur Zufriedenheit des Kommandanten zu wirtschaften; die Verwaltung gleicht einer guten Hausfrau, die bekanntlich umso besser ist, je weniger man über sie redet. Aus Chauny könnte man Bände voll Klatsch auftischen. Neulich war einer der Herren vom dortigen Wirtschaftsausschuß zu Besuch hier und erzählte, daß die Inspektion nun endlich doch ein Bordell hat einrichten lassen, nachdem eine Generalstochter, die dort in einem Lazarett als barmherzige Schwester waltete, die Folgen ihrer Barmherzigkeit schließlich zu sichtbar hat tragen müssen. Aber um die sittliche Standesehre zu wahren, gilt die neue Einrichtung blos für die Mannschaften und Unteroffiziere; die Offiziere scheinen sich lieber ohne ärztliche Kontrolle zu delektieren. Und statt ein paar Dutzend nette deutsche Mädels kommen zu lassen und ein wirkliches Freudenhaus, das den Namen verdient, in Betrieb zu setzen, was grade hier doch möglich gewesen wäre, hat man eine ekelhafte Notdurftsanstalt mit 4 Französinnen aufgemacht. Kostenpunkt: 10 Minuten Besuch 2 Mark pro Mann. Der Erfolg war „knuffig", wie der Erzähler sagte: am ersten Tage mußte das Loch schon nach 4 Stunden geschlossen werden, weil 96 Mann der Reihe nach (sie standen bis in die Straße Queue) hinaufgestiegen waren, und da konnten die armen Bälger nicht mehr. An den folgenden Tagen hat die Puffmutter Erholungspausen für sie durchgesetzt; das Geschäft geht nun knuffig so weiter. Daneben natürlich allenthalben noch die private Prostitution. Der hiesige Kommandantur-Arzt, Professor C. von der Charlottenburger Hochschule, sucht sie dadurch unschädlich zu

machen, daß er jede Frauensperson, von der bekannt wird, daß mehrere Männer bei ihr waren, sofort geschlechtlich untersucht und sie bei Krankheitsbefund nach Guise ins venerische Lazarett bringen läßt. Er hat z. B. vor kurzem auch eine Pariser Kokotte, die verschiedenen Herren unsers Oberkommandos als Spionin und Schlafkameradin gedient hatte und in einem hiesigen Bezirksdorf einlogiert war, trotz der hohen Protektion abgeschoben; möglich allerdings, daß ihre Gönner sie nicht ungern losgeworden sind. Natürlich kann und soll man nichts tun gegen wirkliche Liebesverhältnisse, die sich zwischen unsern Soldaten und den einheimischen Frauen oder Mädchen anspinnen; und die sind erfreuerlicherweise nicht selten. Auch auf den Dörfern sehe ich überall, wie zutunlich grade die weibliche Bevölkerung mit unsern Besatzungen verkehrt, wie freundlich und fröhlich immer gegrüßt wird, wenn man im Vorüberfahren einem hübschen Gesichtchen zunickt. Oft sind die Kinder die Brücke für diesen Verkehr; denn es ist rührend, wie unser einfacher Mann sich der fremden kleinen Brut annimmt, und auch der Tiere, besonders der Hunde. Wenn irgend etwas unserm Volk eine Gewähr für die Beteiligung an der Weltherrschaft gibt, dann ist es diese unwillkürliche Fürsorglichkeit für alles Schutzbedürftige; mit dieser Huld gewinnt sich der Starke die Zutraulichkeit des Schwächeren. Es ist eine kurzsichtige Politik, wenn sich viele unsrer Machthaber heute nach römischem oder englischem Muster auf den brutalen Grundsatz versteifen: mag man uns hassen, wenn man nur fürchtet! Mit solcher Sorte Herrenmoral wird keine dauernde Herrschaft erlangt.

Meine Vorträge fanden im hiesigen Bezirk auch bei fast allen Offizieren dankbare Aufnahme, vielleicht infolge der gehobenen Stimmung nach dem großartigen Sieg unsrer Truppen in Galizien und dem glücklichen Vorstoß bei Ypern. Die Aufmerksamkeit und Andacht der Mannschaften verbürgt mir immer wieder den guten Geist unsers Volkes, auch daß sie am stärksten gefesselt sind von dem wirklich be-

gabtesten der jüngeren Kriegsdichter, Josef Winckler; ein paar mal sangen sie nach dem Vortrag, um ihrer Ergriffenheit Luft zu machen, auf der Straße das Lied: „Haltet aus, haltet aus!“ Für den unbefangenen Freimut des Kommandanten (er mimt durchaus nicht den Schöngeist) ist kennzeichnend, daß er sich aus reinem Mitgefühl, trotz seiner konservativen Gesinnung, von Bröger's Gedicht „Denk es, o Deutschland“*) eine Abschrift anfertigen ließ. Ich spreche meistens in den Dorfkirchen; da ist mir aufgefallen, wie verödet hier grade die katholischen aussehn. Mehrmals erfuhr ich, daß nur noch die alten Weiblein ab und zu einen Blumenstrauß oder sonstigen Altarschmuck hinbringen. Von den 10—12 Kirchen, die ich bis jetzt sah, zeigte eine einzige (in St. Nicolas) den sinnenfreudigen Farbenreichtum, der dem katholischen Kult eigentümlich ist; und die hat nicht der religiöse Trieb der Gemeinde geschmückt, sondern ein ästhetischer Schloßbesitzer hat da eine Anzahl neumodischer Heiligenbilder hingestiftet, die mit ihrem preziösen Raffinement durchaus nicht in das schlichte alte Gebäude und die sonstige Dürftigkeit der Einrichtung passen. Ich glaube, Frankreich hat sich den noch gesundesten Nerv seines seelischen Lebens zerschnitten, als es den Klerus expropriierte. Da diesem nicht mystisch veranlagten Volk unser naives Gottvertrauen mangelt, tut dort die Stütze des Priesterstandes dem Staatswesen viel mehr not als bei uns. Wir könnten sie nicht blos ohne Schaden entbehren, sondern die Trennung von Kirche und Staat würde unser religiöses Gefühl sogar steigern, indem sie die echte Gemeindebildung bestärkte.

19. Mai. Ausflug nach Laon. (Gebiet der 7. Armee.) Ich konnte es doch nicht unterlassen, mir die alte Bergfeste näher anzusehen, und erlebte keine Enttäuschung. Die Kathedrale, die aus der Ferne einen fast bizarr

---

*) Jetzt ja allgemein bekannt, damals noch sehr wenig verbreitet und ohne Verfassernamen gedruckt.

phantastischen Eindruck macht, wie die Silhouette einer avalunischen Zauberburg, erweist sich beim Eintritt in ihren engeren Bannkreis als eine der regelmäßigsten und übersichtlichsten frühgotischen Anlagen auf der Grundform des einfachen Kreuzes. Obgleich sie nicht fertig geworden ist, und trotzdem zur Zeit an dreien der Türme Ausbesserungsgerüste hängen, die unsre Heeresleitung so belassen hat, wie wir sie beim Ausbruch des Krieges vorfanden, wirkt die symmetrische Harmonie des gewaltigen Bauwerks so einleuchtend, als stände es vollendet da. Man steigt vom Bahnhof aus auf einer schnurgraden Treppenstraße zu den in Terrassen übereinanderliegenden alten Festungswällen hinan, die nach der Schleifung in Promenaden umgewandelt wurden und nun zwischen den hohen Bäumen der Alleeen und über ihre Wipfel hin immerfort wechselnde Ausblicke in blühende Gärten, Friedhöfe, gewundene Straßen und in die weite dörferreiche Landschaft eröffnen. Von den alten Befestigungen steht noch die Citadelle mit dem 1870 gesprengten Fort; es sind zwar nachher 2 neue Forts gebaut worden, aber auch diese haben keinen starken Wert mehr und wurden im vorigen Sommer sofort geräumt, als wir anrückten. Der Dom hat sämtliche Kriege dieser oft heimgesuchten Gegend ziemlich unbeschädigt überstanden; außer ihm ist die St. Martins-Kirche das einzige größere Gebäude, das aus dem gotischen Zeitalter übrig geblieben ist. Von den 5 Türmen des Domes ist nur der mittelste fertig geworden, ein wuchtiger viereckiger Dachreiter mit abgeflachter einfacher Spitze. Die 4 übrigen, gleichfalls viereckig und ebenso breit, aber viel höher, sind alle nur bis zur Plattform gediehen; die eigentlichen Turmspitzen fehlen. Ursprünglich sollten offenbar 7 Türme gebaut werden, vielleicht sogar 9: außer dem Dachreiter 2 an den Portal-Ecken des Längsschiffes, je 2 an den beiden Flügeln des Querschiffes, und vielleicht noch 2 an der Altarwand des Längsschiffes, die nur mit einem Paar schmächtiger Ziertürmchen abgeschlossen ist. Von den Ecktürmen des Querschiffes sind nur 2 bis zur Plattform

hochgeführt, die beiden hinteren (vom Portal aus gesehen) nur bis zur Höhe der Dachkante angelegt. Trotzdem, und obgleich die Kathedrale zur Hälfte von später angebauten Stiftshäusern eingeklemmt ist, so daß man sie nur von Westen und Norden plangemäß überschauen kann, bietet die Außenwirkung, besonders die Längswirkung, ein so großartiges Bild maßvoller Raumbeherrschung, daß es selbst die reicher gegliederte und verzierte Kathedrale von Reims und erst recht die Notre Dame de Paris übertrifft. Das fiel mir noch eindringlicher dadurch auf, daß heute Vormittag Nebelwolken über den Höhenrücken zogen, auf dem die Altstadt sich erhebt. Ich war schon um den ganzen Gebäudekomplex der Kathedrale herumgegangen, wozu man übrigens ohne Aufenthalt eine gute Viertelstunde braucht, und als ich nun von der Altarseite aus zwischen den beiden Flügeltürmen den einen der Portaltürme plötzlich auftauchen sah, war mir im ersten Augenblick zweifelhaft, ob er wirklich dazu gehöre, so entfernt schien er mir zu stehen; ähnlich wie im Gebirge bei ziehendem Gewölk die Gipfel viel riesiger erscheinen. Und doch macht die Längsseite mit den Türmen einen vollkommen geschlossenen Eindruck.

Ich fürchtete danach, die Innenwirkung werde eine gähnende Leere sein, vielleicht noch langweiliger als im Kölner Dom, und war aufs anmutigste überrascht durch die feinfühlige Gliederung des langen Raumes. Durch eine fast unmerkliche Einschnürung der Halle zwischen den Säulenreihen, ferner durch leise Abweichungen in der Form und Anzahl der Säulen und in den Verhältnissen der Nischenreihen der oberen Stockwerke ist es erreicht, daß die vordere und die fast ebenso lange hintere Hälfte des Längsschiffes gewissermaßen Räume für sich bilden, wogegen sich die beiden Flügel des Querschiffes als Zwischenraum zusammenschließen. Dennoch ist auch die Geschlossenheit des großen Ganzen vollkommen gewahrt, sobald man das Augenmerk darauf richtet; und die schmalen Nebenschiffe mit den Kapellen machen die Einheit des Hauptschiffes immerfort fühlbar. Eine seltene

Helligkeit, bis oben hinauf in die Wölbungen, steigert den übersichtlichen Eindruck noch; außer den Fenstern der Seitenschiffe geben auch alle vier Hauptgiebel, auch die beiden des Querschiffes, durch riesige Rosetten Licht. Keinerlei überflüssiger Prunk stört die schlichte Feierlichkeit und Erhabenheit der Architektur. Ich habe noch keine Gotik gesehen, selbst im Freiburger Münster nicht, die so frei von verschnörkeltem Überschwang ist; hier spürt man noch den strengen Ernst des sogenannten romanischen, eigentlich fränkischen Mittelalters oder vielleicht schon den klaren Geist der klassischen Frührenaissance, und deshalb wirken auch die Seitenkapellen aus dem 16. Jahrhundert nicht unpassend zwischen den gotischen Pfeilern. Wenn man den hellen ruhigen Raum von der Portalseite aus betritt, sieht man zuerst nur einen einzigen Schmuck: die herrlichen alten farbigen Fenster über dem langen, mit zartem Gitterwerk abgehegten Altarchor: drei hohe Schmalfenster und darüber die große Rose. Sie strahlen ein mild violettes Licht aus, das wundersam zu dem bleichen Kalkstein der neuerdings gereinigten, also durchaus nicht altersgrauen Wandflächen und Säulen paßt*). Erst wenn man in die Nähe der Fenster kommt, sieht man, daß dieses Violett nirgends in den Farbenscheiben der Bildfelder enthalten ist, sondern nur aus der Zusammenwirkung der überwiegend rubinroten und saphirblauen Gläser entsteht, deren Schmelz teils gedämpft teils gehoben ist durch perlweiße und smaragdgrüne Einlagen, und aus den schwärzlichen und bräunlichen Zwischenfarben taucht noch ein dämmrig amethystenes Lila oder Rosa auf. Es ist, als schimmerten Engelsflügel um das Mysterium der Dreieinigkeit. Als ich nachher im Casino am Mittagstisch saß, stand vor mir eine milchweiße Vase mit einem Strauß Glyzinienblüten; die unsäglich zarten Schattierungen dieser großen Schmetterlingsblütentrauben von fast weiß bis fast dunkel Lila zwischen dem hellgrün-bräun-

*) Rodin hat sich entrüstet über die Säuberung; ich kann ihm hierin nicht beistimmen. Dies Bauwerk hat den oberflächlichen Stimmungsreiz der Patina saeculorum nicht nötig.

lichen Laubgefieder erinnerten mich an die Kirchenfenster, und das menschliche Kunstwerk hielt den Vergleich mit dem unnachahmlichen Naturwunder aus. Was tut es, daß wir solche Fenster, auch solchen Dom jetzt nicht mehr machen können? Der Menschengeist hat sie doch einst geschaffen! wozu soll er sich wiederholen! er schafft jetzt andere Wunderwerke und wird immer wieder andere schaffen! Gewiß, ein gewaltiges Waarenhaus, ein Bahnhof, ein Wasserwerk, eine Talsperre sind trotz ihrer Großartigkeit keine Gebilde, die der Geist rein um seiner selbst willen erfunden und gestaltet hat. Aber steht's mit den Domen denn wesentlich anders? Ohne den weltlichen Machtzweck des Priestertums würde die menschliche Demut vor dem göttlichen Geist niemals diese stolzen Gebäude aufgeführt haben.

Es kommt immer nur darauf an, daß der Künstler sich nicht vom Zweck überwältigen läßt, daß er zwischen den einzelnen Werkteilen, die dem Zwang der Brauchbarkeit unterliegen, wozu auch alle Sinnenreize und Gefühlserregungen gehören, ein Gesamtverhältnis herzustellen versteht, das diesem Zwang überlegen ist; wir nennen es Schönheit oder Erhabenheit, es befreit den Geist von den Augenblicksreizen, also auch von jedem zeitweiligen Zweck. Und die Erhebung ins Ewige, die den mittelalterlichen Künstlern in der religiösen Sphäre geglückt ist, warum soll sie den Künstlern unserer Zeit nicht in der sozialen oder politischen glücken? Kunst dient stets irgend einem Machtzweck und — entmächtigt ihn zugleich; denn sie bedeutet die Herrschaft unsrer Einbildungskraft über die andern Naturkräfte, innere wie äußere, Seelenkräfte wie Weltkräfte. Und augenscheinlich ist unsere Zeit berufen, vornehmlich Sinnbilder der sozialpolitischen Weltbeherrschung zu schaffen, mit all ihrem Hochsinn und Größenwahn. In der Architektur sind die mächtigen industriellen und kommerziellen Etablissements der verheißungsvolle Anfang dazu; freilich erreichen erst wenige die klare Formvollkommenheit der besten Bauten von Peter Behrens, aber dieser Eine ist bahnbrechend für die Überwindung der materiellen Zweck-

dienlichkeit durch die ideelle Selbstherrlichkeit. Und da Deutschland aus diesem Krieg, den es um sein gutes Recht auf den friedlichen Erwerb der Weltherrschaft führt, unüberwunden hervorgehen wird, selbst wenn es den militärischen Sieg nicht erringt, so werden bald auch die Baumeister wetteifern, unsre soziale Kraft und kosmopolitische Sehnsucht in repräsentativen Gebäuden zu verherrlichen, die es mit allen Domen der Welt aufnehmen können. Diese Aussicht darf uns auch über die beklagenswerte Tatsache trösten, daß wir unter dem Zwang des Krieges einige Baudenkmäler beschädigen mußten, die aus der glorreichen Zeit herstammen, als Deutschland und Frankreich noch nicht „Erbfeinde" waren, als wir gemeinsam die Kultur des ritterlichen Christentums schufen, die unter dem fränkischen Riesenszepter Karls des Großen ihre Wurzeln trieb und dann in den gotischen Türmen gipfelte. Zu Deutschlands Segen haben die Glaubenskriege das alte Freundschaftsband zerrissen; sonst hätten wir niemals Luther und Bach, Leibniz und Kant, Goethe und Beethoven erlebt, von König Friedrich und Bismarck nicht zu reden. Jetzt aber ist keinerlei Gefahr mehr, daß wir uns vom lateinischen Geist unter die Fuchtel nehmen lassen; und was der Glauben einst getrennt hat, kann er auch wieder zusammenfügen, ob nun der Glauben an göttliche oder an menschliche Heiligtümer. Daß wir uns von der französischen Malerei des letzten Jahrhunderts befruchten ließen, war eine echte Anknüpfung an die ursprüngliche Schaffensgemeinschaft; denn die Meister von Courbet bis Cézanne, Corot bis Renoir, Millet bis Gogh setzen nicht die italisch-romanischen, sondern die keltogermanischen (holländisch-vlämischen) Traditionen fort, sind uns also durchaus wesensverwandt. Vielleicht heilt die große Not des fruchtlosen Krieges die geistigen Berater Frankreichs von der eiteln Gloire- und Revanche-Manie und gibt dem Volk den Glauben an Gott und die Menschheit zurück, den es in seiner glorreichsten Zeit besaß und den das deutsche Volk nie verloren hat; man sollte die Dichtungen Paul Claudel's in alle französischen Schulen einführen. Wir könnten uns keinen besseren Bundes-

genossen für unsre friedlichen Welteroberungspläne als das versöhnte Frankreich wünschen; denn dem Grundsatz „Noblesse oblige“ ist es immerhin treu geblieben, selbst bei diesem wahnsinnigen Rachefeldzug, in dem es sein überhitztes Blut für das kaltschnäuzige England verspritzt.

20. Mai — 12. Juli: Kommandantur Anizy le Château (wieder Gebiet der 1. Armee). Städtchen von 1200 Einwohnern, mit einer kleinen, aber musterhaft schönen Kirche aus der besten gotischen Zeit. In den Dörfern des Bezirkes noch mancher Kirchturm aus der älteren fränkischen Zeit, vierschrötig mit mehreren Rundbogen-Fensterreihen. Sonst herrscht in der Bauart dieser Gegend nicht mehr der gravitätische Stil der Picardie vor, sondern schon der elegantere, graziösere der Isle de France. Viel Parklandschaft; wohl ein Dutzend Schlösser und Schlößchen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Das schönste und größte bei Pinon, 2 km südlich von hier; jetzt Quartier vom Generalkommando des III. Armeekorps. Der Bezirk der Etappenkommandantur liegt großenteils noch im Operationsgebiet der Front. Der nächste Schützengraben ist nur 11 km von hier entfernt, und man hört deutlich tagsüber und noch deutlicher nachts die Kanonade aus Süden und Westen her, außerdem die Abwehrgeschütze gegen feindliche Flieger, die bei dem hellen Wetter fast täglich hier herumstreifen und mehrmals Bomben geworfen haben. Sogar von Moulin her (etwa 30 km von hier) war bei dem französischen Durchbruchsversuch (Mitte Juni) das schwere Feuer noch stark vernehmlich; nachts klirrten meine Fensterscheiben davon, Beweis für die unberechenbare (oder doch noch nicht berechnete) Fortpflanzungskraft der Schallwellen. In der entzückenden Frühlingslandschaft wirkt dieser dumpfe Lärm viel beklemmender, als er je im Schützengraben auf mich gewirkt hat. Um mich von der schwermütigen Stimmung zu befreien, schrieb ich den „Psalm der Verwunderung“:

Wie ist diese Welt doch entzückend und gräßlich!
Wie ist jede Seele gemein und herrlich!
Wie ist alles Leben schauerlich schön!

Wenn wir stillstehn vor einer Wiesenblume,
auf der ein seliger Falter Duft saugt,
und unten im Gras kriecht allerlei Wurmvolk
mit mörderischen Freßwerkzeugen:
ist das nicht gräßlich?

Wenn ein Adler niederstößt auf ein schwaches Lamm,
das friedlich am Berghang weidete,
und schon erhebt sich der Gewaltige wieder
und trägt mit glänzenden Flügelschlägen
seine Beute über den Gipfel hinweg:
ists nicht entzückend?

Wir lagen fürs Vaterland im Krieg
und haben gemordet und gebrandschatzt
und nannten unsre Feinde Schweine,
die doch nichts andres taten als wir;
denn wir sind alle viehisch gemein.

Wir begruben ihre Toten ganz wie die unsern,
wir nannten sie auf dem Grabstein Helden,
und aus den Brandstätten der eroberten Dörfer
retteten wir die kleinen Kinder,
deren Väter wir erschossen hatten;
wir herrlichen Menschen.

Wer nun glücklich von den Schlachtfeldern heimkehrt
und legt den Arm um seine frohe Frau
und fühlt dann ihr lebendiges Herz
durch ihr Knochengerippe an seines klopfen:
o, wie schauerlich schön!

Wie ist diese Welt doch unverbesserlich!
Wozu änderst du sie in einem fort,
guter Gott? —

Ich habe mich schon manchmal gewundert, daß diese eigentümlich anmutige Gegend, die voller lauschiger Täler, ausblickweiter Höhenzüge und sagenhafter Erinnerungen ist, nicht einen großen französischen Liederdichter wie unsern Eichendorff oder Uhland hervorgebracht hat. Die Gärten und Parks schwellen über von Blüten; alle deutschen Singvögel, auch solche, die man bei uns nur in den Wäldern hört, nisten hier dicht bei den kleinen Ortschaften, obgleich ihnen mit Schlingen nachgestellt wird. Übrigens fangen die Bauern auch größeres Wild, sogar Rehe und Hirsche, mit Schlingen weg; und auf einsamen Waldwegen durch enges Unterholz muß sich der Reiter vorsehen, daß er nicht in Hochwildschlingen gerät, die an umgebogenen jungen Baumstämmen angebracht sind. Bei dem heißen Wetter (mittags 30° R. im Schatten) waren Flieder und Kreuzdorn schon in der letzten Maiwoche abgeblüht; aber Akazien, Linden, Glyzinien, Kaprifolien, Jasmine, Lilien und alle Arten Rosen blühen jetzt in fabelhafter Fülle, und abends sind die Straßen des Städtchens von dem Geruch so überflutet, daß man ihn in den Kleidern mit ins Zimmer bringt. In den verwilderten Parkwaldungen von Schloß Anizy und Pinon stehn alte Tulpenbäume und echte Magnolien, große Rhododendren und Azaleen. Zwischen den beiden Parks läuft der Aisne-Oise-Kanal, und jetzt ist dort eine Sammelstelle für die aufgetriebenen Frachtkähne aus dem von der 1. Armee besetzten Gebiet; ein fesselndes Bild von der Landstraßenbrücke aus, diese schwimmende Siedelung unter den hohen Pappelbäumen. Die Kähne sind teils von unsern Soldaten bewohnt, teils werden sie zum Transport von Armeelieferungen oder Verwundeten benutzt. Die französischen Schiffer hat man größtenteils als Zivilgefangene abgeführt, nur die elsaß-lothringischen, luxemburgischen und holländischen auf den Fahrzeugen belassen; natürlich stehen sie unter Aufsicht, aber wahrscheinlich vermitteln sie doch Spionage.

Der Kommandant der Etappe, Frhr. v. d. G., ist ein ältlicher Husaren-Major, ziemlich verbraucht, aber umsichtig,

ohne daß er's immerfort merken läßt; wohlwollend mit Zurückhaltung, und versteht die Leute zu nehmen wie jeder erfahrene Offizier. Da er außerdem einen tüchtigen Adjutanten hat, einen Magdeburgischen Großkaufmann W., und ihm in allen Geschäftssachen freie Hand läßt, so geht die Aussaugung glatt vonstatten, ohne daß die einheimische Bevölkerung unnütz chikaniert wird. Das Verhältnis zwischen unsern Soldaten und den Einwohnern ist daher sehr gut, noch zutraulicher als in Crépy. Gleich am zweiten Abend nach Tisch hörte ich, wie die 2 Französinnen, die im Quartier des Majors die Wirtschaft besorgen, mit unsern Burschen in der Küche deutsche Lieder sangen: „Sah ein Knab ein Röslein stehn" und — — „Deutschland, Deutschland über alles". Besonders die Zeile „deutsche Frauen, deutsche Treue" sangen sie mit solcher Hingebung und so fehlerloser Aussprache, daß ich zuerst meinte, es seien ein paar deutsche Mädels; erst als ich fragte, wie die hierher verschlagen wären, erfuhr ich, daß es Französinnen sind, die sonst nur ein paar deutsche Brocken radebrechen. Ich lachte, weil die Andern lachten; aber im stillen erschauerte ich vor der Macht des Volksgesanges.

Auch bei meinen Quartierleuten fand ich so liebenswürdige Aufnahme, daß sie in keinem deutschen Bürgerquartier hätte herzenshöflicher sein können. Eine ehemalige Pariser Modistin, deren Mann mit ihren Mode-Artikeln die Provinz bereist hatte; und nun haben sie sich auf ihre alten Tage hier ein Häuschen mit Gärtchen gekauft. Sie stellten mir die besten Zimmer, Bettstücke und Geschirr zur Verfügung, und richteten mir das Frühstück feiner und reichlicher an als sich selber. Ich brachte ihnen zwar zu Pfingsten einen Teller voll allerhand Liebesgaben, aber das stand in keinem Verhältnis zu dem Aufwand, den sie für mich machten. Als ich ihnen beim Abschied ihre Auslagen vergüten wollte, lehnten sie das mit der Bemerkung ab, es werde ihnen immer eine ehrenvolle Erinnerung bleiben, daß ein deutscher Dichter ihr Gast gewesen sei. Überhaupt hat man mir bisher in jedem Quartier mit irgend einem Kompliment angedeutet, man habe

gehört, wer ich sei und in welchem Auftrag ich reise; sogar die Haushälterin in Crépy tat das, die eine einfache Waschfrau ist, und in La Fère z. B. sagte mir die Hausbesitzerin, die Dichter hätten den Vorzug vor anderen Sterblichen, daß sie sich niemals langweilen. Ich bezweifle, daß in unsern kleinen Provinzstädten der gewöhnliche Mittelstand irgendwelche Notiz davon nehmen würde, wenn sich ein neuerer französischer Dichter, etwa Claudel oder Verhaeren, zufällig ein paar Wochen dort aufhielte; was garnichts mit der Frage zu tun hat, ob die Leute eine Zeile von ihm gelesen haben oder überhaupt seinen Namen kennen, sondern lediglich mit ihrem Respekt vor dem idealen Beruf. Es ist schon wahr, der französische Bourgeois ist „kultivierter" als unser Spießbürger, mag dieser auch etwas „gebildeter" sein. Wir haben ja nicht mal ein deutsches Wort, um auszudrücken, was „cultivé" bedeutet, denn unser Kautschukwort „gebildet" bedeutet meist blos geschult oder gelehrt; und was der „wahrhaft Gebildete" ist, davor gruselt's den „wirklich Gebildeten".

Von meinem Quartier aus hatte ich obendrein eine merkwürdig sinnige Aussicht: auf einer großen Wiese zwischen den Obstgärten weidet da unser Schlachtvieh herum, und daneben liegt ein Stück Brachland, auf dem unsre durchmarschierenden Truppen hin und wieder Rast machen. Jedesmal, wenn ein Trupp abgeführt wurde, sei es zur Schlachtbank, sei's in die Schlacht, drängte sich mir die Frage auf, was denn nun eigentlich für ein Unterschied sei zwischen dem Rindvieh und unserm Soldatenvolk. Doch nur, daß die Menschenheerde wissentlich tut und sich ein Verdienst draus macht, was sich das liebe Vieh ziemlich ahnungslos vom lieben Gott gefallen läßt; denn schließlich blutet ja auch der Ochse fürs Vaterland. Auf diesem Nur des Selbstbewußtseins fußt also unsre ganze Menschenwürde; was sich die Philosophen des Unbewußten und Unterbewußten und Überbewußten auf das Brett vor ihrem Kopf schreiben mögen! Vielleicht wird die Menschheit doch einmal selbßbewußt genug, daß jeder Mensch es für unmenschlich hält, andre Menschen

als Opfertiere zu benutzen. Oder soll ewig Krieg sein auf Erden? —

Ich besah mir dann auch das Schlachthaus, um nicht außer Betracht zu lassen, daß der Mensch einstweilen und unter anderm noch ein fleischfressendes Säugetier ist. Das Gebäude war vorher eine Papierfabrik; jetzt wird darin der ganze Fleischbedarf für unser III. Armeekorps hergerichtet. Die Umgestaltung der Anlagen und die Einrichtung des Betriebes hat der Kommandör der Schlächterkolonne, Rittmeister A. v. H. besorgt; er war früher aktiver Dragoner-Offizier, studierte dann Jura und Nationalökonomie und ist Direktor eines statistischen Amtes geworden. Er führte mich durch sämtliche Arbeitsräume: Schlächterei, Darmwäscherei, Wurstmacherei, Räucherei, Packerei usw. Es roch nicht so arg, wie ich erwartet hatte, und die musterhafte Ordnung und Sauberkeit war tatsächlich sehenswert. Es werden dort täglich 10—13 000 Kilo ausgeschlachtetes Fleisch an das Armeekorps (etwa 40 000 Mann) geliefert; das kommt dem Verbrauch einer Stadt von 80 000 Einwohnern im Frieden gleich. Dazu sind an Rindern täglich 90—100 Stück erforderlich, an Schweinen 260—300. Das deckt sich ungefähr mit dem Witz über den Viehbedarf eines Regiments: soviel Stück Rindvieh wie Majore, soviel Schweine wie Hauptleute, soviel Hammel wie Leutnants. Wenn die fertig zubereitete Tageslieferung für das Armeekorps an Haken aufgehängt ist, füllt sie 2 Hallen, die zusammen etwa 30 Meter lang und je 12 Meter breit sind; diese Fleischmenge wird mit 6 Last-Kraftwagen zur Front befördert. Wie der Rittmeister seinen anstrengenden Aufsichtsdienst bewältigt, ist allen ein Rätsel; wann er schläft, weiß eigentlich niemand. Er ist jeden Morgen Punkt 4 Uhr auf dem Posten und bis mittags 1 Uhr unterwegs, nachmittags wieder von 4 bis 8 in Dienst, und dann sitzt er gewöhnlich bis nach Mitternacht, manchmal bis Tagesanbruch am Zechtisch, ohne je Müdigkeit zu zeigen. Er ist von Hause aus Schweizer, ein unverwüstlicher Recke, wie sich Schiller den „Stier von Uri" gedacht haben mag. Der Einzige, der es an Trink-

festigkeit hierorts mit ihm aufnehmen kann, ist sein Vorgesetzter, Major v. B., Husarenmajor und Staffelkommandant, ein ebenso unverwüstlicher Rheinländer. Aber während der Schweizer bei aller Aufgeräumtheit stets seine Hochgebirgs-Ruhe bewahrt, sprudelt der untersetzte Rheinländer immerfort von launigen Einfällen und enthusiastischen Tiraden über; ein wirklich prachtvolles Zecherpaar.

Auch sonst wird hier die Kriegslage von der frisch-fromm-fröhlichen Seite genommen, und man hebt sich die ernsten Betrachtungen für Gespräche unter vier Augen auf; dadurch ist der Verkehrston stets anregend und schaltet den öden Kommißkomment aus. An einem vorgerückten Abend z. B. haben wir mit Edamer Käsekugeln und Bayrischen Bierflaschen Kegel gespielt. In der engeren Tafelrunde der Etappen-Kommandantur haben die Herren einander Spitznamen beigelegt; so wird der kleine, schmale, manchmal rabiate Kriegsgerichtsrat G. „der Kriegsfürst" tituliert, und der lange, dünne, stets konziliante Feldkaplan Fl. „der Friedensfürst". Überhaupt: je näher man der Front kommt, umso humorvoller wird die soldatische Stimmung, und das ist durchaus kein Galgenhumor, oder doch nur zum geringsten Teil, sondern die reine Unbekümmertheit des Draufgängers von Gottes Gnaden, der Gleichmut in allen Lebenslagen, der sich zum Glück in unserm einfachen Volk noch ungebrochener kundgibt als in den Bildungskreisen. Dieser unsentimentale Humor, der im ganzen deutschen Heer jetzt als „guter Ton" gilt, verbürgt uns mehr unsre echte Kraft als aller pathetische Furor; denn dieser ist auch bei andern Nationen vorhanden, dagegen unser wohlgelauntes Gottvertrauen (eben nicht blos Gottesfurcht) gegenüber dieser ungeheuren Schicksalsprüfung, das steht einzig da in der Weltgeschichte*). Eine köstliche Probe dieses Humors erzählte mir mein Quartierkamerad, ein Eisenbahn-Oberleutnant Dr., der eins unsrer großen Flachbahngeschütze (38,5 Kaliber, von den Soldaten

*) Was man sich doch alles einredet, um sich schlimme Ahnungen auszureden! —

„langer Max" genannt) bei Coucy hat montieren helfen. Er reitet da neulich durch ein Dorf, das von der französischen Einwohnerschaft geräumt ist, und hört plötzlich Orgeltöne aus einem Bauernhaus klingen; als er verwundert nachsieht, sitzt da ein Unteroffizier, der hat sich aus der verlassenen Kirche das Harmonium herübergeholt und spielt und singt nun als erstes Stück mit allerlei Variationen die Melodie: „Wenn das der Petrus wüßte!"

Bezeichnend für die unbekümmerte Stimmung unsres Heeres war es auch, wie die italiänische Kriegserklärung hier aufgenommen wurde. Die Meldung traf bei uns am Pfingstmontag ein, und schon Dienstag Vormittag machte folgender Reim eines Landwehrmannes die Runde:

„Der deutsche Eichknüppel forcht't sich nit,
den Leiermann verhaun wir ooch noch mit."

Inzwischen hatte auch die französische Einwohnerschaft, die im stillen natürlich immer noch auf unsre Vertreibung hofft, die Nachricht erfahren, und der Maire, der ziemlich gut deutsch spricht (er hat in Leipzig studiert), äußerte dem Adjutanten W. gegenüber, nun würden wir wohl bald einpacken. Der fertigte ihn zwar gebührend ab: er solle sich nur hüten, daß er nicht mit eingepackt würde — aber da sich auch ein paar junge Burschen auf der Straße mausig gemacht hatten, verabredeten wir auf Dienstag Abend eine Kriegspfingstfeier mit Pauken und Trompeten, die auch den Franzosen in die Ohren schallen sollte. Erst hielt ich in der Kirche, die gedrängt voll von Offizieren wie Mannschaften war (auch ein paar Generäle waren von der Front herübergekommen) eine feierliche „Haltet aus"-Rede, dann versammelte sich unsre engere Tafelrunde nebst Gästen in der „Gerichtslaube", dem Amtsquartier des Kriegsfürsten G., das ein Gärtchen nach der Straße hinaus hat. Da ließ nun der Führer der Bäckerkolonne, Rittmeister Br., seine Musikbande antreten, 7 Mann hoch. Kostümiert in Karikatur-Uniformen, die an unsre Gegner erinnern konnten: ein Franzose, ein Zuave, ein Japs, ein Kosacke, ein englischer Hochländer und ein Italiano, dazu ein Kapellmeister

in Zivil, d. h. mit eingebeultem Cylinderhut, roter Lockenperücke, undefinierbar karrierter Hose und schwarzem Frack ohne Hemde. Außer einer Ziehharmonika und einer Baßgeige alle mit selbstangefertigten Instrumenten: ein Klavizymbal aus abgestimmten Bierflaschen, eine Kesselpauke aus einem wirklichen Kochkessel nebst Deckel-Schlagbecken, eine lange Niggerbratsche zum Streichen und Stampfen, und eine Art Mund-Dudelsack aus einem Hornkamm mit einer großen Schweinsblase dran. Diese sonderbare Kapelle vollführte nun zunächst in dem Straßengärtchen eine urfidele Janitscharenmusik aus Märschen, Tänzen und Gassenhauern, bis Major v. B. mit einem Trompeterquartett erschien und ein paar ernste Lieder blasen ließ; z. B. spielte ein Solist auf dem Waldhorn ganz vorzüglich „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit" und die andern drei immer den Kehrreim als Echo. Hierauf traten wir alle zu einem Umzug an: vorn die vier Trompeter, dann die Janitscharenbande, dann wir Offiziere, dann einige Unteroffiziere mit unsern Burschen, paarweis hintereinander. So zogen wir am Rathaus vorbei und um die Kirche ringsherum, immer mit schmetternden Fanfaren und kanibalischem Gerassel, sodaß selbst die reserviertesten Franzosen die Köpfe aus den Fenstern steckten, und dann zurück zur Gerichtslaube. Da machten wir auf der Straße Front, und Major v. B. hielt eine schallende Ansprache, in der mehrmals das Wort „Italien" vorkam, von uns stets mit lautem Gelächter begleitet, und die mit einem dröhnenden Hurra schloß. Seitdem hat sich kein Franzose hier mehr mausig gemacht; im stillen mögen sie uns freilich für rechte Barbaren gehalten haben, denn für unsern Humor fehlt ihnen jedes Verständnis. Überhaupt haben sie wenig Sinn für unsre Art Gemütlichkeit, für diese Mischung von Derbheit und Zartgefühl. Daß wir z. B. zu Pfingsten die Haustüren mit abgehauenen Birkenzweigen schmückten, das wollte ihnen garnicht gefallen; sie finden das kindisch („puéril") und sogar die kleinen Mädchen zeigten kein Vergnügen daran, obgleich unser Weihnachtsbaum ihnen Freude macht, aber wohl nur des Aufputzes wegen. Man könnte es für das

Kennzeichen eines altersmüden, altklugen Volkes halten, daß die Erwachsenen nicht mehr kindlich empfinden; aber was wir Deutschen unter „Kindlichkeit" meinen, dafür hat der Franzose ja nie ein Wort gehabt. Übrigens auch nicht für das, was wir als „weiblich" verehren. Dagegen deckt sich „viril" mit „mannhaft". Darin sind sie uns also verwandt; im Mut, nicht aber im Gemüt. Daher auch die Hohlheit ihrer lyrischen Kunst, ihre ahnungslose Redseligkeit, ihr Mangel an liedhafter Innigkeit. Der einzige Verlaine ist kein Gegenbeweis, denn er hat sicherlich unter dem Einfluß der deutschen Romantiker gedichtet; er hat das selbst eingestanden in dem Gedicht auf den „Ritter der deutschen Balladen, der durch seine Träume zieht", und ist von uns nur aus diesem Grund so eifrig übersetzt worden, nicht weil er uns Neues erschlossen hätte.

Leider mußte ich meine Tyrtäos-Rundreise am 31. Mai unterbrechen und mich auf längere Zeit ins Lazarett begeben, wegen einer Aderentzündung im linken Oberschenkel. „Leider" sage ich allerdings blos in körperlicher Hinsicht, denn das fortwährende Maulheldentum (jeden zweiten oder dritten Tag ein Vortrag) wurde mir schon zur seelischen Pein, besonders da ich trotz aller Aufmerksamkeit meiner meisten Zuhörer mein Amt für überflüssig halte oder doch nur für einen winzigen Tropfen auf den riesengroßen heißen Stein; meine anfängliche Hoffnung, daß man noch andre Dichter oder sonstige Laienprediger durch die Truppenlager schicken würde, hat sich inzwischen als ganz illusorisch erwiesen. Da fing es mich denn an zu wurmen, daß ich mich als Feldprediger zweiten Ranges in der Etappe herumdrücken soll, während im Großen Hauptquartier allerlei Halb- und Viertelsdichter als „erstklassige" Ehrengäste verkehren; und ich überlegte mir schon, ob ich mich nicht zur Front zurückmelden solle. Das ist mir nun vorläufig unmöglich. Woher die Entzündung mir angeflogen ist, kann ich mir nicht recht erklären; ich bin weder viel gelaufen noch geritten und habe in den letzten Jahren auf meinen alpinen Hochtouren 15—18stündige Klettereien gemacht, ohne daß es mir geschadet hat. Merkwürdig aber,

daß meine Ahnung, mir würde etwas an den Beinen passieren, nun doch in Erfüllung gegangen ist, wenn auch anders als ich vermutete; die stärkste Entzündung sitzt genau an der Stelle, wo mir vor Monaten die Verwundung geträumt hat, eine Handbreit über dem linken Knie. Möglich also, daß die Ader schon damals durch die Schützengraben-Dreckluft einen Knacks gekrigt hat, und daß sich die Empfindung davon im Traum als Verwundung meldete. Die Ärzte hier meinen allerdings, mit der Entzündung habe das nichts zu tun, sonst wäre sie nicht erst jetzt ausgebrochen; aber „die Ärzte wissen nichts von den Göttern", sagt ein lateinischer Priesterspruch. Sie nehmen eine scharfe Erkältung als unmittelbare Ursache an, vielleicht in einer zugigen Dorfkirche, da ich bei meinen Vorträgen natürlich öfters in Hitze geraten bin. Nun, auf alle Fälle bekam ich so Gelegenheit, auch die sanitäre Organisation unsers Heeres näher kennen zu lernen. Sie ist in jedem Betracht bewundernswert, die Verpflegung wie die Behandlung der Kranken. Ich war erstaunt, was so ein „Feldlazarett" (im Unterschied von den weiter hinten liegenden, noch vollständiger ausgerüsteten „Kriegslazaretten") auf seinem Dutzend Wagen alles mit sich führt an Tragbahren, Bettzeug (für 200 Betten), Wäsche, Lebensmitteln, Geschirr, Instrumenten, Medikamenten usw. Die ganze Ein- oder Auspackerei dauert etwa einen Tag; ich konnte das beobachten, da am 1. Juli das III. Armeekorps aus der hiesigen Gegend nach Douai-Arras verlegt wurde und von dort das VIII. Korps hierher kam, weswegen auch das Lazarett sein Personal und Material wechselte (statt III, 11 kam VIII, 8); nur die Schwestern blieben hier. Der Betrieb war nachher wie vorher derselbe, ebenso pünktlich und sauber und sorgsam. Die Ärzte, die mich untersuchten und behandelten (Korps-Arzt Prof. R., Oberstabsärzte Dr. H. und B., Stabsärzte Dr. M. und K.) alle aufs äußerste gewissenhaft, rücksichtsvoll und teilnehmend; desgleichen die Wärter und die Schwestern (das hiesige Feldlazarett ist eins der wenigen, in denen Schwestern zugelassen sind). Ich habe während der 6 Wochen, die ich

hier lag, nicht ein einziges Mal auch nur eine Spur von Ungeduld oder Nachlässigkeit in der Behandlung gemerkt, obwohl mein Bein anfangs täglich zweimal in Umschläge gewickelt werden mußte und später täglich eine halbe Stunde in einem sehr umständlichen Trocken-Heizapparat mit 100° C. geschmort wurde. Zu der gefürchteten Krankenhaus-Langenweile hatte ich vor lauter Mahlzeiten und Besuchen gar keine Zeit; sogar von Chauny kamen Besucher. Die Verpflegung war so reichlich, daß ich garnicht alles aufessen konnte, obgleich ich mehr aß, als ich es sonst gewohnt bin.

Das so schaurig sich anhörende Lazarett ist übrigens in Wirklichkeit ein entzückendes Château aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, wenigstens das untere Stockwerk; das obere ist auch alt, aber viel gröber geformt, scheint mir nach irgend einer Zerstörung später aufgeflickt. Gehört jetzt einer Gräfin d'A., die geflüchtet ist. Sie wird nicht sehr erbaut sein, wenn sie nach dem Kriege sieht, daß wir in ihrem Schloßgarten einen Soldatenfriedhof angelegt und ihre Empfangsräume in Krankensäle umgewandelt haben. Möglich allerdings, daß die französische Vorliebe für historische Reminiscenzen ihr den Schauder angenehm machen wird, zumal da wir sonst nichts verunstaltet haben. Das Haus steckt noch voll von alten Möbeln, Gemälden und Kupferstichen aus der Zeit Louis XV. und XVI. An der weißgetäfelten Kaminwand meines Zimmers hängt das Porträt eines jungen Prinzen mit Allongeperrücke und Tellerkragen, mit dem Ordensband des goldenen Vließes und lässiger, witziger, genüssiger Miene. Er macht einen unnatürlich langen Hals und blickt über die hohe Fußlehne meines zweischläfrigen Himmelbettes, als wolle er sagen: Eh, mon vieux garçon, que faites-vous là? Autrefois ce lit était réservé pour mes douces jeunes amies! — Durch meine drei Meter hohen Flügelfenster sehe ich auf die große Parkwiese, deren waldiger Rand wie ein Rokokospiegel geschweift ist, und auf der jetzt, nach der ersten Maht, jeden Tag unsre Pferde weiden. Das ist mindestens so unterhaltsam wie irgend eine menschliche Gesellschaft. Man

kennt bald die verschiedenen Charaktere heraus: die Geselligen, die Sonderlinge, die Spaßmacher, die Verdrießlichen, die Neugierigen, die Gleichgiltigen, die Gutmütigen, die Bockigen usw. Merkwürdig, wie sich die Reitpferde fast immer von den Zugpferden absondern. Ob sie sich wirklich als vornehmere Kaste fühlen? Oder ob es nur daher kommt, daß sie gewöhnlich im Stall gesondert stehen? Aber auch die menschlichen Standesgefühle beruhen wohl meist blos auf Stallgewohnheiten: Kinderstube und Tischgesellschaft. Und auch im Tierreich kann man sehen, wie sich im Dunstkreis der Großen die Kleinen nähren. Kaum erscheinen die Pferde auf der Weide, sind sie von Mücken, Fliegen und Bremsen umschwärmt, und nach 10 Minuten kommen die Schwalben angeflitzt und machen Jagd auf die Blutsauger; und im Grase hüpfen die Staare und spießen die Regenwürmer auf, die von den Huftritten aus der Erde gewühlt werden.

Dazu flöten und gurren von Morgen bis Abend Drossel und Pirol und wilde Tauben. Eine Zippdrossel ist darunter, die sich immerfort eigne Arien ausdenkt, so lange hin und her probiert, bis sie die neue Tonfolge sicher beherrscht, dann kombiniert sie eine andre; unermüdliches Künstlerseelchen. Sehr unterhaltend für das ganze Lazarett ist auch ein kleiner Pferch mit 4 jungen Wildschweinen neben den Stallgebäuden am Parksaum; bei jeder Fütterung sind Zuschauer da, auch französische Jungen und Mädels, und lachen über ihre possierlichen Sprünge. Der Oberstabsarzt H. hat sie eines Tages, als er quer durch den Wald nach Prémontré ritt, in einem Gebüsch entdeckt und ausheben lassen, einen „Kessel" mit 8 Frischlingen ohne die Bache, die wahrscheinlich ein Jäger abgeschossen hatte; 4 davon sind eingegangen, wohl an dem ungewohnten Futter, aber die überlebenden 4 sind prächtig gediehen und so zahm geworden, daß der stärkste sogar auf den Namen „August" hört und dem Stallwärter wie ein Hund nachläuft. Einen rührenden Vorgang sah ich vom Fenster aus, als beim Umzug des Lazaretts III, 11 die Frischlinge mitgenommen wurden. Da war ein französisches

Küchenmädchen, eine ganz holdselige Person, wie eine deutsche Märchenprinzeß, und die ein Liebesverhältnis mit unserm Verpflegungsfeldwebel hatte. Sie waren beide auf dem Karpfenteich zum Abschied noch einmal zusammen Boot gefahren und kamen nun Hand in Hand dazu, als unsre Soldaten grade die Frischlinge in einen großen Fischkasten sperrten und auf einen der Wagen verstauten; da wandte sich das Mädchen ab, und die hellen Tränen sprangen ihr aus den Augen. Zur Ehre unsrer Leute sei es gesagt, daß keiner eine spöttische Miene machte, als der Feldwebel sie tröstend wegführte.

Bei aller krassen Unmenschlichkeit, die der Krieg dem Soldaten aufzwingt, spürt man doch immer wieder, wie tief und stark das Gebot der christlichen Nächstenliebe in der europäischen Menschheit schon wurzelt; niemand ist mehr mit gutem Gewissen grausam, jeder macht sich eine zeitweilige Entschuldigung vor sich selbst zurecht, wenn er Gewalttaten anordnen oder vollstrecken muß, über die sich noch im Mittelalter oder gar im Altertum kein Kriegsmann den geringsten Skrupel gemacht hätte. Das empfand ich mit Befriedigung, als ich in der Schloßbibliothek Gelegenheit nahm, Flauberts „Salammbô" wieder einmal zu lesen; die großartigen Schilderungen der karthagischen Kriegsgreuel und nebenher auch römischer und griechischer Brutalitäten, denen man die geschichtliche Quellenforschung bis in die geringfügigste Einzelheit der ebenso kalten wie glühenden Darstellung anmerkt, erregten mir durchaus keine Achtungsgefühle im Sinne von Nietzsches romantischer Herrenmoral. Die Ansprüche an den Mut des modernen Soldaten sind um nichts niedriger als in der Antike; Bajonette, Gewehrkugeln und Granatsplitter reißen ebenso gräßliche Wunden, oder sogar viel gräßlichere, als Schwerter, Pfeile und Schleudersteine, und Tote fallen heut mehr als je. Um nationale Macht und Herrlichkeit, um soziale Ranglisten und Ehrenzeichen geht's heute nicht weniger als damals; wo also steckt das heroische Plus? Mir scheint, bei christlicher Sittlichkeit gehört entschieden m e h r Heroismus zur soldatischen Pflichterfül-

lung, mehr Selbstbehauptung sowohl wie Selbstüberwindung, als bei der heidnischen Gesittung, die in jedem Ausländer den barbarischen Feind sah. Und das Non plus ultra wirklicher Sklavenmoral, die antike Söldnerwirtschaft, die allenthalben sofort einsetzte, sobald die Stammbürgerschaft Kolonieen unterwarf, fristet heute nur noch in England ein keineswegs achtunggebietendes Dasein*). Die andern Kulturnationen dürfen stolz darauf sein, daß ihre Soldaten sich nur noch als Vaterlandsverteidiger zu notgedrungener Gewalttat berechtigt fühlen, nicht mehr als Welteroberer. Es heißt die natürliche Bestie im Menschen verherrlichen, wenn man die Mitmenschgefühle verdächtigt, die das Christentum uns zur zweiten Natur gemacht hat. Unsre Tapferkeit wird nicht schwächer, sondern im Gegenteil zielkräftiger, wenn wir die Bestie an der Kette halten und nur im äußersten Notfall loslassen. Mit Haß, Wut, Ingrimm kann man vielleicht im Augenblick eine Schlacht gewinnen oder auf kurze Zeit ein Land erobern, aber keine Weltherrschaft auf die Dauer errichten; die setzt man nur mit Tugenden durch, die dem Geist der Menschenachtung entstammen, und der verträgt sich durchaus mit der Mannszucht. Grade der einfache Mann des Volkes hat einen sichern Instinkt dafür und einen naiven Glauben daran, daß heute jeder Mensch von Zukunftswert zugleich Staatsbürger und Weltbürger sein muß; einzig deshalb ist er „Sozialdemokrat“ und dabei der treueste „Patriot“. Und als klare Einsicht lebt dieser Glaube auch in den führenden Männern der geistigen Oberschicht, in den echten Künstlern und Forschern. Nur der vom Schlagwörterlärm verwirrte Kulturparvenü, besonders der literarische Snob, schwankt haltlos zwischen dem nationalen und dem humanen Ideal hin und her oder versteift sich krampfhaft auf eins von beiden, als ob sie einander ausschlössen. Das ist, als wollte eine Pflanze blos in die Erde oder blos in die Luft wachsen,

*) Damals hatte England die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht noch nicht begonnen.

während sie doch Beides zum Leben braucht und das Himmelslicht obendrein. Auf diesen widernatürlichen Skrupel zielt z. B. auch eine superkluge (mir hierher nachgesandte) Rundfrage der angesehensten schwedischen Zeitung: wie dem dauernden Abbruch der internationalen Beziehungen, womit der Krieg die Künste und Wissenschaften, überhaupt die Kulturwelt bedrohe, vorgebeugt werden könne. Ich habe folgende Antwort erteilt:

Es liegt keinerlei Grund zu der Befürchtung vor, daß der internationale Zusammenhang der Künste und der Wissenschaften, den der große Krieg zur Zeit gelockert hat, auf die Dauer zerrissen werden könnte. Erstens kein kultureller Grund; denn dieser Zusammenhang beruht nicht auf zeitweiligen Neigungen der Nationen oder gar einzelner Persönlichkeiten, er ist ein ewiges Bedürfnis der Menschheit, ist gleichbedeutend mit der Entwicklungsgeschichte des Geistes, nicht blos des europäischen, sondern des Menschengeistes überhaupt. Zweitens auch kein natürlicher Grund; denn die nationalen Leidenschaften schließen die humanen Gefühle nicht aus, schränken sie höchstens etwas ein, bringen aber zugleich die Spannung ins Leben der Völker, die sie zur stärksten Entfaltung aller seelischen Kräfte antreibt. Kriege sind Gewitter am Himmel der Menschheit; je heftiger sie ihn durchtoben, umso friedlicher blaut er nachher. Schon während des Krieges kann man beobachten, daß die Stimmungen der Wut und des Hasses überspannte Seelenzustände sind, deren Wirksamkeit sich rasch erschöpft; grade der militärische Fachmann ist am wenigsten von ihnen beherrscht, rechnet vor allem mit der Mannszucht. Ich hatte im Felde öfters Gelegenheit, mit höheren Offizieren zu sprechen; keinen traf ich, der nicht mit ruhiger Achtung die feindlichen Tugenden anerkannte. Ich stehe zur Zeit auf französischem Boden, aber ich sehe keinen Unterschied zwischen einer thüringischen und einer pikardischen Musterfabrik. Wenn wir Sonntags in den Kathedralen von Laon oder Noyon unsre Kirchenkonzerte aufführen, kann kein Franzose diese herrlichen Bauwerke mit reinerer Andacht und

Ehrfurcht betrachten als der gebildete deutsche Soldat; und unser Entzücken an einem schönen alten Château wird nicht verringert durch die Wahrnehmung, daß in der Umgegend zufällig auch ein paar protzige Parvenü-Villen stehen. Was man Hurrapatriotismus oder Chauvinismus nennt, ist eine nervöse Epidemie, die zwar in allen Nationen auftritt, aber nur im geistig belanglosen Mittelstand vorherrscht; leider befällt sie zuweilen auch einzelne Wortführer der geistig schaffenden Oberschicht, aber diese brüllenden Löwen, die mit den Wölfen zu heulen verstehn, sind nicht die bleibenden Ratgeber der Menschheit, nicht einmal ihres eigenen Volkes. Was ein Volk an edelsten Werten schafft, will es stets auch von anderen Völkern geschätzt sehn; solche Werte sind ja nur meßbar nach dem Grad ihrer Wichtigkeit für die allgemein menschliche Gesittung. Wozu führt denn eine Kulturnation Krieg? Doch nur, um sich die Wege zu sichern, auf denen sie ihre Kultur möglichst unbehindert über den Erdball ausbreiten und fremde Kulturgüter eintauschen kann; schließlich läuft jede Politik auf ein kosmopolitisches Ziel hinaus. Deutschland wenigstens hegt diesen friedlichen Wunsch, ohne jeden Vorbehalt! Wir sind noch immer das Volk der Dichter und Denker, sogar der Träumer und der Grübler; was uns freilich durchaus nicht hindert, auch gute Rechner und Händler zu sein und nötigenfalls auch gute Krieger. Wir glauben eben in der Tat noch daran, daß wir für die Menschheit kämpfen, um des göttlichen Friedens willen, der immer wiederkommt nach dem Kampf und einst auf ewig kommen soll. Über der Walstatt schwebt immer Walhall, über Golgatha das Paradies.

Die Bibliothek in dem Lazarett-Château enthielt übrigens nur wenig poetische und belletristische Literatur, überwiegend historische, und das scheint mir die Regel in den Hausbüchereien der gebildeten Franzosen. Ich habe in einem halben Dutzend kleiner Provinzstädte etwa drei Dutzend Wohnungen wohlhabender Bourgeoisfamilien besichtigt und fand in fast

allen diese Liebhaberei für ein gründliches Studium bestimmter Epochen; man merkt, es sind Bürger einer Nation, die stolz auf ihre Geschichte ist, und man begreift ihren wilden Verzweiflungskampf gegen den erdrückenden Nachbarstaat. Die unterscheidenden Licht- und Schattenseiten der heute stärksten drei Kulturnationen kann man erkennen aus der Tatsache: die deutsche Bildung, Weltanschauung, Lebensauffassung befaßt sich überwiegend mit der Zukunft, die englische mit der Gegenwart, die französische mit der Vergangenheit. Wäre nur unser Zukunftsblick nicht meistens gar zu fernsichtig! — Im Durchschnitt machten jene Bibliotheken, auch soweit sie schöngeistige Werke enthielten, einen gut gewählten und gepflegten Eindruck, einen besseren — muß ich leider sagen — als in den meisten deutschen Bürgerhäusern von gleichem Wohlstand oder Rang. Es mag daran liegen, daß es in Frankreich keine Leihbibliotheken gibt, oder doch nur ganz unbeträchtliche Lesezirkel, meist blos für die unteren Volksklassen (in Chauny betrieb z. B. ein Barbier ein kleines Nebengeschäft damit); aber eben, daß der Franzose keine Bücher leihen will, ist ein Zeichen seiner besondern Geschmacksbildung. Er ist nicht von dem Schulmeisterwahn der „allgemeinen" Bildung besessen, er fröhnt nicht der groben Lesegier, mit der unser geistiger Mittelstand alles Neue wahllos herunterschlingt, um oberflächlich mitreden zu können. Er liest nur Bücher, die ihm eine entschiedene Neigung zu einem bestimmten Bildungsgebiet empfiehlt; die schafft er sich an und läßt sie anständig binden, um sie immer wieder zu lesen, und so erwirbt er sich nach und nach eine sichere Kennerschaft und erweitert allmählich seine Intressensphäre. In einigen Bibliotheken fand ich auch eine reichliche Anzahl deutscher Bücher, besonders fachwissenschaftliche Sammlungen, z. B. eine von politischen Memoiren, eine militärische, eine sozialökonomische, eine musikliterarische. Aber merkwürdig: so gut unsre Fachliteratur in diesen 4 Häusern vertreten war, so schlecht stand es bei denselben Besitzern um die belletristische Auswahl. Unsre Klassiker und Romantiker waren noch

einigermaßen nach Wert gesichtet, aber aus der neueren Dichtung war nicht ein einziges Werk vorhanden, und was von moderner Unterhaltungslektüre (notabene in guten Einbänden) dastand, das stammte größtenteils von Verfassern, deren Buchtitel ich kaum kannte, und die sich nur in unsern Familienjournalen, Zeitungsfeuilletons und — Leihbibliotheken einer ungeheuern Beliebtheit erfreuen. Dagegen fand ich Ibsen und Tolstoi, sogar die Lagerlöf und Ellen Key, in deutschen Übersetzungen vor. Woher das kommt, liegt auf der Hand: der Franzose, wenn er sich nicht speziell mit moderner Literatur befaßt, hört natürlich nur das kritische Echo, das aus unsern Tagesblättern schallt. Denen ist jeder ausländische Dichter der allergrößten Beachtung wert; die besten einheimischen werden, solange sie leben, entweder nach Möglichkeit totgeschwiegen oder kurz und klein besprochen, und nur die geschickte Dutzendbegabung, die eben niemand vor den Kopf stößt, wird lang und breit der Mitwelt empfohlen. Kein Wunder, daß man dann im Ausland unsre berühmten Jahrmarktsgrößen, die mit den raschen Riesenauflagen, als Repräsentanten des neudeutschen Geistes ansieht und uns für Barbaren hält. Etwas besser ist es ja in den letzten Jahren mit der deutschen Zeitungskritik geworden, aber schlechter konnte es nicht gut werden.

In der Bibliothek unsers kleinen Schlosses liegt auch ein dickes Gäste-Stammbuch, das seit 1850 durchgeführt ist. Es enthält fast nur Inschriften von Namen, ganz selten eine Bemerkung dazu. Anno 1871 hat sich auch unser damaliger Kronprinz, der im Februar und März hier einquartiert war, nebst seinem Gefolge eingeschrieben. Damals hieß das Château noch Chaumont; seit wann es Anizy getauft ist, habe ich nicht ermitteln können. Es ist nun sehr charakteristisch, wie verschieden die französischen und die deutschen Namenszüge aussehn. Man mag das Buch aufschlagen, wo man will, jede Seite mit französischen Gastinschriften strotzt von allerlei Schnörkeln und Kringeln, wie sie bei uns nur in der Kaufmannswelt üblich sind; und man muß doch an-

nehmen, daß die Gäste dieses gräflichen Sommerschlosses größtenteils der vornehmsten Pariser Gesellschaft angehörten. Viele der Schnörkel sind recht graziös, aber in dieser geschwollenen Massenhaftigkeit zeigen sie deutlich die Schattenseite des französischen Nationalstolzes: die kokette Arroganz, die sich in eitler Phrase und leerer Rodomontage gefällt. Und außerdem die Unordentlichkeit, um nicht zu sagen Unsauberkeit; das Buch starrt von Tintenklecksen und Wischern. Die zwei Blätter mit den Namenszügen unsrer kronprinzlichen Stabsoffiziere wirken daneben wie ein Denkmal schlichten und reinen Selbstgefühls, einfach sachlicher Pflichterfüllung; und ebenso die Unterschriften der jetzigen Lazarettärzte. Bemerkenswert ist auch, daß der Kronprinz sich nicht mit seinem deutschen Namen Friedrich Wilhelm eingeschrieben hat, sondern „Frédéric Guillaume". Ich bezweifle, daß sich der heutige Kronprinz zu solcher Courtoisie noch herbeilassen würde, und ich weiß nicht, ob ich das für erfreulich oder bedauerlich halten soll; Nationalstolz ist ja schön und gut, aber Gott schütze uns vor dem bornierten Hochmut, der den Franzosen und Engländern den Kopf verdreht hat und dereinst noch den Hals brechen wird! — Die Schwestern unsers Lazaretts verführten mich mit ihrer himmlischen Güte, beim Abschied auch etwas in das Gästebuch einzutragen. Ich malte das Genfer Kreuz hinein und schrieb folgenden Reim darunter:

Auch im blutbefleckten Feindesland
bist du heilig, reine Menschenhand.

13. Juli — 27. September: Heimurlaub zur Nachkur. Bis 17. August im Moorbad Langenschwalbach, bei dem Stabsarzt a. D. Dr. Stern und seiner lieben Frau Sternmarie, die mir Freunde fürs Leben wurden. Dann zu Hause bei Dir, meine Einzige.

Wenn du bei mir bist,
Du, nur Du allein,

kehr ich heim in ewige Friedenszeiten:
aus der irdischen Einsamkeit
bettet mich dein Blick
in die Nacht der Himmelsweiten:
Nacht, die rings von Strahlen überfließt,
und ich fließe mit ins Dunkle hin,
wo die Ruhe zwischen Sternen sprießt,
wo sich allen Lichtes stille Eintracht
endlich wieder auch in uns ergießt —
wenn ich bei dir bin.

Am 1. September wurde ich dem Altonaer Generalkommando als wieder felddienstfähig gemeldet, bis 25. September noch im Garnisondienst beim I. Ersatz-Bataillon des Inf.-Rgts. 31 verwendet und dann zum XV. Reserve-Korps in die Vogesen versetzt.

Elsaß 1915

Straßburg, 30. September. Gestern Abend hier angekommen, erfuhr ich heute auf der Meldestelle, daß mein neues Generalkommando unter dem Oberkommando der Armee-Abtlg. Falkenhausen steht und in St. Blaise liegt, westlich von hier, dicht an der französischen Grenze. Da ich erst morgen hinzufahren brauche, besuchte ich Hans Pfitzner, der hier Direktor der städtischen Oper ist. Er war garnicht gut auf die gebildete Straßburger Gesellschaft zu sprechen, nannte sie kurzweg „Verräter", bedauerte auch den Mangel an geistigem Selbstgefühl in der Haltung der obersten Beamtenklasse; nur der Kreis der Universitätsprofessoren sei im besten Sinne deutsch. Das deckt sich mit den Beobachtungen, die ich selber früher in einigen mir bekannten Straßburger Familien machte. Die Neigung des Elsässers zum französischen Wesen ist nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Abneigung gegen das Deutschtum. Es ist im Grunde nur Eigenbrödelei; auch unter der französischen Herrschaft hat ja die hiesige Bevölkerung ihren Extracharakter herausgekehrt, war dem Régime immer unbequem wegen ihrer deutschen Rücken. Wahrscheinlich ist auch der Ausdruck „boche" elsässischen oder lothringischen Ursprungs, wegen seines kritischen Beigeschmacks vielleicht von den benachbarten französischen Lothringern erfunden, vermutlich Abschleifung von caboche, das einen dickköpfigen Schuhnagel bedeutet, also unserm „Dickkopf" oder „Querkopf" entspricht*). Nur

*) Als Ausruf (also ohne Artikel) hörte ich freilich einen Bauern auch einmal deutlich sagen: „alboche!" (nicht etwa mit Interjektion:

hat es unsre Regierung nicht wie die französische verstanden, auf diesen partikulären Stammesdünkel in Kleinigkeiten Rücksicht zu nehmen und dabei den großen Staatsgedanken mit überlegener Selbstverständlichkeit durchzusetzen. Man ist grade umgekehrt vorgegangen, und leider war das die Signatur unsres ganzen nachbismarckischen Regierungssystems: die leitenden Organe haben sich in den Hauptsachen des öffentlichen Lebens bis zur Augendienerei nachsichtig aufgespielt, und die ausführenden Organe (Gendarmen und Zivilfeldwebel) hatten dabei die Machtbefugnis, mit rücksichtsloser Plumpheit in alle möglichen Nebensächlichkeiten des Privatlebens einzugreifen. Diese doppelte Ungeschicktheit nahm hier je länger je mehr überhand, weil im Lauf der Jahrzehnte allerlei Beamte, die man in Preußen lossein wollte, nach den Reichslanden „weggelobt" wurden. All das hat die Elsässer schließlich bockig gemacht, besonders die Gebildeten und noch mehr die Dreiviertelsgebildeten, denen natürlich der Kamm umso dreister schwoll, je wichtiger und schwieriger man sie unverdientermaßen nahm. Der Aberwitz ging schließlich so weit, daß hohe deutsche Regierungsbeamte bei festlichen Gelegenheiten in französischer Sprache Toaste ausbrachten, während z. B. manchem Bürger polizeilich verboten wurde, seine gestorbene Gattin auf dem Grabstein mit ihrem französischen Vornamen zu nennen. Man setzte bei der Bevölkerung die eigne Bedientenseele voraus, statt ihr mit den herrlicheren Dienlichkeiten der deutschen Zippelmütze zu winken. Kaplane, Redaktöre, Advokaten, kleine Bürgermeister und ähnliche Leute, denen man viel zu viel um den Bart ging, sind dadurch die unnachgiebigsten Quertreiber geworden. Bestätigt wurde mir das auch von einem Geheimen Regierungsrat aus Straßburg, dessen Bekanntschaft ich im Feldlazarett Anizy machte (er war Landwehr-Rittmeister im III. A. K.). Dieser ausnehmend feinsinnige und einsichtige

---

ah, le boche!). Vielleicht also hat man ursprünglich „aleman" (alemannisch) und „caboche" in „alboche" zusammengezogen und es erst allmählich in „boche" abgekürzt.

Mann äußerte die schüchterne Hoffnung, daß vielleicht die dritte neudeutsche Generation den weltmännischen Takt mitbringen werde, der zur Erwerbung internationaler Sympathieen nötig sei. Wenn aber nicht, dann müßten wir eben unsre ungelenke Derbheit als die natürliche Kehrseite unsrer handfesten Tüchtigkeit hinnehmen und lieber mit zu hartem als zu weichem Zügel regieren. Er war der Ansicht, daß es selbst heute noch besser sein würde, Elsaß-Lothringen zwischen Preußen, Bayern und Baden aufzuteilen, als mit dem Vexiersystem der Selbstverwaltung unter Reichsaufsicht weiterzuwirtschaften. Daß Straßburg eine bayrische Stadt werden soll, scheint mir freilich bei dem altdeutschen Selbstgefühl dieser ehemals reichsfreien Bürgerschaft ein ziemlich riskantes Experiment, obgleich der katholische Klerus schon tollere Gegensätze unter einen Hut gebracht hat. Die beste Lösung wird doch wohl sein, in die natürliche Kraft des deutschen Blutes endlich volles Vertrauen zu setzen und einen wirklich selbständigen Bundesstaat aus der unglückseligen Zwitterprovinz zu machen. Noch besser wäre es freilich gewesen, wir hätten nach Hindenburgs großem Sieg der Entente den Frieden angeboten und uns bereit erklärt, Elsaß-Lothringen als selbständigen Zwischenstaat freizugeben (wie Luxemburg und Belgien), was ich schon vor 20 Jahren öffentlich vorschlug; aber jetzt ist der Moment verpaßt, und unsre Regierung wird weiterwurschteln, bis sie schließlich selbst im Wurschtkessel liegt. „Mahle, Mühle, mahle!" — Mittags ging ich in den Münster und sah in einer Seitenkapelle unmittelbar hintereinander eine Begräbnismesse und eine Kriegstrauung celebrieren, alles mit der gleichen erhabenen Geschäftsfeierlichkeit, die frei von allen sentimentalen Rücksichten auf das momentane Schicksal ist; wenn das der Staat von der Kirche lernen könnte! — Goethes wortstarke Jugendschwärmerei für die Architektur des Münsters scheint mir aber noch dumpfer befangen in nationaler Sentimentalität, als sie später ihm selbst vorkam, trotz der ragenden Klarheit der Turmlaterne. Der Unterbau ist ein langweiliger Klotz, und das

Innere imponiert zwar auf den ersten Augenblick durch die Last der gewaltigen Pfeilermassen, bringt aber keine erhebende Raumwirkung zustande, weder in die Höhe noch in die Weite. Selbst die farbige Pracht der alten Fenster ist von bedrückender Schwerfälligkeit, verglichen mit dem befreienden Aufschwung auch der nebensächlichsten Licht- und Wölbungsverhältnisse in der Kathedrale von Laon. Man merkt, hier ist für Spießbürger, dort für Ritter gebaut worden. Aber freilich kann sich's der deutsche Bürger für alle Zeit zur Ehre anrechnen, daß er damals mit dem französischen Adel um die Erhabenheit wetteiferte.

1. Oktober. Fahrt zum Generalkommando des XV. Reserve-Korps nach St. Blaise, jetzt in Heilig-Blasien umgetauft, da die Militärverwaltung Ernst mit der deutschen Sprache macht und im amtlichen Verkehr kein Französisch mehr duldet. Dort erfuhr ich, daß ich der 61. Landwehr-Brigade überwiesen bin; setzte mich also gleich wieder auf die Bahn, fuhr über Molsheim und Schlettstadt nach Leberau, und von dort mit Postwagen nach Sankt-Kreuz zum Brigadestab, in Gesellschaft eines französisch angehauchten Markircher Kaufmanns und zweier Landwehrleute aus der Umgegend, die auf Urlaub von der russischen Front kamen. Der Bourgeois fing behutsam an, über die von den deutschen Truppen im Elsaß verübten Zerstörungen zu räsonnieren; aber da setzten ihm die beiden Soldaten, augenscheinlich Handwerker aus einem Nachbardorf, den Kopf zurecht. Die Einwohner seien selbst dran schuld, auf Verräter könne die Heeresleitung natürlich keine Rücksicht nehmen; und ich hatte den Eindruck, daß sie das nicht blos sagten, weil ich in Offiziersuniform dabei saß. Im Brigadequartier gab mir der Adjutant, Hauptmann v. T., ein Verwandter meines früheren Kompanieführers, beim Kaffee Auskunft über den Standort meines neuen Regiments (Landwehr-Inf.-Rgt. 80). Es liegt oberhalb Markirch, 760—880 m hoch, und die Schützengräben ziehen sich vom Bernhardstein bis zum Geisfelsen

über die Sankt-Diedler Paßhöhe hin (auch Col de St. Dié genannt oder Col de Ste. Marie). Der stellv. Adjutant Ltnt. M. begleitete mich dann im Wagen nach Markirch; wir kamen dort gegen 7 Uhr abends an, und zufällig hatte die 7. Kompanie, der ich zugeteilt bin, grade drei Ruhetage im Städtchen, sodaß ich mich bequem einrichten kann. Nach Tisch im Kasino traf ich auch gleich meinen künftigen Kompanieführer, Leutnant d. R. Beck, dessen witziger Freimut mir auf Anhieb gefiel. Zuerst war ich aus Versehen in das Kasino der Land s t u r m - Offiziere (statt Land w e h r) geraten; erst als ich schon gegessen hatte, klärte sich der Irrtum auf, und ich verabschiedete mich mit einem lustigen Dank für die stürmische Gastfreundschaft. Außer 2 Batallionen unsers Landw.-Rgts. 80 liegen zur Zeit noch 3 Landwehr- und 2 Landsturm-Batallione nebst Pionier- und Artillerie-Abteilungen in und bei Markirch, zur Verteidigung der Paßstraße, die nach Frankreich führt, und der angrenzenden Bergkuppen.

2. O k t o b e r, M a r k i r c h i. Ober-Elsaß (französisch: Ste. Marie-aux-Mines, weil es hier früher ein Silberbergwerk gab). Das sehr nett gebaute Städtchen hat etwa 12000 weniger nette Einwohner. Die meisten Häuser, auch zwei der Kirchen, stammen aus dem 18. Jahrhundert und sind gut erhalten. In einigen Straßen sieht man noch alte Pflastersteine, in die ein A und ein F und dazwischen ein Pfeil eingemeißelt sind, die frühere Reviergrenze zwischen den deutschen und den französischen Hausbesitzern; jetzt herrscht nur noch im unteren Volk deutsches Wesen. Am Anfang des Krieges waren die französischen Truppen bis nach Leberau vorgedrungen, wurden von der Einwohnerschaft als Freunde empfangen und benahmen sich sehr schonend. Bei ihrer allmählichen Zurückdrängung, die bis in den vorigen November hinein viel Blut gekostet hat, gingen unsre Truppen natürlich nicht so schonend vor. Besonders die Bayern sollen übel gehaust haben, als seien sie schon in Feindesland, und setzten widerspenstigen Einwohnern kurzerhand den roten Hahn aufs Dach. Das

wird ihnen allenthalben nachgesagt, und in Frankreich wird der Begriff „Prussien“ wohl schon jetzt durch „Bavarois“ ersetzt sein. Auch unser Batallionsführer, Major U., von Geburt ein Berliner, aber mit einem Gesicht halb wie ein Russe, halb wie ein Fischer der Waterkant, erzählte gestern im Kasino, daß die Bayern sein verschlossenes Wohnhaus (in einer Garnisonstadt des nördlichen Unter-Elsaß) aufgebrochen und „leicht devaschtiert“, d. h. schwer geplündert haben, während die Franzosen nichts angerührt hatten. Ebenso berichtet der Führer des 2. Zuges unsrer Kompanie, Feldwebelleutnant K., ein Provinzsachse, von bayrischen Verwüstungen bei einer ihm verwandten Familie im Gebweiler-Tal (südlich von hier). In Markirch selbst sah ich keine zerstörten Gebäude, nur in den Vordörfern an der Landstraße nach Sankt-Kreuz und Leberau. Zwischen ihren vier Wänden sprechen die „besseren“ Bürger hier sicherlich blos per „boche“ von uns, wenn sie auch auf der Straße notgedrungen meist Deutsch reden. Die französische Artillerie schießt auch jetzt noch sehr selten auf ihre guten Freunde herüber, obgleich sie unsern Dépôts in der Stadt schweren Schaden zufügen könnte; man sagt, der General der Vis-à-vis-Brigade sei Besitzer mehrerer Häuser in Markirch. Vor etwa 2 Monaten hat sie zwar einen Kessel der Gasanstalt zertrümmert, aber vielleicht nur aus Versehen. Dafür schont auch unsre Artillerie die benachbarten französischen Orte (Laveline und St. Dié). Die Offiziere unsrer Truppen haben ständiges Quartier in der Stadt, da jede Kompanie nach 21 Tagen Feuerstellung immer auf 3 Ruhetage herunterzieht, und auch sonst kann man manchmal abwärts bummeln, um ein Bad zu nehmen oder Einkäufe zu machen, oder einen gemütlichen Abend im Kasino zu verbringen, oder auch im „Kaiserhof“, früher „Grand Hôtel“, wo es einen wonnevollen alten Burgunder gibt und jeden Samstag Quartettmusik. Der Geschäftsbetrieb in den Läden und Wirtschaften geht wie im Frieden, nur darf niemand ohne militärischen Passierschein den Ort verlassen noch von draußen hereinkommen. Auch die Fabriken, meist Webereien,

sind noch größtenteils in Betrieb, soweit die Besitzer nicht bei Ausbruch des Krieges mit den Franzosen geliebäugelt und sich dann nach drüben gedrückt haben; die stillstehenden dienen jetzt als Massenquartiere für unsre Mannschaften. Für die Offiziersquartiere zahlt die Militärverwaltung den Hausbesitzern Miete. Ich wohne in der Eckericher (oder auch Eckircher) Straße Nr. 18, nahe dem städtischen Theater, das jetzt als Lazarett eingerichtet ist. Um 5 Uhr morgens wachte ich auf, vom ersten Schuß unsrer Artillerie. Dann kam um 6 der zweite, um 7 der dritte, und kurz nach 8 eine kleine Kanonade; sonst war den Tag über nichts von Krieg zu merken. Vormittags ritt ich auf dem Gaul meines Kompanieführers bei herrlich blauem Himmel nach dem Forsthaus „Pflanzschule", das auf halber Höhe der Paßstraße liegt, um mich unserm dort einquartierten Regimentskommandör Major Sp. vorzustellen. Ein Mann von ungewöhnlicher Schlichtheit, mit einer kindlichen Schüchternheit in den hellblauen Augen und dem rosig runden Gesicht. Wollte mich erst gestreng zur Rede stellen, weil ich einen Tag zu spät antrat; war aber sichtlich erleichtert, als ich mich mit dem Umweg über das Generalkommando (Heilig-Blasien) entschuldigen konnte. Er hat die Schlacht in der Champagne zu Anfang des Jahres mitgemacht, wurde schwer an der Schädeldecke verwundet, trägt eine tiefe Narbe auf dem kahlen Kopf und das E. K. I auf der Brust*). Unterwegs traf ich unsern Stabsarzt Dr. Bl., und er setzte mir unsre Truppenstellungen auf den umliegenden Bergkuppen auseinander (Zuckerhut, Eckericher Höhe, Tête du Violu, Bernhardstein, Geisfels, Hochfirst, Hennoberg). Die höchste Erhebung der Umgegend ist der Bressoir oder Brézouard, jetzt Birsch- oder Brüsch-Buckel genannt, 1230 m hoch, etwa 5—6 km südlich von hier, auf deutschem Gebiet. Mit dem vielverzweigten Gebinde der Täler ist unser mäßig hoher Standort eine der anmutigsten Vogesenlandschaften.

---

*) Damals noch nicht allzu gewöhnlich.

3. Oktober, Sonntag. Schönes Wetter; aber die Herbstnebel steigen schon über die Berge, und auf dem Haïcot (südlich von hier, 1100 m hoch, neben dem Bressoir) ist etwas Schnee gefallen. Geschossen wurde wieder nur wenig; es scheint, die französischen Geschütze sind größtenteils in die Champagne weggezogen, um die neue „grande offensive“ mitzumachen. Gestern hat ein feindlicher Flieger hier in den Bergen deutsch abgefaßte Flugblätter ausgestreut, worin unsre Soldaten (mit der Anrede: „Deutsche Kameraden!“) aufgefordert werden, nicht länger unnützen Widerstand zu leisten. Die deutsche Linie sei bereits an mehreren Stellen durchbrochen; und das großmütige Frankreich werde nun endlich dem deutschen Volke die Freiheit bringen. Deutschland habe ja schon immer seine Kultur von Frankreich bezogen, wofür die Kleidermode der Frauen der beste Beweis sei; und ähnliche Faseleien mehr. Daß die französische Heeresleitung für solche Albernheiten Geld ausgibt, steht auf gleicher Höhe mit den prahlerischen Ankündigungen, die sie jedem ihrer Fehlschläge vorausschickt.

4.—6. Oktober. Paßhöhe bei Markirch („Col“). Früh ½6 am 4. Okt. mit der Kompanie in unsre Feuerstellung hinaufmarschiert; dort um 7 Uhr die 5. Kompanie abgelöst, mit der wir immer abwechseln. Ich habe die Führung des 1. Zuges; unsre Schanzgräben laufen quer über die Paßstraße, grade auf der französischen Grenze. Der Grenzstein steht noch unversehrt neben zwei zerschossenen Gasthäusern, unter denen jetzt Gräben und Schießstände für unsre Wachtposten eingebaut sind. Zu beiden Seiten der kahlen Trümmerstätte bis hinauf zu den Bergkuppen Fichtenhochwald, an den Talsäumen mit Laubholz durchsetzt. Die Waldecke rechts von der Straßenbiegung ist gleichfalls sehr von Granaten zerschossen, als wäre eine Lawine hindurchgerollt; viele der dicken Tannenstämme sind in der Mitte abgebrochen, an manchen hängen noch die Wipfel wie umgeknickte Grashalme. Auf der Paßhöhe („Col“) und an den

Berghängen eine reichliche Anzahl Soldatengräber, alle schmuck und sauber angelegt, teils aus Felsstücken gefügt, teils mit Birkenholz eingefriedigt, die Inschriften auf den Denksteinen und Kreuzen sorgsam gemeißelt oder gemalt. Sehr viel „Unbekannte" darunter, Deutsche wie Franzosen, besonders Bayern; auch eine zugereiste Französin, die mit auf unsre Truppen geschossen hat. Zur Zeit wird nur noch um den Bernhardstein (die Kuppe links von uns) gekämpft. Unser Bataillon hat die Stellung dort ausgebaut, sich langsam mit einem Labyrinth von Sappen und Sprengstollen vorgearbeitet und den Feind vom diesseitigen Hang weggedrängt, sodaß er die Paßstraße jetzt nicht mehr unter Gewehrfeuer nehmen kann. Seit vorigem Monat ist unser Bataillon von dort weggenommen und durch Ldw.-Batl. 82 ersetzt; nur gehn wir in unserm dreiwöchigen Turnus immer auf drei Tage zur Unterstützung hinüber. Die vordersten Gräben sind da stellenweise nur 3—5 Meter von den feindlichen entfernt, und ab und zu läßt man eine Erdmine springen und beschmeißt den Gegner mit Handgranaten; was nicht hindert, daß in den Ruhepausen die beiderseitigen Posten manchmal ganz friedlich zusammen kauderwelschen oder sich Steinchen mit scherzhaften Briefen zuwerfen, und natürlich läuft auch mal einer über. Der Kampf ist nicht mehr hartnäckig, denn es würde uns hier sehr wenig nützen, den Gegner noch weiter zurückzudrängen, und die Franzosen könnten sich nur mit starkem Artillerie-Aufwand, den sie jetzt nicht zur Verfügung haben, der Kuppe wieder bemächtigen. Auf unsrer Paßstellung und rechts bis zum Geisfels sind unsre Gräben von den französischen 5—800 m entfernt, weil eine Talwiese dazwischen liegt. Die gegenüberliegende, vom Feind besetzte Waldhöhe heißt Bois de Beulie; sie zieht sich nach links im Bogen zum Bernhardstein hin, allmählich zu ihm ansteigend. Rechts am Fuß dieser Waldhöhe liegt das französische Kirchdorf Wisembach, ursprünglich „Weißenbach", vom rechten Flügel unsrer Kompaniestellung aus sichtbar; ziemlich zerschossen, doch zumteil noch bewohnt. Da die

Gräben fast alle (außer auf dem „Col") tief versteckt durch die Waldungen laufen, wird mit Gewehren kaum noch geschossen, nur bei gelegentlichen Patrouillen über die Paßstraße hinaus, und man kann ruhig außerhalb der Böschungen im Waldschatten spazieren gehn, wenn nicht grade die Abendsonne hereinscheint. Unsre Unterstände sind keine Erdhöhlen, sondern stattliche Blockhütten, halb in den Berghang hineingebaut, mit elektrischem Licht und Bettstellen und sonstigem Hotelkomfort ausgestattet. Das Felsgestein (Granit und Porphyr) kommt nur an wenigen Stellen zu Tage; meistens liegt noch eine Schicht Rotliegendes und Thonerde mit Mooswuchs darüber. Aber die Arbeit an den Gräben ist trotzdem schwierig, teils wegen der starken Fichtenwurzeln, teils weil in dem Thon viel Felsgeröll eingebettet ist, das die Pioniere öfters erst mit Dynamitpatronen heraussprengen müssen. Dabei passiert auch mancher Unfall; vor einigen Tagen wurden einem Mann beide Augen blind geschlagen und der rechte Unterarm abgerissen. Ohne einen Schmerzlaut auszustoßen, ging er aufrecht zwischen seinen Führern zur Verbandsstelle, eine halbe Stunde weit; man will ihm das E. K. dafür geben, das hier sparsamer ausgeteilt wird als bei vielen andern Armeekorps. Im Ganzen ist unsre Stellung vorzüglich ausgebaut; die meisten Maschinengewehre in Kammern aus Eisenbeton montiert, fast nirgends Sandsäcke, die Brust- und Schulterwehren aus starken Baumstämmen mit Unterlagen von Felsgeröll, das mit Reisigwänden verpolstert ist. Aber es gibt immer neue Arbeit, um das schwierige Gelände gegen jeden Überfall zu schützen: Flankierungsanlagen, Schießkanzeln, Drahtverhaue bis zum Waldsaum hinab, granatensichere Deckung der Unterstände, Wegebau und Laufgräben zwischen den einzelnen Postenständen, die in staffelförmigen Abschnitten über den Berghang verteilt sind. Die Aufsicht macht viel Lauferei, da sich die Kompaniestellung etwa 1200 m breit erstreckt, und zwar in 2—3 Terrassen, sodaß mit Einschluß der Verbindungsgräben 4—5 km zu berennen sind. Für den Angriffsfall liegt zur Ausfüllung

immer noch eine Kompanie in Reserve, beim Forsthaus „Pflanzschule", 20 Minuten von hier, auf der Rückseite des Paßkammes. Alle drei Tage wechseln wir ab mit ihr, Komp. 7 mit Komp. 5; die in Rückenstellung liegende hat dann immer Arbeitsdienst zu leisten, die in Feuerstellung befindliche überwiegend Wachdienst. Ich hause mit meinem Kompanieführer zusammen und fühle mich sehr gut aufgehoben. Er ist ein forscher alter Korpsstudent, d. h. erst 31 Jahre alt, Starkenburger. Breitschulterig, bedächtig und immer guter Laune; im Zivilberuf Rechtsanwalt, aber von der wirklich rechtlichen Species. Kennt und versteht alle Schleichwege, auf denen der biedre Bartel Most holt, ist aber zu stolz, sie selber zu gehen, und zu herrisch, sie Andern sofort zu verzeihen. Mit seiner umsichtigen Überlegenheit, die ebenso verbindlich wie gebieterisch wirkt, wäre er besser zum Regierungspräsidenten als zum Advokaten geschaffen, scheint aber trotz seiner konservativen Staatsraison die persönliche Freiheit über alles zu schätzen. Er hat den ersten Vorstoß durch Belgien und die Argonnen mitgemacht, wurde dabei verwundet (Kugel durch Arm und Rippen) und steht erst seit einigen Monaten hier; hat aber die Kompanie vollkommen am Schnürchen, an der Respektsleine wie am Humorbändel. Unser Unterstand hier oben, Blockhütte mit 2 netten Stuben, liegt hinter der zerschossenen Wald-Ecke. Daneben noch zwei Offiziersunterstände (einer davon im Bau begriffen) für unsern Feldw.-Ltnt. K., Off.-Stellvertreter B., Vicefeldwebel K. und den jeweiligen M. G.-Leutnant, gleichfalls jeder mit 2 Stuben; außerdem gemeinsame Küche mit Schlafräumen für die Burschen. Die Blockhütten bei der „Pflanzschule" sind nicht ganz so komfortabel, aber gegen das Erdloch, in dem ich bei Autrêches hauste, immer noch wahre Luftkur-Villen; Mäuse und Ratten gibt's freilich auch hier in Masse. Gute Verpflegung im ganzen Regiment; Köche aus den besten Wiesbadener und Frankfurter Hotels (die Truppen sind meist Hessen-Nassauer, Badenser, Pfälzer und Bayern). Auch die Mannschaftsküche unsrer Kompanie tut das Möglichste, liegt

nur etwas zu weit von der Feuerstellung, auf der Rückseite des Paßkammes zwischen Pflanzschule und einem kleinen Steinbruch, wo das Blockhaus unsers Batallionsführers steht; wir werden wahrscheinlich noch eine Küche bei der Feuerstellung bauen. Am 2. Tag meines neuen Dienstes schickte mir unser Verpflegungsoffizier (Ltnt. Schw., ein weitgereister Bergwerks-Geschäftsmann mit asketisch trocknem Humor) einen riesigen, mit Efeuranken und schwarz-weiß-roter Schleife geschmückten Proviantkorb aus der Stadt herauf: Schinken, Rindsbraten, Schlackwurst, Konservenbüchsen, Äpfel, Birnen, Weintrauben, Nüsse und ein paar Flaschen Madeira und Malaga — „zum Zeichen, daß Deutschland seine Dichter nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich zu ehren wisse“. Dabei hat sicherlich keiner von den Herren, mit denen ich hier bis jetzt bekannt geworden bin, auch nur eine Zeile von mir gelesen; Gottseidank möchte ich beinahe sagen, wenn ich an meine Barden-Karriere bei der Ersten Armee zurückdenke. Aber es hat mich doch gefreut, daß man hier dem Dichterberuf eine ähnliche Ehrerbietung entgegenbringt, wie meine französischen Quartierswirte in den Kleinstädten der Picardie; in der „oberflächlichen“ Liebenswürdigkeit des menschenfreundlichen Rheinländers steckt schließlich doch mehr Kulturinstinkt als in der norddeutschen „Gründlichkeit“, die an jeder Leistung herumnörgelt und vor lauter Bildungsbeflissenheit nie zum Genuß der Bildung kommt. Auch bei der militärischen Arbeit zeigt sich das; wir Norddeutschen (ich bin selber einer) tun alles mit sauertöpfischer Miene, hier ist man mindestens ebenso tätig und doch so lebenslustig wie möglich. Durch den regen Verkehr zwischen allen Bataillionen wird auch die gemeinsame Arbeit gefördert; die Befestigungen sind erstaunlich stark, wenn man bedenkt, daß manche Kuppen erst seit Anfang des Jahres von uns fest besetzt sind. Auch die Stellungen der Artillerie sind vortrefflich gewählt und ausgebaut. Von Norden wie Süden sind der Paß und der Bernhardstein durch mehrere Batterieen gedeckt. Am meisten schießen zwei alte 9 cm-Geschütze, die auf dem

Hennoberg hinter uns postiert sind; sie sollen das feindliche Feuer auf sich sammeln und von den andern Punkten ablenken, weil sie besonders sicher eingeschanzt sind, und weil es kein großer Schaden wäre, wenn sie wirklich zerschossen würden. Dann stehen 2 schwere neue Geschütze (15 cm) an der Straße unterhalb Pflanzschule; dann noch 2 Feldbatterieen nördlich bis Chaume de Lusse, und 2 südlich hinter dem Zuckerhut an der Eckircher Höhe nebst 2 schweren Geschützen im Rauental, außerdem verschiedene Flieger-Abwehrkanonen. Am 1. Tag, der sehr neblig war und mittags in Regen überging, fielen von unsrer Seite etwa 2 Dutzend Schüsse. Von drüben blos ein paar Bomben aus alten Mörsern; sollten wohl auf den Bernhardstein treffen, gingen aber dahinter ins Hergau-Tal (liegt links der Paßstraße vor dem Zuckerhut und ist übersät mit Einschlagtrichtern). Der 2. Tag war ziemlich hell, und es wurde etwas mehr geschossen. Nachmittags warf der Franzmann mit Flügelminen, und wir antworteten mit Handgranaten; dabei wurde ein Unteroffizier einer Nachbarkompanie tödlich verwundet, weil er seine Granate nicht rasch genug wegschleuderte, sodaß sie ihm in der Hand explodierte. Am 3. Tag wieder dichter Nebel; es fielen nur vereinzelte Schüsse. Abends machten wir eine Patrouille nach dem Waldsaum jenseits der Paßstraße, um vielleicht eine feindliche Patrouille abzufangen, die einer unsrer Wachtposten schon mehrmals dort gesehn haben wollte; Feldw.-Ltnt. K. führte, aber bei der Dunkelheit (es ist jetzt Neumond) war nichts zu entdecken, blos unverdächtige Geräusche aus den französischen Schützengräben.

7.—9. Oktober, Stützstellung Pflanzschule. Knallerei so spärlich wie an den Vortagen, obgleich das Wetter heiterer. Am 1. Tag gab's ein Sektfrühstück bei Hauptmann T. vom I. Batl. (Landgerichtsrat) aus allgemeiner Regiments-Feststimmung zu Ehren unsers Majors U.; er hat gestern das E. K. I bekommen, und wir überreichten ihm einen Blumenstrauß. Man hat ihm die Auszeichnung

schon lange gewünscht; er war hervorragend beteiligt bei der Zurückdrängung der Franzosen im vorigen Herbst (Sturmgefechte bei Senones und Tête de Behouille) und später hier am Bernhardstein. Großen Spaß machte uns ein Satz in dem vorgestrigen Bericht der französischen Heeresleitung: „In den Vogesen versuchte der Feind, ohne daß es ihm gelang, brennende Flüssigkeiten gegen unsre Schützengräben zwischen dem Paß von Markirch und dem von Diedolshausen zu spritzen; wir antworteten, indem wir seine Minenarbeiten durch eine wirksame Gegenmine zerstörten." Ein glorreiches Beispiel, was für Elefanten im Kriege öfters aus Flöhen gemacht werden. Es handelte sich garnicht um einen Angriff, sondern lediglich um eine Brennprobe mit einem unsrer Flammenwerfer, die nur ein paar Minuten dauerte. Der Apparat stand schon seit einigen Wochen unbenutzt in einem Graben beim Bernhardstein, und unsre Pioniere wollten den andern Mannschaften blos mal zeigen, wie man mit dem Ding hantiert; der Strahl war garnicht nach dem feindlichen Graben gerichtet. Und die angebliche Gegenmine hat uns nicht den geringsten Schaden getan, explodierte geraume Zeit zu spät und wahrscheinlich nur aus Nachlässigkeit; denn sie verpuffte nach hinten, wie das leicht mal passiert, und verschüttete blos ein Stück von dem eigenen Graben der Franzosen. Auch auf unsrer Seite ist heute Morgen (9. Okt.) ein Sprengstollen ohne rechte Wirkung („aber technisch gut", wie der Pionierleutnant sagte*) verpufft, weil er entweder hinten zu schwach verdämmt war oder zufällig vorn auf zu harte Erdkruste stieß; er zerstörte zwar eine Ecke des feindlichen Grabens, aber auch des unsrigen. Nachmittags schleuderten die Franzosen etwa 3 Dutzend schwere Minen auf den Bernhardstein (Flügelminen, von unsern Leuten sehr bezeichnend „Fledermäuse" genannt); es wurden 4 Mann vom Batl. 82 verwundet, 2 tödlich. Es kommen selten Volltreffer durch

---

*) Das wurde bei uns dann geflügeltes Wort für jede vorbeigeglückte Sache; ließe sich auch auf manches Kunstwerk anwenden.

Minenwurf vor, dann aber sehr verderbliche; ein vorgestern gefangener Franzose erzählte, daß eins unsrer schweren Minengeschosse (wiegen über 2 Zentner) mal 40 Mann bei ihnen verwundet habe. Unten in Markirch hört man die Minen kaum, obgleich sie oben mehr Krach machen als die schwersten Granaten; ich erfuhr von der Knallerei erst abends im Kaiserhof, denn gestern und heute habe ich wieder in meinem Stadtquartier zugebracht, nahm in der städtischen Badeanstalt ein Schwimmbad und besah mir den Ort genauer. Wenn wir in der Stützstellung „Pflanzschule" liegen, braucht immer nur 1 Offizier bei der Kompanie zu bleiben, da man im Notfall die andern rasch heraufrufen kann. Beim Herunterstieg machte mich mein Bursche — hat den passenden Namen Träger, ist ein junger Spielwaaren-Arbeiter aus Thüringen, Kriegsfreiwilliger, ein sehr ordentlicher und umsichtiger Mensch — auf ein allerliebstes Spielzeug aufmerksam: ein kleines Wassermühlchen, das ein noch kleineres Karussell in Bewegung setzt, auf dem sich mit Schellengeklapper ein Rettig namens Poincaré wie ein Alräunchen im Kreise dreht. Es wird von dem Hergau-Bach getrieben, der in der Stadt dem Leber-Flüßchen zufließt, und eine Ortswache vom bayrischen Landsturm hat das Spielwerk zurechtgebastelt. Solche guten Kindsköpfe sind die Bayern, wenn man ihre sakrische Wut nicht herausfordert. Mit der Einwohnerschaft kommen sie merkwürdig gut aus, viel besser als wir Norddeutschen, besser auch als die Nordbadenser. Die bayrische Grobheit, selbst wenn sie handgreiflich wird, hat immer noch etwas Lustiges, das den Leuten hier zu Gemüte geht; unsre kaltschnäuzige Ernsthaftigkeit, mag sie noch so „korrekt" auftreten, ist ihnen einfach unausstehlich. Im Durchschnitt freilich macht die Bevölkerung, auch die deutsch aussehende, einen viel verstockteren Eindruck als die nordfranzösische; und deshalb ist es durchaus begreiflich, daß unsre Behörden hier strenge Aufsicht üben, insbesondre die Postbehörde, wegen der Durchstecherei nach der Schweiz. Auch die Briefe und Karten, die unsre Soldaten abschicken, müssen die Offiziere tagtäglich

prüfen; sie sind uns offen einzureichen, und der Briefumschlag wird erst zugeklebt, wenn wir den Prüfungsstempel draufgedrückt haben. Manche Leute benutzen das, um uns auf diesem Umweg ihre Meinung zu sagen; so z. B. schrieb ein Landwehrmann seiner Frau, sie bekämen hier einen Schweinefraß, täglich 3 Kartoffeln und dünne Suppe, während „die Herren" das Fett abschöpften und sich den Ranzen zum platzen vollschlügen. Das war barer Schwindel, denn außer der Suppe bekommen die Leute täglich auch Fleisch (oder Wurst, Speck, Käse u. dergl.) und oft noch Gemüse, und wir Offiziere essen gewöhnlich mit aus der Mannschaftsküche, soweit wir uns nicht auf eigne Kosten etwas Besondres kochen lassen. Als wir den Mann zur Rede stellten, rückte er mit dem Geständnis heraus, er habe nur deshalb so nach Hause geschrieben, damit ihm seine Familie manchmal Liebesgaben schicken möchte. Schließlich kann man den armen Teufeln solche Schliche nicht verdenken; denn ihr karger Sold reicht natürlich nicht aus, sich wie „die Herren" etwas Besondres zu leisten. Und der Kasino-Betrieb in der Stadt wurmt die Leute natürlich erst recht.

10.—12. Oktober, wieder Feuerstellung Paßhöhe (trotz des deutschen Sprachreinigungsbefehls heißt sie aber allgemein „Col-Stellung"). Wundervolles Herbstwetter; Sonnenschein überm Talnebelmeer und sternklare Nächte. Am 10ten morgens (Sonntag) heftige Kanonade am Bernhardstein, nebst Handgranaten, Schleuderminen und Maschinengewehrfeuer; auch einige französische Flugzeuge wurden beschossen und kamen nicht weit über die Grenze. Nachmittags und am andern Vormittag die üblichen 2 Dutzend Knallerbsen; abends wieder lebhaftes Feuer, viel Propellerminen („Fledermäuse"). Am dritten Morgen (8—10 Uhr) besichtigte der Oberkommandierende unsrer Armee-Abteilung, Generaloberst v. Falkenhausen, mit unserm Brigade-Kommandör Generalleutnant v. F. den Bernhardstein und die Col-Stellung. Die Pioniere ließen eine Erdmine springen,

die den feindlichen Graben stark beschädigte, und dann folgte eine Parade-Schießerei, u. a. 15 Dubletten aus unsern schweren Geschützen. Der Franzmann antwortete morgens sparsam, dafür bestreute er nachmittags unsre Artillerie-Beobachtungsstelle auf dem Hochfirst mit Granaten. Ich hatte sie vorher mit Ltnt. Beck besucht und mir durch das Scherenfernrohr die feindlichen Stellungen besehen; sie ist jetzt mit Eisenbeton in den Fels eingebaut, nachdem sie vor einiger Zeit zerschossen worden war. Die Sprengstücke der Granaten, von dem harten Stein abprallend, sprangen etwa 300 m weit durch den Wald bis auf unsre Unterstände; Feldw.-Ltnt. K. sagte mir nachher, er habe Stücke von schweren Minen schon 5—600 m weit fliegen sehn. Trotz des ziemlich starken Feuers ist in den letzten drei Tagen auf unsrer Seite nur 1 Mann leicht verwundet worden. Und auch hier mache ich die Beobachtung, daß sich die Tierwelt durch das Gekrach nicht im geringsten stören läßt. Selbst unsre Pferde spitzen kaum noch die Ohren, garnicht zu reden von unserm braven Eselgespann „Fritz“ und „Hermann“ und von den namenlosen Zugochsen. Drosseln, Häher, Meisen, Finken, und auch die vielen Eichhörnchen, scheinen alle Schußscheu verlernt zu haben; offenbar sind sie dahinter gekommen, daß umso weniger gezielt wird, je mehr es knallt. Nach meinen Erfahrungen ist es eine Fabel, daß die Singvögel aus den Kriegsgegenden weggezogen seien. Auch der Auerhahn streift noch vergnügt durch die Bergwälder um Markirch. Selbst die Nachtvögel, die doch an Stille gewöhnt sind, haben sich nicht geflüchtet; in unserm Wald gibt es viele Käuzchen, und von drüben her (aus dem Bois de Beulie) läßt sich öfters ein Uhu hören. Besonders zwischen den Kanonenschüssen klingt das wie Hohn auf das hohle Echo, das hier in den Bergen lang hinterdrein rollt und den Donner des Himmels nachahmen möchte.

13.—15. Oktober, Stützstellung Bernhardstein. Erster Tag neblig und regnerisch; dann wieder heiter. Weite Aussicht rückwärts ins Leber-Tal über Markirch

und Sankt-Kreuz hinaus nach den Vorkämmen der Vogesen mit ihren alten Burgruinen. Besonders in der Abendsonne paßt die Landschaft schön zu dem Kriegsgetöse: das flammend rote Herbstlaub der vielen Kirschbäume auf den hartgrünen Wiesenhängen, die von Nebelschwaden umdampften Städtchen dahinter und die fahlgelben Ruinen darüber. Auch die spitztürmige Silhouette der vom Kaiser renovierten Hohkönigsburg (etwa $2^1/_2$ Stunden entfernt) wirkt von hier aus markanter als vom Rheintal gesehen. Trotzdem muß man sagen, die Renovierung harmoniert nicht mit dem Charakter der Gegend und erst recht nicht mit dem der Bevölkerung; hier ist schon alles auf den morbiden Reiz des französischen Verfalls gestimmt, und keine Aufarbeitung des alten Stils kann dem abhelfen, sondern nur gründliche Umgestaltung aus dem Geist unsrer Zeit heraus, verbunden mit deutscher Blutauffrischung durch Einwanderung und Umsiedelung. Selbst in den einsamsten Bauernhöfen herrscht derselbe Schlendrian (um nicht Verwahrlosung zu sagen) wie in den Nebengassen der Kleinstädte, die zum Übelwerden nach Schmutz riechen. Ich besah mir im Hergau-Tal einen Pachthof, der ziemlich geschützt vor Granaten liegt und wo deshalb noch ein alter Bauer mit seinen 6 Kühen weiterhaust. Der Stall bot einen Anblick dar, wie er mir noch nirgends begegnet ist, selbst nicht in den dürftigsten Hütten der Eifel oder der Lüneburger Haide: Die Schwanzquaste jeder Kuh ist an einem Strick befestigt, der von der Decke des Stalles herabhängt, weil die Tiere so tief im Dreck stehen, daß sie ringsherum alles verschmutzen würden, wenn sie die Schwänze frei bewegen könnten. Das soll hier allgemein üblich sein, denn da es den Bauern zu unbequem ist, sie blos beim Melken festzuknoten, müssen die Kühe Tag und Nacht so stehen; und wenn sie sich hinlegen, bleiben die Schwänze an den Stricken in der Luft schweben. Nicht etwa Mangel an Streu ist die Ursache, daß die Ställe so dreckig sind; sondern man braucht hier wenig Dünger, weil man fast garkeinen Ackerbau treibt, sondern Wiesenwirtschaft und Meierei, und da streut man

dem Vieh möglichst wenig unter, weil es zu umständlich ist, den Mist wegzuschaffen. Unsre Leute haben dem Pächter angeboten, ihm öfters Streu für den Stall zu besorgen, nachdem ihm ein Kalb durch den Schmutz verkommen war, aber er hat es abgelehnt. „Gegen solche alte Bräuch kannscht halt nix mache," sagte mir der badische Landwehrmann, von dem ich mir das komische Schauspiel der hochgebundenen Schwänze erklären ließ. Kommt hinzu, daß die Bauern meist Pachtbauern sind, sodaß ihnen wenig daran liegt, den Boden durch Dungarbeit zu verbessern. Das Hergau-Tal z. B. und der Hochwald vom Bernhardstein bis zum Hochfirst hin gehören einem Großgrundbesitzer, der nach der Schweiz „parti" sein soll. Was der wohl für Augen machen wird, wenn er nach dem Krieg zurückkommt und sieht, wie die Bomben und Minen seiner französischen Freunde sein Besitztum umgepflügt haben; oben auf dem Bernhardstein steht kaum noch ein unbeschädigter Baum. Die Kuppe ist jetzt so gelichtet, daß dort öfters auch Gewehrschüsse fallen, und die Offiziere knallen mit Revolvern herum; der frühere gemütliche Winkverkehr zwischen den beiderseitigen Posten hat aufgehört. Durch die letzten Sprengungen (am 14ten ließen unsre Pioniere wieder ein paar Erdminen fliegen) wurde der vorderste feindliche Graben so eingedrückt, daß die Franzosen ihn auf einen Tag räumten. Aber nachmittags bepfefferten sie unsre Sappen so fleißig mit Wurfminen, daß die Verwüstung bei uns nicht geringer war. Unsre Kompanie stellte den 82ern 60 Mann Hilfe zum Ausbau der Gräben, und 40 Mann mußten Minen hinaufschleppen. Dieser Nahkampf drängt eigentlich dazu, durch einen plötzlichen Sturmangriff den Feind von der Kuppe herunterzuwerfen; aber die Generäle haben neulich befunden, daß es sicherer sei und weniger Opfer koste, uns langsam weiter mit Sprengstollen vorzuschieben. Im Armee-Tagesbefehl vom 15ten wurden die Arbeiten unsers Batallions mit ausdrücklicher Anerkennung erwähnt. Verwundungen sind während der letzten drei Tage auf den Paßhöhen nicht vorgekommen; sobald die Minenschmeißerei losgeht, kriechen die

Leute in die stark ausgebauten, leicht erreichbaren Schlupflöcher, die 5—8 m tief unter dem Erdboden liegen, und die Handgranaten tun wenig Schaden, weil sie meist von den Netzen aus Maschendraht abprallen, mit denen die vordersten Gräben schräg überspannt sind. Aber das Nachbar-Bataillon 58, das an der Tête du Violu (neben dem Bernhardstein) ähnlich nahe am Gegner liegt, verlor durch eine Propellermine 3 Tote und 5 Verwundete, außerdem durch schwere Granaten 2 Tote und 3 Verwundete.

16.—18. Oktober, Col-Stellung. Himmel wolkenlos blau, mondhelle Nächte. Unsre Artillerie betätertätigt sich mit herausfordernder Emsigkeit. Man fragt sich vergebens nach dem strategischen Zweck dieser Munitionsverschwendung, deren blutige Kosten die Infanterie trägt. Wahrscheinlich will man von hinten bewirken, daß vorne die Kampflust nicht einschlafen soll; aber da nichts damit erreicht wird als ein paar zerschossene Glieder und ab und zu ein zertrümmertes Grabenstück, das dann wieder aufgebaut werden muß, macht man die Leute nur nervös, und sie murren mit Recht über unnütze Arbeit. Es wird überhaupt viel zu viel geschanzt und für „volle Deckung" gesorgt in diesem fatalen Stellungskrieg. Wenn der Soldat nachher wirklich zum Kampf vorgehn soll, ist er abgemüht und ans Verkriechen gewöhnt, statt mit ausgeruhten Kräften drauflos zu stürmen; die französische Offensive hat es gezeigt, daß selbst der stärkste und mutigste Angriff mit solchen obdachbeflissenen Truppen in den feindlichen Gräben stecken bleibt, wenn die Verteidigung einigermaßen klappt. Die Offensive in der Champagne scheint mal wieder vorbei zu sein; da hier bei uns die französische Artillerie jetzt viel lebhafter ist als in voriger Woche, werden wohl Geschütze zurückgekehrt sein. Am 16ten nachmittags befunkte sie unsre Beobachtungsstelle am Hochfirst so ausgiebig mit schweren Granaten, daß ein wahrer Regen von Sprengstücken und Steinbrocken auf unsre Unterstände prasselte. Auch diesseits wurde die Artillerie noch verstärkt durch

eine Batterie von 4 alten Haubitzen, die hinter dem Zuckerhut Stellung genommen hat, auf einer Anhöhe dicht über Markirch; wir sind neugierig, ob der Franzmann nun nicht doch in die Stadt hineinschießen wird. Am 17ten ging auf dem Bernhardstein die Handgranaten- und Minen-Paukerei schon um 4 Uhr morgens los; ein Mann vom Batl. 82 wurde schwer verwundet, einer leicht. Nun hat unser Major auch noch angeordnet, daß unsre Maschinengewehre die Waldhöhe drüben von Zeit zu Zeit „bestreuen" sollen, obgleich die feindlichen Gräben dort fast unsichtbar sind. Wozu diese blinde Knallerei? Was ist gewonnen, wenn wirklich ein Franzose durch einen Zufallstreffer beseitigt wird? Morgen oder übermorgen fällt der Zufall auf uns zurück. Man reibt sich gegenseitig auf, ohne Not und ohne Nutzen, lediglich zum Zeitvertreib. Selbst der Zweck der „Beunruhigung" wird verfehlt; das Kriegsgefühl stumpft sich allmählich ab, man regt sich eher über die kleinen Mißgriffe der Kameraden und Vorgesetzten auf als über die großen Schicksalsschläge. Auch der Gegner ist nicht mehr unternehmungslustig; unsre abendlichen Patrouillen verliefen alle ergebnislos. Am 18ten nahm ich auf Einladung unsers Regimentskommandörs an einer Kavalkade teil, um unsre südlichen Artillerie-Stellungen (auf dem Steinköpfle, Rehberg, Bressoir und Haicot) zu besichtigen. Wir ritten von morgens 8 bis abends 7 mit einstündiger Mittagspause; hin und wieder eine Viertelstunde zu Fuß, um auf die Gipfel der Bergkuppen zu steigen oder die Batterieen anzusehn (2 schwere und 3 leichte). Da man bei dem klaren Wetter das Schußfeld gut beobachten konnte, wurden zu unsrer Unterhaltung ein paar Granaten abgefeuert; einem der Artillerie-Leutnants, der im Zivilberuf Pfarrer ist, merkte ich an, wie peinlich ihm dieses Sportmanöver war. Nun, wahrscheinlich hat er trotz allen Zielens blos ein Loch in die Luft geschossen. Der Batteriechef, bei dem wir zu Mittag aßen, erzählte mir, daß in seine Stellung seit Anfang des Jahres etwa 10000 feindliche Geschosse geschlagen seien und keine einzige Verwundung verursacht haben. Freilich, als

ich abends wieder in unsre Infanterie-Stellung hinaufritt, kamen mir vier Sanitätsleute mit einer Tragbahre entgegen, auf der ein Schwerverwundeter lag.

19.—21. Oktober, Stützstellung Pflanzschule. Neblig und wolkig, nur mittags hell. Knallerei spärlicher als sonst; trotzdem bei Batl. 82 und 58 wieder ein paar Verwundungen. Es ist vielleicht das unheimlichste Geräusch in diesem mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Stellungskrieg, wenn man nachts bei einem gemütlichen Grogk in der Blockhütte beisammenhockt und hört dann das Sanitätsauto die Paßstraße entlang surren. Nur das dumpfe Brodelgeräusch, das wir manchmal in der Dämmerung von den fernen Bergkuppen, wo besonders heftig gekämpft wird (Schratzmännle und Lingekopf im Süden, Ban de Sapt im Norden), durch die Stille herübertönen hören, macht mir einen ähnlich unheimlichen Eindruck. Keine dicht neben mir einschlagende Granate hat mich jemals derart erschüttert wie dies sogenannte Trommelfeuer (diese Bezeichnung ist offenbar von Leuten erfunden, die das Massenfeuer nur von weitem gehört haben, denn aus der Nähe hört sich's nicht wie Getrommel an). Ich halte jene seelisch erschütternde Wirkung für eine reine Gewissensregung: man fühlt sich selbst in Sicherheit, und dort opfern sich Andere für das gemeinsame Ziel! Mir steigen dann jedesmal die wahrhaft christlichen Verse des bei Soissons gefallenen Walther Heymann auf:

„Wer immer von euch fällt, der fällt gewiß für mich!
Und ich soll übrig bleiben? Warum denn ich?!"

Wohl aus einer ähnlichen Empfindung heraus hat der Kaiser vor etwa einem Monat, als er bei unserm Reserve-Korps in Saulxures (deutsch Salzern) eine Parade abnahm, folgende Ansprache an die Truppen gehalten, die jetzt gedruckt an unsre Mannschaften verteilt wird: „Wir stehen hier an der Westgrenze des Reiches. Im Osten haben wir die Erfolge erringen können, weil jeder von euch hier im Westen seine Pflicht getan hat. Als ein stählerner Wall habt ihr hier im

Westen dem Anprall des Feindes widerstanden. Nachdem die Hauptarbeit im Osten getan ist, bin ich hierher geeilt, um euch meinen herzlichsten Dank und meine Anerkennung auszusprechen. Ihr könnt versichert sein, daß eure Kameraden im Osten sich bewußt sind, daß ihre Erfolge nur durch euer zähes Standhalten möglich waren; ich bringe euch deren Grüße und ihren Dank. Freilich ist der Kampf hier nicht so verlaufen, wie ihn der Soldat sich gedacht hat, ein frisches Vorwärtsstürmen durch Feindesland; sondern es ist ein stilles Heldentum im Stellungskampf von Graben zu Graben, Mann gegen Mann, mit Minen und Handgranaten. Die schwere Aufgabe, die ich euch gestellt habe, unser schönes Elsaß gegen den achtbaren und tapferen Gegner zu schützen, werdet ihr auch fernerhin mit Gottes Hilfe erfüllen. Wenn erst im Osten die Arbeit ganz getan ist, hoffe ich, so Gott will, daß hier im Westen auch die Offensive aufgenommen wird. Bis dahin haltet den Feind fest, und wenn er angreift, schießt ihn nieder! Tut eure Pflicht weiter!" — Sehr merkwürdig hat da der fromme Kriegsherr dem soldatischen Gewissen geschmeichelt. Ungefähr als wenn wir im Frieden hören, daß irgendwo 100 Bergleute, bei der Arbeit für unsern Kohlenbedarf, durch ein schlagendes Wetter umgekommen sind, während wir selber am warmen Ofen uns höchstens die Haut versengen können; dafür aber — so redet man uns ein — helfen wir eine Gasanstalt bauen und riskieren vielleicht mal später bei einer Explosion unser Leben.

22.—24. Oktober, Feuerstellung Col. Wetter noch immer mild; bei Tage neblig, nachts vollmondhell. Artilleriefeuer gering, auch weniger Wurfminen als sonst; nur die üblichen paar Dutzend Handgranaten. Aber am Bernhardstein werden 10 Sprengstollen vorbereitet; also wird's dort wohl bald wieder bemerkenswerter knallen. Bei uns geht's mehr nach dem Bibelspruch zu: hier ist's gut sein, lasset uns Hütten bauen. Es werden Unterstände für den Winter gezimmert, als wollten wir Jahrelang hier hausen.

Die Leute arbeiten wie im Frieden, einzig mit dem Unterschied, daß ihr Tagelohn jetzt geringer ist, freilich auch ihre Sorge ums tägliche Brot. Höchstens ein Drittel der Kompanie steht in abwechselnder Reihe Posten und segnet den Feind, der sich nicht blicken läßt. Die meisten werden sich wohl später einmal nach ihrem Blockhaus im Hochwald zurücksehnen; jetzt allerdings ist fast keiner zufrieden. Der Mensch hat das Bedürfnis, sich zu beklagen; wenn er keine große Beschwerde findet, sucht er sich ein Dutzend kleine. Trotzdem tun fast alle brav ihre Pflicht; und unser Kompanieführer hat die Gabe, ihre Schimpfereien spaßhaft zu nehmen und das Körnchen Berechtigung darin doch ernsthaft in Betracht zu ziehen. Bei mancher andern Kompanie scheint's damit aber bedenklich zu hapern; da haben die heimlichen Wühler umso stärkeren Anhang, je schärfer man hinter ihnen her ist. Bei uns wissen auch die Unteroffiziere, daß man mit der Politik der Leutseligkeit weiter kommt. Wer sich vom Dienst zu drücken sucht oder sonstwie unkameradschaftlich handelt, wird zwar gelegentlich mal „gestaucht"; aber im übrigen lassen wir die Leute reden, geben ihnen sogar Gelegenheit, ihre Beschwerden offen auszusprechen. Seit kurzem ist z. B. auf Regimentsbefehl ein Küchen-Beirat eingerichtet, bestehend aus 1 Unteroffizier, 1 Gefreiten und 1 Gemeinen, angeblich um die Klagen über das Essen zu prüfen, aber eigentlich um sie mundtot zu machen. Da haben wir nun bei unserer Kompanie einen der Hauptkrakeeler hineingewählt, und seitdem er mit uns Offizieren in den Topf gucken darf, hat er sich auffallend beruhigt und erklärt jetzt dasselbe Essen, das er früher einen Schweinefraß nannte, für eine kräftige Hausmannskost, blos weil der Koch auf seinen Vorschlag eine Prise Salz oder eine Handvoll Reis mehr in die Suppe geworfen hat. Auch sonst lassen wir den Leuten Gewissensfreiheit; es wurde z. B. niemand gezwungen, die kirchliche Feier der 500jährigen Hohenzollernherrschaft mitzumachen, die auf der sogenannten Hegelau stattfand. Wir setzten nur den Arbeitsdienst für diesen Sonntagnachmittag aus, und da ging man eben von selbst zu der Feier. Die

Hegelau ist ein Waldtal hinter dem Hochfirst, einem früher dort stationierten Oberstleutnant Hegel zu Ehren so getauft, einem Enkel des großen Denkers. Man hat da einen entzückenden Brunnen aus Cement und Schmiedeeisen errichtet, der sich auf jeder Kunstgewerbe-Ausstellung sehen lassen könnte; und auch die umliegenden Blockhäuser, das Stabshaus sogar aus Ziegelfachwerk, sind mit gutem Geschmack gebaut (von unserm I. Batallion). Schon ohne Festlichkeit ist es ein Vergnügen, in dieser Anlage herumzuspazieren, die nach dem Krieg wohl ein Ausflugsort für die Markircher werden wird. Außerdem gab es auf Regiments-Unkosten 1 Liter Apfelmost für jeden Mann und eine Extraportion Wurst, und diese Hohenzollernfeier ließen auch die Sozi sich gern gefallen. Es liegt nahe, aus alldem eine Schlußfolgerung für unsre innere Politik zu ziehen, besonders für die Wahlrechtsfrage: wenn man die Leute ruhig mitreden läßt, werden sie schließlich von selber stille, und getan wird ja doch immer blos, was man nicht länger lassen kann.

25.—27. Oktober, Stadt Markirch. Ruhetage. Sehr anstrengend. Denn der viele Bordeaux und Burgunder, der im Keller des Kaiserhofes lagert, muß doch vor Kriegsschluß vertilgt werden. Man trifft da immer etliche Kameraden, in deren Gesellschaft man erst bei Tagesanbruch merkt, daß die Mitternacht schon vorüber ist. Es gibt zwar auch hier allerlei Karnickel, die das Stänkern nicht lassen können; aber im großen Ganzen herrscht zwischen den verschiedenen Batallionen auf diesem Operationsgebiet ein höchst einmütiger Wetteifer. Besonders ein Graf H—g, Führer unsrer Sanitätskompanie (oder wie er selbst sagt: P. P.-Kompanie) fördert mit weltmännischer Burschikosität die gemeinsame große Sache. Er ist ein Nachkomme von Novalis; er sagt zwar selbst: ein unwürdiger — aber er sagt es mit solcher Würde, daß man ihm die Sarkasmen zugute hält, mit denen er seine Melancholie maskiert. Hat eine ungewöhnliche Gabe, mit kurzen Worten anschaulich zu ulken.

Zum Beispiel: „Kinder, habt ihr den dicken Oberst in seinem Regen-Radmantel schon gesehn? Sieht aus wie'n verhängtes Karrussell." Auch unser Kompanieführer Beck, am Zechtisch „der alte Bursch" genannt, seit dem Geburtstag der Kaiserin zum Oberleutnant befördert, schwingt mit überlegener Ironie den Becher und den Knobelbecher. Desgleichen der M. G.-Leutnant P., ein niederrheinischer Fabrik- und Gutsbesitzer, der auf alle übrigen Kapitalisten und notleidenden Agrarier pfeifft. Desgleichen sein Hauptmann, Rentier M., unerschöpflich an passenden Citaten aus der höchsten und niedrigsten Literatur. Desgleichen der Flak-Hauptmann Kr., aktiv, unergründlich beschaulicher Ostpreuße, mit einer wahrhaften Stechheber-Nase. Lauter geborene Weltüberwinder, die weder sich selbst noch andre Leute mit idealen Forderungen begimpeln, aber das Leben in jedem Augenblick an den Hörnern zu fassen verstehn. Und ab und zu, wenn die Quartettmusik einen hinreißenden Walzer spielt, erhebt sich alles zum deutschen Männertanz; zuweilen gehn ein paar Gläser dabei in Scherben, oder auch eine Türscheibe, aber das stört den Kriegsfrieden nicht. Die Markircher machen so gute Geschäfte dabei, daß sie sich jusqu' à demain mit uns aussöhnen. Besonders als unsre Kompanie mit der neu zusammengestellten Regimentskapelle bei strahlender Sonne durch das Städtchen marschierte, da steckten selbst die französischsten Gesichter eine deutschfreundliche Miene auf; und Liliencrons Lied „Die Musik kommt" paßt auf Annette und Babette genau so gut wie auf Mine, Trine, Stine. Was mich am meisten freut, wenn ich durch die Hauptstraße gehe: die einzige Buchhandlung des Ortes ist immer dicht belagert von unsern Soldaten. Auch von mir lagen Bücher im Schaufenster, aber auf mein Ersuchen tat sie der Buchhändler weg; ich möchte nicht wieder in die Verlegenheit kommen, als Gelegenheitsdichter begönnert zu werden. Exc. v. E., unser kommandierender General, genannt „der heilige Blasius", teils weil er in Heilig-Blasien residiert, teils weil er sich gern reden hört, und der zuweilen auch den Pegasus reitet, war mit unserm Brigade-

general Exc. v. F. dieser Tage in unserm Kasino zu Gast (aus Anlaß einer Besichtigung der Stellungen auf dem Haicot) und ich befürchtete schon als Stabspoet nach Heilig-Blasien mitgenommen zu werden, da unser Regimentskommandör vorher dergleichen gemunkelt hatte; aber diesmal kam ich unbegnadet davon.

28.—30. Oktober, Col-Stellung. Wetter noch immer gut, aber schon kalte Nächte; morgens Eiskruste an feuchten Wegstellen. Eine Patrouille der von uns abgelösten 5. Kompanie hat am Bois de Beulie unweit der französischen Stellung einen toten Franzosen gefunden, der dort schon Monatelang gelegen haben muß, nach dem Zustand der Leiche zu schließen; ein Zeichen, daß die Franzosen selten Patrouillen aus ihrem Wald herausschicken, sonst würden sie ihren toten Kameraden doch wohl gefunden und beerdigt haben. Wenig Artilleriefeuer in diesen Tagen, aber öfters M. G.-Geknatter nach Fliegern. Am zweiten Tag beiderseits etwa 50 Handgranaten und ein Dutzend Wurfminen am Bernhardstein. Verwundungen nur dadurch, daß ein Mann vom Batl. 82 in seinem Unterstand unvorsichtig mit einer Gewehrgranate umging, sodaß sie explodierte und ihn nebst zwei Kameraden verletzte. Außerdem brach sich ein Mann unsrer Kompanie beim Holzfällen das Schienbein, und einer hieb sich mit der Axt ins Knie. Bei solchen Vorfällen wird dann immer mit ganz besondrer Beflissenheit auf den unglückseligen Krieg geschimpft. Als ob sie nicht auch im Frieden vorfielen. Ja, aber jetzt viel massenhafter, wird dann bieder eingewendet. Das ist erstens noch sehr die Frage; ich möchte nicht untersuchen, wieviel Menschen im Frieden vorzeitig ums Leben kommen, z. B. in Bergwerken und Fabriken, um nur die gröbsten Mordsanstalten zu nennen, durch die sich andre Menschen ihr Leben glückseliger oder wenigstens behaglicher machen. Und wer läßt sich ernstlich in seiner Glückseligkeit stören, wenn er z. B. in der Zeitung liest, daß ein Erdbeben oder eine Springflut viele Tausende Menschen hingerafft hat?

Ja, aber das sind Naturgewalten, wendet Herr Biedermann abermals ein. Nun, ist die menschliche Tobsucht, alias Kampflust, etwa keine Naturgewalt? Nach der Logik der Friedensapostel soll freilich der Mensch die Natur beherrschen lernen; aber die Logik regiert eben nicht die Welt, sondern Gottseidank die Phantasie, und die hat leider Gottes wie alle weiblichen Wesen (mitunter auch die brave Logik) ihre verrückten Perioden. Und zweitens: was hat die Masse der Opfer mit unserm Glücksgefühl zu tun, mein menschenfreundlicher Kriegskamerad? Die große Zahl spricht doch blos zu unserm Verstand; für mein Gefühl ist es schon zuviel, daß ein einziger Mensch auf Erden leidet, während ich mich freuen möchte. Wirklich glückselig bin ich nur dann, wenn irgend ein Gefühl mich ergreift, das mich von allen Gedankensorgen um die menschliche Wohlfahrt befreit; und diese Freiheit, mag der Krieg sie noch so gewaltsam unterbinden, sie läßt sich auch im friedlichsten Kämmerlein nicht an den Haaren herbeiziehen. Schließlich kommt's überall blos darauf an, ob man den inneren Frieden hat. Die Zufriedenheit der Dickfelligen, der Indolenten und Indifferenten, will ich damit wahrhaftig nicht loben; ich bin oft genug recht unzufrieden, und dennoch stört nichts meinen Seelenfrieden. Das ist kein eitler Selbstbetrug; denn diesen Frieden habe ja nicht blos ich, sondern in jeder Menschenseele siegt er trotz allem Kampf immer wieder, nur daß die meisten sich ihm nicht hingeben wollen. Eben dem Frieden, der von innen kommt, der uns z. B. auch mit dem Schlaf beglückt; aber den sogenannten Frieden der Außenwelt, der nichts ist als maskierter Kampf, den nimmt die menschliche Bestie sehr willig hin. Gab's denn vor dem Krieg keinen Krach in der Welt? und trotzdem Seelenruhe genug! Ob nun national oder sozial gekämpft wird, schließlich wird's immer nur individual empfunden. Jede Seele hat zeit ihres Lebens soviel Frieden und soviel Unfrieden, soviel Lust und Leid, soviel Glück und Unglück, wie sie von Hause aus mit auf die Welt bringt, ganz gleich ob die Welt dazu kracht oder lacht. Wir fahnden blos immer nach dem

äußeren Feind, an dem wir unsre inwendige Feindseligkeit nach Belieben auslassen können, und wär's der nächste Lebensgefährte, den wir unbedacht peinigen, oder irgend ein unschuldiger Stein im Weg, dem wir einen wütenden Fußtritt versetzen. Schon beim wilden Heerdenmenschen war's so von Natur; wir scheinbar gezähmten Kulturexemplare könnten uns dessen etwas bewußter werden, dann würde der Schein vielleicht einmal Wesen. Innige Frage:

Was klagt und jammert alle Welt
und ist voll Kriegslust doch?
Und war es schon seit ewig,
und predigt immer noch
Frieden.

Was schafft denn Krieg für Leiden,
litt man vorher nicht?
Was zagst und zürnst du, tapfre Seele,
bei jedem Schlachtbericht:
wann wird Frieden?

So fragtest du die wilde Welt
auch sonst schon oft mit Groll;
ach, laß sie weiter toben,
sei Du nur ruhevoll,
dann ist Frieden.

Hast du nicht jeden Abend
nach der Tagesschlacht,
ob auch am Morgen immer wieder
Himmel und Erde kracht,
Frieden?

31. Oktober — 2. November, Stützstellung Pflanzschule. Sonntag Morgen (31. Okt.) bei herrlichem Sonnenschein Feldgottesdienst zur Feier des Reformationsfestes. Als Kanzel diente die Veranda einer Offiziers-Blockhütte an der Paßstraße, mit Efeuranken und blaß-

lila Herbstblumen geschmückt. Ein entzückender Rahmen für den jungen Feldprediger mit dem dunkelvioletten Besatz seiner grauen Uniform, wie er vor dem weißgedeckten Tisch der Veranda stand und den Leitspruch der Predigt aus seiner kleinen Taschenbibel vorlas, auf deren Goldschnitt die Morgensonne blitzte. „Wer von der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Der Herr Jesus hätte seine Freude daran gehabt, mit welchem schlichten Freimut unser Licentiat Fr. diese Worte auslegte. Ein frischer, unbekümmerter Mensch, echter Protestant, Anhänger von Traub und Jatho; außerdem Reserveleutnant der Feldartillerie und auch sonst ein „schmucker Degen". Er verglich die Luthersche Tat mit der Wiederentdeckung und Freilegung einer lange verschütteten heilsamen Quelle und schloß daran eine Mahnung zur Lauterkeit, Offenherzigkeit, Wahrhaftigkeit. Gleichzeitig fand auf der Hegelau für die katholischen Soldaten zur Vorfeier von Allerheiligen (1. November) eine Messe nebst Kommunion statt. Die Teilnehmer sollten am Sonntagvormittag vom Arbeitsdienst befreit sein, und es meldeten sich von unsrer Kompanie 45 Mann; als sie aber am Abend vorher, wo sie sowieso dienstfrei waren, zur Beichte hinübergehen sollten, hatten blos 25 Mann Lust dazu. Nicht grade ein vielverbürgender Prozentsatz für den angeblichen Glaubenseifer der Katholiken. Hätten die Leute antreten sollen, um eine Extraportion Wurscht zu empfangen, wäre sicherlich keiner weggeblieben. Unser Kompanieführer Beck, als protestantischer Pfarrerssohn, trug anfangs Bedenken, ob er die Drückeberger zum Empfang ihrer Extraportion Seelenfrieden einfach abkommandieren solle; da sie sich aber freiwillig gemeldet hatten und blos aus Faulheit die Beichte schwänzen wollten, gab er schließlich doch den Befehl dazu. Im Allgemeinen habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Leute mit religiöser Anlage im Krieg noch sehr viel gottgläubiger und gebetsbedürftiger werden, während die skeptisch veranlagten ihre letzten Glaubensreste vollends über Bord werfen; aber die Atheisten sind die weitaus kleinere Anzahl, und auf die sogenannte Moral des Soldaten (Manns-

zucht, Mut, Standhaftigkeit) hat die Religion so gut wie gar keinen Einfluß. Nachdem die heilige Sonntagshandlung in beiden Glaubenslagern vollzogen war, ließ unsre Artillerie zur Feier des Tages eine Demonstrationskanonade los: etwa 50 schwere Geschosse, großenteils aus 2 neuen Haubitzen, die auf dem Grenzkamm nördlich der Hegelau vor kurzem noch aufgefahren sind, und etwa 100 Schuß Sperrfeuer gegen einen feindlichen Flieger, wahrscheinlich um den Franzosen zu zeigen, daß wir noch Munition genug haben, um sie unnütz zu verpulvern. Dafür bepfefferte der Gegner nachmittags unsre Sappen auf dem Bernhardstein mit etlichen Dutzend Schleuderminen. Einem Mann vom Batl. 82 wurden beide Unterschenkel durch ein Sprengstück weggerissen; ein paar andre wurden leicht verwundet, ein Wachtposten durch einen Splitter von einer unsrer eignen Minen, der von der feindlichen Grabenkrone in unsern Graben zurückprallte. An den folgenden Tagen weniger Knallerei, wohl weil das Wetter umgeschlagen ist. Nebel und Regen und starker Wind; aber die Luft noch immer so mild, daß das Vieh auf der Weide bleibt. Die Schafe kommen bis in unsre Stellung herauf, um das zarte Waldgras abzurupfen; und unten bei der Stadt auf den Wiesenhängen tönt das friedliche Geläute der Kuhheerden und hört sich siegreicher als der Geschützdonner an. Manchmal kommt mir die Vorstellung, daß wir einen sogenannten Weltkrieg erleben und daß an irgend einer Stelle der Erde, z. B. jetzt in den serbischen Bergen, das Schicksal der Völker entschieden werde oder sogar der ganzen Menschheit, wie eine närrische Einbildung vor. In Wirklichkeit erlebt doch jeder blos seine eignen Gefühle und Gedanken in dem winzigen Weltwinkelchen, wo er sich zufällig grade aufhält. Wenn ich z. B. die Briefschaften unsrer Landwehrleute prüfen muß, die von nichts als leiblicher Nahrung und Notdurft und höchstens Familiensorgen handeln: was verbindet mich mit denen? was ahnen sie von den geistigen Sorgen um die Gestaltung des künftigen Deutschlands? Und was ist einem Hindenburg oder Ludendorff meine seelische Vorkämpferei

für die werbelustige Menschheit? — Abends im Kasino ließ ich mich mit unserm Pfarrer Fr. in ein Gespräch über Glaubensfragen ein, und dieser liebenswürdige Freigeist wollte nichts von Arthur Bonus wissen, dem einzigen namhaften Protestanten, der heute in Deutschland bedingungslos für die „Freiheit des Christenmenschen" eintritt. Also nur für Protestler wie Traub und Jatho reicht sein Begriffsvermögen aus, für eine Larifari-Reformation, die das kirchliche Glaubensbekenntnis als veralteten Zwang abschütteln möchte, aber am Kirchenglauben selbst nicht zu rütteln wagt, weil sie kein neues Bekenntnis zu schaffen vermag; wie würde Luther sie abkanzeln! — Ich habe wenig Hoffnung, daß der Krieg die Ausbildung geistiger Gemeinschaftsgefühle in der oberen Volksschicht fördern wird, garnicht zu reden vom ganzen Volk. Was er steigert, ist die Anspannung der körperlichen Willenskräfte, dagegen der geistigen nur insofern, als sie der gemeinsamen leiblichen Notdurft dienen. Daher die erstaunliche Organisation unsrer militärischen und ökonomischen Energie, allenfalls auch noch der hygienischen; aber jede feinere Geistespflege oder gar Gefühlsbildung, kurz die eigentliche Gesittung, geht dabei immer mehr in die Brüche. Wo ich mich auch umsehe in unsern Offizierszirkeln, die sich doch aus allen höheren Berufsgebieten zusammensetzen: was ist die Durchschnittsunterhaltung selbst der Herren von Überdurchschnittsbildung? Kriegsklatsch, Bierulk, Kraftmeierzoten und die oberflächlichste Sorte Musik. Sobald einmal irgend eine Frage von nicht alltäglicher Bedeutung in das übliche Tischgespräch fällt, ob nun ästhetischer, religiöser, moralphilosophischer oder auch nur sozialpsychologischer Art, schrickt jeder echt Empfindende unwillkürlich vor der Talmikultur zurück, die sich dann von allen Seiten her mit anspruchsvollstem Vorurteil kundgibt. Natürlich ist Verstimmung die Folge; was bleibt da übrig, als sie mit faulen Witzen in Wein oder Bier oder Schnaps zu ersäufen, und das geschieht ja gern und genug. Auch die vielgerühmte Kameradschaftlichkeit entpuppt sich bei näherem Zusehn meistens nur als ein ver-

bindliches Anstandsgefühl, das mehr der äußeren Not entspringt als dem innerlichen Bedürfnis. Es ist nicht anders: je feinfühliger, umso einsamer wird der Mensch. Gottseidank oder leider Gottes, je nachdem man sich willig oder widerwillig in den höheren Bannkreis fügt.

3.—5. November, Col-Stellung. Zwei Tage hell, am dritten Nebel und Regen. Am zweiten ziemlich starke Kanonade, vormittags unsrerseits, nachmittags von drüben, nebst Schleuderminen und Handgranaten. Dabei keine Verwundung; aber ein Gewehrschuß, der zufällig durch den Spalt einer Schießscharte ging, tötete 2 Mann vom Batl. 82 (Kopfschuß und Brustschuß). Die Kugel war eins von den neuen französischen Stahlgeschossen, die auf nahe Entfernungen (bis zu 300 m) ein glattes Loch durch die Stahlschilde unsrer Postenstände schlagen. Es werden jetzt beim Bernhardstein bis zum Col etwas mehr Gewehrschüsse als früher gewechselt, weil die Franzosen dort einen Unteroffiziersposten vorgeschoben haben. Am Bernhardstein selbst haben die Vorposten sich wieder Briefchen zugeworfen, daß sie nicht auf einander schießen wollen. Dafür schmeißen sie umso fleißiger Handgranaten, aber immer abwechselnd; d. h. wenn die eine Partei an der Reihe ist, kriecht die andre in die Schlupflöcher. Einer von unsern Offizieren hat vor kurzem einen Pionier abgefaßt, der einen Wink nach drüben gab, — aber der brave Landwehrmann ließ sich nicht verblüffen: er habe blos seinen Arm in Schwung gebracht, um die Granate besser werfen zu können. Ein andrer Offizier erzählte, daß neulich unten im Kasino ein schweizerischer Major zu Gast war, der sich unter Leitung unsers Brigadekommandörs eine der vorderen Stellungen hatte ansehn dürfen (natürlich nicht die vorderste) und die reichliche Handgranaten-Knallerei ganz besonders bewunderte (selbstverständlich von weitem). Beim Wein soll er ferner sehr schmeichelhaft über die deutsche Spionage gesprochen haben, die nach den Beobachtungen der Schweizer Militärbehörden beträchtlich besser funktioniere

als die irgend einer andern Nation. Mir scheint, daß diese Komplimente, die unsern Herren vom Generalstab sehr wohl gefallen haben sollen, eher verkappte Malicen waren.

6.—8. November, Stützstellung Bernhardstein. Wetter wieder heiter, nachts etwas Frost. In den Tälern weißes Nebelmeer, aus dem die höchsten Bergkuppen als schwarzblau bewaldete Inseln ragen; darüber hellstblauer Himmel und sternklare Nächte. Am ersten Tag war jenseits der Rheinebene der Kamm des Schwarzwaldes oberhalb Lahr sichtbar (65—70 km von hier). Bei der durchsichtigen Luft natürlich emsiger Artillerie-Betrieb, besonders die letzten beiden Tage. Am dritten Vormittag von 10—12 feuerten sämtliche Batterieen unsrer Brigade; im ganzen 150 Schuß, ungerechnet die schweren Minen. Die Franzosen schießen immer nachmittags am meisten, weil dann die Abendsonne in unsre Stellungen scheint, sodaß sie sich besser beobachten lassen. Diesmal besonders viel „Eselsfürze"; so nennen unsre Soldaten die Schüsse aus den kleinen französischen Berggeschützen, die von Eseln gezogen werden (Kaliber 5 cm). Verwundungen: bei Batl. 82 ein Offizier und ein Mann schwer; bei unsrer Kompanie zwei Mann leicht, ein Artillerie-Unteroffizier (Beobachter) schwer. Es sind jetzt vom vordersten Graben des Bernhardsteins etwa 15 unterirdische Stollen vorgetrieben, bis dicht an den feindlichen Graben, und durch einen Quergang verbunden. Einstweilen sollen sie nicht gesprengt, sondern als Horchposten-Stellung benutzt werden; nur im Falle eines französischen Angriffs will man einige Stollen rasch weiter vortreiben und dann die ganze Anlage sprengen. Das scheint mir eine Art Kompromiß zwischen unserm betriebsamen Major U. und dem Führer des Batls. 82, Major Br., der die ganze Vortreiberei auf dem Bernhardstein für einen taktischen Unsinn hält. Meines Erachtens nicht ohne Grund, denn unsre Hauptstellung bis zum Col würde sich kaum halten lassen, oder doch nur mit schwersten Opfern, wenn die Franzosen am Bern-

hardstein einen starken Durchbruch wagten; und durch die fortwährende Sappenvorschieberei fordert man sie dazu heraus. Leider aber hat die Spannung zwischen den beiden Bataillonsführern nicht blos diesen sachlichen Grund, sondern noch einen persönlichen: unser Major ist zugleich Kommandör des taktischen Abschnitts Bernhardstein-Hochfirst und als solcher dem Herrn Br. übergeordnet. Das geht diesem nun gegen den Strich, weil er erstens doch auch Major ist und zweitens gewesener Kavallerist, und er hat gleich beim Antritt der neuen Stellung unsern jovialen U. „hoch zu Roß" brüskiert. Durchaus unangebrachterweise; denn U. ist tatsächlich erfahrener, als Infanterist wie als Soldat, gilt für den tüchtigsten Taktiker unsrer ganzen Brigade, und hat die Stellung am Bernhardstein in halbjähriger Arbeit ausgebaut und die Franzosen von der diesseitigen Kuppe gedrängt, bevor der Herr Br. überhaupt auf dem Schauplatz erschien. Und zum Ärger unsers Majors macht der Führer unsers I. Bataillons, Major v. W., gleichfalls gewesener Kavallerist und früher ein namhafter Herrenreiter, diesen Rivalitätssport mit, wenn er ihn auch gewandt cachiert. Augenblicklich zwar ruht der Rangstreit, weil U. vor kurzem auf einige Wochen zur Brigade abkommandiert worden ist, um die Schanzarbeiten der zweiten Linie (unten bei Markirch) zu leiten, und während dieser Zeit ist Herr Br. stellvertretender Abschnittskommandör. Aber wer weiß, was geschehen wird, wenn U. den Abschnittsbefehl wieder übernimmt; vielleicht kracht's dann doch in den Sprengstollen früher, als es wirklich nötig ist. Zum verwundern wär's ja nicht grade, wenn unser sonst gern gemütlicher Major, der im Grunde ein Tanzbär ist, durch diese kniffigen Reibereien plötzlich einmal rauhbeinig würde. So sieht die „große gemeinsame Sache" hinter den Kulissen aus.

9.—11. November, Col-Stellung. Erster Tag hellblau, warm; am zweiten morgens alle Bergkuppen weiß, nachmittags und am dritten Tage dichtes Schneegestöber. Artillerie-Knallerei etwas sparsamer als die vorigen

Tage. Im Bernhardstein ein Mann von unsrer 8. Kompanie durch Gewehrkugel tödlich verwundet (Querschläger, Bauchschuß). Vom Generalkommando ist Befehl gekommen, auf die Tätigkeit des Feindes erhöhte Aufmerksamkeit zu verwenden und alle Vorbereitungen zur Abwehr eines Angriffs zu treffen (Munition, Proviant, Wasserversorgung und Kerzenvorrat auf mehrere Tage für die vordersten Stellungen). Es stehe zu erwarten, daß der Gegner nach dem Fehlschlag der „großen Offensive" versuchen werde, mit allerlei örtlichen Vorstößen kleine Erfolge zu erringen. Diese Vermutung stützt sich darauf, daß nach Fliegermeldungen eine größere Anzahl schwerer Geschütze aus der Champagne zurückgenommen und an andre Stellen der Front verteilt worden sind. Außerdem haben unsre „Agenten" berichtet, daß uns gegenüber in St. Dié zwei neue französische Regimenter eingetroffen seien. Auch soll ein französischer Vorposten in den vordersten Graben der 58er (an der Tête du Violu, links vom „kahlen Hang" des Bernhardsteins) einen Zettel geworfen haben: „Gebt Acht! nächstens geht's los!" Unser Regiment hat nun angeordnet, daß von jetzt an bis auf weiteres die einzelnen Kompanieen abwechselnd die ganze Nacht hindurch Offizierspatrouillen in das Tal zwischen dem Col und Wisembach schicken sollen, um festzustellen, ob der Gegner offensive oder defensive Arbeiten und Bewegungen mache. Im übrigen haben wir hier vorne unsern täglichen wie nächtlichen Spaß daran, was sich die Stäbe hinten für Mühe geben, uns vorm Einschlafen zu behüten; glücklicherweise gibt's hier Grogk und Glühwein genug, daß wir schon von selbst dabei wach bleiben. Bis jetzt hat noch keine Patrouille je etwas entdeckt, das nicht ebenso gut zur Defensive wie zur Offensive zweckdienlich wäre. Aber die Lauferei macht schönen Durst, und unser rühriger junger M. G.-Leutnant B. martert nachher die Ziehharmonika mit besonders heroischer Geste. Unsre braven Burschen sind dabei stets ein ebenso dankbares wie brauchbares Publikum, obenan der stämmige Schildknappe unsers riesigen Leutnants B., ein treuherziger bayrischer Stellmachermeister, aber „der

Höllenhund" genannt wegen seines martialischen brandroten Schnauzbartes, und ein Gegenstand der unglücklichen Liebe sämtlicher Markircher Dienstmädchen, wenn er mit seinen grünen Sammtpantoffeln und frischgebügelten weißen Hosen Sonntags vor seiner Quartiertüre steht. Was wären wir für traurige Ritter, wenn wir nicht solche Knappen hätten! —

12.—14. November, Stützstellung Pflanzschule. Wetter wieder weich; wolkig und regnerisch. Schneeschmelze, Dreck; nur der Bressoir-Gipfel noch weiß. Wenig Artilleriefeuer, blos etliche Dutzend Handgranaten und Wurfminen am Bernhardstein. Keine Verwundung. Die Franzosen haben eine Erdmine gesprengt; sie ist aber wieder nach hinten verpufft und hat nur ihren eigenen Graben verschüttet. Was uns zur Zeit mehr als der Feind belästigt, ist die Mäuse- und Ratten-Plage. Je rauher und kälter das Wetter wird, umso aufdringlicher nistet sich das Ungeziefer in die Unterstände ein. In den Offiziers-Blockhütten ist es noch allenfalls auszuhalten, weil wir die Fugen der Bretterwände mit Leisten übernagelt haben. Aber für die Mannschaften können wir soviel Leisten nicht auftreiben, und da läuft das Viehzeug nachts den Leuten über Gesicht und Hände und zernagt und besudelt die Eßvorräte. Es gibt zwar eine Menge verwilderte Katzen hier oben, aber gegen die massenhafte Vermehrung des Ungeziefers kann selbst der ersprießlichste Kater nicht aufkommen. Unser Kompanieführer hat schon Anfang September die Brigade um Abhilfe ersucht, sei es durch Lieferung von Fallen und Gift, sei es durch Impfung gefangener Mäuse und Ratten mit einem spezifischen Bazillus, der eine tödliche Seuche unter ihnen verbreiten könnte. Jetzt endlich ist Bescheid von der Brigade gekommen, und zwar (nach $2^1/_2$ Monaten!) eine Anfrage an die Kompanieen, ob sich keine Kammerjäger von Beruf unter den Mannschaften befänden. Als ob die nicht von selbst schon Jagd gemacht hätten, wenn welche vorhanden wären. Das ist mal wieder eine Parade-Leistung des Kanzlei-Militarismus. Wenn nur da

hinten ein Aktenstück vollgeschmiert wird, das einer dem andern zuschieben kann; was inzwischen hier vorne geschieht, ist Nebensache. Eigentlich begreife ich nicht, wie sich grade beim Militär der bürokratische Schlendrian so breitspurig hinfristen kann; jeder aktive Offizier beschwert sich darüber, und schließlich sitzen doch auch in den Stäben und Etappen Berufsoffiziere. Aber bei allen Verwaltungssachen, bis in die vorderste Front hinein, gibt es immer dieselbe Schererei, auch wenn einmal ein Linienoffizier dergleichen im Nebenamt besorgt. Wieviel Schreiberei und Lauferei, bis man eine lumpige Platte Blech oder ein paar Bretter geliefert krigt, oder gar eine Fensterscheibe! Die Hälfte der Arbeitszeit (gering geschätzt) geht allein damit verloren, daß jeder auf den andern zu warten hat. Wenn einer in Deutschland ein Amt bekommt, scheint er seine oberste Aufgabe darin zu sehen, daß er der übrigen Menschheit zunächst einmal beibringen muß, welche fürchterlich wichtige Person er ist; sobald er das zur Genüge besorgt hat, dann sorgt er auch ganz brav für die Sache, auf die es nebenher noch ankommt. Natürlich ist die Folge davon, daß jeder nach allerhand Hintertüren sucht, um ein bißchen rascher ans Ziel zu gelangen. Unser Feldwebelleutnant K., ein alter soldatischer Praktikus und im Zivilberuf selbst Beamter, aber einer von den weißen Raben, pflegt dann schmunzelnd zu bemerken: „Ja, es wird nirgends so ehrlich gemogelt wie beim heiligen Militär!" Denn Aufrichtigkeit ist das dritte Wort in jeder Instruktionsstunde über soldatisches Verhalten, und wehe dem Untergebenen, der beim Schwindeln seinem Vorgesetzten nicht grade in die Augen zu sehen versteht.

15.—17. November, Col-Stellung. Plötzlicher Witterungswechsel; starker Frost und viel Schnee. Die ganze Landschaft bis in die Täler hinab fußtief eingeschneit; 4 Kilometer lange Rodelbahn die Paßstraße hinunter nach Markirch. Für unsre Wachtposten sind weiße Pelze angelangt; die Patrouillen gehen in Schneehemden. Einer unsrer Scharfschützen hat im Wald einen Fuchs geschossen, und ein

paar Maschinengewehrleute haben im Laufgraben einen Hasen gefangen. Sonst nur die übliche Knallerei; kein Verlust. Am Vorabend meines Geburtstags Einladung zum Bataillonsführer, und von unsern Landwehrleuten kam eine Abordnung mit Blumensträußen und brachte mir ein Männerchor-Ständchen. „Großer Gott, wir loben dich und bewundern deine Werke.“ Auch das Lied von den zwei Königskindern — „das Wasser war viel zu tief“ — und zum Dank sagte ich nachher den Sängern: Zwischen uns Menschen allen ist das Wasser fast immer so tief, daß wir nicht zu einander kommen können; aber zuweilen strahlt über dem dunkeln Meer ein vorher nie gesehener Stern auf, der uns das andre Ufer zeigt und uns den Willen und die Kraft gibt, hinüber und zusammen zu kommen. Unter einem solchen Stern lebt Deutschland jetzt: unser Volk ringt um die Krone der Menschheit. Das macht uns alle zu Königskindern, und mögen auch manche dabei zu Grunde gehen, die meisten werden übrig bleiben und das leuchtende Ziel erreichen, wenn wir nur einmütig durchhalten! — Da haben die Leute mir die Hand geschüttelt, als wäre ich ihr leiblicher Bruder, und dann stimmten sie das Matrosenlied an:

„Fern im weiten tiefen Meer
schläft mein Schatz so lang, so schwer;
ach, wär ich bei ihm!“

18.—20. November, Ruhetage in Markirch. Herrlichstes Winterwetter. Ich bin nun 52 Jahre alt. Wenn ich mich auf den Kopf stelle: 25. Was hab ich nun eigentlich getan zwischen 25 und 52? Nichts weiter, als daß ich der Menschenwelt sagte, was sie unter allen Umständen ist: ein ungeheures Kampfspiel von Zwiespältigkeiten, zwischen denen nur Eins die ersehnte Eintracht stiftet: Gottergebenheit, ihr armen Teufel! — Es scheint auch, daß man allmählich drauf hört, meistens freilich nur mit dem Teufelsohr. Zunächst mal wurde mein Geburtstag im Kasino weiter gefeiert, von Mittag bis Mitternacht, auf Anordnung unsers Regiments-

kommandörs, der in besonders rosiger Stimmung war, weil er seine sämtlichen Offiziere endlich einmal am Bändel hatte. Gestern ist nämlich unser III. Bataillon zurückgekehrt, das während des letzten halben Jahres am Ban de Sapt und andern gefährdeten Stellen als Armee-Reserve abkommandiert lag. Es ist nun in die Stellung des I. Bataillons gerückt, und dieses ist als Brigade-Reserve nach Markirch und Sankt-Kreuz hinuntergelegt, sehr zum Leidwesen der abgelösten Herren, die eben mit der Einrichtung ihrer neuen Blockhäuser fertig geworden waren und nun mit guter Miene zusehen mußten, wie sich Andre in ihre gemütlichen Nester setzten. Jeder Vaterlandsverteidiger ist zwar der idealen Meinung, daß „Einer für Alle" arbeiten müsse, aber in der Praxis fällt das doch recht schwer; „Alle für Einen", das läßt sich der liebe Nächste jedenfalls viel lieber gefallen. Vor einem Jahr war's vielleicht noch anders, da schwebte Opferfreudigkeit über dem Krieg; jetzt tut man höchstens noch aus Ehrgefühl seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Wenn's nicht die männliche Eitelkeit gäbe und die menschliche Knechtschaffenheit, alias Ehrgefühl und Pflichtbewußtsein, dann bliebe niemand mehr vorn im Schützengraben. Trotzdem gelang mir's, als ich die Glückwunschrede unsers rührend treuherzigen Majors Sp. mit meinem „Fahnenlied" beantwortete, die Begeisterung des vorigen Sommers ein paar Minuten lang wieder heraufzubeschwören. Einigen Herren der Tafelrunde kamen Tränen in die Augen, und doch war kaum einer unter den etwa 50, dem ich ein klares Unterscheidungsgefühl für echte und falsche Kunst zutraue; irgend ein pathetischer Poetaster, der sich einen „berühmten Namen" gemacht hat, hätte wahrscheinlich dieselbe Wirkung hervorgerufen. Aber der gute Wille ist da, und vielleicht rüttelt die große Not unsers Volkes allmählich die Herzenskräfte wach, die unter dem Wohlstand im Dämmerschlaf lagen; dann könnte endlich der Friede kommen, der höher ist als der Haager Kongreß. Auf dem Wege zum Kasino kamen mir zwei Leute vom Roten Kreuz entgegen, die einen leeren Sarg trugen. Unter dem

strahlend blauen Himmel sah der schwarze, mit goldnen Zierschnörkeln an allen Kanten bemalte Kasten garnicht unheimlich aus, sondern prächtig. Trotzdem beschlich mich, während er näher kam, ein leises Gefühl alten Aberglaubens: Warum begegnet er mir grade auf dem Weg zu meiner Geburtstagsfeier? Aber im Augenblick, als er an mir vorbeizog, sagte mir die innere Stimme: da wird der Krieg zu Grabe getragen. Nun bin ich neugierig, ob das nächste Jahr diese Prophezeiung erfüllen wird?*) — Am folgenden Tage fuhr ich ein bißchen nach Straßburg, um allerlei nette Ausstattungsstücke für unsre neue Winterhütte einzukaufen: Bilder, Vorhangstoffe, Tischdecken, Gardinen u. dergl. Im Hotel (Rotes Haus) besuchte mich der junge Komponist Klemperer, zur Zeit Kapellmeister an der Straßburger Oper, und schilderte mir in düstersten Farben die Verwahrlosung unsers Kunstbetriebes. Er könne zwar nur über Musik mitreden, aber bei dem früheren Durchschnittshochstand grade dieser Kunstausübung werde der Niedergang in den anderen Künsten kaum geringer zu veranschlagen sein. Eine allgemeine Nachlässigkeit reiße ein, die jetzt mit dem Krieg entschuldigt werde, aber sich einzunisten drohe, denn Geschmack und Urteil gingen zum Teufel, wenn alle Welt sich daran gewöhne, zu meinen und zu sagen: es geht auch so. Und da im Feldzug grade die tüchtigsten Durchschnittskräfte teils der Vernichtung anheimfielen, teils aus Mangel an Übung untüchtig würden, so fürchte er, daß sich nach dem Kriege der eingewurzelte Übelstand eher verschlimmern als verbessern könne. Ich erwiderte ihm, es sei wohl möglich, daß in den ersten Friedensjahren nach der ungeheuren Anstrengung der körperlichen Willenskräfte eine Ermattung des geistigen Lebens eintreten werde; aber er vergesse den Nachwuchs. Unsre Jüngeren, die schon reif genug sind, die große Schicksalsprüfung der Völker mitzuerleben, obgleich sie nur von fern daran teilnehmen, werden eines Tages Männer sein und auf die zerbröckelten Schanzen treten.

*) Leider blos für meinen eigenen Kriegsdienst.

Dann wird jeder Begabte, weil wenig Vormänner dasind, die ihn mit verjährten Verdiensten hemmen, rasch an leitende Stelle gelangen, und bald wird alles Verfallene wieder aufgerichtet stehen, hoffentlich herrlicher als ehedem.

21.—23. November, Col-Stellung. Am letzten Morgen in Markirch hat mich zum ersten Mal das Grauen vor dem Krieg geschüttelt, aber sonderbarerweise im Schlaf. Mir träumte, die Franzosen griffen den Bernhardstein an, und unsre Kompanie mußte zur Unterstützung im Sperrfeuer den „kahlen Hang" hinauf. Wir gingen in kurzen Sprüngen vor, die zerschossenen Baumstümpfe nach Möglichkeit als Deckung benutzend. Und da kamen uns schon die Truppen entgegen, die wir oben im Graben ablösen sollten. Die Granaten hagelten zwischen sie, aber die Leute waren so erschöpft, daß sie sich nicht darum kümmerten, sondern langsam den Abhang herabwankten, viele ohne Helm und Gewehr. Es waren lauter junge Gesichter, aber mit so erloschenen Augen und so völlig gleichgiltigem Ausdruck, daß kein Greis abgestumpfter aussehen kann. Plötzlich sah ich, daß diese jungen Leute fast alle graue Haare hatten; einigen war der ganze Kopf ergraut, die andern hatten weiße Flecken im Haar. Das erschütterte mich so, wie mich in Wirklichkeit noch kein Anblick schauderhafter Verwundungen, noch kein Leichengestank, kein verwüstetes Dorf und kein Gekrach von Geschossen bewegt hat; und von dieser Erschütterung wurde ich wach. Als ich nachher zum Col hinaufstieg, kam mir auf dem verschneiten Waldweg eine lange Blutspur entgegen, wohl von einem Leichtverwundeten, dessen Notverband sich gelockert hatte. Auch diese einsame Blutspur im Schnee ergriff mich mehr als alle Verwundungen, die ich im Gefecht und in Lazaretten gesehen habe; diese waren mir eher widerwärtig, als daß sie Mitleid in mir erregt hätten, wohl weil die krasse Wirklichkeit die Sinne zu stark in Anspruch nimmt, als daß die Einbildungskraft sich regen könnte, die ja allen Mitgefühlen zu Grunde liegt. Die schöne reine Winterland-

schaft stimmte mich so engelsmild, daß ich allen Menschen, die jetzt in der weiten Welt für die Zukunft ihres Volkes kämpfen, das Weihnachtswort hätte zurufen mögen. Ab und zu hallte ein Schuß durch die Stille. Das Echo verrollte dann so sanft zwischen den weiß vermummten Bergwäldern, als hätten die Bäume ein erhabnes Erbarmen mit uns närrischen Störenfrieden und wollten unsern dummen Lärm dämpfen. Es wurde wenig geschossen in diesen Tagen, obgleich unsre schwere Artillerie noch um 4 neue 15 cm-Haubitzen verstärkt worden ist; und die alten 10 cm-Geschütze, die unten bei Markirch auf dem Eichköpfle standen, sind auf den Grenzkamm heraufgenommen worden. Die Artillerie unsrer Brigade ist jetzt dem entsprechenden französischen Abschnitt an Schwere etwas überlegen, wenn auch an Zahl ungefähr gleich: 24—26 Geschütze, ungerechnet die Minenwerfer und Abwehr-Kanonen. Allerdings haben die Franzosen noch eine Anzahl kleiner Berggeschütze, die sogenannten Eselkanonen; aber die richten wenig aus. Es glaubt hier niemand an einen Durchbruchsversuch von gegnerischer Seite, obgleich alles gut darauf vorbereitet ist. Auf dem Bernhardstein sind wir die Angreifenden; der Gegner setzt wohl nur seine Ehre darein, sich auf dem Kahlen Hang zu behaupten, von dem wir ihn langsam wegdrängen wollen, und ähnlich steht's an der Tête du Violu (Batl. 58) und auf dem Bois du dansant (Landsturm-Batl. Siegen). Da wir jetzt helle Vollmondnächte haben, wird ebensoviel Nachts wie am Tage geknallt; besonders der Franzmann liebt die nächtliche Ruhestörung mit Handgranaten und Wurfminen, und dann schickt in der nächsten Nacht zur selben Stunde eine unserer Batterieen ein paar schwere Erwiderungsgrüße hinüber. Am zweiten Tag war die Sonne so warm, daß der Rauhreif von allen Tannen tropfte, und am nächsten Morgen war jeder Weg glatt gefroren; sofort wurden für unsre Mannschaften auf Regimentskosten Eissporen und Bergstöcke angeschafft, die sich als unbrauchbar erwiesen. Am 22. November Abends feierten wir die Einweihung unsrer neuen Offiziers-Blockhütte, mit unsern beiden

Majoren als Ehrengästen. Eigentlich war's ein gewagtes Stück, denn am Morgen war von der Inneneinrichtung noch nichts als ein Bankgeländer vorhanden mit einem Postament für eine Majolika-Figur, die einen braven Landsturmmann vorstellt (von mir aus Straßburg mitgebracht). Als uns der Regiments-Adjutant, unser lieber altjungferlicher Leutnant Schn., nachmittags 4 Uhr dienstlich besuchte, fragte er mit besorgtem Blick, ob wir die Feier nicht lieber verschieben wollten. Wir lachten im Schweiß unsers Angesichts: „beim Militär steht alles pünktlich bereit." Jeder arbeitete wie am Eröffnungstag einer Kunstgewerbe-Ausstellung: Zimmerleute, Schreiner, Tüncher, Tapezierer, einer dem andern auf die Füße tretend. Ich half Wände anstreichen, Gardinen aufhängen, Türvorhänge und Lampenschirme richten, Bilder anmachen und die letzten Nägel in die Lehnstühle schlagen, die der Bursche unsers Kompanieführers, ein Kunstgewerbezeichner aus Darmstadt, entworfen hatte; und der eiserne Ofen gab eine Hitze von sich, daß die feuchten Bretter der Wände dampften. Um 7 Uhr wurden die Gäste erwartet; um ³/₄ 7 war alles fertig, selbst die gebeizten Möbel trocken. Dafür haben wir dann aber auch allesamt (nicht etwa blos die Herrn Offiziere) unsern Durst mit einem ganzen Korb Sekt gestillt, ungerechnet die andern edlen Getränke; und um Mitternacht wurde unser Prachtwerk einstimmig „die Sturmbude" getauft, teils wegen des Schneesturms, der von der Paßhöhe her durch den vollmondweißen Winterwald brauste, teils wegen des braven Landsturmmanns, teils wegen der sonstigen Stürme im Glase des Chronos.

24.—26. November, Stützstellung Pflanzschule. Ununterbrochenes Schneegestöber, nur ganz spärliche Knallerei. Aber als unser wackrer K., der acht Tage auf Urlaub war, den „Landwehrweg" heraufstapfte, krepierte doch eine Granate in seiner Nähe, und ein großes Sprengstück flog ihm dicht vor die Füße, auf derselben Wegstrecke, wo ich vor drei Tagen die lange Blutspur gesehen habe. Jetzt ist

unser Oberleutnant Beck auf 14 Tage in Urlaub gegangen, und während dieser Zeit bin ich mit der Führung der Kompanie beauftragt. Wir haben noch einen Leutnant hinzubekommen, einen Studiosus der Medizin, der im vorigen Oktober als kriegsfreiwilliger Rekrut hinausgegangen war. Scheint nicht viel Mores gelernt zu haben; hat aber 16 Ersatzmannschaften mitgebracht, die uns sehr zustatten kommen, denn bei der vielen Bauerei und Schanzerei haben wir kaum Leute genug, um in unsrer ausgedehnten Stellung die Wachtposten hinreichend zu besetzen. Nun kommt auch noch die Schneeschipperei und sonstige Winterarbeit hinzu. Das Essen für die Leute ist zwar reichlich und gut, aber sie klagen mit vollem Recht über Mangel an wärmenden Getränken. Manchmal kriegen sie etwas Rum oder Arak in ihren dünnen Nachmittagstee, aber das macht unglaublich viel Umstände, denn gemäß Befehl des Generalkommandos darf Branntwein an die Mannschaften nur verabreicht werden, wenn eine ärztliche Bescheinigung beigebracht wird, daß es gesundheitshalber nötig ist. Es wäre entschieden angebrachter, wenn ein solcher Mäßigkeitsbefehl über uns Offiziere verhängt würde! —

27.—29. November, Col-Stellung. Knirschender Frost, funkelnde Sonne; nachts 15° Kälte (Réaumur). Am 1. Tag zahlte uns die französische Artillerie mal reichlich unsre fortwährenden kleinen Putschereien heim, bestreute den Bernhardstein und das Hergautal mit 400 Granaten und 50 schweren Minen. Bei Batl. 82 wurden 3 Mann getötet, 7 schwer verwundet, darunter ein Oberleutnant, und 3 leicht; bei unsrer 5. Kompanie 3 schwer, 8 leicht, diese elf durch Steinbrocken, die eine Granate aus den Mauern des von der Hergau-Wache belegten Gehöftes schlug. Sämtliche Leitungsdrähte (Fernspruch und Licht) so beschädigt, daß sie die Nacht über versagten und erst am nächsten Tag wieder in Stand gesetzt werden konnten. Warum nimmt sich unsre Artillerie nicht ein Beispiel an der französischen Methode? Jedenfalls kommt dabei mehr heraus, als wenn sie täglich ein paar

Dutzend Geschosse verplempert. Seit Monaten schießt sie nach 2 französischen Unterständen, die deutlich sichtbar auf dem Kahlen Hang eingebaut sind, und hat sie noch nicht klein gekrigt. Hauptmann Sch., der unsre neuen 15 cm-Haubitzen kommandiert, sagte neulich im Kasino, mit 200 Schuß verpflichte er sich, den ganzen Buckel zu rasieren; aber es scheint, daß unsre Brigade (sie bestimmt unsern Munitionsverbrauch) für große Schläge nichts übrig hat. Am 2. und 3. Tag gab es wieder das übliche Schock Knallerbsen beiderseits, eingerechnet die Schleuderminen. Die Franzosen schmissen auch noch ein Dutzend Kugelbomben auf die Paßstraße und den Col, wahrscheinlich weil ihre Flieger beobachtet hatten, daß wir neben der Paßstraße einen Graben ausheben, in dem eine unterirdische Drahtleitung (2 m tief) zum Bernhardstein hinaufgelegt werden soll, um die häufigen Telefon-Zerstörungen durch die feindliche Artillerie zu verhüten. Das hätte schon längst geschehen sollen; jetzt bei dem Schnee ist die ausgeworfene Erde natürlich leicht wahrnehmbar vom Flugzeug aus. Glücklicherweise ist in dem tiefen Schnee die Hälfte der Bomben nicht krepiert. Die Sprengstücke der übrigen trafen niemand von unsrer Arbeitsabteilung; zertrümmerten nur eine Latrine und das Fenster eines Unterstandes am Col, außerdem das Dach einer Meierei am Talabhang der Paßstraße. Die in diesem Gehöft untergebrachten Schweine des Regimentsstabes wurden darauf schleunigst weiter nach hinten befördert; unsre dort installierten Soldaten müssen ruhig drin liegen bleiben. In der letzten Nacht trat Tauwetter ein. Die Paßstraße ist jetzt so glatt, daß ein Wagen, der Munition heraufbrachte, mit 8 Pferden bespannt werden mußte. Die Maulesel, die sonst zwei schwere Minen (über 4 Zentner) den Berg heraufschleppen, werden jetzt nur mit einer bepackt. Aber unsre Soldaten müssen bei jedem Wetter dasselbe leisten; es ist ihnen wahrhaftig nicht zu verargen, wenn sie manchmal über diese Anerkennung ihrer Menschenwürde murren.

30. November—2. Dezember, Stützstellung Bernhardstein. Neblig, wolkig, regnerisch; nur an den nördlichen Berghängen liegt noch Schnee. Wir brauchten einen ganzen Tag, um die bei der letzten Kanonade beschädigten Unterstände auszuflicken. Am zweiten und dritten Vormittag von früh 5 Uhr an halfen 80 Mann von uns dem Batl. 82 die zerstörten Sappen wieder aufbauen; die Verwüstung war so arg, daß einer unsrer Leute die vordersten Gräben als Höllenkammern bezeichnete. Nachmittags immer lebhafte Schießerei, besonders am zweiten Tag; da versalzten unsre 15 cm-Haubitzen (im Robinot-Tal hinter der Pflanzschule) den Franzosen das Mittagessen, 50 Schuß in einer Stunde nach den Unterständen am Kahlen Hang, und dann bis in die Nacht noch etwa 300 Schuß, auch aus andern Batterieen (15 und 10,5 cm). Der Franzmann antwortete ziemlich fleißig, bestreute wieder den neuen Telefongraben mit Schrapnells und Kugelbomben und den Talzipfel zwischen Zuckerhut und Pflanzschule mit Granaten, grade während ich nach Markirch zum Baden hinunterging. Eine Granate schlug nicht weit von mir ein und zerriß eine Stangen-Drahtleitung. Die Isolierhülle des Drahtes geriet in Brand; der Draht fiel auf die feuchte Wiese neben einer Schneemulde und lag dort wie eine feurige Schlange in dem rasch verkohlenden Gras. Es sah märchenhaft aus, wie die zuckenden Flämmchen über der rauchenden, schwarzbraun gewundenen Brandlinie durch die weiß-grüne Fläche schlüpften. Auch in unsre Kompanie-Küche an der Paßstraße schlug eine Kugelbombe, verletzte aber niemand, da die Küchenleute zufällig alle im Nebenraum waren; zerfetzte nur einen Sack mit Koks.

3.—5. Dezember, Col-Stellung. Windig und regnerisch; nirgends mehr Schnee. Viel Arbeit an den Schützengräben. Das rasche Tauwetter hat den Boden so aufgeweicht, daß viele Schanzwände eingestürzt sind, und zwar grade an Stellen, die durch Holzwerk befestigt waren, weil

dort das Erdreich und Geröll nicht mehr seinen natürlichen Zusammenhalt hat, sondern durch das Einrammen der Stützpfosten und Deckbalken gelockert ist. Man kommt allmählich dahinter, daß der offene tiefe Schanzgraben, nur mit Reisig an den Wänden leicht bekleidet und auf der Böschung mit Gras bewachsen, auf die Dauer haltbarer ist als der mit Balken eingedeckte, und auch sicherer für die Mannschaften, weil das einstürzende Gebälk (z. B. bei Artilleriefeuer) die Leute mehr gefährdet als die Granatsplitter und obendrein den Verkehr abschneidet. Statt der vielen Deckungsarbeiten an den Gräben sollte man bei Zeiten gute Unterstände bauen, in denen sich die Leute, wenn sie nicht Posten stehen, wohl aufgehoben und geborgen fühlen; das erhält sie besser in Kampfstimmung als alles Gerede vom Dienst fürs Vaterland. Ich sehe das jetzt an unsern Mannschaften. Ein Teil von ihnen muß noch, weil die neuen guten Unterstände noch nicht fertig sind, in den vorjährigen schludrigen Hütten hausen; da tropft der Regen durch alle Fugen, sodaß die Leute vor Nässe nicht schlafen können, und das macht sie mißmutig und widerspenstig, während die andern bei bester Laune sind. Kam noch hinzu, daß der starke Wind die angeschossenen Bäume herunterbrach und die elektrischen Drähte zerschlug, sodaß die Beleuchtung überall versagte. Kaum war die Leitung ausgebessert, zerschoß der Franzmann sie wieder mit Kugelbomben; und da die 2 Vorratskerzen, die in jedem Unterstand liegen müssen, nicht für 2 Nächte ausreichten, saßen die Leute, die nicht schlafen konnten, eine Nacht lang ohne Licht. Im vorigen Winter ist uns das oft passiert, und wir nahmen es geduldig hin; aber je mehr sich das Feldlager in wohnlichen Friedensbetrieb verwandelt, umso mehr verliert man die Kriegsgeduld. Am dritten Morgen schimpfte die ganze Kompanie, und es regnete Krankheitsmeldungen und Urlaubsgesuche. Das ist für mich die ärgste Plage in meiner Stellvertretung des Kompanieführers: die fortwährenden Bitten um Urlaub. Gemäß Verfügung unsers Generalkommandos darf jetzt jede Kompanie an jedem 7. Tag 10 Mann in 7tägigen Urlaub schicken,

und zwar nach der zeitlichen Reihenfolge, in der sie an die Front herausgekommen sind; nur in „dringenden Fällen“ kann der Urlaub außer der Reihe bewilligt werden. Nun kommen die Leute natürlich immerfort mit allen möglichen dringenden Fällen: Tod und schwere Krankheit naher Verwandten, Erbschaftsregelung, Hypothekenschulden, Geschäftsrückgang, Landwirtschaftsbetrieb, Vertragsabschlüsse usw. Wenn man allen Gehör schenken wollte, wäre eine Reihenfolge überhaupt nicht mehr möglich. Mit den Mannschaften kann man noch rechtschaffen reden und sie von Woche zu Woche vertrösten oder sie mal zurechtstauchen; aber dann kommen herzzerreißende Briefe von Ehefrauen, Schwestern, Müttern, Kindern, und wer kann wirklich untersuchen, wieviel an diesen dringenden Fällen Dichtung oder Wahrheit ist. Vor kurzem hat sich ein Mann vom I. Bataillon erschossen, nachdem ihm der Urlaub verweigert worden war, und hat einen Zettel hinterlassen, er könne das nicht mehr länger aushalten, von Weib und Kind getrennt zu sein. Zweifellos ein Mann von krankhaft schwacher Gemütsverfassung; und die Urlaubsverweigerung war nicht die Ursache, sondern nur der letzte Anstoß zum Selbstmord. Aber die Tatsache spricht sich unter den Leuten herum, und gerissene Kunden suchen sie nun mit Zaunpfahlwinken auszunutzen. So hat unser rechter Flügelmann, ein Hüne mit dickem schwarzen Vollbart, wohlhabender Geschäftsmann aus Frankfurt, seiner Frau einen lamentabeln Brief geschrieben: seine Vorgesetzten wüßten sehr gut aus seinen wiederholten vergeblichen Urlaubsgesuchen, daß er sein Geschäft nur durch persönliche Fürsorge vor dem drohenden Ruin retten könne, aber der Staat behandle seine treuesten Bürger grade am allerschlechtesten, wohingegen die Sozialdemokraten bei jeder Gelegenheit begünstigt würden. Natürlich hatte er das nur geschrieben, damit wir es bei der pflichtmäßigen Prüfung der Mannschaftsbriefe lesen sollten. Ich ließ ihn mir kommen und fragte ihn, ob er sich einbilde, es müsse ihm eine Extraprezel gebacken werden, weil er ein paar Hundert Mark Steuern mehr zahle als seine ärmeren

Kameraden, und ob er sich nicht schäme, seiner Frau mit derlei Geschwafel das Herz schwer zu machen. Da erklärte er sich sofort bereit, den Brief nicht auf die Post zu geben, vollführte aber wieder ein solches Mordsgezeter über seinen finanziellen Ruin, wenn er vor Weihnachten nicht nach Hause könnte, daß ich ihn schließlich anbrüllte, er solle sich zum Teufel scheren, der Krieg sei kein Geschäftsmanöver, es stünden höhere Dinge auf dem Spiel als sein erbärmlicher Geldbeutel. Nun steckt der Kerl, so oft er mir begegnet, eine so verzweifelte Ahasver-Miene auf, daß ich ihm die Extraprezel nächstens wohl doch noch bewilligen werde, obgleich er schon einmal Urlaub gehabt hat und einige Tage Nachurlaub. Er ist vielleicht ein Komödiant, vielleicht aber außerdem zugleich ein wirklich besorgter Familienvater; und wer will entscheiden, welche Pflicht im Einzelfall die höhere ist, die soldatische oder die zivile, die patriotische oder die humane? —

6.—8. Dezember, Stützstellung Pflanzschule. Mild, trocken; bewölkter Himmel, aber durchsichtige Luft. Während der Regentage hatten wir blos die übliche Artillerie-Kleckerei; es wurde nur auf der Tête du Violu ein Leutnant vom Batl. 58, als er über den Graben sah, durch eine der seltenen gutgezielten Gewehrkugeln tödlich in den Hals getroffen. Auf dem Bernhardstein haben die Franzosen einen deutsch geschriebenen Zettel herübergeworfen: „Laßt doch die dumme Schießerei, dann werden wir sie auch lassen." Ein ziemlich sicheres Anzeichen, daß die französische Infanterie durch unsre letzte Kanonade starke Verluste erlitten hat. Was jedoch nicht verhinderte, daß ihre leichte Artillerie am ersten hellen Tag wieder loslegte. Grade während wir ablösten, bestreute sie unsern Wald mit Schrapnells; da wir aber vorsichtshalber in aufgelösten Gruppen gingen, wurde niemand getroffen. Am zweiten Vormittag gab's zunächst einen Spaß. Wir hörten lebhaftes Maschinengewehrfeuer; und da die Luft zu wolkig für Flieger war, trat ich aus unserm Unterstand, um zu horchen, was das

Geknatter bedeute. Da merkte ich, daß es aus unsrer Kompanieküche kam: auf einem Brett wurde Hackfleisch geklopft. Aber Mittags gab's ernstliche Knallerei: unsre ganze Brigade-Artillerie ging ins Zeug und schickte bis Abend etwa 600 schwere Grüße nach der Tête du Violu und dem Kahlen Hang. Die Franzosen von Nachmittag bis in die Nacht ungefähr die gleiche Anzahl nach dem Bernhardstein und dem Zuckerhut. Trotzdem wurden auf unsrer Seite nur 1 Mann schwer und 2 leicht verwundet. Wenn drüben auch nicht mehr passiert ist, und das darf man bei diesem Gelände wohl annehmen, dann ist der ganze Aufwand von Munition für die Katz, ob nun viel oder wenig verpulvert wird. Am dritten Tag wieder strömender Regen; jeder Bergpfad wurde zum Gießbach. Über allen Wipfeln Ruhe; blos ein paar unwirksame Kugelbomben nach unserm neuen Kabelgraben.

9. Dezember. Noch immer Regen; nur vereinzelte Postenschüsse. Unser „alter Bursch" ist vom Urlaub zurückgekehrt und hat die Führung der Kompanie wieder angetreten. Aber das Wiedersehn war keine reine Freude; im Regiment hat heute Morgen auf höheren Befehl große Umkrempelung stattgefunden, unser Bataillon wird auf längere Zeit aus der Feuerstellung zurückgenommen, um als Regiments-Reserve zu dienen. Nun geht's uns, wie es neulich dem I. Bataillon erging, das in Brigade-Reserve liegt: in unsre schönen neuen Unterstände setzt sich das III. Bataillon. Das einzige Gute, das bei dieser Verschiebung herauskommt, ist die Beilegung der Rivalität zwischen unserm Major U. und Major Br. vom Batl. 82; man hat nämlich einen neuen taktischen Abschnitt eigens für den Bernhardstein eingerichtet, und Br. ist zum selbständigen Kommandör dieses Abschnitts ernannt worden. Unsre Kompanie bleibt vorläufig in der Stützstellung Pflanzschule, soll dann mit den andern Kompanieen des II. Bataillons wechseln, teils nach Markirch und Sankt-Kreuz hinunter, teils nach der Stützstellung oben zwischen Col und Bernhardstein; und allmählich soll außerdem ein Turnus

zwischen den Batallionen unsers Regiments und den Nachbar-Batallionen eingerenkt werden, wonach jedes Batallion auf einige Wochen an die gefährdetsten vorderen Punkte und dann wieder in hinterste Stützstellung kommt. Angeblich soll dadurch jeder Kompanie von Zeit zu Zeit eine längere Ruhe verschafft werden; in Wirklichkeit müssen sie während der „Ruhe" für die andern Kompanieen Schanzarbeit tun oder die hinteren Stellungen ausheben helfen, also Schipperdienste leisten. Gleich am ersten Tag sollte ich 60 Leute nach dem Bernhardstein hinaufschicken und 60 an den Kabelgraben. Ich habe beim Regiment durchgesetzt, daß nur die Hälfte hinzugehn brauchte, weil wir unsre Mannschaften, wenn sie leistungsfähig bleiben sollen, vor allem dazu anstellen müßten, sich die leichtgebauten Sommerhütten, wo jetzt der Regen durch alle Fugen trieft, für den Winter einzurichten. Unser Kompanieführer Beck denkt darüber ganz ebenso, obgleich er durchaus nicht dazu neigt, den braven Landwehrmann zu verhätscheln. Überhaupt hält jeder Frontoffizier, bis hinauf zum Regimentskommandör, den häufigen Stellungswechsel für Unfug, weil die Leute dadurch das bißchen Heimatsgefühl, das in dem langen Feldzug noch übrig bleibt, allmählich ganz und gar verlieren; für ihren selbstgebauten Unterstand, ihr warmes Nest im Schützengraben, würden sie gern wie die Wilden kämpfen, nicht aber für jeden beliebigen Stall, in den man sie wie Schafe hineinpfercht. Aber die Herren am Generalstabstisch sind vorzügliche Theoretiker und glauben die Stimmung der Truppen umso besser zu deichseln, je weniger sie sich durch die Praxis den „weiten Blick" beschränken lassen. Einerseits schicken sie uns lange Befehle, wir möchten gefälligst dafür sorgen, daß die Leute nicht kriegsmüde werden; andrerseits hetzen sie die Soldaten herum wie obdachlose Fabrikarbeiter. Wohin man blickt im Regierungsbetrieb, überall baumelt der alte Kanzleizopf. Woher das neue Deutschland da kommen soll, wird mir von Tag zu Tag schleierhafter. Wenn ich nicht an den jungen Nachwuchs glaubte, müßte ich mich für einen Taugenichts halten, daß

ich mit in den Krieg gegangen bin. So ungern ich am Schreibtisch sitze: ein Federstrich gegen den inneren Feind tut heute dem Vaterland bessere Dienste, als hundert Bajonettstiche gegen die äußere Teufelswelt. Der Philister ist schlimmer noch als der Vandale.

10.—19. Dezember, Pflanzschule. Die ersten Tage sehr wenig Artilleriefeuer. Aber durch die letzten Kanonaden ist die Kuppe des Bernhardsteins vollends von Bäumen rasiert worden; die französische Infanterie hat infolgedessen wieder Einblick auf die Paßstraße oben am Col bekommen und bestreicht sie nun mit Maschinengewehrfeuer, sobald sich dort jemand blicken läßt. Bis jetzt ist nur ein Pferd verwundet und ein Esel totgeschossen worden; den Mannschaften wurde der Tagesverkehr auf dieser Wegstrecke sofort verboten, und unsre Leute müssen nun zum Arbeitsdienst am Bernhardstein auf dem Umweg durch das Hergau-Tal oder über den Hochfirst-Wald gehen, wo man aber auch nicht sicher ist, weil dorthin öfters Kugelbomben und manchmal auch Schrapnells und Granaten fallen. Außerdem ist hinten bei der Hegelau am 11. Dezember ein Feldartillerist mitten im Wald erschossen worden. Die Batterie hatte in der Dämmerung ein paar leichte Geschosse abgeknallt; die französischen Wachtposten auf dem Bois de Beulie haben vermutlich den feurigen Strahl eines Abschusses gesehen und schickten aufs Geratewohl ein halb Dutzend Gewehrkugeln herüber. Eine davon hat (auf mindestens 1500 m Entfernung) den Kanonier ins Herz getroffen. Bei solchen Vorfällen fragt man sich immer von neuem: ist das nun nichts als blinder Zufall, oder steckt irgend ein gerechtes Schicksal dahinter? — Am 12. Dezember nachmittags trat wieder plötzlicher Witterungswechsel ein. Wir hatten einige Tage lang so feuchtwarmes Wetter gehabt, daß an vielen Haselbüschen im Hergau-Tal die Blütentroddeln voll aufgeblüht waren; und manche Gartenbüsche unten in Markirch, die sonst erst im Vorfrühling aufbrechen, trieben kleine Blüten und Blätter. Nun ging ein starkes Gewitter

mit Hagelschlag nieder, und dann kam Schneefall und leichter Frost. Am nächsten Morgen war das ganze Land wieder weiß, der dunkle Hochwald hing voll Rauhreif, und im blauen Himmel tummelten sich die Flieger. Der Aufklärungsdienst wird jetzt übrigens nicht mehr von den Fliegern allein besorgt, sondern durch elektrische Apparate so gut unterstützt, daß der Gegner kaum etwas unternehmen kann, worüber unsre Heeresleitung nicht schon im voraus Kunde hätte. Unsre Telefunkenstation auf dem Chaume de Lusse hat z. B. neulich eine französische Meldung von St. Dié nach Paris über eine unsrer eigenen Sprengungen am Bernhardstein abgefangen und schneller an unser Straßburger Oberkommando berichtet, als es unserm Regiment auf dem üblichen Meldungsweg möglich war. Außerdem hat man einen neuen, sehr empfindlichen Induktionsapparat konstruiert, mit dem man Telefongespräche auf weite Entfernung behorchen kann; die Drahtspitzen dieses Mikrophons werden einfach in die Erde gesteckt und fangen die Tonschwingungswellen auf, die sich im Erdboden fortpflanzen. In den vordersten Sappen an der Tête du Violu ist schon seit etwa 14 Tagen ein solcher Apparat eingebaut, der französische Drahtgespräche zwischen Laveline und St. Dié (etwa 6—18 km weit) abzufangen vermag; und am Bernhardstein wird jetzt eine Horchstelle mit noch sensiblerem Apparat hergerichtet. Die Erfindung ist ursprünglich französisch; bei Erstürmung eines feindlichen Grabens (in den Argonnen oder in der Champagne, das wird verschieden herumerzählt) sollen unsre Truppen den Apparat aufgestöbert haben, und nun läßt ihn unsre Heeresleitung an der ganzen Front nachmachen. Es wird wohl etwas Wahres an dieser Erzählung sein, denn sie gibt eine sehr plausible Erklärung für die erstaunlich gute Information des Gegners über unsre taktischen Operationen in der ersten Zeit des Stellungskrieges, wohinter man damals die unglaublichsten Spionage-Komplotte vermutete. Trotz aller solcher Erkundungsmittel sind noch genug Überraschungen möglich; am 15. Dezember haben die Franzosen unversehens nach Markirch

hereingeschossen, 5 schwere Granaten, von denen eine in die Mauer der Knabenschule schlug, nicht weit von der Post und unserm Regimentskasino. Außerdem 15 Granaten in das Nachbardorf Eckirch (Eckerich). Wir sind gespannt, ob das blos ein Wink sein sollte, daß wir mit unsrer Artillerie-Putscherei mal ein bißchen nachlassen möchten, oder ob jetzt die Zerschießung der deutschen Grenzstädte im ganzen Elsaß losgehen soll, weil man drüben merkt, daß die Wiedererobe-rung doch in den Rauchfang zu schreiben ist*). Am selben Tage wurden beim Arbeitsdienst auf der Tête du Violu mehrere Leute von unsrer 5. Kompanie, die zur Zeit in Mar-kirch „Ruhe" hat, durch Granatsplitter verwundet; ein Unter-offizier tödlich in Kopf und Hals. Dieser Mann hatte vor einigen Wochen das Glück, daß er mit heiler Haut davonkam, als eine Granate dicht neben ihm krepierte, und meinte seit-dem, er sei gefeit; war auch schon vorher ein forscher Kerl. Major U. ging selbst sofort ins Lazarett und überbrachte ihm das E. K., aber er konnte nichts mehr erkennen. Auch hier wieder fühlt man sich versucht, die Gerechtigkeitsfrage an das Schicksal zu stellen; und sie ist umso rätselhafter, als es nach menschlichem Ermessen die besten Soldaten am ehesten trifft. Oder ist dies Ermessen, so männlich es sein mag, in Wahrheit ein unmenschliches? Liegt es vielleicht im „Rat-schluß Gottes", allmählich die Seelenkräfte auszurotten, die bisher als stärkste Mannestugenden galten, und dafür mildere aufwachsen zu lassen? Was wissen wir über die Eigenschaften, die der künftigen Menschheit dienlich sind? — Am 17. De-zember besuchte uns eine Gesellschaft von Berichterstattern neutraler Staaten (Schweden, Holland, Spanien, Griechen-land, Rumänien, Argentinien, Chile) zur Besichtigung un-serer Stützstellungen, geführt von einigen Offizieren der ober-sten Heeresleitung und unsers Generalstabs. Wir hatten „zu-fällig" Gewehrappell, als die Herren heraufkamen, und ebenso

---

*) Vor dem Eingriff Amerikas in den Krieg war unsre Front noch sehr siegesgewiß.

zufällig begegneten ihnen auf der Paßstraße und den Nebenwegen immerfort große Arbeitsabteilungen aus den übrigen Kompanieen, selbstverständlich alle in strammer Haltung; ungefähr wie auf der Bühne dieselben Statisten im Hintergrund mit immer neuen Gruppierungen eine unzählige Volksmasse machen. Dazu knallten ein paar schwere Geschütze auf den umliegenden Berghängen; es war eine „tadellose" Theatervorstellung. Man besah auch die Mannschaftsküche, in der ein mächtiger Haufen Rindfleisch lag, und unsern Offiziersunterstand, ein vom I. Bataillon auf einem Felseck erbautes und von uns fertig ausstaffiertes Blockhaus in Pavillonform mit vorgelagerten Treppenterrassen, die sogenannte Spiegelburg. Die Fremden machten große Augen vor dieser Behausung von uns Barbaren, und einer durfte sie photographieren; desgleichen den Zierbrunnen auf der Hegelau. Bemerkenswert als Neuheit im Weltverkehr: sämtliche Ausländer sprachen deutsch. Auch freute es mich, daß man den Schweden sofort aus den andern herauserkannte. Er sah nicht aus wie ein Journalist, sondern eher wie ein Offizier in Zivil; schlank, sehnig, abgehärtet, mit der lässigen, aber sicheren Haltung der germanischen Herrenrasse. Auch unsre Stabsoffiziere behandelten ihn unwillkürlich als den Obmann der Bande. Immer aufs neue bin ich erstaunt, wie gewandt sich unsre Militärs in der Anordnung des Verkehrslebens bei jedem schwierigen Einzelfall zeigen, und doch wie lächerlich schwerfällig im allgemeinen Verwaltungsbetrieb. In voller Glorie hat sich Sankt Bürokratius vor kurzem wieder in einem Tagesbefehl unsers Armeekorps offenbart (d. d. 15. Dezember). Da wurde endlich Bescheid erteilt, was zur Bekämpfung der Rattenplage in den Unterständen geschehen solle, und zwar wurde ein Vertilgungsmittel „Ratin" nebst Gebrauchsanweisung ausgegeben, aber mit dem hochwohlweisen Vermerk: „Das Mittel wird von den Ratten nur dann genommen, wenn jede Möglichkeit einer anderweitigen (sic!) Futteraufnahme ausgeschlossen ist." Also wir müssen erst selber verhungern, damit die hungrigen Ratten und Mäuse nichts „an-

derweitiges" mehr zu fressen finden. Ich komme allmählich auf die Vermutung, daß unsre Stäbe und Etappen den Kanzleizopf nur zu dem Zweck benutzen, um sich mit souveränem Humor untunliche oder unliebsame Geschäfte von der Schulter zu schieben. Unser Kompanieführer, der „alte Bursch", hat sich inzwischen auf eigne Faust ein wirksameres Schutzmittel zugelegt, indem er aus dem Erholungsurlaub einen kratzbürstigen Zwergspitz namens Seppl mitbrachte, der hinter dem Ungeziefer scharf her ist. Die Plagegeister rumoren zwar noch in den Wänden, aber in die Betten trauen sie sich jetzt nicht mehr. Und wir haben manchmal nachts unsern Spaß, wenn der Seppl mit gesträubtem Haar die unsichtbaren Feinde anknurrt und anfletscht, ganz wie wir den verschanzten Franzmann. „Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

20.—30. Dezember, Stadt Markirch. Sogenannte Ruhetage, d. h. wir müssen täglich 150 Mann an die gefährdetsten Punkte der Front (Tête du Violu, Eckircher Höhe, Bernhardstein) hinaufführen, damit sie andern Bataillonen (84, 58, 82) schanzen helfen; bei dem jetzt wieder eingetretenen Tauwetter (sprich: Sauwetter) eine Hundearbeit. Und die unter uns Offizieren übliche Reihum-Zecherei (meistens bis spät oder früh nach Mitternacht) ist auch nicht grade eine Erholung. Am liebsten hätten wir's wohl alle, auch die Mannschaften, wie der Spitz Seppl gemacht, der am ersten Abend instinktiv nach unserm Pflanzschul-Blockhaus zurücklief, obgleich er hier unten im Stadtquartier viel mehr Unterhaltung mit seinesgleichen findet. Auch die Weihnachtsfeier war ungemütlich, trotz aller „Urgemütlichkeit". Nichts von der traumhaften Zauberstimmung, die man sich gern von alters her mit einer deutschen Kleinstadt verwoben denkt, und gar im Elsaß, wo doch das Wunder des Weihnachtsbaums entstanden sein soll; blos der Klimbimm des modernen Massenbetriebs. Unsre Kompanie saß zusammengepfercht in einem französischen Schnapslokal, das sich „Spanische Weinhalle" nennt, und dessen Schmierigkeit durch den Lichterglanz

des märchenbunt geputzten Baumes und die Girlanden aus Tannengrün nebst den obligaten schwarz-weiß-roten Fähnchen nur noch krasser zum Vorschein kam. Von 7 Uhr abends bis Mitternacht wurden 800 Liter Münchener Bier getrunken und 3 Zentner Kartoffelsalat mit Preßkopf gegessen; etwa 230 Mann, eingerechnet die Regimentskapelle und den Kompanie-Sängerchor, der sich auf einer kleinen Bühne am Ende des Saales betäterätätigte. Es war mehr ein Julfest als ein Christfest (wenn sich nicht etwa bei diesem Vergleich die alten Germanen im Grabe umdrehn). Es wurden zwar am Anfang des Abends drei unsrer lieben frommen Lieder gesungen, dann aber folgte ein solcher Klumpatsch von hurrapatriotischer Radaumusik und fad rührseligem Solo-Singsang, daß man sich wirklich den Magen vollgießen mußte, um nicht Bauchweh davon zu kriegen. Selbst dem Seppl, der unter dem Stuhl seines Herrn saß, wurde der Spektakel manchmal zu arg; er erhob dann ein wütendes Gebell und fuhr irgendwem an die Waden, was natürlich die Feststimmung immer mehr steigerte. Bei andern Kompanieen wurde noch doller gefeiert; bei einer z. B. trat ein verkleideter Spaßmacher auf, der einen Kokotten-Cancan imitierte. Natürlich war jedes Vortragsstück, besonders auch die Rührstücke, mit militärischer Exaktheit eingeübt und riß die dankbaren Zuhörer zu tosenden Beifallsstürmen hin; Seppl protestierte zwar meistens energisch, aber man nahm auch das für Applaus. Einer unsrer Gäste, der Hauptmann H., Führer der 8. Kompanie, mit mir um die Vaterwürde rivalisierend und daher zum Unterschied „Pappa H." betitelt, ein köstlich sarkastischer Realschuldirektor, mit einem Auge so eindringlich schielend, daß sich jeder Angeblickte ins Herz getroffen fühlt, der brachte die Stimmung erschöpfend zum Ausdruck: er schrieb auf eine Bierkarte, auf der wir unserm zur Zeit beurlaubten Major U. die erhebende Feier gehorsamst meldeten: „Da bleibt kein Auge trocken" — und ich schrieb drunter: „und kein Haar ungesträubt". Übrigens trat auch ein Landwehrmann auf, der die Rührseligkeit parodieren wollte, indem er mit höchst virtuoser Fistel-

stimme (er ist Chorist an der Wiesbadener Oper) als Primadonnen-Imitator eine Ballade herunterquietschte, und zwar — — Goethes „Kennst du das Land"; und auch das entfesselte stürmischen Beifall, auch bei den Herren Offizieren. Eine wirkliche Erlösung war's, als endlich ein angeheiterter „Pfälzer Krischer" (an seinem Biertisch, nicht von der Bühne aus) bayrische Schnadahüpferl und Jodler zu singen anfing. Da kam der echte Kern des Volksgemütes zum Durchbruch, der nicht vom Bildungsschwindel verkünstelte. Denn wer m a ch t denn all den Pfuscherquark von falscher Sentimentalität und verlogenem Pathos? Doch lauter erfolgreiche Mitglieder unsers „gebildeten Mittelstandes"! Der päppelt das erbärmliche Zeug der „ungebildeten Volksmasse" ein, die es eine Zeitlang gutgläubig wiederkäut, weil sie diesen Kulturschmarotzern die „höheren Gefühle" zutraut, bis sie den Dreck unverdaulich findet und ihn zuguterletzt fallen läßt; denn Gottlob bleibt ja von all dem „populären" Schund auf die Dauer nichts im Volksmund hängen. Unser Kompanieführer versteht es vorzüglich, den einfachen Mann zu nehmen, wie er ist, und ihn mit Humor so anzuleiten, daß er schließlich von selbst seine beste Seite herauskehrt. Trotzdem daß jeder trank, soviel er wollte, war um Mitternacht niemand betrunken, weil der „alte Bursch" an das Ehrgefühl der Leute appelliert hatte. Und den Höhepunkt erreichte die Feststimmung, als er ihnen zwei Mitteilungen machte: erstens eine erfreuliche, nämlich daß unsre Landwehr den Franzmann wieder vom Hartmannsweiler Kopf heruntergeschmissen hat — da schrieen sogar die Sozi Hurra — und zweitens eine traurige, nämlich daß unsre Kompanie während der drei Weihnachtstage keinen Arbeitsdienst zu tun brauche, was bei dem bekannten Tatendurst der Landwehrleute doch gewiß betrübend für sie sei — da brach ein Lachen und Jubeln los, daß man dankbare Kinder zu hören meinte. Die Leute hatten wirklich die Ruhe nötig, und die vom Regiment uns gewährte Vergünstigung war das beste Festgeschenk für sie, hat vielleicht manchem das Lebe n gerettet; denn grade an den Feier-

tagen wurde oben ziemlich stark geschossen, und in der 5. Kompanie sind beim Arbeitsdienst wieder mehrere Mann durch Wurfminen-Splitter verwundet worden, drei leicht, einer schwer, einer lebensgefährlich, einer tödlich. Auch bei den Nachbarbataillonen Verluste, auch ein Artillerie-Leutnant gefallen; und in Eckirch wurden durch die feindliche Kanonade 3 Zivilpersonen getötet und 7 verwundet, meist Frauen und Kinder. Unsre Leute sind an den freien Tagen nicht etwa in den Kneipen herumgebummelt, sondern verwendeten sie dazu, nach ihrem Herzen Weihnacht zu feiern: sie holten sich in den Fabriksaal, worin sie einquartiert liegen, ein Rudel arme Buben und Mädels herauf, putzten einen Baum für sie, sangen und spielten mit ihnen, ließen sie Gedichte aufsagen, beschenkten sie von ihrem kärglichen Sold mit Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen, und gaben ihnen von ihren Mahlzeiten ab. Immer wenn man zur Aufsicht hinkam, sah man sie mit den Kindern um den Weihnachtsbaum sitzen, und grade unsre ärgsten Krakeeler waren da die friedlichsten Vorbeter. So zartfühlend ist unser grobfingriges Volk, wenn man's nicht widerborstig macht. Meine reinste Christfreude in dieser wüsten Zeit verdanke ich meinem braven Burschen; als ich Heiligabend in recht verdüsterter Stimmung von einem Gang durch das Städtchen zurückkam, da hatte er ganz im stillen mir ein Bäumchen geputzt und in mein einsames Zimmer gestellt, und als er meine Ergriffenheit merkte, strahlte er übers ganze Gesicht. Ich frage mich oft, wenn ich im Kreise der wohlgepflegten „Herrn Kameraden" sitze: womit verdienen wir uns denn eigentlich, wir eigennützigen Herrschaften, die Liebe und Ehrerbietung des Volkes? Und es ist doch so leicht, diesen einfachen Menschen ein bißchen Vertrauen abzugewinnen; sie sind meistens schon dankbar, wenn wir sie — nicht schlechter als unsre Hunde behandeln. Und was haben wir selber von unserm Würdedünkel? Die Weihnachtsfeier im Offizierskasino war ein äußerst geschmackvoll dekoriertes Souper, mit elektrischen Glühlichtern am Tannenbaum und mit Tafelputz aus Efeu und Mistelzweigen. Da gab's Kaviar-

brödchen und Mockturtle-Suppe, junge Schleie und Rehbraten, Zitronenpudding und Feuerzangenbowle, und am folgenden Tag wurde ähnlich weitergeschwelgt; aber irgend ein herzliches Gemeinschaftsgefühl — von geistiger Eintracht garnicht zu reden — wollte trotz der klassischen Quartettmusik, die gedämpft den Schmaus begleitete, und trotz aller Weinlaune nicht aufkommen. Es empfand wohl Jeder den krassen Widerspruch zwischen dieser phäakischen Schlemmerei und der Krippe von Bethlehem, während die Welt vor Kriegsnot stöhnt; unser sonst sehr lebenslustiger Hauptmann M., Führer einer Maschinengewehr-Abteilung und im Zivildasein Rentier („das wär gelacht!" ist sein Lieblingsschlagwort, und er schwärmt fürs germanische Heidentum und den Darmstädter „Datterich") saß den ganzen Abend mit finstern Blicken da, ließ die besten Schüsseln an sich vorübergehen und knurrte gegen das „Mastschweineleben". Erst am nächsten Tag, als sich einige von uns bei einem einfachen Abendbrot und ein paar guten Flaschen Wein (ohne die geht's nun mal nicht mehr, sonst wird man den herz-und-hirnlähmenden Albdruck dieses langweiligen Krieges nicht los) im engeren Kreise zusammensetzten, kam aus den „Herren" der Mensch zum Vorschein. Besonders mit unserm „alten Bursch" und mit Leutnant V., unserm holsteinischen Hünen, einem wahren Enakskind von Gemüt, wie geboren zum Landwirt oder Forstmann, aber aus Versehen Chemiker geworden, daher jetzt Gasoffizier unsers Bataillons, und mit dem unerschütterlich lächelnden, niemals lachenden Artillerie-Hauptmann Kr. habe ich wirklich gemütliche, d. h. gemütvolle Stunden verplaudert. Eine echte Weihnachtsfeier, und zwar größeren Umfanges, war auch die Einbescherung für arme Kinder in dem Feldlazarett des jüdischen Doktors L.; seitdem stimmen die Kleinen auf der Straße von selbst unsre deutschen Lieder an, manchmal sogar auch Vaterlandslieder, und die Schulbuben ziehen die Mütze vor uns. Und eine wahrhafte Aufrichtung meines Glaubens an Deutschland erlebte ich, als mein lieber alter Freund Roger de Campagnolle aus München, letzter Stammhalter einer vor 130 Jahren einge-

wanderten Normannenfamilie, der zur Zeit als Bataillonsarzt bei unsrer Nachbar-Division XIX steht, mich auf einen halben Tag überraschend besuchte, dieser heimlich ringende Dichter, der seit Jahrzehnten an seinen Werken bastelt und aus Ehrfurcht vor unserm Volksgeist die Veröffentlichung immer wieder hinausschiebt, weil ihm nichts einfach genug scheint, um Allgemeingut zu werden, obgleich von höherer Eigenart als unsre meiste neuere Sprachkunst. Als er in meine Stube trat, mit seinem dunkel leuchtenden Alchymistenblick, hatte ich das bestimmte Gefühl, ihn telepathisch herbeigezaubert zu haben; denn seit Wochen — seit meinem Ausflug nach Straßburg — stand mir eine Dichtung von ihm wie der Münsterturm über der Seele: „Denen, die gewaltig harren". Ich versuchte ihm seine Skrupel über die Tragweite seiner Begabung zu nehmen, in Anbetracht der schiefen Urteile, die über mich selbst noch allenthalben unter den Zeitgenossen im Umlauf sind. Und wer hat denn heute von Alfred Mombert, unserm unsterblichen Sphärenharfner, die gebührende Kenntnis und Erkenntnis? Ob die große Menge wohl jemals begreifen wird, daß sich der Dichter umso verkannter fühlt, je lauter man ihn als redenden Menschen, d. h. als Gesellschaftstier anerkennt? Wie wenige ahnen etwas von der einsamen Stille der beseelenden Gottnatur, in die der Künstler mit seinem geistigen Wort die sinnlich Lauschenden einweihen will. Wir haben uns gründlich ausgesprochen, alle Zweifel an der Gegenwart, alle Hoffnungen auf die Zukunft. So tief der Geist jetzt niedergedrückt ist, wir waren einig in der Zuversicht: das deutsche Volk besteht zur Zeit eine so harte Prüfung seiner Willenskraft, daß es schließlich auch den Mut fassen wird, seine geistverlassenen Machthaber abzuschütteln*) und sein Schicksal auf eigene Faust zu bestimmen. Das wird künftig alle seelischen Kräfte steigern, auch die geistig veredeln-

*) Damals hofften wir allerdings, daß der Michel dies aus selbstherrlichstem Antrieb, nicht unter fremdem Druck vollbringen würde. Aber wir wollen wie Hindenburg denken: wer weiß, wozu das alles gut ist! —

den, nicht blos in unsern deutschen Grenzen, sondern in die ganze Welt hinaus.

O wenn du je der Kämpfe müde bist,
und wärst du wund vom Leben wie von Scherben,
komm her im Geist: das wird uns in der herben,
der süßen kurzen Friedensfrist
so herzbeflügeln wie ein selig Sterben.

Ich führe dich auf meinen höchsten Turm;
der Nachtwind murmelt uns verschollne Sagen.
Wohl mögen unten noch die tückischen Klagen
gefangner Feinde durch die Mauern schlagen,
und in den Treppen bohrt der Wurm —

Doch oben auf der Zinne flammt das Licht,
bei dem ich in die unbekannten Räume
über den Wipfeln unsrer alten Bäume
neue Bahnen mit dir träume —
es leuchtet dein wie mein Gesicht.

Wir sehn den Kelch des Abschieds aufgepflanzt;
du trinkst — ich trinke — ohne Träne.
Schlank nickt im Gartendunkel die Fontäne;
frei flattert ihre glanzgestreifte Mähne,
auf der die goldne Kugel tanzt.

Fern aus dem schwarzen Weiherspiegel brennt
ein Kranz von Ampeln bunt um einen Nachen;
Musik weht her, bald trauernd, bald wie Lachen.
Das sind die Freunde, die den Turm bewachen;
wir aber schaun ins Firmament.

Da steht, umringt vom ewigen Lichterchor,
mein großer siebensterniger Wagen;
nun spannst du ihm des Schwanes Sternbild vor,
so heben wir uns geisterhaft empor
und lassen uns in unsre Heimat tragen.

Elsaß 1916

31. Dezember — 10. Januar, Stützstellung Pflanzschule. Immer noch weiche Witterung; bald hell, bald trüb, aber frühlingsmild. Die wilden Rosenbüsche haben schon grüne Spieren, die Haselbüsche sind im Abblühn. Man spricht wieder viel von Angriffsplänen, obgleich die Neujahrsreden des Kaisers keinen Anhalt dazu bieten. Bevor wir heraufstiegen, mußten wir uns die Backenbärte abschneiden lassen, damit die Gasschutzmasken dichter schließen. Es ist jetzt jeder damit ausgerüstet; es scheint, die Gasangriffe werden allmählich immer mehr Verbreitung erlangen. Auch die Franzosen haben ihr Verfahren, das früher mangelhafter als unsres war, in der letzten Zeit stark verbessert; den Bernhardstein haben sie vor kurzem mit einer neuen Art Stinkbomben beschossen, deren Wirkung sehr nachhaltig war. Unsre Truppen werden daher jetzt alle im Gebrauch von Schutzmasken geübt, die durch eine chemisch präparierte Filterkapsel die eingesogene schlechte Luft reinigen, also nur den Sauerstoff durchlassen und 2—2½ Stunden lang wirksam bleiben. Eine derart maskierte Truppe sieht unheimlich aus, besonders beim Sprung und in schleichender Haltung: wie bösartig gespenstische Tiere mit vampyrhaften grauen Schnauzen und stumpfsinnig gläsernen Glotzaugen. Auch ein Triumph der modernen Technik! — Der Artilleriesport war wieder ziemlich lebhaft, besonders zu Neujahr und die nächsten 5 Tage; nachher wurde der Nebel zu dicht, und zuletzt gab's wieder Schneegestöber. Bei uns sind mehrere schwere Batterieen vor kurzem durch andre abgelöst worden, und

außerdem ist eine ganz neue Batterie leichter Gebirgsgeschütze (7,7 cm) hergekommen, deren Mannschaften hohe Schirmmützen nach österreichischem Zuschnitt tragen (paßt nicht recht zu unsrer preußischen Schlichtheit). Alle diese neuen Ankömmlinge machen nun reichliche Schießübungen, und da mögen wohl ein paar Probeschüsse etwas zu weit gegangen sein und die französischen Stabsquartiere etwas stark beunruhigt haben. Infolgedessen zeigen uns jetzt die Franzosen, daß sie auch über einige Bergkuppen weg in unsre Ruhestellungen langen können; haben wieder nach Markirch hineingeballert und sogar nach Sankt-Kreuz ein paar schwere Granaten geschickt. Ich war dort am 4. Januar bei unserm Brigade-General v. F. zu Tisch (schwere Sitzung, von Mittag bis Mitternacht) und erfuhr dabei, daß „nur" eine Frau an den Beinen verwundet worden ist und einer der russischen Gefangnen am Arm. Außer mir war noch Graf Haller geladen, ein forscher junger Münchener Maler, jetzt Reserve-Leutnant beim Batl. 82 und ein ebenso forscher Soldat wie Künstler; er ist mehrmals auf dem Bernhardstein in die französischen Gräben hinübergestiegen, hat dort Minen gelegt und einige Wachtposten mit Handgranaten zur Ruhe gebracht, wird wohl nächstens das E. K. I bekommen. Am 5. Januar hat unser I. Bataillon die 82er dort abgelöst, und der Regimentsklatsch munkelt, daß es nun auf dem Bernhardstein bald etwas friedlicher zugehn werde; die Herren von I, 80 seien mehr dafür, schöne Unterstände zu bauen als im Schützengraben zu arbeiten. In der Tat hat einer der Herren am Biertisch geäußert: „Das Erste, wenn wir hinaufkommen, ist: wir hängen dem Franzmann ein großes Plakat hin: Hier jetzt wieder Landwehr 80! wer dort?" Das war natürlich nur aus Ulk gesagt, und außerdem sollte es eine Spitze auf unser eigenes Bataillon (II, 80) sein, das acht Monate lang da oben lag, bevor die 82er hinkamen. Aber die Äußerung ist trotzdem bezeichnend für den „Geist" des I. Bataillons; weder unter unserm zwar ganz gemütlichen, aber auch borstigen Major U. noch unter dem zwar

etwas sauertöpfischen, aber waghalsigen Major Br. (er hat z. B. selber Patrouillen mitgemacht und bei den Vorposten Handgranaten geworfen) hätte sich ein Kompanie-Offizier einen solchen Witz erlaubt. Nun, die Sachlage ist ernst genug, daß es im Grunde recht wacker sein kann, sie mit Späßen erträglich zu machen. Gleich an den ersten Tagen nach der Ablösung wurden mehrere Leute vom I. Bataillon durch Minen-Sprengstücke verwundet, 2 darunter lebensgefährlich, obgleich grade an diesen Tagen die Knallerei ziemlich sparsam war. Immer wieder steht man als einzelner Mann mit ratloser Verwunderung vor dem unberechenbaren Zufall oder Schicksal der Treffschüsse. Was hilft es mir, daß nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung von tausend Schüssen nur einer trifft, wenn schon der erste grade mich treffen kann. Und weil das so ist, wird man unbekümmert, entweder gleichgiltig oder leichtsinnig, je nach der Gemütsanlage; um die Gefahr kümmert sich nur, wer noch glaubt sich vor ihr schützen zu können. Aber sie kann uns grade da treffen, wo wir uns am sichersten fühlen. Graf Haller z. B., der im Schützengraben bei seinen diversen Extra-Bravurstücken stets heil davongekommen war, hat sich in Sankt-Kreuz gleich am zweiten Tag, nachdem er mit seinem Bataillon dort Ruhestellung bezogen hatte, beim Experimentieren mit einem Minenzünder verwundet; der Zünder explodierte, riß ihm drei Finger der linken Hand weg und zerschlug ihm das linke Auge. Er kann als Maler noch von „Glück" sagen, daß ihm nicht die rechte Hand und beide Augen kaputt gegangen sind. Dergleichen wird ohne sentimentales Bedauern unter den Kameraden herumerzählt, blos als kuriose Neuigkeit. Auch eine spaßhafte Verwundung ist vor kurzem passiert; einem Leutnant unsrer Maschinengewehr-Abteilung. Sein Bursche klappte das Oberlichtfenster seines Unterstandes so kräftig zu, daß die Scheibe davon zerbrach. Der Leutnant meinte, eine Granate schlage ein, wollte sich rasch in die Ecke ducken, rutschte in der Eile aus und setzte sich mit dem A—loch grade in die herunterfallenden Glasscherben. So geht's, wenn man

sich retten will! — Bei Exc. v. F. nahm ich übrigens im Tischgespräch Gelegenheit, die Bedenken gegen den häufigen Stellungswechsel unsrer Truppen vorzubringen; die Mannschaften lägen lieber dauernd in einer zwar gefährlichen, aber ihnen völlig vertrauten Stellung, als daß sie hin und her Hilfsdienste an ungewohnten Standorten leisten müssen, weil sie sich da viel unsicherer fühlen. Die Excellenz, ein höchst leutseliger, prächtig derber Württemberger, sagte ohne weiteres: „Freili! — Aber schimpfe tut das Volk allemal; da muscht halt hin und her probiere, sonst denkt's, wir kümmre uns net um die Kerle. Näkschtens werde wir den Arsch wieder anderscht drehe!" — Eine noch kräftigere Probe seines feigenblattlosen Humors hat der General uns neulich geliefert, als er in unserm Kasino gastierte. Er saß auf dem Platz, wo sonst unser Regimentskommandör Major Sp. zu sitzen pflegt, und dieser suchte vom Nebenplatz aus, um eine neue Flasche zu bestellen, verstohlen nach der elektrischen Klingel, die unter dem Tischtuch vor dem Ehrengast baumelte. Da wandte sich dieser ihm huldvoll zu: „No? was krabble Se mir denn immer am Sack 'erum?" Und als unser schüchterner Major, über und über rot werdend, eine Entschuldigung stammelte, fuhr die Excellenz gelassen fort: „Noi, da braucht's koi Entschuldigung; dees Vergniege ischt mir lang net passiert!" — Als ich von dem Besuch zurückkehrte, kam mir unser Kompanieführer mit einem Zivilisten entgegen, der mir zutraulich die Hand zum Gruß bot; erst nach einigen Augenblicken, d. h. Blicken in die Augen, erkannte ich meinen alten guten Freund und Kupferstecher Josef Sattler, den ich seit etwa 20 Jahren — seit Gründung der Kunstgenossenschaft „Pan" tollseligen Angedenkens — nicht mehr wiedergesehen hatte. Er ist seitdem nach Straßburg übergesiedelt; hat sich jetzt von unserm Armee-Oberkommando die Erlaubnis ausgewirkt, Skizzen an der Front zu zeichnen, und ist zufällig unsrer Kompanie als Verpflegungsgast überwiesen worden. Wir verdanken ihm ein paar köstliche Tage. Er stieg wacker mit uns in den Schützengräben herum, hat trotz Regensturm und Kanonen-

donner allerlei nette Veduten skizziert, und war Abends mit seinem bajuvarischen Humor der geborene Stammgast für den Zechtisch unsrer fidelen Blockhütte; unter dem Druck der dienstlichen Langweile wird man dankbar für jegliche Anregung. Auch ein gutes Wagner-Konzert gab es neulich im Stadttheater; mir drehten sich aber doch ein bißchen die Därme um bei dieser penetrant gegenwärtigen „Zukunftsmusik", und ich hatte am andern Morgen einen sonderbar zurechtweisenden Traum. Ich stand an einem felsigen Strand, mit meiner lieben Seelengefährtin, und auf dem Meer trieb ein Schiff im Sturm. Ich sagte zu ihr: Das ist ein Geisterschiff; es ist der fliegende Holländer, und da sitzt Richard Wagner drin, dieser entsetzliche Schaumschläger. Plötzlich zerbarst das Schiff an einer Klippe, und der Sturm riß das Segel vom Mast, trug es wie eine zerfetzte Wolke um eine hohe Felsecke weg, und ich hatte das unbarmherzige Gefühl: so wird das Werk dieses unsaubern Geistes einst spurlos versinken und verschwinden. Aber da kam der riesige Wolkenschleier um die Felsecke zurückgeweht; ich sah erschüttert, er kam auf mich los, immer näher in großen Zickzackwogen, und legte sich schließlich sanft um uns beide wie ein altersgrauer Heiligenmantel. Da nahm ich weinend die Hand der Gefährtin und stammelte in tiefster Demut: Du hast Recht, er ist doch ein Ewiger! — Noch einen Kunstgenuß sonderlicher Art brachte mir die Neujahrswoche, einen sehr ergötzlichen Einblick in das Wesen der Volksdichtung, in den völligen Mangel an geistigen Eigentumsbegriffen beim einfachen Volk. Als wir Sylvester die Briefschaften der Leute kontrollierten, war darunter eine lange Epistel in Versen, ein mut- und wehmuttriefendes Ojemine- und Hurra-Carmen, das ein Landwehrmann seinen Kindern mit dem Zusatz schickte: „Dieses Gedicht hat Euer Vater selbst gemacht, während ihm die Kugeln um die Ohren sausten; hebt es auf und lernt es auswendig!" Zwei Tage später schreibt ein andrer Landwehrmann seinen Kindern dasselbe Gedicht, abermals mit der Bemerkung: „Das habe ich selbst im Schützengraben verfaßt; haltet es

in Ehren und zeigt es Euerm Lehrer!" Und so schickten an den folgenden Tagen noch 5—6 Leute diese Verse mit geringen Änderungen nach Hause, immer mit derselben Bemerkung, und nur einer hielt es für nötig zu sagen: „Das habe ich selbst mit Kamerad B. zusammen (so hieß der ursprüngliche Verfertiger) in unserm Unterstand gemacht, während uns die Granatsplitter an die Fensterläden sprangen." Sicherlich war jeder der Meinung: wenn er ein paar Worte oder Zeilen dran ändre, habe er seines Geistes Stempel dem ganzen Machwerk aufgedrückt. Genau so hat neulich ein Musketier Arno Schmidt eine etwas verballhornte Abschrift meiner Ballade „Der Feldsoldat" als sein geistiges Eigentum in der „Frankfurter Zeitung" abdrucken lassen. Aber geht es nun eigentlich bei uns Berufsdichtern anders zu? Jedenfalls bei denen nicht, die es für eine Schöpfertat halten, den alten Tristan oder Parsifal oder Ödipus oder Odysseus ins Moderne umzufrisieren. Im Grunde bin ich noch immer heidenfroh, daß wir braven Christen den Weltkrieg erfunden haben und daß ich ein bißchen drin mitwirke; schließlich ist es doch wohl urwüchsiger und für die Zukunft ersprießlicher, Geschichte machen zu helfen als Gedichte.

11.—30. Januar: Heimurlaub. Der Verein „Vaterlandsdank" (er sammelt Juwelen und Gold- und Silbersachen, um aus dem Erlös die Witwen und Waisen der gefallenen Krieger zu unterstützen) hat durch das Kriegsministerium diesen Urlaub bei unserm Generalkommando für mich erwirkt, damit ich in Berlin einen öffentlichen Vortrag zur Anspornung der Opferwilligkeit halte. Der Verein ist natürlich durchaus fördernswert, besonders da er außer dem materiellen Zweck noch den kulturellen verfolgt, die Unmasse scheußlicher Schmucksachen und kostspieliger Schundgeräte, die seit der Zeit des Gründungsschwindels in Deutschland fabriziert worden sind, aus den wohlhabenden Familien herauszuziehen und in Barren einzuschmelzen. Trotzdem habe ich mich anfangs gesträubt, die gewünschte Rede zu halten,

teils aus dem Widerwillen des Frontsoldaten gegen die „Sprücheklopper“ und „Schwinger“, teils weil mir diese ganze Schwatzmichelei — soweit sie nicht aus praktischen Gründen für unsern Kriegsbetrieb notwendig ist — unnütz und sogar schädlich scheint; die Standhaften bedürfen der Ermutigung nicht, und die Wankelmütigen werden dadurch nur noch stutziger und bedenklicher. Aber die Urlaubsbewilligung abzulehnen, das hätte mir soviel peinliche Auseinandersetzungen mit dem Vereinsvorstand sowohl wie mit den militärischen Instanzen auferlegt, daß ich lieber in den sauern Apfel biß und mich den Berlinern mit möglichst guter Miene als patriotischer Maulheld präsentierte. Ich sagte ungefähr folgendes:

Werte Zuhörer, deutsche Männer und Frauen, und besonders ihr Jünglinge und Mädchen, denn in euch keimt die Zukunft unsers Volkes — ich soll von Vaterlandsdank zu euch reden. Was heißt das, was ist denn Vaterland? Wem hat es zu danken und wofür? Ist es uns Dank schuldig, oder wir ihm? Sind wir nicht selber das Vaterland, wir alle, die für es handeln und leiden, schaffen und sorgen, kämpfen und bluten — nur in unsern Seelen besteht es ja, erst durch unsern Geist empfängt das tote Besitztum seinen lebendigen Sinn und Wert. Das ist der große Segen der gemeinsamen Not, daß uns auf einmal gewaltig klar wird, wieviel Dank wir alle einander schulden, und nicht blos wir Lebenden den Lebenden, sondern auch denen, die nach uns leben werden und unser Erbe verwalten sollen, und mehr noch denen, die vor uns lebten, die für uns starben und noch sterben werden, und deren seelisches Vermächtnis die Überlebenden in sich tragen unter dem Namen Vaterland.

Von dieser Dankesschuld also soll ich euch sprechen, dieser unermeßlichen Dankesschuld; man hat mich dazu von der Front hergerufen, und ich muß sagen, ich bin diesem Ruf nur mit Widerstreben gefolgt. Eine Sache, die für sich selbst spricht, die so tief in uns allen begründet ist, daß sie erschöp-

fend nur selbst für sich sprechen kann, nur durch die innere Stimme der Liebe zur Sache, die scheint mir persönlicher Fürsprache nicht bedürftig; zum mindesten ist sie überflüssig, und eigentlich weiß ich nur ein einziges Wort, das in unsre tatverlangende Zeit paßt — es heißt Opferfreudigkeit. Ich meine nicht Opferwilligkeit; die nötigt das Schicksal jedem von uns während des ganzen Lebens ab, nicht blos in Zeiten allgemeiner Bedrängnis. Aber ob man die Last des Schicksals gern oder ungern auf sich nimmt, erst das unterscheidet den starken vom schwachen Willen; nur wer freudigen Herzens opfert, findet Gnade vor seinem Gott, triumphiert über Tod und Teufel, erobert sich das Himmelreich, geht in das geistige Vaterland ein, das uns über die bedrückende Enge unsers leiblichen Lebens erhebt.

Kann man nun diese Freudigkeit irgend einer Seele einreden, die keinen Funken davon im Leibe trägt? Ich halte das leider nicht für möglich. Höchstens das eine kann man vielleicht — und das möchte ich jetzt, nichts weiter —: allen denen unter euch, die den guten Opferwillen wohl haben, aber vor lauter Leid und Mitleid nicht zur rechten Freude dran kommen, ein bißchen Mut zu sich selber machen, euch standhaft machen gegen die Hemmungen, die eure Kampflust von außen her unterbinden, euch fest machen gegen die Ansteckung, die von den Mißmutigen und Unlustigen, den unheilbar Bedenklichen ausgeht. Denn diese Bedenklichkeit im Kampf ist die schlimmste Gefahr für den frohen Mut, besonders wenn sie unter der Maske der Menschenfreundlichkeit herumschleicht und den Krieg als ein Verbrechen verdächtigt, als einen Wahnsinn das gute Gewissen, mit dem ein Volk um sein menschliches Hoheitsrecht kämpft, um seine natürliche Selbstbehauptung. Ein Körnchen Wahrheit steckt freilich in solchem Gerede; aber dann ist jegliche große Sache, die persönliche Opfer hinrafft, jeder religiöse oder soziale Kampf, ja jede Forschungsreise in wilde Länder, jede Ausschachtung eines Bergwerks, jeder wirtschaftliche Großbetrieb, wahnsinnig und verbrecherisch.

Da wird uns mit Zahlen vorgerechnet, daß auch im Fall unsers Sieges der Gewinn die furchtbaren Opfer an Leib und Leben und Hab und Gut nicht aufwiegen könne, daß die besten Arbeitskräfte des Volkes vorzeitig zu Grunde gingen, daß kein hinreichender Nachwuchs entstehe, daß Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften auf Jahrzehnte hinaus gelähmt würden, daß ganz Europa verarme und verwildre, daß ein rascher Frieden um jeden Preis immer noch vorteilhafter wäre, für alle Teile vorteilhafter, als dieser weltverwüstende Krieg. Das alles läßt sich nicht widerlegen, wenigstens nicht mit dem baren Verstand, und ist doch bodenlos falsch und töricht. Denn jedem, der nur ein einziges Mal von deutscher Geschichte, deutscher Dichtung und Forschung, deutschem Unternehmungsgeist ins Innerste ergriffen war, dem sagt sofort sein Ehrgefühl: In jener Nützlichkeitsrechnung stimmt etwas nicht; das alles sind Gesichtspunkte, die einer Hamsterheerde wohl anstehen mögen, nicht aber einem großen Volk, das den Adler im Wappen führt.

Freilich, wer unter Vaterland nichts weiter versteht als die Erdoberfläche, auf der sich zufällig sein warmes Nest befindet und der gemeinsame Futternapf, dem könnte es in der Tat gleichgiltig sein, ob darüber die schwarz-weiß-rote Fahne oder irgend ein anderer Lappen flattert. Aber so denkt und fühlt keine Menschengemeinschaft, selbst nicht die Hottentottenhorde, die ihren Kral mit tierischer Wildheit verteidigt. Kämpft sie wirklich blos für den Kral, für diesen Haufen baufälliger Lehmhütten, den sie ja friedlich sehr gut ausbessern könnte, wenn sie sich unter die starke Hand eines reicheren Volkes duckte? Und kämpfen wir großen Kulturnationen in Wahrheit um unsre Reichtümer, um unsre Bank- und Börsengebäude, unsre Fabriken und Handelshäuser, Bergwerke und Hüttenwerke, Schiffswerften und Bahnhofshallen, Museen, Kirchen, Schulen und sonstigen Staatsanstalten, und für die Menschenmassen, die sich darin um ihr tägliches Brot und Wohlleben plagen? Nein, millionenmal Nein ruft

da jedes Volk; das alles setzen wir ja aufs Spiel, wenn wir für unser Vaterland kämpfen! —

Nicht um diese Güter hat sich die halbe Welt gegen uns Deutsche zusammengetan; so kleinlich ist der Neid der Nationen nicht, und auch die Machtsucht der Regierungen nicht, sonst hätten sie sich schon längst allesamt gegen das alte mächtige England verschworen, nicht gegen unser junges Reich, das erst aufstrebt zu neuer Macht. Um unser höchstes Seelengut geht der Krieg: unsern Geist will man niederkämpfen, unsre eigentümliche Kraft, die jene körperlichen Besitztümer in so kurzer Zeit emporwachsen ließ, daß den andern Völkern um ihre Zukunft bangt, um den Machtbereich ihres eigenen Geistes. Diese unsre Schaffenskraft will man knebeln! Unsre Gegner sagen's uns ja in einem fort, und das dürfen wir ihnen ruhig glauben, denn es spricht daraus die Ehrlichkeit des natürlichen Widerstandes: unsern Unternehmungsgeist wollen sie brechen, diesen Geist gemeinsamer Willenskraft, der alle die Güter erschaffen hat, die wir als unsre Kultur bezeichnen, und die uns den fühllosen Erdboden, auf den uns Mutter Natur gestellt hat, erst lieb und wert und teuer machen.

Es ist derselbe verbindende Geist, der unsre geliebte Muttersprache hervorgebracht und entwickelt hat, der aus den verschiedensten Bestandteilen der heimatlichen Abstammung unsre Volkseinheit erst zusammengefügt, unser Vaterland erst gebildet hat, der unser Staatswesen ausgebaut, unsre Regierungsformen gestaltet hat und sie nach unsern Lebens- und Wachstumsbedürfnissen unablässig weitergestaltet, der in allem lebt, was wir Zucht und Sitte nennen, der uns alle diese Begriffe heiligt, der sich immer aufs neue offenbart in unsrer unerschöpflichen Phantasie, unserm unverwüstlichen Humor, unserm unausrottbaren Idealismus. Er organisiert unsern Wirtschaftsbetrieb, er prägt das Allgemeingiltige in unsern Künsten und Wissenschaften, unsre humanen und religiösen Werte, unsre besondere Art der Ehrfurcht vor den Grundgewalten der Menschenseele und ihrem unergründlichen

göttlichen Ursprung. Und diesen Geist, den wollen wir nicht durch fremden Geist unterdrücken lassen; im Gegenteil, wir wollen ihn ausbreiten, wir können nicht anders, wir müssen es, womöglich über die ganze Erde, weil wir ihn für den förderlichsten halten zur Erreichung aller menschlich guten und schönen und erhabenen Ziele, weil er uns erst hinführt zur Menschheit und Gottheit, weil wir ohne ihn zuchtlose Affen wären, weil unsre edelsten Gefühle von ihm erzeugt und erzogen sind, unsre Art des Ehrgefühls, unsre Treue wie unser Selbstvertrauen, unser Pflichtgefühl wie Freiheitsgefühl, unser Glaubens- und Opfermut.

Nicht Jedem sind diese Gefühle klar, wie sie sich gegenseitig tragen; und nicht in jedem Augenblick sind sie mit voller Kraft lebendig in uns, das würde kein Mensch auf die Dauer aushalten. Aber wohl in euch allen sind sie emporgebebt, als wir vor anderthalb Jahren plötzlich erkannten: fremde Übermacht will uns knechten, will unsre Schaffenskraft vergewaltigen. Damals erlebten wir das Wunder der großen Liebe zum Vaterland, die einmütige Opferfreudigkeit; und Jeder, in dem diese Flamme gebrannt hat, trägt noch den glimmenden Funken im Herzen und kann ihn wieder zur Flamme entfachen, wenn er die Asche der Alltagsgedanken und Allerweltsbedenken wegbläst. Das ist der Dank, den wir dem Vaterland schulden, unsern Vorvätern wie Kindeskindern; jeder hat tausendfältig vorweg empfangen, was er je für die Zukunft hingeben kann, ob nun sein bißchen vergängliches Leben oder sein Stückchen Hab und Gut. Wer sich das immer wieder sagt, aus ganzem Gemüt mit allen Kräften, der handelt auch unwillkürlich danach. Und wenn ein ganzes Volk so handelt, dann kann keine Macht der Welt es besiegen; selbst wenn es den letzten Blutstropfen, die letzte Brotkrume, den letzten Pfennig für seine Unabhängigkeit opfern müßte, es triumphiert in der Weltgeschichte.

Schon hat uns ja der Generalissimus Joffre in seiner pompösen Neujahrsparole das denkwürdige Kompliment gemacht, zu dem er sich noch vor einem halben Jahr gewiß nicht

herbeigelassen hätte: wir würden uns „zu Tode siegen". Nun, wenn das wirklich geschehen sollte, dann wäre es jedenfalls Deutschlands würdiger und vor der Menschheit herrlicher, wie die Recken des Nibelungenliedes mit guter Laune und frohem Mut bis auf den letzten Mann zu sterben, als vom Gnadenbrot Englands und Frankreichs und Rußlands ein erbärmliches Leben zu fristen. Das sage ich nicht blos, weil ich hier reden muß und ein deutscher Dichter bin; so denkt draußen an der Front jeder wackre Kerl, und das ist Gottlob die gewaltige Mehrzahl, obgleich der Mutige Frieden und Leben genau so zu schätzen weiß wie der Ängstling.

Und ihr, denkt ihr nicht ebenso, wenn ihr auf die innerste Stimme hört? Ihr, die ihr Söhne und Brüder und Gatten hingebt, die ihr dem Heer den Rücken stützt mit euern arbeitsamen Händen, euern hartnäckig sorgsamen Köpfen, mit eurer Kriegshilfe, euern Liebesgaben: tut ihr das nicht im Augenblick der Tat mit schaffensfroher Zuversicht? Hütet diesen heiligen Frohsinn! Laßt ihn nicht trüben von den Scheinheiligen, die aller Welt Frieden und Mitleid predigen, aber Unfrieden stiften im eigenen Land und das Leidwesen nur wehleidiger machen. Sie berufen sich auf das Heilandswort: „Meinen Frieden bringe ich euch." Aber das ist ein anderer Frieden! Denn derselbe Heiland sprach auch das Wort: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern — das Schwert!" Das ist keine Fälschung, kein Widersinn; inneren Wert hat nur der erkämpfte Frieden. Nicht der sogenannte Frieden der äußeren Welt, sondern der Frieden der geprüften Seele, der starken leidenswilligen Seele, die freudig den Kampf mit der Welt besteht, weil sie nur dadurch ihrer Kraft inne wird. Es ist die Kraft des Selbstvertrauens, des Gottvertrauens, des guten Gewissens; und das, nur das gibt dem Menschen Siegesgewißheit.

Eben weil wir Deutschen vor allem Andern — wir wollen dies Andre nicht unterschätzen, unsre Reichtümer sind ja unser Werk und zugleich wieder Werkzeug für neue Werke — aber eben weil wir auf Grund dieser äußeren Güter um ein

höheres Innengut ringen, um unser höchstes Seelenwerk, um unsre geistige Selbstbestimmung, um die volle Entfaltung unsers Wesens, unsers schöpferischen Gemeinwesens, deshalb werden wir die Welt überwinden. Wir werden uns nicht zu Tode siegen, sondern vielmehr zum ewigen Leben, soweit das auf Erden möglich ist. Wir wissen, was dieser Weltkrieg bedeutet, wissen es klarer und inniger als irgend eine andre Nation: Deutschland gibt der Welt jetzt ein bleibendes Vorbild ungeheurer Willenskraft. Das ist es, warum wir „durchhalten" müssen; nicht um so-und-soviel Milliarden Mark und so-und-soviel Quadratkilometer Land und so-und-soviel Millionen Einwohner. Mögen wir wirklich ein paar Jahrzehnte lang an diesem Kampf zu leiden haben: was tut das, unser Vorbild wird fortwirken bis auf die spätesten Geschlechter, wird immer neue Willenskraft wecken, wird jede Schaffenskraft stützen und steigern, jede hochsinnige Tatkraft bestärken, nicht blos in unserm eignen Volk, sondern in der ganzen Menschheit — bis sie vielleicht doch endlich reif wird für jenes dritte Reich des Heils, von dem die Friedensapostel träumen und das in Wirklichkeit heißen wird: der europäische Völkerbund unter der Obhut des deutschen Geistes.

Schon beginnen ja die andern Nationen, unsre sozialen Einrichtungen nachzumachen, mögen sie sich noch so grundsätzlich vor unsrer Art Staatsgewalt bekreuzen. Wir wollen uns nicht verblüffen lassen durch ihr verbündetes Gepoche auf das sogenannte Völkerrecht; dahinter lauert ihr Imperialismus, der mindestens so herrschsüchtig ist wie unsre veraltete Autokratie. Jeder Staat ist von Hause aus Machtstaat, weil eine Volkskraft dahinter steckt, eine natürliche Gewalt, und entwickelt sich erst allmählich zum Rechtsstaat, zu einer moralischen Gestalt. Allerdings soll sich der brave Staatsdiener hüten, Nietzsche zu verballhornen und aus dem „Willen zur Macht" die Einbildung zu schöpfen, als sei Macht etwas Ursprüngliches, etwas Tiefstes oder Höchstes. Das Ursprüngliche ist immer die Kraft! Aus Kraft kann Macht

werden, nicht umgekehrt; der Wille zur Macht ist nur ein Bestandteil der Kraft, und nicht einmal ein stets vorhandener.

Deshalb ist auch der Machtstaat nichts Bleibendes, keine ursprüngliche Gemeinschaftsform, und erst recht keine endgiltige, weder ein Erstes noch ein Letztes. Sondern die Staatsmacht ändert sich fort und fort, eben weil sich die Volkskraft ändert, aus den unerforschlichen Wachstumsgründen der Menschenkraft von Gottesgnaden. Ehe Völker und Staaten wurden, waren Horden und Stammgemeinden; sie leben noch jetzt in jedem Staatskörper fort, zwar mit geringerer Machtfülle, aber noch immer als machtbefugte Land- und Stadt-Gemeinden geformt. Und so wird einst auch über die Staatsform eine höhere Gemeinschaftsform der Menschenkraft emporwachsen; die Menschheit wird sich eine Machtform schaffen, der die jeweils einverleibten Völker ebenso untergeordnet sind, wie die Gemeinden dem Staat, die Kleinstaaten dem Großstaat. Wir erleben schon jetzt die Anfänge dieser künftigen Großmacht von Menschheitsgnaden: in den riesigen Staatenbünden, die im Kampf mit einander liegen um die sogenannte Weltherrschaft. Hoffnung jedes vernünftigen Menschen ist ein möglichst dauerhafter Frieden, bei dem sich alle Kulturnationen, nach Maßgabe ihrer bewiesenen Kraft, in die Weltmacht teilen werden. Dann wird auch das sogenannte Völkerrecht keine Illusion mehr sein, und das soziale Staatsrecht keine Utopie. Dann wird endlich der deutsche Geist sein schon von Kant postuliertes Friedensreich der ganzen Menschheit annehmbar machen.

Einstweilen aber ist noch Krieg! Und wir leben auf einem Weltkörper, der — wenn sich unsre Physiker und Chemiker nicht verrechnet haben — aus etwa 88 höchst eigenwilligen, höchst widerspruchsvollen und unruhevollen Elementen zusammengeknäuelt ist. Ich wünsche euch allen den einzigen Frieden, der auf einem solchen Weltkörper möglich ist, selbst im wildesten Kampf noch möglich, weil er höher ist als alle Physik: den Frieden der S e e l e! —

31. Januar — 26. Februar: Feuerstellung Dachtänzerwald (Bois du dansant de la faîte). Unsre Kompanie hat während meiner Abwesenheit eine neue Stellung bezogen, noch weiter rechts vom Col, die nördliche Bergflanke der Mulde „Aubry-goutte". Unser Bataillon hält nun beide Flanken dieser Mulde vom Col aus besetzt; die Kompanieen 5, 8 und 7 in vorderster Linie, 6 in Stützstellung Hegelau (sie stellt uns täglich 30 Mann Arbeitshilfe). Das III. Bataillon, das vor uns hier lag, ist wieder als Korps-Reserve zurückgezogen (ins Breuschtal bei Heilig-Blasien); das I. Bataillon liegt noch links von uns auf dem Bernhardstein. Unsre sehr ausgedehnte Kompaniestellung, früher von 2 Kompanieen besetzt, zieht sich über 1 1/2 Kilometer lang vom Grenzkamm (920 m hoch) ins französische Gebiet hinab, bis zum Ginsterkopf (600 m hoch) gegenüber Wisembach. An unsern rechten Flügel schließt sich das Landsturm-Bataillon Siegen an, gegenüber dem Bois du Chêna; von diesem Bergwald aus ziehen sich die französischen Gräben über Wisembach zum Bois de Beulie und Bernhardstein hinauf. Am nächsten liegen uns die Franzosen in einem dem Bois de Beulie vorgelagerten Fichtenwäldchen, etwa 350 m von dem Vorpostengraben unsrer Feldwache „Ginsterkopf" entfernt; zwischen uns das Tal mit der nach Wisembach absteigenden Paßstraße. Unsre Stellung ist im ganzen ziemlich ungefährdet, nur der Ginsterkopf wird öfters vom Gegner beschossen; unsre Wachtposten lösen sich dort in 3tägigem Turnus ab, wir Offiziere in 6—9tägigem. Oben am Grenzkamm stehn 2 Geschütze unsrer leichten Gebirgsartillerie und weiter nach rechts zur Zeit noch ein schweres; auch dorthin gehn manchmal französische Geschosse, aber so spärlich und verstreut, daß unsre in der Nähe liegenden Blockhütten bis jetzt noch nicht bombensicher gedeckt sind. Die Hauptstellung ist taktisch gut angelegt (vom I. Bataillon, das hier 8 Monate lang in Frieden schanzte, während unser Bataillon auf dem Bernhardstein lag) und auch sauber ausgebaut; aber es sind noch soviel Flankierungen und sonstige Sicherungsanlagen

(Vorpostenstände, Verbindungsgräben, Schlupflöcher, Drahtverhaue) zu bauen, daß unsre schwache Kompanie (nur etwa 140 Mann außer den nach hinten abkommandierten) alle Hände voll zu tun hat. Außerdem sind für sämtliche Unterstände Brotschränke zu zimmern und mit Blech auszuschlagen, um die Eßwaaren gegen Ratten und Mäuse zu schützen. Als ich eintraf, hatten sich etwa 40 Mann wegen Durchfall krank gemeldet, vermutlich weil sie schlechtes Wasser aus einer verbotenen Quelle getrunken haben. Unser „alter Bursch", der seine Leute kennt, ließ durch die Unteroffiziere bekannt machen: wenn die Krankmelderei so weitergehe, würden die Ärzte wahrscheinlich veranlassen, daß die Kompanie nach Markirch hinunterkomme. Am nächsten Tag waren fast alle gesund; ein Beweis, wieviel lieber unsre Bärenhäuter in der vordersten Stellung aushalten, als sich hinten hin und her schieben lassen. Wenn sie auch über die viele Arbeit brummen, sie trotten doch gern in dem herrlichen Bergwald herum, und das bißchen Schußgefahr ist den meisten ein prickelnder Reiz, wie ihre Briefe nach Hause beweisen. Dazu wunderbar blaugoldnes Vorfrühlingswetter; nur nachts milder Frost, morgens Nebel und Rauhreif. An den Talhängen blühen schon Veilchen und Primeln, Schneeglöckchen und Gänseblümchen; die Spitzen vieler Rosenbüsche tragen schon voll entwickelte Blättchen, der Rotbeer-Holunder hat dicke Blütenknospen, und in einem Obstgarten sah ich ein blühendes Aprikosenbäumchen. Die Aussicht ist noch freier und reicher gegliedert als vom Col aus: nach Süden ins Rauental bis zum Bressoir und Haicot, hinter dem noch die Kuppel des Buchenkopfes auftaucht, — nach Osten ins untere Lebertal, dessen Abschluß die scharfe Turmspitzen-Silhouette der Hohenkönigsburg mit ihrem eleganten Bergkegel bildet, dahinter die Rheinebene und die Schwarzwaldkämme, — nach Norden und Westen über viele Täler und Städtchen hinweg bis zu den breiten Dachrücken des Climont und des Ormont. Von unserm Barbara-Turm und Tomsen-Turm (Artillerie-Beobachtungsstellen beim Ginsterkopf und auf dem Grenzkamm) sieht man

noch am Ormont vorbei die Häuser von St. Dié und dahinter die Höhenzüge, auf denen die Forts der Festung Epinal liegen. Bis in diese Gegend (etwa 30 km von hier) waren unsre Truppen Anfang September 1914 vorgedrungen; dann kam der französische Gegenstoß, vor dem sie nach Markirch zurückwichen, wobei unser früherer Regimentskommandör, der famose Oberst P., im Kommißdienst ein äußerst schneidiger Herr, schleunigst „vorausritt, um die Bagage zu retten". Auf dem Grenzkamm viele Soldatengräber, meist französische, von Anfang November 1914; damals versuchte der Gegner die Höhen zu stürmen, die wir noch nicht befestigt hatten, wurde aber hinuntergeworfen und setzte sich dann in Wisembach fest. Die Gräber sind alle in wohlgepflegtem Zustand, darunter auch das des französischen Arztes Lepine, den wir — nach den feindlichen Greuelfabeln — als Kriegsgefangenen weggeschleppt und ermordet haben sollen. Er ist aber im Gefecht gefallen, als er dem tödlich verwundeten Capitaine Falioz tapfer zu Hilfe sprang; sie sind beide im selben Grab bestattet. Wieviel Achtung unsre Soldaten von selbst, noch über die Regimentsbefehle hinaus, dem gefallenen Gegner zollen, zeigt folgende Inschrift auf einem Tafelkreuz:

Hier ruht ein französischer Alpenjäger,
Er starb als Held in seiner Pflicht,
Darum ein Gedenken ihm errichtt
Von deutschen Kriegern, soll euch lehren,
Daß wir tapfre Feinde ehren.
R. I. P.

Die Denkstätten, die wir den Franzosen hier oben im Fichtenhochwald errichtet haben, sind wirklich schöner als die üblichen Reihengräber, in die wir jetzt unsre eigenen Toten auf dem Markircher Friedhof legen. In der letzten Woche hat unser Regiment wieder ein paar Dutzend Leute verloren; bei dem hellen Wetter war die Artillerie auf beiden Seiten ziemlich rege. Am Bernhardstein schlug eine schwere Mine in einen großen Unterstand, tötete 2 Mann und verwundete 12; außerdem fielen beim I. Batallion durch Granatsplitter noch einige

Mann, darunter auch ein Pionier, und etwa 20 wurden leicht verwundet. Auch bei uns am Ginsterkopf kam ein Wachtposten durch Granatsplitter um (Zerfetzung des Oberschenkels, Tod durch Verblutung). Man hält es allgemein für wahrscheinlich, daß sich ein größerer Angriff vorbereitet; unser Generalkommando hat angeordnet, daß kein Urlaub mehr erteilt werden darf, und allerlei abkommandierte Offiziere werden wieder an die Front geschickt. Schon in Berlin erfuhr ich als sicher, daß unsre oberste Heeresleitung einen großen Durchbruchsversuch an der Westfront beschlossen habe, da unsre Verbündeten im Südosten nicht mehr angriffslustig seien. Es ist wohl auch das einzig Förderliche, wieder etwas Bewegungskrieg zu machen, solange unsre Truppen noch fähig und willig sind; mag er im Augenblick große Opfer kosten, der lange Stellungskrieg frißt noch mehr. Die Offiziere wie die Soldaten haben die Hockerei gründlich satt, werden immer unzufriedener gegen die leitenden Herren im Hintergrund („diese schlappen Drahtzieher" nennt man sie vorn*) — und unsre angeborene Kampflust artet in allerhand Reibereien zwischen den eigenen Landsleuten aus. Während meines Urlaubs hat hier bei Markirch die „Schlacht von Fortelbach" stattgefunden: eine blutige Keilerei mit Bergknüppeln und Seitengewehren zwischen den forschen 82ern, die dort Ruhequartiere beziehen sollten, und einem Trupp Bayern-Landsturm und Artilleristen, die schon vorher in dem Dorf einquartiert lagen. Ein angeblicher Friedenstifter, der am ärgsten drauflos gedroschen hatte, bekam 7 Monate Gefängnis, ein paar andre 3 und 4 Monate, und die 82er wurden sofort wieder in den Schützengraben hinaufgeschickt, auf eine besonders gefährdete Kuppe. Bei einem andern Bataillon ist ein Küchensoldat erstochen worden; der Täter (auch ein Bayer) kam beim Kriegsgericht mit 2½ Jahren Gefängnis davon, weil er aus Notwehr gehandelt habe. Der Koch war freilich ein übler Patron; aber der andre hat ihm „aus Not-

*) Damals hatte Hindenburg noch nicht die Gesamtleitung.

wehr" 7 Messerstiche versetzt, von denen 5 so wohlgezielt saßen, daß nach der Aussage des Arztes jeder allein schon tödlich war. Noch schädlicher für den militärischen und kameradschaftlichen Geist sind die Rivalitäten im Offizierkorps, weil sie unter „Gebildeten" nicht mit so rascher Handgreiflichkeit, sondern mit dem schleichenden Giftdunst der schlimmen Nachrede ausgekämpft werden. Die Stinkbombe, die zwischen unserm II. und dem I. Bataillon schon lange behutsam herumgetragen wurde, ist endlich mit viel Geräusch geplatzt; unser Major U. hat es beim Regimentskommandör durchgesetzt, eine kriegsgerichtliche Untersuchung gegen den Adjutanten des I. Bataillons einzuleiten. Dieser Adjutant, ein netter, gewandter, betriebsamer, aber etwas selbstgefälliger und überschlauer Herr, im Zivilberuf Chemiker, hatte dem Regiment, als wir noch auf der Pflanzschule lagen, gemeldet, daß eine Arbeitsabteilung unsrer Kompanie, die dem I. Bataillon auf dem Bernhardstein Hilfsdienst leistete, vor der festgesetzten Zeit weggelaufen sei, weil „in der Ferne eine Granate einschlug". Unser Kompanieführer untersuchte die Sache sofort, und es ergab sich, daß die Beschwerde nicht den Tatsachen entsprach; der aufsichthabende Unteroffizier des I. Bataillons hatte unsern Leuten schon am Vormittag erlaubt, Nachmittags früher als sonst wegzugehn. Unser Major U. wollte natürlich den unbegründeten Vorwurf der Feigheit nicht auf seinem Bataillon sitzen lassen und forderte den Adjutanten des I. Bataillons brieflich auf, seine Meldung zu widerrufen und sich zu entschuldigen. Das ging dem Adjutanten wohl gegen sein Selbstgefühl; vielleicht auch hatte er die Beschwerde überhaupt nicht so schlimm gemeint, sondern wollte sein Bataillon nur als das forschere herausstreichen. Die Herren vom I. Bataillon haben uns nämlich im Verdacht, daß wir sie als „weiche Brüder" bemäkeln. Sie geben uns allerdings einigen Anlaß dazu; z. B. haben sie auf dem Bernhardstein gleich wieder einen Warnungszettel-Verkehr mit den Franzosen eingefädelt, und wenn die feindliche Minenschmeißerei losgeht, lassen sie nur ihre vordersten

Wachtposten bei den bombensicheren Schlupflöchern stehen, erlauben den übrigen Mannschaften, sich hinter die Hauptstellung zu zerstreuen, und spazieren selbst bei den Herren Kameraden der nicht beschossenen Nachbarschaft herum. Wenn die Franzosen um diese Zeit (gewöhnlich nachmittags) vorstoßen würden, könnten sie leicht den Bernhardstein nehmen; und es ist nicht verwunderlich, daß sich manche Offiziere des II. Bataillons mit Stichelreden darüber aufhalten. Andrerseits läßt es sich begreifen, daß die Herren vom I. Bataillon uns das irgendwie heimzahlen möchten, da wir jetzt in minder gefährlicher Stellung liegen und daher leicht schelten haben. Anstatt also die falsche Meldung kurzerhand als Irrtum zurückzunehmen, versuchte der Adjutant und Chemiker den Vorfall durch Hinschleppung zu vertuschen, und sonderbarerweise verschwand dabei der erwähnte Brief unsers Majors. Das ging nun diesem rauhen Krieger so über den Mützenrand, daß er den Adjutanten spornstreichs der Lüge und Unterschlagung beschuldigte. Er hatte zwar keine direkten Beweise dafür, und die Sache verzwickte sich noch dadurch, daß der Führer des I. Bataillons, Major v. W., so ritterlich war, seinen Adjutanten zu decken; aber immerhin setzte Major U. es durch, daß der Adjutant seines Amtes enthoben und wieder als einfacher Kompanie-Offizier zum Ersatzbataillion versetzt wurde. Allerdings mußte unser Major sich's gefallen lassen, daß Seine Excellenz der heilige Blasius die kriegsgerichtliche Untersuchung nicht bis zur Verhandlung kommen ließ und ihm eine Art Ehrenerklärung gegenüber dem Exadjutanten wegen der unbeweisbaren Beschuldigung abnötigte. Und was das Häßlichste an der Sache ist: unser rührend unschuldiger Regimentskommandör, der solchen Rabulistereien vollkommen hilflos gegenübersteht, wird zum verantwortlichen Prügelknaben gestempelt und nächstens „erholungshalber" heimgeschickt, weil er seine (fast gleichaltrigen) Offiziere nicht strammer in der Kandare hält. Selbstverständlich werden nun, wie schon öfters, allerlei Regimentsbefehle zur Pflege des kameradschaftlichen Geistes erfolgen;

aber die Klatschsucht der Geistlosen wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, und die Langweile verführt selbst geistvolle Leute, aus Flöhen Elefanten zu machen. Dabei bietet in unsrer Gegend die Natur soviel Abwechselung, daß ein Mensch mit empfänglichen Sinnen gar keine andere Unterhaltung braucht. Wir haben jetzt wieder die herrlichste Winterlandschaft; seit dem 11. Januar fällt fortwährend Schnee, meist bei Windstille und leichtem Frost. Dazwischen ab und zu ein Tauwettertag, sodaß die Täler ihr Frühlingsgrün entschleiern, und zwei Tage lang starker Weststurm, der wieder viele angeschossene Bäume umbrach; bei der Pflanzschule wurde ein Armierungssoldat von einem stürzenden Stamm erschlagen. Am 12. Januar gab es trotz Schneegestöber und Nebel eine ziemlich heftige Schießerei; ein bayrisches Nachbar-Bataillon war zum Vorstoß angesetzt, um eine Stelle am Bois du Chêna und dem anliegenden Fensterberg zu nehmen, wo die Franzosen uns unbequem auf der Nase sitzen. Also ein sogenannter Tastversuch, wie sie jetzt auf der ganzen Westfront im Gange sind. Wenn man zurückdenkt, wie solche kleinen Putsche vor einem Jahr erledigt wurden, mit wie wenig Munitionsaufwand, dann kann man die jetzige Verschwendung wirklich nur als „tant de bruit pour une omelette“ bezeichnen. Die artilleristische Vorbereitung dauerte fast den ganzen Tag, und dann wurde noch anderthalb Tage (auch die Nacht durch) weiter geballert. Allein die beiden kleinen Gebirgsgeschütze, die in unsrer Kompaniestellung stehen, feuerten etwa 1000 Schüsse ab; im ganzen wurden von unsrer Seite etwa 10 000 Geschosse verpulvert, d. i. ein Wert von mindestens 300 000 Mark. Nach Aussage unsers Bataillonsadjutanten hatte unsre Brigade sogar 60 000 Geschosse bereitgestellt; ein Anzeichen, daß der geplante Angriff eigentlich weiter ausgreifen sollte. Aber er blieb in den vordersten Gräben stecken, und die bayrische Sturmtruppe ging noch während der Nacht nach Zerstörung der feindlichen Sappen zurück. Sie machte etwa 30 Gefangene und büßte selbst 23 Tote und 67 Verwundete ein. Unter den Gefangnen

ist auch ein Bataillonschef, und für die Stimmung im französischen Heer ist bezeichnend, was er nachher bei Tische unsern Stabsoffizieren sagte: „Wir wissen, daß Frankreich nicht siegen kann, wenn uns Amerika nicht zu Hilfe kommt. Wir wünschen, daß eure Zeppeline Paris noch mehr bombardieren als jetzt, damit die Schwätzer da hinten merken, was Krieg ist. Aber um Frieden bitten wir nie! (Mais offrir la paix — jamais!*)" — Unsre Kompanie, die mehrere Tage in erhöhter Alarmbereitschaft stand, hat bei der Sache nichts abgekrigt; nur bei der 8. Kompanie unsers Bataillons wurde ein Mann durch Granatsplitter verwundet, und zwar aus einem unsrer eigenen schweren Geschütze, das bei der Zielabmessung einige Schüsse um 4—500 Meter (!) zu kurz schoß. Im Armee-Bericht wurde das ganze Gefecht nur als Vorstoß einiger Offizierspatrouillen bezeichnet, aber mit dickem Lob verbrämt. Das Sonderbare daran ist, daß sich Exc. v. E. persönlich in nächste Nähe des stürmenden Bataillons begeben hatte; das wäre wohl sicherlich nicht geschehen, wenn blos ein Patrouillen-Angriff geplant war. Daß ein kommandierender General bis an die Gefechtslinie vorgeht, hat doch nur dann militärischen Sinn, wenn er für besonders nötig und wichtig hält, seine Offiziere anzuspornen. Trotz des geringen Erfolges wird nun Lob getutet; offenbar will man wieder einmal die Gelegenheit benutzen, einige Heldenbrüste mit hohen Orden zu zieren. Ob das wirklich „den soldatischen Geist hebt"? An der vordersten Front auf keinen Fall; denn meistens werden diese Auszeichnungen garnicht den Leuten angehängt, die in der Tat mit der Waffe vorweg

*) Damals hielten wir das für Phrase; heute muß jeder Deutsche sich schämen, wie anders Frankreich durchhielt als wir. Grade die französische Bourgeoisie hat immer wieder mit ihren „Phrasen" das Volk zur Ausdauer hochgerissen; denn der Poilu drohte schon damals zu meutern. Bei uns ließ die jahrzehntelang genährte Herzverfettung des oberen Mittelstandes keinen geistigen Schwung aufkommen; die hat es verschuldet, daß uns der Mißmut mitsamt der Hungerangst über den Kopf wuchs und schließlich auch den einfachen Mann zermürbte.

stürmen, sondern den Kartenschiebern im Hintergrund, die oft genug blos Paradepuppen sind. In Markirch stiebeln auch ein paar höhere Offiziere (vor dem Krieg „abgesägt", jetzt „ausgegrabene Leichen") mit dem E. K. I herum, von denen jedermann weiß und sagt: der eine hat sich's auf seinen Patrouillen vom Kaiserhof zur Weinstube Preiß verdient, der andre hinterm Wandschirm im Waarenhaus Knopf bei dem pikanten Ladenfräulein Matura. Von einem weiter nördlich wirkenden Regimentskommandör, der immer in „voller Deckung" saß, erzählte mir ein Augenzeuge, er habe nach einem größeren Vorstoß, als er die telefonische Meldung erhielt, daß eins von seinen Bataillonen dabei 50% Verluste erlitten hatte, lachend und händereibend gesagt: „Fufzig Prozent Verluste — famos — dann kriege ich sicher das E. K. I". Ähnliche Geschichten hört man zu Dutzenden; und ich möchte nicht untersuchen, wie viele der prima dekorierten Herren, die in den oberen Stäben den Feldherrnstuhl drücken, wirklich einmal ein Gefecht gelenkt haben. Im Durchschnitt muß man leider sagen: vom Regimentsführer aufwärts bedeutet der Orden (und oft genug schon vom Hauptmann an) kein persönliches Verdienst, sondern den mehr oder minder unverdienten Zufall, daß seine Unterführer und Mannschaften die Kastanien brav aus dem Feuer holten. Aber selbst angenommen, die Mehrzahl der höheren Führer habe ein gewisses Verdienst an der Ausbildung des soldatischen Mutes und der wirksamen Ansetzung der Truppen, dann tun sie doch damit nichts Außergewöhnliches, sondern lediglich ihre Berufspflicht, und es wirkt nicht grade volkserziehlich, wenn man diese selbstverständliche Pflichterfüllung durch Ehrenzeichen zum Heldentum aufstutzt und — wie es tausendfältig geschieht — den Opfermut vieler Andern unbelohnt läßt. Freilich, wenn ich abends aus unserm Unterstand trete und sehe im Süden den Sirius funkeln und darüber den Orion leuchten, und um Mitternacht sind sie nach Westen gewandelt, wo vorher Venus und Jupiter strahlten, die sich inzwischen mit ihrem geborgten Licht unter den Horizont

zurückgezogen haben, und am Zenith schimmert unverrückt das Sternenheer der Milchstraße, dann kommt mir der Flitter der irdischen Eitelkeit nur wie ein Spiegelbild des Himmels vor: wer glänzt verdientermaßen, wer ohne Verdienst? Es ist schauerlich, wie jede Erscheinung sofort zum Sinnbild der Trübsal wird, wenn man die Welt nicht mit Frohsinn betrachtet. Meine Berliner Kriegsrede haben französische Zeitungen (deutsche nicht!) in politischen Leitartikeln besprochen, und die sind aus der Schweiz auch hierher gelangt; natürlich hat die Kritik des Auslands den Sinn der Rede unglaublich verdreht, aber da mich ein Genfer Professor nebenbei „le plus grand poète de l'Allemagne contemporaine“ genannt hat, deuten viele Herren Kameraden mir seitdem an, daß sie mich längst als großen Dichter schätzen. O Deutschland — —

28. Februar — 27. März: Ruhelager Waldersbach. Etwa 30 km nördlich von Markirch, im Steintal zwischen Rothau und Heilig-Blasien, Nebental des Breuschtals. Unser Bataillon als Armee-Reserve zurückgezogen, wie vorher das III. Bataillon. Marsch hierher über Leberau und Bahnhof Wanzel, an der Hohenkönigsburg und den Ruinen der Frankenburg und Ortenburg vorbei, die wir so oft von ferne bewundert haben; leider verflacht sich in der Nähe der zierliche Kegel der Hohenkönigsburg zu einer langweilig gedehnten Theaterkulisse. Dann durch das dörferreiche Weilertal, dessen Bevölkerung rein deutsch ist; entzückender Blick nach der Rheinebene durch das Flügeltor der Vorberge, über einen Kapellenhügel hin, der genau in der Mitte des weiten Talkessels liegt. Mittagsrast bei dem Dorf Sankt-Moritz, dessen stattlichste Gebäude im August 1914 von den Bayern verbrannt worden sind, angeblich weil ein paar Einwohner auf die Truppe geschossen hatten. Die Dörfer hier sind jetzt noch meist von bayrischen Landsturmtruppen besetzt; man sieht es sofort an den Bierfässern, die überall vor den Türen stehen. Nachtquartier in Breitenbach; dann über den Schirrgut-Paß, etwa 1000 m hoch, an verschiedenen von den Fran-

zosen zerstörten Gehöften vorbei. Unterwegs wurde uns erzählt, daß sich in einem Haus auf dem Hochfeld zwei fahnenflüchtige Elsässer seit Anfang des Krieges eingenistet und dort ein vogelfreies Räuberleben geführt hatten, indem sie aus den umliegenden Dörfern unter dem Schutz der Uniform Nahrungsmittel „requirierten"; erst nach Jahresfrist hat man sie abgefaßt. Waldersbach ist ein Kleinbauerndorf, in dem noch viel französisch gesprochen wird, wie überhaupt im ganzen Breuschtal, obgleich die meisten Leute deutsche Namen haben; Pfarrer und Lehrer bemühen sich jetzt, in der jüngeren Bevölkerung die deutsche Sprache wieder einzubürgern. Aber vor dem Kriege ist viel gesündigt worden, ohne daß unsre Aufsichtsbehörden mit der nötigen Entschiedenheit dagegen eingeschritten sind. Wir fanden z. B. in der Wohnung eines geflüchteten Rentiers, der in unserm Quartierdorf als Maler dilettierte, geographische Schulzeichnungen seines Söhnchens, auf denen Elsaß und Lothringen als französische Provinzen figurieren („Alsace, Louis XIV, 1648" und „Lorraine, Louis XV, 1766"). Das Bübchen hatte zwar über die Landkarte „France en 1789" schreiben müssen, aber da auch Provinzen mit eingezeichnet waren, die erst 1860 unter Napoleon III. in französischen Besitz gelangt sind, lag die Absicht des Lehrers auf der Hand. Grade der „gebildete Mittelstand" hat in dieser ganzen Gegend sehr ungeniert mit der Hoffnung geliebäugelt, wieder von Frankreich annektiert zu werden. Noch ein Jahr vor Kriegsausbruch sind Poincaré und Joffre hier herumgereist und verheimlichten das so wenig, daß sie ihre Namen in das Gästebuch des Bahnhofhotels von Schirmeck eintrugen; Joffre hat sogar „Général" hinter seinen Namen geschrieben, und Poincaré „Sénateur". Am Anfang des Krieges hat dann auch der größte Teil der Bevölkerung den eindringenden Franzosen viel Vorschub geleistet. Jetzt freilich, unter dem Druck der Not, sagen die Städter wie die Bauern: „Wenn sie blos nicht gekommen wären! Wir wollen nichts mehr von ihnen wissen!" Und besonders die Frauen vertragen sich mit unsern rheinischen Landwehrleuten recht gut.

Aber wie weit sie uns blos zu Munde reden, weil wir eben die Oberhand haben, kann sich natürlich erst nach dem Kriege herausstellen. Mit Gewaltmaßregeln allein, so unumgänglich sie manchmal sind, werden wir die Neigung der Elsässer zu der Kulturmetropole Paris jedenfalls nicht ausrotten können; eine Tradition von Jahrhunderten läßt sich nicht durch Gendarmen beseitigen. Erst wenn wir diesem eigensinnigen Mischvolk die Überzeugung beibringen, daß in Berlin, in München, in Stuttgart und in den großen rheinischen Städten eine neue Kultur besteht, die vornehm und überlegen genug ist, die französische zu ersetzen und passendenfalls in sich aufzunehmen, dann wird Elsaß-Lothringen ganz von selbst wieder deutsch. Dazu müßte freilich unsre Beamtenschaft viel mehr Fühlung mit den besten Kräften der geistigen Schaffensgebiete erlangen, als sie leider bis jetzt erstrebt hat, und vor allem müßte die alberne Eifersucht zwischen den einzelnen Kulturprovinzen verschwinden, die uns von der Kleinstaaterei her im Nacken sitzt; denn sie ist für den Fremden das sichtbarste Anzeichen, daß unsre neudeutsche Bildungspflege noch in den Kinderschuhen steckt, oder vielmehr in den Rüpelstiefeln.*) Wieviel Mühe sich Frankreich noch immer gibt, uns hier geistig zu verdächtigen, dafür fielen uns dieser Tage einige nette Dokumente in die Hand: unsre Mannschaften fanden auf verschiedenen Landstraßen Exemplare des Pamphlets „J'accuse“, die in regendichtes Papier verpackt und offenbar von französischen Fliegern abgeworfen waren. Diese deutsch geschriebene Hetzschrift, 432 Seiten stark, ein übertrieben weit-

*) Jetzt, nach Gründung der deutschen Republik, müssen wir das erst recht einsehen. Weder Goethe noch Kant noch gar Bismarck haben vermocht, Deutschlands geistige Einheit heraufzuführen; denn nur das ganze Volk kann sie schaffen. Diese Aufgabe ist der natürliche Prüfstein, ob unsre Revolution in der Tat eine Volkserhebung zu den höchsten menschlichen Zielen bedeutet oder nichts als den Zusammenbruch unsers sogenannten Bundesstaates. Wenn das Volk nicht einmal fähig wäre, die deutsche Einigkeit zu erwirken, wie könnte es dann die Kraft haben, die einige Menschheit schaffen zu helfen? —

schweifiges, aber doch geschickt abgefaßtes und geschmackvoll gedrucktes Büchlein, legt mit gründlicher Sachkenntnis, wenn auch mit gehässigem Vorurteil, die bewußten und unbewußten Sünden unsrer bildungsfeindlichen Machthaber blos; erwähnt u. a. mit entsprechendem Hohn auch die beschämende Tatsache, daß man in Preußen mich und Gerhart Hauptmann mit einem Orden vierter Klasse „geehrt" hat. Solch Machwerk mit Entrüstung herunterzukanzeln, wie unsre Zeitungen es getan haben, ist ein sehr wohlfeiles Vergnügen; wir sollten uns lieber Mühe geben, unsern Gegnern weniger Grundlagen für derlei Umtriebe zu bieten, dann würden bald auch unsre Halbfranzosen wieder Vertrauen zum deutschen Geist fassen können. Daß ein edler Wille im Stande ist, auch widerspruchsvolle Geistesanlagen zu segensreicher Einheit zu sammeln, dafür hat grade hier im Oberelsaß während der französischen Revolutionszeit ein ehrwürdiges Vorbild gelebt: der Landpfarrer Oberlin. Ich bin mit meinem Kompanieführer in dem alten Pfarrhaus von Waldersbach einquartiert, das bei den deutschgesinnten Elsässern einen kulturhistorischen Nimbus hat. Wir wohnen in der Studierstube, wo vor 100—150 Jahren dieser weise und tatkräftige Gottesmann hauste, ein sonderbarer Sprößling der Lavater-Mystik und des französischen Rationalismus, Seelsorger und Volksaufklärer, Polyhistor und Spiritist, Botaniker und Theosoph, Landwirtschaftslehrer und Schmetterlingssammler. Er hat sich redlich bemüht, die feindlichen Rassenelemente in den Dickköpfen seiner Bauern auszusöhnen; er soll oft in seinen Kanzelreden denselben Satz erst auf deutsch gepredigt haben, dann auf französisch, oder umgekehrt, und hat damit mehr für die Pflege unsers Volkstums erreicht, als heute unsre Polizei mit den hochnotpeinlichsten Sprachverordnungen. Sein lehrhafter Hausrat ist größtenteils nach Straßburg ins Museum gewandert; aber es stehen noch ein paar Sammelschränke mit allerhand kuriosem Gerümpel hier. Leider haben wir keine Zeit, sie einmal gründlich durchzustöbern; tagsüber Drilldienst und Gefechtsübungen, um unsre Mannschaften wieder gelenkig zu

machen, und abends Kannegießerei mit dem unvermeidlichen Bataillonsstab. Es ist der richtige Manöverbetrieb, nicht ganz so stramm wie der Friedensdrill, aber doch mit allen Fisimatenten des Gamaschendienstes. Sogar eine richtige Korpskritik mußten wir nach einer Angriffsübung mit ein paar andern Bataillonen über uns ergehen lassen; der „heilig-Blasius" excellierte dabei mit einem Vers-Epigramm Friedrichs des Großen, das er uns im französischen Urtext deklamierte, zum Beweis, wie wichtig die — Kleinigkeiten in der militärischen Disziplin sind. Daß ich Kriegsfreiwilliger bin, kommt mir schon längst wie ein schlechter Witz vor. Wenn nicht von fern das dumpfe Gebrodel der Schlacht um Verdun herübertönte, fast ununterbrochen bei Tag und Nacht, würden wir kaum noch die Ursache spüren, warum wir die feldgraue Zwangsjacke tragen. Ich spiele nun anderthalb Jahre Soldat, und meine Erinnerung ist so leer wie ein Dreckloch, das eine Granate in einen Garten gewühlt hat. Was ich je in meinem freien Beruf an Müßiggang gesündigt habe, büße ich jetzt reichlich ab mit dieser unfreiwilligen Zeitvergeudung. Das Fürchterlichste ist die vorschriftsmäßige tagtägliche Zusammenhockerei mit dem sonst ganz erträglichen Bataillonsstab. Beck leidet darunter ebenso, aber er nimmt es als Rheinländer leichter mit seiner flotten Unterhaltungsgabe; er ist ein Meister der „Veräppelung", der liebenswürdigen Anulkung. Nur kommt bei der ewigen Zecherei der persönliche Witz immer mehr auf den Hund (oder richtiger gesagt: aufs Schwein). Manchmal lastet diese Art Geselligkeit so niederträchtig schwer auf mir, daß ich die Zähne zusammenbeißen muß, um nicht laut herauszustöhnen. Dabei sage ich mir in einem fort: dies Leid ist doch nichts als Einbildung, es hat ja jeder Mensch seinen Wert, nur kann ihn hier keiner recht von sich geben, schließlich sind alle gleichermaßen einsam und müssen es mit Geduld ertragen. Und eigentlich ist's ja fast immer so; das ist ja das Schwerste im Alltagsleben, daß die äußeren Umstände uns fast nie erlauben, unserm innersten Herzensantrieb unbedenklich zu folgen. Aber was hilft dem

Genarrten die Weltweisheit; vom Kampf mit der Welt um die deutsche Zukunft merkt man höchstens noch durch die Zeitung etwas. Ich laufe herum wie ein Landstreicher, der aus Versehen in eine staatliche Irrenanstalt geraten ist und eine blödsinnige Karnevalsposse pflichtschuldigst mitmachen muß. Dabei scheint die Frühlingssonne so warm, daß man die ganze Erde umarmen möchte; der fußtiefe Schnee der letzten Wochen ist an einem einzigen Tage weggeschmolzen, und am 12. März waren schon Störche da. Wann werden unsre braven Landwehrleute, die meist durchaus keine Zugvögel sind, in ihre Heimatsnester zurückkehren können? Mancher, der sich hier schon im Vorgefühl des ersehnten Friedens wiegt, wird unversehens vom Schicksal überfallen. Der Küchen-Unteroffizier der 5. Kompanie, ein tüchtiger, gewissenhafter, allgemein beliebter Mann, wollte sich von unserm Waffenmeister auf einige Wochen einen Revolver leihen, um nicht bei unsern Marschübungen immer ein Gewehr mitschleppen zu brauchen (irgend eine Schußwaffe muß er bei sich haben); er zieht einen der ausgepackten Revolver ungeschickt aus dem Futteral, der Waffenmeister ruft warnend „gib Acht" — aber schon hat sich der Schuß entladen und geht dem Unteroffizier durchs Gehirn — nach 5 Minuten war er tot. Kurz vorher hatte er noch mit einem Kameraden, der dicht daneben auf dem Bett lag, Spaß getrieben und ihn gekitzelt; vielleicht war davon seine Hand so zittrig, daß er die Waffe verkehrt anfaßte. Noch ein Unglück infolge der Kriegspielerei: ein bayrisches Ersatzbatallion, das in einem Nachbardorf gleichfalls in „Ruhe" liegt und mit dem wir öfters zusammen manövrieren, hat bei einer Handgranaten-Übung 3 Mann verloren. Einen noch größeren Verlust hat ein Eisenbahn-Batallion in der Nähe von Schirmeck bei einem Probe-Transport erlitten. Die vorderen Wagen des Zuges waren zu schwer belastet, kippten an einer Kurve über, und der Zug stürzte die Böschung hinunter; 9 Tote und etwa 50 Verwundete wurden aus den Trümmern gezogen. Wieviel Aufhebens wird in der Presse gemacht, wenn dergleichen

im Frieden passiert! Jetzt sind wir alle so abgestumpft, daß wir solche Vorfälle höchstens deshalb bedauern, weil die Leute nicht im Gefecht gefallen sind („nicht im Ernst" sagte neulich jemand). Unsern Mannschaften ist es auch sehr recht, daß der Aufenthalt hinter der Front nur 4 Wochen gedauert hat (statt 6, wie anfangs von oben verlautete). Unsre Burschen, Köche und Barbiere, die über die Stimmung der Truppe immer am besten Bescheid wissen, berichteten beim Abmarsch übereinstimmend, alles freue sich darauf, wieder in Feuerstellung zu kommen; die Leute sagen, sie hätten dort mehr Ruhe.

29. März — 30. April: wieder in Markirch. Als Brigade-Reserve noch immer in Ruhe; d. h. unsre Mannschaften leisten Arbeitshilfe bei andern Bataillonen. Ich habe ein neues Stadtquartier, am Schulberg neben der reformierten Kirche, einem allerliebsten kleinen Barockgebäude mit schlankgeschweiftem Helmturm und alter Friedhofsmauer. Das Haus gehört einem Bauunternehmer, der denselben französischen Namen trägt wie mein Bergfreund in der Schweiz, aber trotzdem einen gut deutschen Eindruck macht; wenigstens erzählt er mit Stolz, daß er 3 Söhne in unserm Heer stehen hat, von denen 2 schon Offiziere sind. Ich könnte mich ganz behaglich fühlen, wäre nicht das Bewußtsein der Zwangslage. Vom Fenster meiner Mansarde aus sehe ich über die Dächer und Gärten des Städtchens auf die einrahmenden Anhöhen, deren frisches Grün von blühenden Obstbaumreihen bis zu den dunkeln Waldkuppen hinan wie mit weißen Girlanden umwunden ist; schon Ende März waren viele Pflaumbäume aufgeblüht, in der ersten Aprilwoche Kirsch- und Birnbäume und alle holden Gartenblumen. In dieser Frühlingslieblichkeit wirkt der Krieg blos als häßliche Narretei, besonders hier unser Läpperkrieg, dem der gewaltige Ernst mangelt. Geschossen wird nur ganz spärlich noch; die große Kraftanstrengung um Verdun scheint den kleinen Scharmützelsport an den übrigen Teilen der Westfront beiderseits

lahmgelegt zu haben. Unser Regiment hat zwar 12 neue Maschinengewehre bekommen, erbeutete russische, aber eine unsrer schweren Batterieen (15 cm) ist Palmsonntag abgerückt; auch die Franzosen haben offenbar einen Teil ihrer Geschütze wegverlegt. Selbst auf dem Bernhardstein und Violu ist es ziemlich still geworden; blos ab und zu knallen etliche Minen oder eine Tracht Handgranaten. Nur die Flieger-Abwehrkanonen haben bei dem anfangs sehr schönen Wetter öfters ein Schock Löcher in die Luft gepufft; erst seit Mitte April bis Ostern gab's Regen und auf den Bergkuppen etwas Schnee. Hin und wieder schießt die französische Artillerie ein Dutzend Granaten nach Markirch herein, weil die unsre vor einiger Zeit St. Dié stark bombardiert hat. Bis jetzt ist wenig Sachschaden dadurch entstanden; ein Landsturmmann der Ortswache wurde getötet, eine Frau schwer verletzt, eine leicht. Aber die Einwohnerschaft befürchtet eine stärkere Kanonade, und zu ihrer Beruhigung sind an den Häusern, in denen sich festgebaute Keller befinden, Tafeln mit einem großen K ausgehängt, damit alle wissen, wohin man flüchten kann. Das würde natürlich ein schlimmeres Kuddelmuddel geben, als wenn jeder ruhig in seinem Hause bliebe; und unsre jüngeren Offiziere haben sich schon vorgenommen, dann eine Kellerreise zu machen und die zitternden Weiblein zu trösten. Mit solchen Späßen, die Tagelang an allen Zechtischen breitgetreten werden, vertreiben wir uns die Langeweile. Hin und wieder zwar erbaut man sich auch an einer guten Passionspredigt des evangelischen oder katholischen Feldpredigers; sie sind beide umtunliche Kameraden, die noch über ihre Pflicht hinaus für die geistige Anregung der Soldaten sorgen. Einmal gab es auch ein wirklich gutes Konzert, bei dem sich der tapfre Hauptmann B—r vom Ersatz-Bataillon 58 (er ist aktiv und hat dieser Tage für ein paar Patrouillen das E. K. I bekommen) als ebenso tapfrer Cello-Virtuose hervortat; hat ein Gesicht wie ein wildes Schwein und eine Seele wie ein wilder Schwan, und hielt vollkommen neben einem ersten Geiger des Weingartnerschen Orchesters Stand.

Manchmal frischen wir uns auch durch einen Spazierritt oder eine Fußwanderung in die weitere Umgegend auf, z. B. nach der Hohenkönigsburg, dem Odilienberg, Altweier, Rappoltsweiler. Eigentlich verstößt das gegen die Disziplin, wenn kein Urlaub dazu eingeholt ist, und bei unsern Mannschaften sollen wir streng darauf halten, daß sie in ihren dienstfreien Stunden nicht über den Unterkunftsort hinausgehen; aber gegenüber den „Herren Kameraden“ drücken die Vorgesetzten ein Auge zu, solange das Bummeln nicht gar zu arg wird. Trotzdem will keine rechte Freiheit und Heiterkeit an der alltäglichen Kneiptafel aufkommen; so anregend manchmal die Unterhaltung in einigen engeren Kreisen ist, so drückend wirkt die krampfhafte Lustigkeit der massenhaften Zusammenhockerei. Jeder fühlt das, und keiner kann's ändern. Unsre meisten Offiziere, grade hier in der Landwehr, sind dabei verständige Leute mit tüchtiger Berufsbildung; aber die wenigsten haben geistige Feinheit genug, um im Gespräch den springenden Punkt zu finden, wo sie mit ihrer besonderen Bildung die allgemeine Beachtung fesseln könnten. Dagegen fühlt sich fast jeder berufen, über andere Gebiete des geistigen Lebens (besonders ästhetische, religiöse, politische, moralische und sozialpsychologische) aus der Tiefe des Gemütes mitzureden; mangels der nötigen Vorbildung platzen da natürlich die krassen Vorurteile immer wieder aufeinander, denn bei dem täglichen Zwangsverkehr guckt jeder dem andern bald hinter die Lappen, und so bleibt blos noch der Ulk und der Klatsch übrig, um nach dem rasch erschöpften Tagesgespräch nicht Verstimmung und Langweile aufkommen zu lassen. Das ist es, was der gebildete Ausländer als die deutsche Plumpheit bezeichnet; und schon um uns diese Schwerfälligkeit endlich einmal abzugewöhnen, sollten wir unsern Frauen im öffentlichen Leben die gleichberechtigte Mitwirkung einräumen. Grade jetzt im Krieg, wo wir Männer notgedrungen auf weibliche Gesellschaft verzichten müssen, zeigen unsre „gebildeten Stände“ (eine schmale Oberschicht ausgenommen, die fast nirgends die Leitung in der Hand hat) den ganzen Tief-

stand ihres geselligen Wesens; sobald das bißchen Kulturtünche abspringt, kommt die schauerliche Stumpfsinnigkeit der ordinären Natur zum Vorschein, die sich geräuschvoll zu betäuben sucht. Was wird denn der bessere Markircher Bürger, wenn wir mal abrücken, hinter uns her reden? „Saufbrüder, Radaubrüder!" Und leider mit einem reichlichen Recht; denn von anderer Seite haben wir uns den Einwohnern hier kaum gezeigt. Ich versuchte anfangs anzuregen, man möchte doch Gesellschaftsabende, Tanzabende oder sonstige Fühlung mit den Honoratioren in Gang bringen, stieß aber auf allerlei bornierte Bedenken, besonders Spionage-Befürchtung. Dabei halten die Offiziere der hinteren Stäbe mit ihren Dienstgeheimnissen so wenig dicht, daß wir Anordnungen für die vordere Front gewöhnlich schon 8—14 Tage im voraus (durch gewisse galante Damen von Straßburg und Schlettstadt) unter der Hand zu hören kriegen. Es ist wohl die schwerste Strapaze, die der Krieg feinfühligen Menschen auferlegt, solchen Umgang dauernd ertragen zu müssen. Wenn ich mir diese teils knurrig verdrossenen, teils bissig lustigen Tischgenossen betrachte, die alle dieselbe Sprache sprechen und doch an einander vorbei reden, dann steigt mir immer wieder die gräßliche Frage auf: wir kämpfen doch hier für die deutsche Volksgemeinschaft, warum merkt man so garnichts davon?! — Neulich hat sich der Adjutant unsers Artillerie-Kommandos erschossen, ohne jeden ersichtlichen Grund, blos daß man eine gewisse Verstörtheit in seinem Benehmen beobachtet hatte. Die Ärzte führen diesen Selbstmord auf nervöse Überspanntheit zurück; richtiger wäre wohl Abgespanntheit. Ich fühle mich oft so bodenlos niedergedrückt, daß ich mir die noch bodenlosere Frage stelle: Um was kämpfen wir eigentlich? Geht's wirklich um den deutschen Geist, wie ich anfangs glaubte und gern noch glauben möchte, oder blos um den großen Futternapf, den man hochtrabend „Weltmarkt" nennt? Was frommt der Menschheit unsre stärkere Faust, wenn sie blos für den Magen zur Waffe greift? Schon diese Frage nach dem humanen Zweck des Krieges ist vielen unsrer

Industriepatrioten und sonstigen nationalen Kulturprokuristen eine lachhafte Sentimentalität. Aber mit welchem Recht entrüsten sich dann unsre öffentlichen Moralapostel über die englische Aushungerungspolitik? Unsre eigene Ausbeutungspolitik ist genau so unmoralisch; und jede Selbstüberschätzung rächt sich. Bei den Prahlereien unserer Gegner mußte ich oft an den Bibelspruch denken: „wen Gott verderben will, den verblendet er" — aber jetzt beschleicht mich zuweilen das bange Gefühl: sind nicht etwa wir selbst die Verblendeten? — Dann richtet mich einzig die Zuversicht auf, daß hinter unsrer stärkeren Faust auch das stärkere Herz und Hirn stecken muß, nur noch nicht zur vollen Reife gediehen; denn so sinnlos kann das Schicksal nicht walten, daß die Entscheidung zwischen den Kulturnationen von der Magenfrage abhängen sollte. Aber die Zuversicht stützt sich mehr auf den guten Willen unsers unteren Volkes und den reinen Eifer der kleinen Oberklasse, die wirklich um die menschliche Zukunft bemüht ist und erst Bildung schaffen will, als auf die selbstgefällige breite Mittelschicht, die sich schon für reichlich gebildet hält und bis in die „höchsten Gesellschaftskreise" hineinreicht. Besonders jetzt, wo der Druck des Nahrungsmangels allmählich auch an der Front fühlbar wird, kann man diesen Unterschied der sozialen Gesinnung leider sehr auffällig wahrnehmen. Für unsre Mannschaften sind neuerdings wieder die Fleisch- und Käse-Rationen herabgesetzt worden; trotzdem murren sie weniger als im Winter, wohl weil die milde Frühlingsluft allen unwillkürliche Hoffnungen macht, und geben von ihrer schmalen Kost sogar den ärmeren Einwohnern ab, mit denen sie näher bekannt geworden sind. Wie überhaupt die Hilfsbereitschaft, auch der seelische Mitteilungstrieb, in der besitzlosen Klasse hingebungswilliger als in den wohlhabenden Ständen ist; vielleicht weil der leiblich und geistig Arme weniger hinzugeben hat und sein bißchen Besitz drum nicht so wichtig nimmt, aber der zielbewußte Philister würde daraus mit bestem Gewissen grade die entgegengesetzte Folgerung ziehen. Hier im Offizierkorps jeden-

falls legt man sich noch immer keinerlei Einschränkung auf, geschweige Verzicht zu Gunsten der Unterklasse. Es ist zwar alles teurer geworden, und die Beschaffung schwieriger, worüber denn auch redlich geschimpft wird; aber der Kriegssold ist ja hoch genug, und kein „anständiger Mensch" ist ein Knicker, soweit er selber Genuß davon hat. Blos wenn mal einer zur Sprache bringt, daß es in unserm Heeresbetrieb doch recht viel überflüssige Offiziersposten gibt, und daß die Gehälter durchweg zu hoch sind im Verhältnis zu den Mannschaftslöhnen, dann geht die Anständigkeit in die Binsen; dann wird jeder als ein Liebknecht veräppelt, wer sich einfallen läßt, auch nur zu erwägen, wie man die Last der allgemeinen Kriegsnot etwas gleichmäßiger verteilen könnte. Bis zu den Tieren hinab erstreckt sich dies Mißverhältnis zwischen Verpflegung und Leistung; unsre Offizierspferde, die wenig zu tun haben, sind glatt und rund und übermütig, die schwer arbeitenden Kolonnenpferde sind meist zu Schindmähren abgemagert. Fast möchte man wünschen, daß die Not noch drückender und würgender werde, damit endlich der Gewissensstachel durch das dicke Fell unsrer Kapitalphilister und sonstigen Sklavenvögte dringe. Was will denn der einfache Mann vom Staat? nichts weiter als den Lohn seiner Arbeit und ein bißchen freie Zeit zum Vergnügen! Kann er von unsrer herrschenden Kaste etwa edlere Bestrebungen lernen? Was hilft unsre vielgerühmte Organisation, wenn sie nichts Höheres organisiert als Höchstpreise und Mindestlöhne! Wenn nicht ein neuer mitmenschlicher Geist unser gesamtes Volk durchdringt, auf allen Arbeits- und Bildungs-Gebieten, wird kein äußerer Sieg über andere Staaten den Zerfall unsrer innersten Kräfte verhüten. Es ist erstaunlich und bewundernswert, wieviel Vertrauen der gewöhnliche Mann seinen Vorgesetzten noch immer entgegenbringt, trotz aller kleinlichen Drückebergerei, die es von oben bis unten gibt, die aber oben bei der Herrenkaste, da sie doch vorbildlich wirken soll, eine unentschuldbare Gemeinheit ist. Die militärische Disziplin bleibt zwar ein unübertreffliches Mittel, um die Leute „heran-

zukriegen"; aber wenn der Zweck nichts ist als Gewalthaberei, wird selbst das beste Mittel schließlich verdächtig. Wir entrüsten uns über den englischen „cant", aber die deutsche Heuchelei ist in keinem Betracht erbaulicher; sie ist sogar gefährlicher für uns selbst, weil sie noch selbstbetrüglicher vorgeht, weil sie die Augen gern ideal verdreht oder gar transszendental verbohrt, während der Britte ein Praktikus bleibt. Die englische Pseudomoral ist meist jesuitisch, die deutsche immer pharisäisch; auf der Einbildung, daß wir „nicht sind wie andre", beruht unser Mangel an diplomatischem und überhaupt politischem Taktgefühl, das grade auf der Fähigkeit fußt, sich in andre hineinzuversetzen. Es kommen jetzt immerfort vom Armeekommando Geheimbefehle an die Stäbe, die Kompanieen zu freiwilligen Patrouillen, Abfangung feindlicher Vorposten und ähnlichen Streifzügen anzuspornen, angeblich um den Gegner „im Schach zu halten" und allmählich zu „demoralisieren", während der wirkliche Zweck doch der ist, gegen die Demoralisierung der eigenen Truppen ein wirksames Gardez zu ziehen. Ob beides durch solche Lappalien erreicht wird, die doch immerhin Blut und Pulver kosten? Unlängst ließ am Biertisch ein Kompanieführer die ehrliche Bemerkung fallen: „Ich habe etwa ein Dutzend Kerle, die zu jeder Schandtat bereit sind; ich selber natürlich werde mich hüten, für solchen Mumpitz mein Fell zu riskieren." Mit diesem naiven Cynismus freilich gestehen das nur wenige ein; aber sehr viele Führer denken so, die Stabsoffiziere zu allererst, und nur die Aussicht auf einen Extra-Orden treibt derlei Helden mal über den Graben hinaus. Ohne diese Hemmungen des fahrlässigen Durchschnitts (Clausewitz nannte sie „Friktionen" und suchte sie damals mehr bei der Unterschicht, während sie heute weitaus auffälliger in der höheren Mittelschicht vorkommen) hätten wir wahrscheinlich den Krieg schon gewonnen. Gewiß, es gibt auch andere Führer, echte Draufgänger oder wahrhafte Pflichttuer, die ihren Leuten als Vorbild dienen wollen; aber grade die haben meist keinen Dank davon. Am Violu z. B. ist neulich ein

Kompanieführer vom Batl. 84, der mit einem Feldwebel und einem Gefreiten auf Erkundung gegangen war, durch einen Gewehrschuß ins Herz gefallen, und der Feldwebel wurde schwer verwundet; am Tag vorher hatte die Kompanie 3 französische Vorposten gefangen (Alpenjäger). Ein paar Tage nachher holte eine Patrouille unsers Bataillons III, 80 am Bernhardstein 4 Alpenjäger; dabei fiel ein Offiziers-Aspirant. Natürlich passen seitdem die Franzosen etwas schärfer als vorher auf und haben (Sonnabend vor Ostern) mal wieder tüchtig mit Handgranaten und Minen geschmissen, als einige unsrer neuen Maschinengewehre auf dem Bernhardstein eingerichtet wurden; dabei ist der Führer der dortigen M. G.-Kompanie, Leutnant P., ein Prachtkerl aus unsrer engeren Tafelrunde, an Arm und Schenkel verwundet worden, außerdem 2 Mann tödlich getroffen. Ob es sich lohnt, für solche Putschereien einige tapfere Leute zu opfern? Denn grade bei diesen kleinen Scharmützeln kommen in der Regel die Mutigsten um; selbst wenn sie aus Streberei sich hervortun, steckt doch Tüchtigkeit dahinter. Und nachher renommieren die Untüchtigen mit den Leistungen ihres Truppenteils. Kein Wunder, daß solche Zustände auch auf das Verhalten der Mannschaft zurückwirken. Grade forsche Kerle glauben sich allerhand herausnehmen zu dürfen, gegen Vorgesetzte wie ihresgleichen, besonders wenn sie mal ein paar Glas über den Durst getrunken haben. Kurz vor Ostern verurteilte hier das Kriegsgericht einen bayrischen Trainsoldaten zu 10 Jahren Gefängnis, weil er einen Unteroffizier, der ihm wegen Betrunkenheit die Führung eines Pferdegespanns abnehmen ließ, mit dem Messer gestochen hatte. Der Mann war von Hause aus erblich belastet, und obgleich er im Zivilleben wegen jähzorniger Gewalttaten schon ein Dutzendmal vorbestraft war, hatte er sich beim Militär stets ausnehmend gut geführt. Der Verteidiger, unser „alter Bursch", der im Zivilberuf Rechtsanwalt ist, beantragte Freisprechung wegen Unzurechnungsfähigkeit, da der Mann augenscheinlich unter der Wahnvorstellung überreizten Ehrgefühls gehandelt habe;

aber der psychiatrische Sachverständige, Professor R. aus Heidelberg, konnte die „volle“ Unzurechnungsfähigkeit (im juristischen Sinne) nicht zubilligen, und da ein handgreifliches Vergehen gegen einen Vorgesetzten im Dienst vorlag, mußte auf 10 Jahre erkannt werden (für solchen Fall die Mindeststrafe nach den kriegsgerichtlichen Bestimmungen). Wenn man bedenkt, daß vor einiger Zeit ein Mann, der einen andern totgestochen hatte, nur mit 2½ Jahren bestraft wurde, weil der Erstochene kein Vorgesetzter, sondern auch ein gewöhnlicher Soldat war, dann muß jene Mindeststrafe jedem vorurteilsfreien Mitbürger (vom Mitmenschen garnicht zu reden) unvernünftig hart vorkommen, und eine Revision des militärischen Strafgesetzes ist zur Kräftigung des sozialen Friedens dringend wünschenswert nach dem Kriege. Ähnlich steht es mit den Strafen wegen Achtungsverletzung. Selbstverständlich ist straffe Mannszucht ohne straffe Maßregeln nicht erreichbar, und es gibt eingefleischte Rüpel, die besonders streng angefaßt werden müssen; aber daß eine ruppige Bemerkung, für die im Zivilleben das Schöffengericht eine kleine Geldstrafe oder ein paar Tage Haft verhängt, vom Militärgericht mit 9 oder 12 Monaten Gefängnis geahndet wird, wie das neulich ein paar Leuten aus unserm Batallion passiert ist, das geht zu weit. Und kraß sticht davon die Gepflogenheit ab, daß selbst die haarigsten Schimpfereien zwischen den Mannschaften von den Vorgesetzten ziemlich gnädig oder sogar mit einem gewissen Behagen beurteilt und höchstens mit ein paar Tagen Arrest bestraft werden. Ich habe selber einen Mann unsrer Kompanie (ich bin seit Ostern wieder stellvertretender Kompanieführer, weil Beck auf 14 Tage beurlaubt ist) vor der Bestrafung nur dadurch bewahrt, daß ich ihn (übrigens im Einverständnis mit unserm Batallionskommandör) zur Untersuchung seiner Geistesverfassung ins Lazarett abschieben ließ. Er war ein untadliger Soldat, aber von menschenscheuem Wesen und überempfindlichem Ehrgefühl, wurde deshalb von seinen Kameraden öfters gehänselt und gescholten, und eines Morgens beim Frühstück schlug er einem, der ihn „verrückter

Hund" geschimpft hatte, mit der Faust eine Beule auf den Schädel. Zur Entschuldigung des Schlägers kam in Betracht, daß er wegen krankhaft überreizter Nerven schon früher (er hatte bei einem andern Truppenteil ein paar Trommelfeuer mit durchgemacht) in ärztlicher Behandlung gewesen war; und um beiden Leuten die Strafe zu ersparen, auch um aus unsrer sonst gut kameradschaftlichen Kompanie diesen mißliebigen Mann zu entfernen, schickten wir ihn wieder ins Lazarett. Wäre zufällig der Geschlagene ein Unteroffizier gewesen, hätten wir die Sache dem Kriegsgericht melden müssen; und wer weiß, ob dem Schläger dann sein beleidigtes Ehrgefühl nicht als Verbrechen ausgelegt worden wäre. Solche und ähnliche Vorfälle machen es zur Genüge erklärlich, daß alle besseren Leute der Truppe (Offiziere wie Mannschaften) froh sind, wenn sie die sogenannte Ruhezeit hinter sich haben und wieder in Feuerstellung kommen. Die Kluft zwischen Vorgesetzten und Untergebnen ist dort im ganzen weniger fühlbar; die Gemeinsamkeit der Gefahren, der Anstrengungen und Entbehrungen bringt grade den tüchtigen Offizier seinen Leuten menschlich viel näher, als es im „Friedensbetrieb" je möglich ist, und die minder tüchtigen sind dadurch genötigt, sich aus ihrer bequemen Selbstsucht doch ein bißchen mit aufzurappeln, um nicht gar zu unliebsam abzustechen. Hinter der Front ist das eher umgekehrt; da geben die Mittelmäßigen, die ja überall die Mehrzahl bilden, allzu leicht den gesellschaftlichen Ton an, der die Mannszucht untergräbt. Der einfache Mann hat ein sehr genaues Gefühl für den Wert seiner Vorgesetzten, und er findet es ganz selbstverständlich, daß ein leistungsfähiger Führer allerhand Vorrechte genießt; aber wenn sich grade die unfähigsten am hochnäsigsten und üppigsten aufspielen und ihre Hohlköpfigkeit und Herzensleerheit hinter schneidig-sein-sollenden Grobheiten oder unflätigen Späßen verstecken, dann geht die „Achtung" natürlich zum Teufel. Wo soll sie denn herkommen, wenn sich der „Herr" blos dadurch vom Stallknecht unterscheidet, daß er besser gekleidet geht und sehr viel reichlicher ißt und

trinkt?! Darf man sich wundern, daß dann der Arbeitsmann sagt: So praßt ihr von den Staatssteuern, die wir fürs Allgemeinwohl aufbringen helfen, und wir sollen darben und uns schinden und Schweiß und Blut für euch verspritzen? Könnt's schlimmer werden, wenn der Engländer siegte? — Mir fiel das bei einer Zecherei in Sankt-Kreuz (Geburtstag des Brigade-Adjutanten) so schwer auf die Seele, daß ich die schalen Späße, mit denen sich diese „Edelsten der Nation" die Zeit vertrieben, nicht den ganzen Abend mit anhören konnte und vor Ekel ohne Abschied weglief. Als ich dann bei Nacht und Regen auf der dreckigen Chaussee, die manchmal vom Franzmann beschossen wird, einsam nach Markirch zurückstiebelte und über die deutsche Zukunft nachsann, fühlte ich mich so niedergeschlagen, daß ich es als Erlösung empfunden hätte, wenn mir plötzlich eine Granate in den Magen gekracht wäre. Ich weiß, es gibt in den anderen Völkern noch üblere Drohnen als bei uns, und verhältnismäßig eine größere Menge; ich verkenne auch keineswegs, daß selbst unsre brutalsten Schlaraffen oft sehr gerissene Streber sind und in ihrem beschränkten Fach recht Erkleckliches leisten, aber das genügt nicht für Deutschlands höchste Wohlfahrt. Es ist eitles Geschwätz, das uns nicht zum Ruhm gereicht, nicht einmal zur Entschuldigung, wenn wir uns immerfort über die Brutalität und Arroganz der andern Nationen beschweren, womöglich mit dem Hintergedanken, daß wir sie nun darin übertrumpfen müßten. Wenn wir uns im Wettkampf der Völker behaupten wollen und sie sogar überflügeln möchten, dann kommt es nicht darauf an, ob wir ebenso gut oder ebenso schlecht sind wie die andern, sondern es ist unsre einzige Aufgabe, in jeder Hinsicht b e s s e r zu werden! —

1.—12. Mai: Bernhardstein, linke Flügelstellung. Wir haben das III. Bataillon abgelöst, sollen immer 12 Tage in vorderster Stellung liegen, dann 4 Tage in Stützstellung (Reserve). Meine Kompanie liegt

zuerst auf dem linken Flügel, dann auf dem rechten, dann in der Mitte, usf. Wir sind gespannt, ob die Franzosen versuchen werden, uns den Handstreich des III. Bataillons, bei dem sie einige Gefangne verloren, irgendwie heimzuzahlen, oder ob wir Befehl erhalten werden, ihnen durch einen neuen Handstreich zuvorzukommen. Unser Bataillonskommandör hatte mir angeboten, als Verpflegungsoffizier unten in Markirch zu bleiben; selbstverständlich in wohlmeinendster Absicht, aber es hat mich doch verdrossen. Schon vorher hatte ein sonst sehr feinfühliger und auch feingeistiger Offizier der Brigade versucht, mir ohne mein Wissen einen Posten beim Generalstab unsrer Armee zu verschaffen; ich hätte ihm voraussagen können, daß es vergebliche Liebesmüh sei. Ich würde mich freuen, wenn es anders wäre; es ist ja in der Tat eine klägliche Dummheit, daß weder unsre Heeresleitung noch sonst eine staatliche Oberbehörde von selbst auf den Gedanken kommt, meine geistige Begabung in ähnlicher Weise für das große Ganze nutzbar zu machen, wie es von jeher die französische Regierung mit ihren Dichtern und Denkern verstanden hat, oder wie sogar die italiänische im vorigen Jahr mit D'Annunzio (dessen Wert man im übrigen einschätzen mag, wie kostbar oder wohlfeil man will). Ich bedaure das nicht um meinetwillen, ich lebe ja viel bequemer so; das ist aber keine Entschuldigung für den Stumpfsinn der Regierungspersonen. Es ist eine Schmach für das Deutsche Reich, daß es keine Behörde geschaffen hat, die sich für das geistige Leben der Nation verantwortlich fühlt; umso schmählicher, als von Hause aus der sogenannte preußische Geist dieses Verantwortungsgefühl ja hatte, noch unter Friedrich Wilhelm IV. Es ist unwürdig, daß ich als deutscher Dichter (und in derselben Lage sind noch Dutzende von ungewöhnlich begabten jüngeren Männern, auf denen unsre ganze geistige Zukunft beruht, nicht allein die künstlerische) dauernd das stinkfaule Luderleben des Grabendienstes führen muß oder gar als Kanonenfutter herhalten. Aber mich hintenherum durch Gönnerhände auf ein noch fauleres Pöstchen schieben zu

lassen, um dann höchstens eine Rolle zu spielen wie gewisse patriotische Poetaster, das würde mir doch noch unwürdiger vorkommen, und ich habe mich jetzt nachdrücklichst dagegen verwahrt. Unsre Feuerstellungen auf dem Bernhardstein sind nicht so behaglich wie die rechts vom Col (gleich am 2. Tag gab's bei unsrer Kompanie 4 Verwundete durch Granatsplitter) — aber man hat doch wenigstens das Gefühl, nicht blos zur Bummelei und Schlemmerei in diesem sogenannten Weltkrieg zu sein. Auf der ganzen Kuppe, die noch vor einem Jahr mit prachtvollen Fichten bewaldet war, steht jetzt kein unversehrter Baum mehr; die meisten sind nur zersplitterte Stümpfe, einige haben noch ein paar dürftige Wipfelzweige unter der abgeschossenen Spitze. Der Erdboden ist durch die Sappen, Minenstollen, Sprengtrichter, Granatenlöcher u. dergl. so aufgewühlt, daß er aussieht wie eine Brandung von Schutt, auf der die heruntergestürzten Baumkronen, die Drahtverhaue, Sandsäcke, Schanzpfosten, Felsblöcke und Betonquadern wie zusammengeschleuderte Wracktrümmer schwimmen. Trotzdem herrscht Ordnung in all dem Wirrwarr, weil jedes zerstörte Grabenstück sofort wieder durch Neubau ersetzt wird; und in dem Wurzelbuschwerk der Laubbäume an dem rings befestigten Saum der Kuppe nisten noch immer die Singvögel und zwitschern und pfeifen den ganzen Tag, ohne sich durch die Knallerei im geringsten stören zu lassen. Ich beobachtete ein Rotkehlchen, in dessen Nähe eine Granate einschlug, sodaß es mit Schutt bespritzt wurde; es schüttelte sich, dann hüpfte es flatternd auf den nächsten Haselzweig und sang sein Liedchen so fehlerlos, als ob nichts geschehen wäre. Wahrscheinlich treffen die Sprengstücke die kleinen Vögel nur ganz selten, sonst hätten sie wohl längst die Gegend verlassen; selbst der scheue Kuckuk treibt sich hier noch herum. Leider sind auch die Ratten und Mäuse gegen den Kriegsbetrieb wenig empfindlich. Es wimmelt jetzt noch mehr Ungeziefer herum als während der Wintermonate; die mit Kattun bespannte Decke unsers Offizier-Unterstandes ist über und über marmoriert durch das Naturmuster „Ratten-

piß", und besonders in den älteren Blockhütten hört man sie nachts vergnügte Kindtaufe feiern (nur die paar neuen aus Eisenbeton und Wellblech gebauten Unterstände sind einigermaßen sicher vor ihnen). Das Lästigste an der Stellung ist: man kann hier wegen der Nähe des Feindes (an der Mittelfront nur 3—10 Meter, an den Flügelecken 30—50 Meter) auf der ziemlich schmalen Kuppe nur wenig im Freien herumspazieren; und die behutsame Schleicherei in den engen Gräben (ganz vorn darf nur leise gesprochen werden) wirkt auf die Dauer ebenso niederdrückend wie die Zusammenhockerei in den kellerhaft dumpfen Unterständen. Bezeichnend für den Zustand der Mannschaftsunterstände grade in den vordersten Gräben sind manche der ihnen beigelegten Namen, z. B. Räuberhöhle, Tropfsteinhöhle, Eiskeller, Hundeloch, Blinddarm, Spatzenfalle, Zum langsamen Selbstmord (dieser letzte auf höheren Befehl jetzt verboten, aber der Volkswitz läßt sich nicht mundtot machen). Dagegen die Leute, die meistens hinten hocken (Stab, Pioniere, Artilleristen, Scheinwerfer, Bautrupp u. dergl.), die hausen in wahren Panzertürmen. Aber da man vorn scharf aufpassen muß und immerfort Neues zu beobachten hat, ist der Wachtdienst hier doch reizvoller und hält uns alle besser bei Laune als an weniger gefährdeten Punkten. Ich persönlich habe außerdem öfters noch einen anregenden Begleiter, den Kriegsmaler v. Vogtländer, älteren aber rüstigen Herrn, der tapfer mit mir herumspaziert und seine Studien gern an besonders „windigen" Ecken macht, z. B. bei den Handgranatenposten und Patrouillenschneisen. Die linke (südliche) und die rechte (nördliche) Flanke unsrer vordersten Postengräben, jede 4—500 Meter lang und von je einer Kompanie besetzt, stoßen ungefähr rechtwinklig auf die nach Westen gelegene Mittelfront, die gleichfalls von einer Kompanie besetzt wird, obgleich sie nur etwa 100 Meter breit ist; die vierte Kompanie des Bataillons liegt immer abwechselnd hinten in Stützstellung (östliche Seite der Kuppe) und leistet den andern Arbeitshilfe. Zwischen den Postengräben ziehen sich, ungefähr parallel zur Mittelfront,

noch ein paar sogenannte Hauptlinien hin, die als Schützengräben ausgebaut und nur im Gefechtsfall zu besetzen sind; außerdem kreuz und quer von vorn bis hinten ein labyrinthisches Netz von Verbindungsgräben, die früher vorgetriebene Sappen waren (nach und nach von der Hauptlinie aus) und jetzt zum Teil zerfallen sind, zum Teil als Laufgräben benutzt werden. Die ganze Anlage bildet also ein nach hinten (Nordosten) offenes Rechteck; sie ist von unserm Major U. entworfen, den wir wegen seiner rastlos betriebsamen Buddelei (obgleich der Antrieb wohl eigentlich von dem Brigade-Adjutanten ausgeht) unter uns den Maulwurf nennen. Es wird von den andern Batallionen, die seit letztem September hier gelegen haben, viel daran herumgemäkelt. Man kann mit gewissem Recht einwenden, daß der Arbeit die planvolle Grundlage mangelt; denn die alte Hauptlinie der Verteidigung ist durch das vorgeschobene Grabengewirr immer mehr verwischt worden, sodaß sie im Fall eines feindlichen Angriffs weder einen festen Halt noch ein klares Schußfeld bietet. Da der Gegner die etwas höhere Hälfte der Kuppe (auch den anschließenden Kahlen Hang und den noch höheren Violu) besetzt hält, könnte ein starker Vorstoß auf unsre Mittelfront die Postenkette leicht überrennen; und ob wir von den jetzigen Hauptlinien aus, die keine übersichtliche Einheit bilden, sondern in mehrfachen Staffeln hintereinander liegen, einen geordneten Widerstand leisten könnten, ist zum mindesten zweifelhaft. Andrerseits muß anerkannt werden, daß wir den Gegner, der vor einem Jahr noch die ganze Kuppe besetzt hielt, bei unsrer geringen Truppenmenge nur durch die allmähliche Sappen-Vortreiberei auf die halbe Höhe zurückdrängen konnten; und wenn er jetzt einen Durchbruch versuchte, würde er in unserm Grabengewirr seine Kräfte wahrscheinlich so verzetteln, daß wir die unsern doch vielleicht an der mittelsten Hauptstaffel sammeln und ihn wieder zurücktreiben könnten. Obendrein liegt von uns aus die Sache ebenso; auch wir könnten die vordersten Gräben des Gegners ohne viel Schwierigkeit überrumpeln, würden uns aber unter dem doppelten Flankenfeuer seiner schweren

Artillerie ebenso wenig dauernd dort halten können, wie er auf der diesseitigen Kuppenhälfte. So werden sich wohl beide Parteien bis zum Ende des Krieges damit begnügen, einander durch allerlei „Demonstrationen", Salven von vorne und Kanonaden von hinten, Patrouillen und Handgranatentrupps, Schleuderminen und Sprengstollen, mit gleichem Erfolg zu „beunruhigen"; d. h. man wird Metall und Pulver, Arbeit und Menschenleben verschwenden, blos um sich zu „beschäftigen". An der Ecke z. B., wo unsre linke Flanke auf die Mittelstellung stößt, und ebenso an der rechten Ecke, beginnen unsre Pioniere jetzt ein Paar Stollen auszuschachten, die 20 Meter tief durch den Felsboden gehen und je 70—80 Meter lang werden sollen, um später einmal — falls sie fertig werden — den französischen Bernhardstein in die Luft zu sprengen. Natürlich machen wir unsre Witze über den geistreichen Herrn vom Brigadestab, der sich diesen hochfliegenden Plan auf dem Papier ausgetüftelt hat. Vielleicht wird er auch noch eine Talbahn anlegen, um à la Bernhard Kellermann den Schuttberg des Tunnels abkarren zu lassen. All das in größter Heimlichkeit, obgleich jeder weiß, daß die Franzosen ebenso gute Horchvorrichtungen haben wie wir und blos ein paar kleine Gegenstollen zu bohren brauchen, um den ganzen Großbetrieb zu vereiteln. Inzwischen denkt keiner der Herren daran, sichere Unterstände und Postenstände für die Wachtmannschaften bauen zu lassen und eine starke Hauptstellung zu schaffen; dagegen werden schockweis Schlupflöcher und andre Kasematten gebaut, wo sich die Leute im Fall eines Trommelfeuers Hals über Kopf verkriechen sollen, sodaß sie beim Angriff, der dann einsetzt, kein Mensch mehr zusammenklauben kann, höchstens der Gegner, der sie gefangen nimmt. Und so steht's fast mit jeder Arbeit, die von oben herab befohlen wird; statt den Rat von Frontoffizieren einzuholen, die täglich ein dutzendmal das Gelände prüfen, ordnet irgend ein strebsamer Stabsoffizier, der höchstens alle 14 Tage einmal seine Nase durch ein paar Schießscharten steckt, allerhand großspurige Unternehmungen an, die ein-

ander bald in die Quere kommen und die Truppen bis zum Mißmut ermüden. Zum Glück geht's beim Gegner wohl noch vertrackter zu; sonst wäre wirklich nicht zu begreifen, wieso wir im Ganzen noch immer die Oberhand haben. Auch fehlt es unserm militärischen Kanzleibetrieb keineswegs an Selbstkritik; es wird nicht konsequent weitergewurschtelt, sondern alle Naselang kommt ein Befehl von oben, der einen früheren über den Haufen wirft oder wenigstens umkrempelt. Allerdings schafft man damit nur Mißgriffe ab, die man mit ein bißchen soldatischer Erfahrung oder technischer Überlegung vonvornherein hätte vermeiden können. So z. B. sind die kleinen Patrouillengefechte, zu denen man uns vor einiger Zeit durch Geheimbefehl animiert hatte, dieser Tage wieder abbestellt worden, weil sich ergeben habe, daß sie im Ganzen mehr Verluste als Gewinn einbringen; das haben wir an der Front im voraus gewußt! Auch scheint man unsern Artilleriesport allmählich etwas einschränken zu wollen und sorgt jetzt für planvolles „Wirkungsschießen", wie wir es längst gewünscht haben. Ob aber viel Wirkung herauskommen wird, wenn man sich unbestimmte Ziele setzt? An einem der letzten Nachmittage z. B. wurden etwa 500 Handgranaten, 50 Wurfminen und 100 Artilleriegeschosse verpulvert, um ein französisches Maschinengewehr zu zertöppern, das uns ziemlich frech belästigt und dessen Stellung wir nicht genau kennen (es ist sehr geschickt etwas oberhalb unsrer rechten Front-Ecke eingebaut und bestreicht von dort aus die Colstraße). Eine Viertelstunde nach diesem „Wirkungsschießen" knatterte der Maschinen-Franzmann schon wieder lustig in die Gegend hinein. Die einzige unanfechtbare Wirkung war die, daß unsre eigenen Gräben nachher mit Granatsplittern besät waren; vorsichtshalber hatten wir unsre Wachtposten dort schon vor Beginn des Schießens zurückgezogen, wie wir das in der Regel tun, wenn unsre Artillerie einmal die nächsten feindlichen Gräben aufs Korn nimmt, obgleich sie „tadellos eingeschossen" ist und jedesmal „Volltreffer drüben" meldet. Durch die feindliche Artillerie sind grade

unsre vordersten Posten am allerwenigsten gefährdet; die zieht es vor, mehr in unsre hinteren Gräben zu schießen, um ihre eignen Leute nicht mitzutreffen, und überläßt es den Handgranatentrupps, uns vorn fortwährend im Schach zu halten. So kommt es, daß unsre ruhenden Mannschaften fast gefährdeter als die wachenden sind; die 4 Verwundungen z. B., die unsre Kompanie am 2. Mai erlitt, waren durch eine 12 cm-Granate verursacht, die vor unserm hintersten Mannschaftsunterstand einschlug, dicht bei unserm Offiziersunterstand. Es scheint, daß sich die Franzosen wieder ein paar schwere Geschütze hergeholt haben, und auch auf unsrer Seite (im Rauental) ist eine neue 15 cm-Batterie eingetroffen (aber alte Konstruktion). Bei dem anhaltend schönen Wetter (nur an drei Tagen kurze Gewitterschauer) war die Knallerei ziemlich lebhaft, wenn auch meist nur mit Handgranaten. Im Ganzen wurden während der 12 Tage 11 Mann bei unserm Bataillon verwundet, 4 davon schwer, einer lebensgefährlich. Merkwürdig ist, daß grade an dieser gefährdeten Stelle, trotz der Nähe des feindlichen Grabens, sehr selten jemand überläuft; von unsern Truppen im ganzen letzten Jahr hier nur 1 Mann (und der hat es aus Sehnsucht nach seiner französischen Gattin und ihrem Hotel in Nizza getan). Ein Beweis, daß der Kampf die Mannszucht festigt; wo nichts los ist, kommen mißmutige Leute leicht auf allerhand üble Gedanken. So sind vor kurzem nördlich von uns, aus einem elsässischen Regiment, das man törichterweise an der Westgrenze eingesetzt hat, etwa 40 Mann nach drüben gepilgert. Und vor einem Jahr erzählte mir, als ich im Feldlazarett Anizy lag, ein dortiger Stabsarzt eine Geschichte, die als klassisches Beispiel für die Psychologie des Überlaufens gelten kann. Sein Regiment hatte bei Arras schwer gekämpft und wurde nach Soissons verlegt, wo damals völlige Ruhe herrschte; acht Tage später lief eine Gruppe Elsässer, die sich bei Arras ganz besonders brav für die deutsche Sache geschlagen hatten, mit ihrem Unteroffizier, der dafür das E. K. bekommen hatte, ganz gemütlich zum Franzmann über, und lotsten noch ein

paar Südbadenser mit, die in demselben Unterstand lagen. Das kann erst anders werden, wenn Deutschland gelernt hat, aus dem Klassenstaat ein Volksstaat zu werden, auf den alle seine Bürger gleich stolz sein können.

13.—16. Mai: Bernhardstein, Stützstellung. Unsre Leute haben angeblich Ruhe, d. h. wir müssen dem Bataillon täglich 70—80 Mann Arbeitshilfe stellen. Das Wetter ist plötzlich umgeschlagen; Gewitter, Regen, Nebel. Trotzdem allerlei Schmeißerei mit Handgranaten, Minen, Granaten, Schrapnells; bei der 6. Kompanie 1 Mann schwer verwundet, 2 leicht, außerdem 1 Pionier. Auch nach dem Markircher Bahnhof hat der Franzmann wieder ein Dutzend große Granaten geschickt, grade als ich mit Beck dort einen Sonntagsspaziergang machte (immer wenn wir in Stützstellung liegen, dürfen 2 Offiziere der Kompanie in die Stadt hinunter). Es wurde aber niemand verletzt, auch wenig Sachschaden angerichtet; blos ein Schuppen und ein Hausdach zertrümmert und viele Fensterscheiben vom Luftdruck zersplittert. Am andern Tag war ich im Lazarett, um unsre Verwundeten zu besuchen; als ich heraustrat aus dem Karbolgeruch in den reinen Duft der Frühlingsgärten, mußte ich unwillkürlich den Kopf schütteln über die Scheußlichkeit des menschlichen Kampfes ums Dasein. Ich sagte mir freilich gleich darauf: hüte dich vor Menschenverachtung, sie fällt immer auf dich selbst zurück. Es kann ja nie etwas Gutes dabei herauskommen, daß man andre mit bösen Blicken betrachtet; schließlich bleibt jeder doch, wie er ist, und alle sind aufeinander angewiesen. Dieser Tage aß ich die ersten Erdbeeren des Jahres; vielleicht ist der Gärtner ein widerlicher Kerl, aber schulde ich ihm drum weniger Dank für den Genuß, den er mir verschafft hat?! Nur kommt man auf diese Weise leicht in Versuchung, alles grundsätzlich rosig zu färben; und damit hilft man überall nur das Graue und Grausige weiterfristen, statt es aus den Seelen zu scheuchen. Es wird ja in der ganzen Natur um Nahrung und Wachstum und Vorrang gekämpft,

selbst die Apfelblüten am selben Zweig suchen einander zu unterdrücken; aber nicht einmal Wölfe und Skorpionen verwenden soviel Wut und Tücke gegen die eigene Art wie der Mensch. Ob das je anders werden kann? Vielleicht, wenn alle Besten dasselbe wollten. Aber grade die Besten sind von Natur am allerverschiedensten veranlagt, in Gemüt wie Geist wie Willen wie Tatkraft, in ihren Zielen wie Mitteln und Wegen (Nietzsche und Marx kommen nie unter einen Hut, so wenig wie Luther und Loyola). Und wieviel Selbstüberwindung kostet es sogar dem feinfühligsten Menschenfreund, seinen vermeintlich „gerechten" Zorn zu bezähmen; selbst Jesus brachte das nicht fertig, als er die Wechsler aus dem Tempel trieb, die doch mit verbrieftem Recht dort saßen. Er hielt zwar später die linke Backe hin, als man ihm die rechte geschlagen hatte, aber seine Gottergebenheit blieb doch so menschlich, daß er am Kreuz nicht den Ruf unterdrücken konnte: „warum hast du mich verlassen, mein Gott?!" Und wäre diese Art Selbstbeherrschung in der Tat allgemein erstrebenswert? Die stete Selbstbeobachtung, die sie dem Triebleben auferlegt, würde jedes naive Gefühl unterbinden, jeden starken Impuls und Affekt. Mag sie noch so weise und gütig sein, oft genug ist sie auch ein Zeichen von Schwäche, und dann triumphiert die Bosheit und Frechheit des Gegners. Schließlich läuft die Weisheit der Friedensapostel doch blos auf die platte Moral hinaus, daß ein gemütliches Leben der Güter höchstes sei; aber wo bleibt die Gemütlichkeit, wenn sie dem mutigen Nachbar nicht länger gefällt? — Dennoch wehrt sich etwas in uns, den tierischen Kampf zwischen Mensch und Mensch als Naturnotwendigkeit anzuerkennen oder gar als göttliches Schicksal. Das Gerede von der Schicksalsmacht ist immer verdächtig; aufs Schicksal läßt sich alles schieben. Wenn der Starke tut, was in seiner Macht steht, um das Gute zu fördern und dem Übel zu wehren, und er kann trotzdem die Welt nicht verbessern, dann mag er in Gottergebenheit die Übermacht des Schicksals ehren; denn wir wissen nicht, welch künftiges Heil aus dem gegenwärtigen

Unheil wächst, und ohne den Kampf gegen Tod und Teufel gäb's überhaupt kein göttliches Leben. Aber für den Bösewicht oder den Schwächling ist das Schicksal und der Wille Gottes blos eine sehr bequeme Ausrede, um sich von der Verantwortung für sein Tun oder Lassen zu drücken. Mag der Krieg stets naturnotwendig sein, grade deshalb muß man ihn stets bekämpfen! Ich habe das von jeher getan; mein ganzes Dichten, nicht blos das soziale, auch das erotische und religiöse, war ein fortwährender Protest gegen jegliche Gewaltherrschaft zwischen Menschen. Als dann trotzdem der Weltkrieg ausbrach, fügte ich mich dem Willen Gottes; aber ich tat es in dem Glauben, daß er die Menschheit so zur Selbstbesinnung auf ihre gütigste Pflicht zwingen will. Es lebt doch in der Menschheit der Trieb, sich das rohe Faustrecht abzugewöhnen, das hinter jeder Waffenmacht steckt, auch im Fall der sogenannten Notwehr; und in der Entwicklungsgeschichte der Gesittung wird es einst als das weitaus bedeutsamste Ereignis dieses Krieges gelten, daß die Frage der Menschlichkeit zum ersten Mal auf der diplomatischen Völkerbühne eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, bei dem Protest des amerikanischen Präsidenten gegen gewisse Gewalttaten unsrer U-Boote. Gleichviel ob Herr Wilson ein ehrlicher Makler ist oder ein gerissener Jobber nach englischem Muster*), es bleibt ein Triumph der Humanität, daß diese Frage während des Krieges überhaupt offiziell verlautbart wurde und bei der deutschen Regierung Gehör fand. Die Ironie des Weltgeistes hat auch gleich noch einen Trumpf draufgesetzt: die Bittschrift der russischen Frohnvölker an den philanthropischen Yankee gegen den moskowitischen Despotismus. Was mag Herr Wilson für ein Gesicht geschnitten haben, als sein menschenfreundlicher Rippenstoß so prompt auf ihn zurückprallte! —

---

*) Auf jeden Fall ist er der größte Diplomat, den der Weltkrieg gezeitigt hat. Schließlich ist es ihm ja sogar gelungen, oder doch seinen Munitions-Hintermännern, England das Weltsteuerruder zu entwinden.

17.—28. Mai: Bernhardstein, rechte Flügelstellung. Wieder schön Wetter, hell und warm; nur die letzten 4 Tage gewittrig und neblig. Bei dem klaren Vollmondschein zogen unsre Flugzeuggeschwader mehrmals auch nachts über die Grenze. Allmählich haben unsre Flieger vollkommen die Oberhand über die feindlichen gewonnen; nur selten noch wagt sich ein französischer weit über unsre Linien vor. Einer von ihnen hat vor kurzem bei Fortelbach einen Kranz abgeworfen, mit der Inschrift „à mon père"; der Vater, ein französischer Oberst, ist am Anfang des Krieges dort gefallen, liegt unter einer alten Eiche auf der „Kleinen Höhe" bestattet, und der Kranz wurde von unsern Landstürmern mit gebührender Ehrfurcht auf das Grab gelegt. Auch unsre Artillerie macht allerlei Anstrengungen, die französische zu überbieten; aber trotz aller Fliegerbeobachtung und aller Zielberechnung nach Licht- und Schall-Methoden richtet sie in dem schwer übersehbaren Gelände noch immer ziemlich wenig aus. Was die Brigade neuerdings mit viel Wichtigkeit als „Wirkungsschießen" (ja, wenn's Worte täten) aufs Programm gesetzt hat, ist nichts weiter als die früheren „Demonstrationen". Zwei bis dreimal wöchentlich werden etwa 100 Geschosse (kosten 3—4000 Mark) rasch hintereinander irgendwohin verkleckert, wo man einen lohnenden Volltreffer durch Zufall erhofft (feindliches Geschütz oder Maschinengewehr oder Blockhaus oder dergl.); da würde ein langsames Übungsschießen mit dem dritten Teil Munitionsaufwand mindestens dasselbe bewirken. Die einzige sichere Wirkung ist die, daß die Franzosen an den nächsten Tagen ebenso reichlich herüberkleckern. Auch Markirch haben sie wieder beschossen, in der Nacht vom 20. zum 21. zwischen 11 und 12 mit 30 schweren Granaten. Man meinte bisher, daß nur die Unterstadt (nach dem Bahnhof hin) in ihrem Schußbereich liege; jetzt haben sie aber auch die Oberstadt (nach der Colstraße zu) unter Feuer genommen. Aus der Einwohnerschaft drei Männer und zwei Frauen getötet, ein junges Mädchen schwer verwundet (beide Augen durch Glassplitter zer-

stört), ferner ein Zahlmeister schwer und ein Landsturmmann leicht; außerdem mehrere Häuser beschädigt, u. a. das Dach der Badeanstalt, eine Wand des Theater-Lazaretts und das obere Stockwerk des Hauses Eckericher Str. 18, wo ich früher wohnte. Nun folgt natürlich von unsrer Seite das übliche „Vergeltungsschießen" nach Laveline oder St. Dié; dann wieder von französischer Seite, u. s. f. bis ins Aschgraue. Dazu fast täglich Handgranaten-Krawall, und ab und zu noch Minenschmeißerei. Von dieser scheint man sich besonders viel zu versprechen, weil zuweilen von Gefangenen oder Überläufern gemeldet wird, daß eine schwere Mine einen bombensicheren Unterstand ganz und gar zertrümmert habe. Es ist jetzt eine besondere Minenwerfer-Kompanie eingerichtet, und nächstens kommen noch einige Wurfgeschütze, sodaß wir dann am Bernhardstein 2 schwere, 4 mittlere und 6 leichte haben werden. Das Geschoß kostet etwa soviel Mark, wie es Pfund wiegt; eine schwere Mine von 2 Zentnern ungefähr 200 Mark. Bei einem halbstündigen „Wirkungsschießen" werden etwa 50 Minen verschiedener Größe verschleudert; kosten wohl mindestens 4—5000 Mark. Und nun bedenke man, daß diese Verschwendung an der ganzen Front getrieben wird, d. h. allenthalben, wo de facto nichts los ist, denn an den wenigen tatsächlichen „Großkampfpunkten" wird natürlich noch hundertmal mehr verpulvert. Angenommen, daß wirklich jedesmal ein Unterstand drüben zerstört würde, was aber bei weitem nicht der Fall ist, selbst dann beliefe sich der Verlust des Gegners höchstens auf die Hälfte unsers Kostenaufwands. Aber diese Rechnung ist überhaupt hinfällig, denn auf die Dauer fügt uns ja der Gegner ungefähr die gleichen Verluste zu, an Schanzwerk wie an Menschenleben, wenn er ebensoviel Munition aufwendet. Böse Zungen behaupten, der ganze Rummel werde lediglich zu dem Zweck verübt, damit man irgend einem Stabsoffizier, der mal eine Gastrolle an der Front gibt, das E. K. I auf die Heldenbrust pflastern könne. Im Ernst: der Hauptzweck soll angeblich der sein, den Gegner so zu „be-

unruhigen", daß er seine Geschütze hierbehalten muß und sie nicht auf einen wichtigen Kampfplatz, z. B. jetzt nach Verdun, abschieben kann. Aber auch das ist doch eitel Selbstbetrug; auch unsre Geschütze werden ja auf diese Weise hier festgehalten. Erst vor kurzem ist eine unsrer 15 cm-Batterieen, die weggeschickt war, zurückgeholt worden, und nächstens soll noch ein großer Mörser (21 cm) herkommen, weil die Franzosen gleichfalls in letzter Zeit einige schwere Geschütze hergeschafft haben. Schließlich bleibt blos der Reklame-Effekt, wie bei jedem Großbetriebschwindel: wir beweisen dem Gegner, daß wir's aushalten können, noch etwas mehr Munition als er zu verpulvern. Aber können wir's in der Tat aushalten? „Mahle, Mühle, mahle!" — Noch schwindelhafter als der Geschützdonner ist der Handgranaten-Radau. Er ist zwar nicht ganz so kostspielig, die Handgranate kostet etwa 3 Mark; aber da im Durchschnitt täglich 2—300 verschleudert werden, manchmal 500 in einer Stunde, so macht das immerhin wöchentlich etliche tausend Mark, und es kommt nichts dabei heraus als hin und wieder eine Zufallsverwundung. Ein wirklich wirksames Kampfmittel ist diese Schmeißerei nur beim Sturmangriff oder bei Abwehr eines Sturms; das Hin- und Her-Geklecker von Graben zu Graben ist lediglich Renommierkrakeel und sollte von oben herab verboten werden, statt daß man immerfort dazu aufputscht. Die Werfenden stehn vollkommen geschützt, und die Vorposten verkriechen sich, sobald die ersten Würfe krachen; ganz selten wird jemand dabei getroffen, und der Sachschaden ist noch geringer. Ein gut gezielter Gewehrschuß ist wirksamer als ein ganzes Schock Handgranaten. An unsrer obersten Ecke z. B. befindet sich ein Postenstand, der tiefer liegt als der nächste feindliche Posten und nur etwa 10 Meter von diesem entfernt, sodaß wir von drüben reichlich beschmissen wurden, ohne sofort widerschmeißen zu können, weil es natürlich unmöglich war, während des Sprengbrockenhagels in den Graben zu treten und mit sicherer Hand nach oben zu werfen; unsre Posten duckten sich immer, wenn der Gegner anfing zu werfen, und

sobald wir unsrerseits anfingen, machten's die drüben ebenso. Dabei ist dieser Postenstand mit Zementquadern und Eisenschienen gedeckt, die keine Handgranate zerschlagen kann, und wenn man schräg durch die Schießscharte blickt, ist es so gut wie ausgeschlossen, daß man von einem Splitter getroffen wird; aber noch niemand war auf den Gedanken gekommen, mit dem Gewehr schräg durch die Scharte zu schießen, sobald die Schmeißerei drüben losging, weil eben jeder ans Ducken gewöhnt ist durch diesen erbärmlichen Schanzgrabenkrieg. Ich machte nun unsern Leuten klar, sie sollten sich nicht verblüffen lassen, und bei der nächsten Gelegenheit schossen wir sofort drauflos, als drüben der Handgranatenschmeißer seinen Arm über den Grabenrand hob; nachdem unsre Posten das ein paarmal getan hatten, hörte die Schmeißerei an der Ecke auf. In den ganzen 12 Tagen ist durch Handgranatensplitter nur 1 Mann schwer verwundet worden, trotzdem daß beiderseits mehrere tausend Stück zwischen den vordersten Gräben verknautzt wurden. Und nur ein ganz sonderbarer Zufall führte diese Verwundung herbei: die Handgranate war nicht beim Aufschlag krepiert, hüpfte die Böschung herunter in einen abschüssigen Graben, rollte in diesem noch eine Strecke abwärts, explodierte dann erst an einem Stein, dicht vor einem unsrer Pioniere, der zum ersten Mal hier in Stellung war und seinen Spaß an dem scheinbaren Blindgänger hatte, bis ihm die Brocken zwischen die Rippen sprangen. Die meisten Verwundungen entstehen durch Artilleriegranaten- und Minensplitter, die oft unberechenbar weit fliegen, bis in die tiefsten Schlupflöcher. Bei unsrer Kompanie wurde ein Unteroffizier getötet, der in einem 5 Meter tiefen, bombensicher gedeckten Schacht stand (Eingang zur Adjutantenklause). Außerdem während der 12 Tage 2 unsrer Leute leicht verwundet; im Bataillon noch 3 Mann verwundet und 1 Pionier getötet. Merkwürdig ist, wie ruhig unsre Soldaten solche Unglücksfälle hinnehmen; sie äußern keinerlei Zorn gegen den Feind, geschweige Haß oder Wut oder Rachsucht. Sie sagen wohl mal „die Schweine drüben", aber mit dem Hintergedanken:

auch wir sind Schweine. Die meisten lassen den Krieg über sich ergehen wie irgendein Naturereignis, an dem kein Mensch etwas ändern kann, wenigstens nicht der einzelne Mensch. Auch hinter dem sogenannten Pflichtgefühl steckt eine Art Ehrfurcht vor dem Schicksal, Gottesfurcht: es ist von Oben herab befohlen, verhängt. Also schießt man und läßt auf sich selber schießen; außerdem macht der Trubel Spaß, wenn man mit heiler Haut davonkommt. Aber jeder wünscht den Frieden herbei und würde lieber heute als morgen nach Hause gehn, auch wenn er dort mehr Sorgen hat und nicht viel weniger Unfrieden. Der einfache Mann auf der Gegenseite denkt und fühlt ganz ebenso; sobald die Schießerei vorbei ist, wird aus dem Feind der Kriegskamerad, mit dem sich gemütlich reden läßt. Wir haben zwar (auf Befehl des Oberkommandos) unsern Leuten den Zettelverkehr mit den feindlichen Vorposten streng verboten, aber das Maul kann man schließlich keinem verbinden. Auch ist es manchmal ganz wissenswert, was sich unsre Landwehrbrüder während der langweiligen Nachtwache von den jenseitigen Brüdern zuflüstern lassen. Wir sind immer genau unterrichtet, was für Truppenteile uns gegenüber liegen. Bei dem jetzigen Vis-à-vis-Batallion sind ein paar Franzmänner, die deutsch können; von denen haben wir z. B. erfahren, daß drüben ein besonderer Handgranatentrupp herumzieht und nur zu gewissen Stunden kommt. Neulich sagte einer von ihnen: „Was laßt ihr eure Minenwerfer immer auf uns hier vorne schießen; schießt doch mal hundert Meter weiter nach hinten, daß unsre Offiziere auch mal was abkriegen!" Das war uns Frontschweinen ein sehr begreiflicher Wunsch, auch uns deutschen Offizieren. Ob auch dem hohen Generalstab, der Tausende Meter weiter hinten liegt? — Dieser Tage ging Seine Excellenz der heilige Blasius nebst Gefolge durch unsre Gräben und begnadete ab und zu einen Posten mit einer billigen Cigarette, einem Porträt auf Ansichtspostkarte oder einem patriotischen Traktätchen; was sich wohl unsre Sozi dabei gedacht haben mögen, während sie pflichtschuldigst stramm-

standen! Nachher hat sich der ganze Stab auf der Pflanzschule in Sekt besoffen, daß keiner mehr grade stehen konnte; was wohl darüber am nächsten Morgen (denn natürlich spricht sich das sehr bald herum) auch die Nichtsozi gedacht haben mögen! Wenn die jungen Leutnants mal über die Schnur hauen und sind im übrigen forsche Bengels, dann lachen die Mannschaften: Jugend muß austoben. Aber wenn sich Herren von 40—60 Jahren über die Disziplin, für die sie angeblich sorgen, so ungeniert hinwegsetzen, noch dazu auf einer Dienstreise, dann geht das dem gewöhnlichen Mann, der für dieselbe Ungeniertheit strenge Strafen zu gewärtigen hat, trotz allem Humor doch über den Spaß. In unserm Volk steckt soviel ursprüngliche Ehrfurcht vor der Würde des Vorgesetzten, daß es ein wahrer Frevel ist, dieses Gefühl zu untergraben. Ein rührendes Beispiel von Ehrerbietung bei aller lächerlichen Ungeschicktheit: vor kurzem reichte die Frau eines Landwehrmannes ein schriftliches Urlaubsgesuch an unsern Kompanieführer ein und titulierte ihn darin „Eure Königliche Hoheit". Das war nicht etwa ironisch gemeint, und noch viel weniger servil, denn die Frau nahm sonst durchaus kein Blatt vor den Mund, und auch ihr Mann ist ein aufrechter Kerl. Diese Ehrerbietung hängt nicht im geringsten von der politischen Gesinnung ab; in unsrer Kompanie z. B. sind grade die wirklich strammen Sozi (d. h. die richtig organisierten, nicht die paar anarchistisch angehauchten Putscher) auch die strammsten und folgsamsten Soldaten. Und wie gesund der einfache Mann über die utopischen Schwadronöre denkt, dafür habe ich neulich ein schlagendes Beispiel erlebt. Da arbeiteten zehn von unsern Leuten an einem neuen Unterstand, und während sie unten in der Grube schürften, ging ich oben hinter dem aufgeworfenen Schutt vorbei, ohne daß sie mich sehen konnten. So hörte ich stehenbleibend mit an, wie der eine unsrer heimlichen Hetzer (wir haben nur zwei) seine Kameraden mal wieder mit einer Rede beglückte: es sei ein Skandal, wie man sich hier schinden müsse, wie man schufte für nix und wieder nix, blos für die hochwohlgeborne

Herre, die nix tun als befehle und 's Maul aufreiße, und dene ihre Geldsäck dabei immer dicker werre — na, u. s. w. Bis ein biedrer Landwehrmann trocken dazwischen warf: „Jo, du reddst, un wir schippe!" Worauf ich als Vorgesetzter nichts weiter tat, als daß ich den Kopf über den Schutthaufen steckte und in das Gelächter der Andern mit einstimmte. Übrigens dürfen wir seit einiger Zeit wöchentlich 18 Mann beurlauben, obgleich unsre ziemlich dünne Kompanie (nach Abzug aller Abkommandierten nur etwa 110 Mann in Feuerstellung) jetzt den angeblich gefährdetsten Punkt der ganzen Brigade besetzt hält. Während der 8 Wochen, als wir „hinten" lagen und bequem hätten Leute wegschicken können, war grundsätzlich jeder Urlaub verboten, und wir haben ihn da mit Mühe und Not für wöchentlich 2—3 Mann ausgewirkt. Heiliger Bürokratius, du bist unergründlich! —

29. Mai — 1. Juni: Bernhardstein, Stützstellung. Neblig, feucht, kühl; nur der letzte Tag sonnig. Trotzdem reichlich viel Knautzerei. Bei der 5. Komp. (linke Flügelstellung) 2 Mann durch Minenbrocken schwer verwundet; außerdem ein Unterstand mit Verpflegungsvorrat zerstört, dicht beim Offiziersunterstand. Bei der 8. Komp. (Mittelstellung) 3 schwere Verwundungen durch eine Gewehrgranate; darunter der junge Leutnant L. lebensgefährlich (Lunge und Leber). Es wäre jammerschade, wenn dieser frische Bengel (ich nannte ihn immer Eichelhäher wegen seiner gesträubten Tolle und seiner kecken lustigen Augen) dadurch kaputt ginge oder dauernden Knacks bekäme. Er gehörte zu den forschesten Handgranatenwerfern des Bataillons, hat mit seinem Freund Pfl. (von der 5. Kompanie) den ganzen Wurfbetrieb gedeichselt, nicht etwa weil sie rüdige Burschen wären, sondern aus reinem Pflichteifer, weil von oben herab gewünscht wird, daß „etwas geschehe". Nun ist er diesem kindischen Sport durch einen seltsamen Zufall zum Opfer gefallen. Am Abend bevor seine Kompanie von unsrer abgelöst werden sollte, ließ er aus jugendlichem Übermut noch rasch 200 Handgranaten als Ab-

schiedsgruß nach drüben pfeffern; der französische Handgranatentrupp war nicht zur Stelle, also ließ sich der Franzmann das ruhig gefallen, schoß nur zum Schluß ein paar winzige Minen (von unsern Leuten „Spirituskocher" genannt wegen ihres durchlochten Blechuntersatzes) und ein halb Dutzend Gewehrgranaten herüber, und die allerletzte Gewehrgranate richtete das Unheil an. Es ist ein erbärmlicher Trost, daß die Franzosen noch einige Verluste mehr hatten als wir; auf beiden Seiten erreicht man nichts damit, und oft genug wird es auch passieren, daß der Gegner weniger Verluste hat. Wir erfahren ja nicht regelmäßig die feindliche Verlustliste; diesmal hat zufällig unsre Horchstelle, deren Induktionsapparat dicht bei unsrer Stützstellung eingebaut ist, das betreffende Telefongespräch des französischen Bataillons abgefangen. Meistens fängt die Horchstelle nur einzelne Gesprächsfetzen ab, aus denen sich ein Zusammenhang mit Sicherheit nicht kombinieren läßt, weil sie alles durcheinander hört, was im Umkreis von mehreren Kilometern durch Erdschlußleitung telefoniert wird, deutschen wie französischen Quatsch. Um diese Störung nach Möglichkeit zu verhüten, ist es uns verboten, während des Horchdienstes (10 Uhr Vorm. bis 4 Uhr Nachm.) das Telefon zu benutzen, abgesehn von „dringenden Ausnahmefällen". Uns hier vorne ist das ganz recht; wir sind froh, wenn man uns verschont mit überflüssigem Gerede, denn wir wissen, was wir zu tun haben. Aber die Stäbe hinten können's nicht lassen, sich in einem fort wichtig zu machen mit Befehlerei und Melderei, und so gibt's massenhaft „dringende Ausnahmefälle". Trotzdem schnappt unser Horchdienst-Offizier Br., der vorzüglich Französisch versteht, ab und zu eine wichtige Mitteilung auf und auch manche schnurrige Unterhaltung. Besonders spaßhaft sind die intimen Gespräche zwischen den französischen Offizieren; es herrscht da „unter uns Kameraden" genau derselbe Ton wie diesseits. Man schimpft auf die andern Bataillone, auf die höheren Vorgesetzten, auf Gott und die Welt und die umliegenden Dörfer; man hat den Krieg bis zum Ekel satt,

amüsiert sich aber dabei nach Kräften und tut mit mehr oder weniger Galgenhumor seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Item: wenn wir am Gegner eine Untugend wittern, dann sollten wir uns immer sofort an die eigene Nase fassen.

2.—13. Juni: Bernhardstein, Mittelstellung. Hier liegen wir nun so dicht am Feind, daß sich an einzelnen Stellen die Sandsackverschanzungen der beiderseitigen Postenstände berühren. Entfernung 3—15 Meter, je nach den Ein- und Ausbuchtungen der beiden vordersten Linien; dazwischen Stacheldrahtwalzen, Sprengtrichter, Steinblöcke, umgestürzte Bäume, Maschendrahtgitter u. dergl. m. Unter den Postenständen sind in den Felsboden tiefe Schlupfschachte eingehauen, in denen die Ablösungsmannschaften liegen; enge, dumpfe, feuchte Löcher. Welch ein Triumph des organisierten Blödsinns, daß sich Menschen aus sogenannten Kulturnationen so viehisch gegenüberhocken; ein Spaß für Götter — oder Teufel. Das Wetter ist wieder dunstig geworden, und fast täglich fällt starker Regen; selbst in den besser gebauten Unterständen ist es so naßkalt, daß geheizt werden muß, und so duster, daß wir selbst mittags noch bei Kerzenlicht sitzen müssen; nur zu Pfingsten gab's ein bißchen Sonne. Der erste Tag verlief ziemlich ruhig; nur hörten wir drüben lebhaft arbeiten, sodaß wir meinten, unsre Artillerie habe die feindlichen Gräben stark beschädigt. Aber am zweiten Tag (3. Juni) stellte sich heraus, daß die Franzosen einen Gasangriff vorbereitet hatten. Kurz vor Morgengrauen ($3^1/_2$ Uhr) wurden wir durch die Alarmsignale unsrer Postenkette geweckt (Eisenplatten mit Klöppel). Von drei Stellen aus ließ der Gegner die giftigen Wolken auf unsre Kompaniestellung los, von ziemlich naher Entfernung her, offenbar von den Handgranatständen, die sich (ähnlich wie bei uns) einige Meter hinter dem Postengraben in einem Laufgraben befinden. Außer den abgeblasenen Chlordämpfen schoß er noch Phosgen-Patronen herüber, die aber zu hoch gezielt waren und fast alle wirkungslos hinter unsrer Postenlinie zerplatzten. Auch

die Chlorwolken zogen großenteils unschädlich über unsre Stellung weg, da der Luftzug dem Gegner ungünstig war; nur nach links hin senkten sich die Dämpfe tiefer in unsern vordersten Graben und blieben eine Weile drin lagern. Dort waren nachher die Gewehre stark verrostet und die Messingknöpfe der Uniformen vergrünspant, alles Gras und Laub vergilbt und viele Ratten und Mäuse verreckt. Auch an der Tête du Violu, wo die Franzosen zu gleicher Zeit einen eben solchen Angriff gegen das Batl. 58 gerichtet hatten, löste das feuchte Wetter die Gase bald auf, obgleich sie dort wirksamer eingedrungen waren. Unsre Posten benahmen sich ganz untadelig, banden sofort die Schutzmasken vor, schlugen Alarm und gaben Gewehrfeuer ab, um einen etwa geplanten Infanterie-Vorstoß der Franzosen niederzuhalten; ebenso legte unsre Artillerie rechtzeitig starkes Sperrfeuer ein. Immerhin war das Gas so überraschend gekommen, daß ein Teil unsrer Leute, besonders die in den Schlupflöchern noch schlafenden, die Masken nicht schnell genug aufsetzen konnten, und als wir Offiziere uns in der Dunkelheit (gegen 4 Uhr) nach vorn getappt hatten, lagen einige da und röchelten. Wir ließen natürlich den vordersten Zug (jeder Zug hat etwa 40 Mann, von denen die Hälfte immer abwechselnd Posten steht) sofort durch den mittleren ablösen, aber im Lauf des Tages erkrankten doch 16 Mann des ersten Zuges, 3 davon schwer, und einer ist am folgenden Tage im Lazarett gestorben; die Schwerkranken spieen schaumiges Blut, die Obduktion ergab starke Lungenentzündung und Herzlähmung. Vom Batl. 58 sind 27 erkrankt und 4 gestorben; unter den Schwerkranken war dort komischerweise auch der Gasschutz-Offizier, der seine Maske nicht hatte finden können, als der Gestank ihn aufweckte. Die Franzosen zeigten nicht die geringste Lust, einen Überfall mit der Waffe folgen zu lassen; also sollte die ganze Stänkerei wohl nur wieder eine „Beunruhigung" sein. Sie hatten ihren vordersten Graben sogar geräumt, um ihre Posten nicht der Vergiftungsgefahr auszusetzen; wir warfen an verschiedenen Stellen Handgranaten zu ihnen hinüber, aber die

Grüße wurden nirgends erwidert. Um 6 Uhr hatten wir vorn alles glatt erledigt und tranken ruhig unsern Kaffee, nur daß wir ein bißchen husteten; aber nun ging von hinten die Unruhe los. Die Stäbe verfaßten dicke Meldungen, und je weiter sie nach hinten gelangten, umso dicker wurden sie. Am Vormittag wimmelte Markirch von Autos; aus Straßburg, Heilig-Blasien, Schlettstadt, Barr, Leberau, Sankt-Kreuz, und wer weiß woher, kamen die Stabsoffiziere angetost. Auch der „heilige Blasius" entfaltete wieder seine beredtsame Feldherrnwürde. Unser ganzes erstes Bataillon, das im Stadtquartier unten lag, mußte nach Pflanzschule und Hegelau hinaufklabastern und dort stundenlang im Regen stehen. Aus den entlegensten Reserve-Dörfern wurde das Bataillon 82, ein Musketen-Bataillon, unser Rekruten-Dépôt und ein Jäger-Bataillon herbeibugsiert, nebst allerhand Artillerie-Kolonnen, sogar 21 cm-Mörsern; einen Teil der Markircher Einwohnerschaft schob man unter polizeilicher Aufsicht in die Seitentäler ab. Man war richtig auf den französischen Leim der Beunruhigung gekrabbelt; eine wahre Drehkrankheit war ausgebrochen in Erwartung eines großen feindlichen Angriffs. Hätte der Franzmann wirklich angreifen wollen, wären für unsre vorderste Stellung die Hilfskräfte viel zu spät gekommen; außerdem hätten unsre Reservekompanieen nötigenfalls vollauf genügt, uns den Bernhardstein und Violu halten zu helfen. Aber es gehört nun mal zum Großbetrieb, jede Kleinigkeit protzig aufzudrahten, schon damit sich verschiedene Stabsoffiziere das E. K. I „verdienen" können. Und dieser lachhafte Rummel vollzog sich, während in allen Straßen des Städtchens die Fahnen von den Dächern hingen, die unsern halben Seesieg am Skager Rak feiern sollten. Sämtliche Telefone waren belagert, und in unsrer Horchstation quäkte der „Josef" den ganzen Tag — (der „Josef" ist eine Lärmvorrichtung, die den gegnerischen Horchapparat verhindert, unsre Gespräche abzufangen; aber natürlich können wir unterdessen auch die französischen Gespräche nicht hören). Gegen Mittag kam der Gas-Offizier des Armee-Ober-Kom-

mandos angestiegen und verwirrte unsre braven Leute mit hochnotpeinlichen Instruktionsfragen. Selbstverständlich fand er allerlei zu bemängeln, sonst wäre sein Kommen ja zwecklos gewesen; und schließlich erließ der heilige Blasius — will sagen das Generalkommando — einen geharnischten Befehl, daß von jetzt an öfters Gas-Alarmproben im vordersten Graben gemacht werden müßten, auch wenn dabei vielleicht zuweilen ein kleines Unglück passieren sollte. Wie wir später erfuhren, hatte unser Brigade-Kommandör, Generalleutnant v. F., mit seiner prächtigen Gelassenheit und seinem sarkastischen Humor entschieden dagegen protestiert („wir solle wohl mit Gewalt berihmt werde?") — wie er überhaupt stets bemüht ist, unsre Truppen vor unnützen Opfern aus militärischer Streberei zu bewahren; denn natürlich würde jeder solcher Alarm uns das feindliche Sperrfeuer auf den Hals ziehen, und da könnten leicht mehr Verluste entstehen als bei dem ganzen Gasangriff. Aber da der kommandierende General nun mal den Feldherrnstab ergriffen hatte, mußte halt ein Befehl erlassen werden, und unserm Brigadegeneral blieb nichts übrig, als ihn an die Regimenter weiterzugeben und — unter die seitenlange Verfügung eine einzige kurze Zeile zu setzen, die ihr einen handfesten Riegel vorschob: „jeder Probe-Alarm bedarf noch meines Befehls!" — Noch am selben Abend zeigte sich, wie überflüssig der ganze Probierfirlefanz; der Franzmann ließ von neuem sein Gas auf uns los, erst am Violu, dann am Bernhardstein, und diesmal hatten unsre Leute, durch die Erfahrung des Morgens gewitzigt, so vorzüglich aufgepaßt, daß nicht ein einziger Mann erkrankte. Gegen unsre Kompaniestellung wurden die Giftwolken zwischen 8 und $^1/_2$10 Uhr abgeblasen, und zwar waren diesmal die Gasbehälter gegenüber unsrer rechten Ecke aufgestellt, wahrscheinlich weil der Gegner meinte, der Westwind werde sie von dort unsern vordersten Graben entlang treiben. Aber die Berechnung war falsch; die Wolken, im ganzen etwa 12, strichen sehr rasch durch unsre Postenkette, senkten sich etwas weiter rückwärts in die leeren Verbindungsgräben und

verdampften dort ziemlich bald. Unsre Artillerie gab sofort, nachdem wir die erste Wolke gemeldet hatten, wieder reichliches Sperrfeuer ab, das vortrefflich drüben „saß". Die französische Artillerie gab das Feuer nur spärlich zurück, wie sie auch schon am Morgen gespart hatte; dafür aber krigten wir etliche Schock schwere Minen aufs Dach, wogegen unsre mittleren Wurfgeschütze nur bescheidenen Krach machten. Auch dicht bei unserm Offiziersunterstand (er trägt den bezeichnenden Namen „Minenfeld", weil ringsum alles aufgewühlt ist) schlugen wieder zwei „Fledermäuse" ein, wenige Minuten nachdem wir (Beck und ich, bei der Rückkehr von F.-Ltnt. K., der an diesem Tag vorn die Aufsicht hatte) an der Einschlagstelle vorbeigeflitzt waren; unserm Betonkeller tat das nichts, blos unsre Latrine war verschüttet. Die Knallerei wurde deutscherseits noch bis Mitternacht fortgesetzt; im ganzen hat unsre Artillerie mindestens 2000 Schuß (der Beobachtungsoffizier nahm 3000 an) während dieses Tages verpulvert, wovon die Hälfte Verschwendung war, über die sich der Franzmann ins Fäustchen lacht. Er ließ uns ruhig auf einen Angriff warten, die ganze Nacht und den folgenden Tag; knallte nur ab und zu ein paar blaue Bohnen herüber, wobei ein Mann unsres I. Batallions, der Arbeitsdienst bei uns leistete, einen Schuß in den Bauch bekam. Dann zogen die französischen Wachtposten wieder gemütlich in ihren vordersten Graben und warfen Steinchen nach unsern Posten, zum Zeichen, daß die Stinkneckerei keine weiteren Folgen haben solle; schimpften auch kräftig auf ihre „génies" (Pioniere), nannten sie „lourdauds" und „tapageurs" (Tölpel und Ruhestörer). Auch die nächsten Tage benahm sich der Franzmann friedlich, und unsre Hilfstruppen hätten eigentlich abrücken können; aber das Theaterpersonal war nun mal versammelt, und so wurde nochmals ein Hornberger Schießen insjeniert. Am 7. Juni erhielt unsre Kompanie folgendes Programm vom Stab: Nachm. 3,50—4 Uhr Handgranatenschmeißerei; 4—5 Artillerieschießerei; 5—5,10 Feuerpause; 5,10—6,20 Artillerie; 6,20—6,30 Pause; 6,30—7,40

Artillerie, und während dieser Schießerei rechts Vorstoß einer Offizierspatrouille (ab 7 Uhr) in die feindlichen Gräben; 7,40—7,50 Pause; 7,50—8,50 Schlußschießerei und um 8,45 links Unteroffizierspatrouille zur Erkundung der Beschädigungen in dem vordersten feindlichen Graben. Aber das Wetter war so schlecht, daß die Vorstellung aufgeschoben wurde, da sie nicht im Saal stattfinden konnte. Auch hieß es, für unsre schweren Geschütze, besonders für die beiden 21 cm-Mörser sei noch nicht Munition genug heraufgeschafft; alle Bergwege waren aufgeweicht. So gab es erst noch ein paar Tage die übliche Übungsschießerei. Noch am 10. Juni Nachm. 3 Uhr wußten wir nicht, ob der Rummel losgehen solle oder bis nach Pfingsten vertagt werden würde; das Wetter war noch ebenso schlecht, die Laufgräben standen an manchen Stellen wadentief voll Lehmtunke. Endlich ließ der Regen ein bißchen nach, und um 1/24 beglückte uns der Stab mit dem Befehl „Laubheu sammeln" (das war das telefonische Deckwort für den Beginn des Racheaktes). Wir hatten kaum noch Zeit, unsre Mannschaften in die Kasematten zu verteilen, aus denen sie später vorkriechen sollten, falls die Franzosen unsre Patrouille mit einem Gegenstoß erwidern würden. Ich hatte die Aufsicht über die vordersten Gräben, und die Sprengstücke unsrer schweren Granaten prallten schon aus der feindlichen Stellung zurück und flogen brummend um uns her wie Hornissen, während ich den dritten Zug unterbrachte und den Gruppenführern ihre Posten in der Verteidigungslinie anwies. Im übrigen hatte ich nichts weiter zu tun, als in meiner wackelnden Telefonbude 5 Stunden lang auf der Pritsche zu hocken und die paar Meldungen der Gefechtsordonnanzen dem Kompanieführer zu drahten. Es ging alles sehr „programmmäßig" zu; programmwidrig waren dabei blos die feindlichen Minen und Granaten, die mir die Langeweile vertrieben, indem ich ihren Einschlag abschätzte. Schlugen sie oberhalb meiner Bude ein, dann rollten Felsbrocken und Lehmklumpen über das Dach; wenn sie unterhalb einschlugen, sprang durch den Luftdruck jedesmal die

Türklinke auf, obgleich ein Windfang aus Balken vorgebaut ist. Die elektrische Lichtleitung war bald zerschossen, und manchmal blies die Erschütterung auch noch meine Kerze aus. Mir war ungefähr so öde zumut wie bei einer nächtlichen Eisenbahnfahrt in einem stuckrigen Wagen dritter Klasse auf einem schiefliegenden Geleise; man wundert sich in einem fort, daß die Karre noch nicht umgekippt ist, aber im Grunde glaubt man doch, daß der liebe Gott nicht so lieblos sein werde, obgleich man natürlich sehr genau weiß, daß er es oft genug zu sein beliebt. Hierbei konnte ich mit Befriedigung feststellen, daß auch die Spekulation auf den Nervenchoc ihre natürliche Grenze hat; ob man 500 oder 1000 Granaten rings-herum krepieren hört, ist dem vertrommelten Ohr schließlich einerlei, also auch wieder zweckloser Kraftaufwand. Im ganzen hat unsre Artillerie, die auf 52 Geschütze verstärkt war, etwa 8000 Schuß abgeknallt; die Franzosen höchstens 1500 und etwa 150 schwere Minen, ungerechnet die kleinen Knallbonbons (Handgranaten und M.G.-Geklapper). Im Ganzen hat der Gegner vom 4.—10. Juni (laut Bericht unsrer Brigade) nur 140 leichte, 317 mittlere und 269 schwere Minen geschleudert. Wir haben natürlich wieder zuviel ver-pulvert, um mit unserm „Offensivgeist" zu renommieren. Auch war es ein Fehler des Programms, daß unsre Offiziers-patrouille (24 Mann) erst während des dritten Bumbumm-Aktes vorgehn sollte. Sie drang bis zum vierten feindlichen Graben, aber da der Franzmann inzwischen Zeit gehabt hatte, seine beschossene Vorpostenstellung zu räumen, konnten wir keine Gefangenen machen; die Patrouille mußte sich be-gnügen, einen Unterstand zu zerstören und einige Kisten Hand-granaten zu räubern. Unser Nachbarbataillon 58 (an der Tête du Violu) hatte mehr Glück mit seiner Patrouille, weil sie schon während des zweiten Aktes ihre Angriffsrolle spielen durfte; sie fing 18 Franzosen (Alpenjäger) in einer Block-hütte, darunter einen Sous-Lieutenant. Freilich kostete dem Bataillon dies Vergnügen zwei Tote und mehrere Verwun-dete. Außerdem hat uns die Schießerei (nach Aussage eines

Brigade-Offiziers) wegen der vielen schweren Geschosse etwa 500 000 M. gekostet; also jeder Gefangene 30 000 M. Die Gefangenen erzählten übrigens, daß ihre Truppe bei dem Gasangriff neulich, weil der Luftzug die Wolken ungünstig abtrieb, selber eine ganze Anzahl Kranke und auch Tote eingebüßt habe; deshalb sei auch ihr Patrouillen-Vorstoß, der eigentlich geplant war, unterblieben. Unserm Bataillon hat das feindliche Feuer keine Verluste beigebracht; nur eine unsrer eignen Minen, die beim Abschuß explodierte (sogenannter Rohrkrepierer) verletzte 4 Mann der Minenwerfer-Abteilung, einen von ihnen ziemlich schwer. Aber als der Krawall schon vorbei war, hatte grade unsre Kompanie, die sich freute aus dem faulen Zauber mit heiler Haut davongekommen zu sein, doch noch einen Verlust zu beklagen; zwar keinen Menschen, sondern „nur" einen Hund, aber der war uns lieber und werter als mancher andre Kriegskamerad. Wir hatten uns eben (gegen 1/2 11) in unsrer Offiziers-Kabuse endlich zum Abendessen zusammengesetzt und machten unsre ulkigen Glossen über die glorreiche Affäre, da kommt Becks Bursche und meldet beklommen: „Herr Oberleutnant, der Seppl ist tot." Wir hatten alle dasselbe Gefühl, ohne daß wir's einander zu sagen brauchten: der ganze Spektakel war dies Opfer nicht wert. Steckt in unsrer menschlichen Affenkomödie der dünkelhaft aufgedonnerten Rachsucht wirklich ein höheres Heldentum als in diesem braven drolligen Spitzhund, diesem unermüdlichen Rattenjäger, der ein Muster von knurrigem Selbstgefühl und schnurriger Bescheidenheit war? Unten in Markirch liebte ihn jedes Kind, weil er sich ruhig von ihnen zausen ließ; und hier oben hatten alle Respekt vor ihm, weil er jedem Kerl in die Waden fuhr, der ihm nur ein bißchen zu nahe trat. An seiner Tapferkeit ist er auch gestorben. Er hatte draußen im dunkeln Graben einen zerschossenen Hochspannungsdraht gestreift und einen elektrischen Schlag bekommen; durch seinen dicken Waschbärpelz drang dieser erste Schlag wohl nur matt, aber er wich nicht etwa aus, sondern biß sofort in den Draht hinein, und da erschlug

ihn der starke Strom. Vielleicht hat er dadurch einige Menschen gerettet; denn ohne seinen Tod hätte der zerschossene Draht, den wir nun natürlich rasch ausbessern ließen, noch die ganze Nacht über unentdeckt in dem Laufgraben gelegen, und das ist der Weg für die Ablösungsmannschaften. Am andern Morgen haben wir unserm Seppl ein kleines „Heldengrab" bereitet, dicht neben andern solchen Gräbern, die ein wenig größer sind; und unser Unteroffizier R., der selber auch ein „forscher Hund" ist und außerdem ein trefflicher Malermeister, wird ihm eine Gedenktafel drauf errichten*). Während der Pfingstfeiertage war dann Frieden; die französischen Vorposten warfen sogar ein paar Fläschchen Rotspohn herüber und tauschten Zeitungen aus mit unsern Posten. Auf beiden Seiten wurde eifrig geschanzt. Nur am Nachmittag des dritten Pfingsttags konnten sich unsre Theaterregisseure das Vergnügen nicht verkneifen, noch ein kleines Bumbumm-Nachspiel loszulassen, angeblich um einen französischen Beobachtungsstand (den „Joffre" auf dem Kahlen Hang, nach dem schon immer geknallt worden ist) endlich einmal zusammenzuschießen, hauptsächlich aber wohl um die großen Mörser, die nächstens wieder abrücken sollen, dem Franzmann nochmals unter die Nase zu reiben. Es wurden 120 Schuß aus den Mörsern (jeder Schuß kostet etwa 500 M) hinüber gepfeffert, außerdem noch 150 Schuß aus schweren Haubitzen (jeder Schuß 200 M). Der „Joffre" soll stark beschädigt sein; nun, er wird bald wieder noch stärker aufgebaut sein, und mit geringerem Kostenaufwand. Auch bei uns ist allerhand eingestürzt, teils durch die Schießerei, teils durch das Scheißwetter; wir mußten von der Reservekompanie 50 Mann Arbeitshilfe anfordern, blos um unsern vordersten Graben notdürftig wieder auszuflicken. Inzwischen schien hinten die Gnadensonne, und es regnete Orden und Ehrenbändchen. Auch unser neuer Regimentskommandör, Oberstleutnant v. Kr., ein langer, dünner, feiner, gemessener, sehr

*) Ist später selbst im Gefecht gefallen, an der Tête du Violu.

sittsamer und frommer Herr, ist mit dem E. K. I verziert und zum Oberst befördert worden. Nur auf die braven Leute von unsrer Kompanie, die da vorn alles ausgebadet hatten, ist kein Piepmatz herabgeflattert; die haben ja nichts als ihre Pflicht getan und kommen vielleicht mal an die Reihe, wenn hinten zufällig eine kleine Portion E. K. II übrig bleiben sollte. Es ist ein Jammer, wie der Kanzleibetrieb dies ehrwürdige Denkzeichen immer mehr entwürdigt. Das E. K. II ist schon so im Wert gesunken, daß einer der tüchtigsten Unteroffiziere unsers Regiments es vor kurzem abgelehnt hat, als sein zugführender Leutnant ihn hochnäsig fragte: „Na, Sie spitzen wohl auch darauf?" Der Leutnant war dann noch so schneidig, die Sache der oberen Führung zu melden. Der Bataillonsführer, ein aktiver Hauptmann, ist glücklicherweise ein Menschenkenner, überhaupt ein Mann von eigenem Urteil; er ließ sich den Ordensverächter kommen und stellte ihm unter vier Augen die Frage: „Wissen Sie auch, daß ich Sie bestrafen könnte?" Worauf jener in strammster Haltung erwiderte: „Jawohl, Herr Hauptmann. Aber Herr Hauptmann wissen auch, daß Sie dann aus einem tüchtigen Unteroffizier einen untüchtigen machen würden." Nun, er wird trotzdem nach seiner nächsten Patrouille das E. K. bekommen und — annehmen. Aber wie wenige Vorgesetzte gibt es, die ihren Untergebnen erlauben, über den Ordensmumpitz und sonstigen Schwindel so wie sie selbst zu urteilen.

14.—17. Juni: Bernhardstein, Stützstellung. Die beiden ersten Tage noch naß und rauh; dann (bei Vollmond) wechselte der Wind, lief in 24 Stunden die ganze Rose durch, über Norden, Osten, Süden wieder nach Westen, und der Himmel klärte sich auf, blieb aber immer noch wolkig und kühl. Wir sind alle sehr besorgt um die Ernte; unsre Urlauber erzählen zwar, daß die Felder zu Hause bis jetzt aufs beste gedeihen, aber dauernde Nässe kann viel Schaden anrichten. Trotzdem ist selbst der geringste Soldat überzeugt, daß wir „durchhalten" müssen und werden; die

Leute sind williger als je. Sie spüren, daß unsre regierenden Männer jetzt ihren besten Witz aufbieten, um den Kornwucherern und ähnlichem Gesindel das niederträchtige Handwerk zu legen; und wie dankbar ist der „gemeine" Mann für das bißchen Uneigennützigkeit, das ihm der „vornehme" zukommen läßt!*) — Ich habe mich sehr gefreut, daß unser Kompanieführer, dieser prächtige „alte Bursch" mit seinem stramm konservativen Korpsstudentengeist und seiner noch strammer liberalen Rechtsanwaltsseele, die aufgebauschte Gasaffäre von neulich benutzt hat, um sich mal knuffig nach oben hin für die Mannschaften ins Zeug zu legen. Unsre vom Wachdienst erschöpften Leute hatten sich nämlich während der Ruhetage, und zwar mit unsrer Einwilligung, in einen neugebauten Beton-Unterstand gelegt, der noch nicht völlig trocken war. Gegen die Saulöcher des vordersten Grabens, worin sie vorher hocken mußten, war dieser Unterstand ein wahrer Palast; jedoch der Bataillons-Bauoffizier, ein sehr gewissenhafter Ingenieur, aber pedantischer Rechthaber und despotischer Eigenbrödler, hielt es für einen Eingriff in seine „Kompetenz", daß wir ihn nicht um Erlaubnis gefragt hatten. Er chikanierte die Leute mit Heizung und

*) Damals hatte man noch einen Rest von Glauben an den guten Willen der herrschenden Kaste; später ging auch der in die Brüche. Mehr Vertrauen, als unser folgsames Volk in den ersten Kriegsmonaten seinen Machthabern entgegenbrachte, kann sich keine Regierung wünschen. Aber sie hat es von Jahr zu Jahr immer gründlicher untergraben, teils durch die eigenen Mißgriffe, teils durch die Übergriffe, die sie verantwortungslosen Hintenherumregierern durchgehen ließ. Und vor allem fühlte die Unterschicht, daß ihr Vertrauen bei der Oberschicht höchst zugeknöpfte Erkenntlichkeit fand; man denke nur an die schmähliche Knickerei um das bißchen Wahlrecht in Preußen, trotz der nobeln Geste, die der Monarch dazu machte. Einzig die militärische Leitung, wenigstens die oberste, hat sich das Vertrauen der Masse erhalten; der beste Beweis, daß unser Volk die befehlenden Männer würdigt, die ihre Herrenpflicht wirklich erfüllen. Daß Ludendorff schließlich als Sündenbock herhalten mußte, hat er nicht seinen militärischen Maßnahmen, sondern seinen politischen Anmaßungen zuzuschreiben.

Lüftung, redete große Töne vor ihnen, man müßte sie „eigentlich mit dem Knüppel hinausjagen“, beschwerte sich beim Bataillonskommandör, und dieser — um einer Reiberei zwischen uns Offizieren vorzubeugen — wollte nun gleichfalls die Schuld auf die Leute schieben. Unserm Oberleutnant und Rechtsanwalt Beck wurde diese Komödie schließlich zu albern, und er schrieb dem Major U. einen Bericht über die letzten Gefechtstage, worin er gehorsamst durchblicken ließ, daß unsre Mannschaften eigentlich die Auszeichnungen verdient hätten, die man andern Herrschaften zukommen lasse, und statt dessen einen „Anschiß“ bezögen. Der Bericht war im Ton rein sachlich gehalten, damit er nach oben weitergehen konnte; aber der Major, der teils eine Seele von Kerl, teils ein vertrackter Bruddelkopf ist, faßte ihn als persönlichen Vorwurf auf, wies ihn als „militärisch sehr unerwünscht“ zurück, wollte indessen doch wieder beschwichtigen, stellte anheim, geeignete Leute zur Verleihung des E. K. II vorzuschlagen (was wir notabene bereits bei anderen Gelegenheiten ohne Erfolg getan hatten) und — — ließ uns unter der Hand mitteilen, daß er für Beck und mich schon in voriger Woche das E. K. I beantragt habe. So lief denn das ganze Entrüstungsdrama wieder blos auf eine Eitelkeitsposse hinaus; und wer weiß, wie lange es dauern wird, bis man unsern Leuten die gehörige Anerkennung nach dem Schema F ausfertigen läßt. Im übrigen hat sich das Kriegstheater jetzt wieder hinter die Kulissen verzogen; nur die übliche Dutzendknallerei, um dem Gegner zu zeigen, daß man aufpaßt. Unsre Hilfstruppen sind größtenteils abgerückt; blos das Rekrutendepot ist noch hier, um beim Schanzen und Bauen zu helfen. Die tapfern 82er haben noch rasch vor ihrem Abzug eine ihrer beliebten Gastrollen gegeben, indem sie mangels andrer Gefechtstätigkeit eine kleine Keilerei und Stecherei mit dem bayrischen Landsturm inszenierten. Sie sollen nächstens die 58er an der Tête du Violu ablösen; diese scheinen durch den feindlichen Gasangriff so fürchterlich geschwächt zu sein, daß sie sich noch etwas mehr als gewöhnlich mit Alkoholibus

stärken mußten, und einige ihrer Offiziere haben in der Bezechtheit so schwer gerempelt, daß ein Leutnant mit zerschlagenem Schulterblatt und ein Unterarzt mit gebrochenem Fuß von der Walstatt hinweggetragen wurden. Auch unten im Kaiserhof dauert die Nacht, trotz Polizeistunde und neuer Zeitrechnung, noch immer bis zum Morgengrauen. Aber im großen Ganzen ist seit einiger Zeit ein sehr merkwürdiger Stimmungsumschlag im Offizierkorps wahrnehmbar; die fade Ulklaune verdampft allmählich, man gruppiert sich öfters im engeren Kreis um einige tonangebende Herren, die zu ernsthaftem Urteil fähig sind, z. B. Hauptmann v. Gl. und Major v. W. (die Führer des III. und I. Bataillons). Man beginnt die ungeheure Wichtigkeit der sozialökonomischen Probleme für den Ausgang des Krieges zu begreifen, und sogar für den inneren Volksfrieden. Die wirtschaftliche Notlage läßt sich nicht mehr mit ein paar schneidigen Redensarten abtun; selbst im Kasino muß man sich jetzt fleischlose Mahlzeiten gefallen lassen, und unter den Mannschaften kommt mancher von seinem 7-tägigen Urlaub schon nach 3 Tagen zu seiner Truppe zurück, weil er's zu Hause noch schlechter hat. Auch in rein militärischer Hinsicht wird man etwas nachdenklicher über die Quellen und Wurzeln der Volkskraft. Vor dem hartnäckigen Opfermut der Franzosen und der halsstarrigen Ausdauer Englands kann selbst der dümmste Optimist nicht mehr den Kopf in den Busch stecken, während er auf die deutsche Heldenbrust pocht. Man fühlt, wie die Wage des Schicksals schwankt; das Wort „weder Sieger noch Besiegte" hat sich in alle Ohren gehakt, und über dem Bierkrug des Kannegießers schwebt der schaurige Ernst der spaßhaften Fabel von den beiden kampfwütigen Löwen, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze auffraßen. Da ist es nun ganz wundervoll, wie trotzdem niemand den Humor verliert; blos der Galgenhumor der faulen Witze, grade der hat merklich nachgelassen, während der echte Mutterwitz immer reiner zum Durchbruch kommt. Als z. B. die Nachricht eintraf, daß der englische Kriegsminister Lord Kitchener auf der Seereise nach

Rußland ertrunken ist, hörte ich wohl ein dutzendmal (von Offizieren wie Mannschaften, jedesmal mit anderen Worten, aber immer im selben Sinn) die herzhaft lachende Bemerkung: „Hoffentlich sehen die frommen Engländer den Finger Gottes in diesem Unglück; wir Barbaren sind nicht so abergläubisch." Es ist, als ob der Talmipanzer unsrer hurrapatriotischen Phrasenkultur unter dem Druck der gemeinsamen Not zerbirst, und nun schält sich der verborgene Goldkern (oder sei's auch blos Silber oder Eisen) unsrer wahren Natur heraus, und daher auch unsrer wahren Kultur: unsrer tiefsinnigsten Einsichten und hochsinnigsten Mitgefühle. Selbst von Leuten, die sonst blos fähig schienen, zu pokulieren und schwadronieren, habe ich in der letzten Zeit so grundgescheidte Äußerungen freimütiger Menschlichkeit gehört, klaren Selbstbewußtseins wie Pflichtbewußtseins, daß ich mich immerfort fragen muß, woher wir Deutschen die schlechte Gewohnheit haben, uns in Gesellschaft meist platter und plumper zu geben, als wir unter vier Augen sind. Der Grund mag eine stolze Verschämtheit sein, eine Art moralischer Prüderie, die lieber Unempfindlichkeit heucheln will, als Empfindsamkeit entblößen, lieber mit Brutalität renommieren als mit Sentimentalität, lieber mit Lasterhaftigkeit protzen als mit Tugendboldigkeit; aber das ist dann eben *falsche* Scham. Vielleicht hat außer dem Druck der Kriegslast auch die ergreifende Rede unsers Reichskanzlers vom 5. Juni stark beigeholfen, das soziale wie nationale Gewissen unsrer gebildeten Stände zurechtzurücken. Aber muß denn den deutschen Spießbürger, Krautjunker und Schlotboron immer erst die schwere Not am Kragen kriegen, damit er sein bestes Wesen herauskehrt? —

18.—29. Juni: *Bernhardstein, linke Flügelstellung.* Wechselndes Wetter, meist hell und warm, obgleich der Wind noch immer von Westen kommt; drei Regentage, eine Gewitternacht. Prachtvoller Anblick: zu beiden Seiten der verfinsterten Violu-Kuppe die heftig zuckenden Blitzadern, dazwischen die ruhig schwebenden Leuchtraketen

der französischen Nachtwache (wir lassen nur selten Raketen steigen, die Franzosen umso reichlicher). Aber an den schönen Tagen waren wir froh, daß sich endlich wieder die Singvögel hören ließen, und unsre Soldaten holten sich von den nächstliegenden Bergwiesen Blumensträuße; besonders die zierliche Akeley wächst hier in großen Schaaren wild, und mein Töchterlein Liselotte würde bedauern, daß diese geborene Gartenblume jetzt der Heuernte zum Opfer fällt. Weiter unten im Tal am Hergaubach sah ich einen Landwehrmann Forellen angeln; das ist zwar eigentlich verboten, aber angesichts des Aushungerungskrieges drückt man natürlich ein Auge zu. Leider wurde der Sommerfrieden bald gestört: ein Flieger warf einige Bomben nach Markirch hinein, auf den Bahnhof und Umgegend. Etwa 20 Personen wurden verletzt, die meisten schwer (Splitter in den Bauch); 11 sind gestorben, 5 Soldaten, 6 Einwohner (4 Frauen, 1 Kind, 1 alter Mann). Außerdem 2 Pferde, 1 Schwein und mehrere Hühner. Der Flieger ist unbehelligt entkommen; unsre Abwehrkanonen gaben seltsamerweise keinen einzigen Schuß auf ihn ab, angeblich weil sein Flugzeug die deutschen Kennzeichen trug. Er kam aus östlicher Richtung (von Schlettstadt) und bog dann schnurstracks nach Süden ab; wir haben ihn (es war abends 9 Uhr) von unserm Berg aus beobachtet, er verschwand jenseits des Bressoir. Unten in der Stadt ging nachher das Gerücht, es sei ein verirrter deutscher Flieger gewesen, von der Armee-Abteilung Gaede aus Colmar, der sich (wohl nach Art der Bayern am Anfang des Krieges) schon auf französischem Gebiet zu befinden meinte. Das wurde nicht blos von der Einwohnerschaft, sondern sogar von Offizieren unsers Brigadestabes für möglich gehalten. Eine so blödsinnige Verkennung des leicht unterscheidbaren Grenzgeländes (der Abendhimmel war völlig klar) kann ich aber deutschen Offizieren, die speziell auf Terrainperspektive hin ausgebildet sind, denn doch nicht zutrauen. Es wird wohl ein abgeschwenktes Flugzeug von dem französischen Geschwader gewesen sein, das am selben Nachmittag Karlsruhe bombardiert hat, und

das ließ nun hier kurz vor der Grenze seine letzten 3—4 Knallbonbons fallen; möglich ist es doch immerhin, daß es gefälschte Kennzeichen trug. Selbstverständlich haben die Franzosen berichtet, ihr Fliegerangriff sei nur Vergeltung für unsre Bombardierungen ihrer offenen Städte gewesen, u. a. auch für St. Dié. Und ebenso selbstverständlich haben dann wir eine neue Vergeltungsknallerei verübt: 100 Wurfminen aller Sorten nach dem Kahlen Hang hinüber. Die Franzosen schmissen nur etwa 20 dagegen; und auch unsre nächtlichen Grüße (viertelstündlich 1—2 Artilleriegranaten, 5 bis 6 Nächte hintereinander, um ihre Schanzarbeiten zu stören) erwiderten sie sehr lückenhaft. Überhaupt haben sie in den letzten vier Wochen höchstens ein fünftel soviel wie wir verpulvert; von ihrer schweren Artillerie scheint blos noch ein Geschütz hier zu sein. Möglich, daß alles nach Verdun geschafft ist; möglich aber auch, daß sie sparen, um uns später an der ganzen Front — mit Hilfe der englischen, amerikanischen und japanischen Munitionsfabrikanten — durch einen ungeheuren Vorrat schwerer Geschosse zu zerschmettern, wie sich allmählich ja der gesamte Krieg auf die industrielle Kraftprobe zuspitzt. Das hindert freilich keineswegs, dem Gegner hier und da schon jetzt kleine Überraschungen zu bereiten. Am Violu z. B. soll letzten Montag ein französischer Vorposten wieder einen Zettel geworfen haben, der uns vor einem neuen Gasangriff warnte. Wir haben zwei Nächte kaum geschlafen, um jeder Überrumpelung vorzubeugen. Aber ob es nun nichts als Fopperei war, oder ob der starke Wind die Stänkerei vereitelte, oder ob der französische Zettel blos von einem unsrer Stabsoffiziere ausgeheckt war, um uns vor Kriegsmüdigkeit zu behüten — denn der Bataillonsadjutant vom Violu hat nachher ganz naiv erzählt, der Zettel sei auf dem Bernhardstein herübergekommen, also bei unserm eigenen Bataillon — kurz, es erfolgte kein Gasangriff. Dagegen schossen Mittwoch Nachmittag zwei französische Batterieen plötzlich wieder nach Markirch hinein, etwa 30 halbschwere Granaten. Es wurde ein Landsturmmann getötet, der schon

den Urlaubschein in der Tasche trug und eben nach Hause telegraphiert hatte, daß er am nächsten Tag kommen werde. Ein Artillerist mit Pferd schwer verwundet, desgleichen eine Bürgersfrau; 7 andre Einwohner leicht. Ein halb Dutzend Gebäude stark beschädigt, auch wieder das Haus, wo ich früher einquartiert war; die Straßen lagen nachher voller Dachziegeltrümmer, Fensterscherben und zerschossener Leitungsdrähte. Ich ging grade zum Baden in die Stadt, als die Beschießung einsetzte. Die Geschosse flogen zuerst in die Unterstadt (Bahnhofsgegend); in der Oberstadt begegnete mir der Major v. W. und wir sprachen ein paar scherzhafte Worte mit einem kleinen Bürgermädchen. Vielleicht hat mir dies Gespräch das Leben gerettet, dieser kurze Aufenthalt; denn als ich weiterging, schlug etwa 70 Meter vor mir eine Granate in die obere Hauptstraße, in ein Schaufenster kurz vor dem Kaiserhof, und als ich nach einigen Minuten in die linke Seitengasse abbog, krachte auch dort eine ins Pflaster, diesmal so nahe, daß mir ein Splitterchen an meine werte Nase spritzte. Eigentlich wollte ich auch zur Post, um nach Hause zu telegraphieren, daß ich bald auf Urlaub kommen würde; aber unter diesen Umständen trat ich doch lieber vorläufig in den nächsten Hausflur. Und da hörte ich nun durch eine Stubentür, die oben ein Guckfenster mit Vorhängen hatte, ein erregtes Gespräch zwischen einfachen Bürgersleuten, das sehr bezeichnend für die hiesige Bevölkerung war und vielleicht für sämtliche Menschenvölker. Ein Mann schimpfte in deutscher Sprache auf die verdammte Franzosenbrut, die sich nicht mehr zu helfen wisse und nun in ihrer ohnmächtigen Wut „unser unschuldig Städtche" zusammenschieße. Eine andre Mannsperson stimmte ihm bei, gleichfalls auf deutsch, nur nicht so heftig. Aber jetzt fuhren zwei Weiberstimmen dazwischen, offenbar die Frau des zweiten Mannes und ihre Schwester oder Freundin, und zeterten auf französisch los: da seien nur die verdammten Deutschen dran schuld — „ces boches maudits" — die hätten angefangen, und jede Woche fingen sie wieder an. Das ging eine ganze

Weile so hin und her — blos unterbrochen durch Schreckensrufe der Frauen, wenn wieder eine Granate in der Nachbarschaft einschlug — bis schließlich der Hausherr, der bis dahin ziemlich gelassen gesprochen hatte, mit der Faust auf den Tisch schlug und schrie: „Sackernombié, wenn i jetz wild werd, da han i wol aa wieder aag'fange?!" Und so wird die Schuldfrage wohl ewig ungelöst bleiben, in der großen wie in der kleinen Welt. Natürlich ging oben auf den Bergen, sofort nach der Markircher Beschießung, unsrerseits die „Vergeltung" los: ein Schock Granaten und Wurfminen nach Laveline und dem Kahlen Hang. Und am nächsten Tag dann wieder Vergeltung der französischen Artillerie: ein Schock Schrapnells auf unsern linken Flügel, glücklicherweise ohne Verluste bei uns. Und so wird wohl weiter vergolten werden auf Erden, bis es keine Bestien in Menschengestalt mehr gibt. Schauerlich wirkt es, wenn während der Kanonaden unsre Esel im Hintergrund ihr mißtöniges Geschrei ausstoßen: als wolle die unvernünftige Kreatur vor dem Schöpfer Himmels und der Erden gegen den menschlichen Irrsinn protestieren. Oder ist's ein satanisches Triumphgebrüll, daß wir mit unsrer Gottähnlichkeit noch viehischer sind als das übrige Viehzeug? —

30. Juni — 2. Juli, Stützstellung Bernhardstein; 3.—6. Juli Markirch. Wechselndes Wetter, meist wolkig und regnerisch. Ziemlich spärliche Knallerei; nur an den hellen Tagen etwas lebhafter, besonders nach Flugzeugen. Es ist jetzt übrigens ausgemachte Sache, daß der Flieger, der neulich das Blutbad am Markircher Bahnhof angerichtet hat, ein verbiesterter Deutscher gewesen ist (von dem Geschwader in Colmar). Es soll sein zweiter Ausflug gewesen sein; aber warum gab man ihm dann schon Bomben mit? Und es bleibt noch immer unbegreiflich, wie selbst ein Neuling (er muß doch vorher Übungsflüge gemacht haben) das Gelände so falsch abschätzen konnte. In einem französischen Grenzort kann doch der Bahnstrang

nicht von Osten nach Westen auf den Bahnhof enden. Und vor allem mußte der Flieger doch sehen, daß er noch nicht die Linien der Schützengräben, die auf den Bergkuppen ganz unverkennbar sind, überflogen hatte. Als einzige Erklärung bleibt übrig, daß er sich „Mut" angetrunken hatte und in so blinder Aufregung war, daß er seine lästigen Knallbonbons möglichst bald loswerden wollte. Bezeichnend für den Helden ist, daß er nachher eine Verzweiflungskomödie gemimt hat, sich vor Zeugen (!) erschießen wollte. Statt ihm in den Arm zu fallen, hätten die Herren Kameraden ihm lieber den Rücken zukehren sollen. Wenn man solche Vorfälle als Symptome für die herrschende Kaste betrachtet, fühlt man sich immer wieder vor die Frage gestellt, ob man wirklich für eine „gerechte Sache" kämpft. Denn auch weniger krasse Vorkommnisse legen diese Frage nahe; sobald man hinter die Kulissen des militärischen Großbetriebs guckt, stößt man auf Schwindel und Schlendrian. Eigentlich sollten wir auf dem Bernhardstein schon am 26. Juni von unserm I. Bataillon abgelöst werden (nach 8 Wochen, wie die vorige Besatzung); plötzlich wird das Gerücht verbreitet, es solle dieser Tage bei der nördlichen Nachbartruppe auf dem Bois du Chêna und dem Schusterberg ein ähnlicher Feuerüberfall gerummelt werden wie vor 14 Tagen bei uns, und bis dahin müßten wir noch hier liegen bleiben, um den Gegner zu beschäftigen und seine Aufmerksamkeit von dort abzulenken (als wenn das nicht auch das I. Batl. besorgen könnte). Na, wir beschäftigten den Gegner, buddelten Hals über Kopf ein paar neue Flankengräben mit Reisigmasken und Drahtverhauen, aber — der Nachbarrummel geschah nicht. Dagegen erfuhren wir sehr bald, daß unser Major U. mit Dampf einen großen Verteidigungsplan des Bernhardsteins auf Befehl der Brigade ausarbeitete. Also wir mußten acht Tage länger liegen, damit noch rasch ein Verteidigungsplan fertig würde, der doch wohl die allererste Arbeit des Kommandörs hätte sein müssen, als wir diese Stellung bezogen. Oder vielmehr, ein solcher Plan mußte schon längst seit Besetzung des Bernhardsteins

angelegt sein und fortwährend weiter ausgestaltet werden; ich habe oft mit Beck darüber gesprochen, wie schlecht im Fall eines feindlichen Angriffs die Anordnungen der einzelnen Kompanieführer ineinander greifen würden, weil kein einheitlicher Bataillonsplan vorlag. Nachdem der Tag unsrer Ablösung auf den 3. Juli verschoben war, hatte ich nun einen längeren Erholungsurlaub von diesem Tage an erbeten, weil mein linker Oberschenkel infolge der vorjährigen Aderentzündung wieder zu erkranken droht. Schon als wir in Waldersbach zurückgezogen lagen, hatte das Bein bei den dortigen Felddienstübungen und Märschen aufgemuckt; aber ich wollte damals keinen Urlaub nehmen, weil wir bald auf den Bernhardstein abrücken sollten, und vor dieser „windigen Ecke" mochte ich mich nicht wegdrücken. Nun war die Aderschwellung allmählich so arg geworden, daß ich bei jedem Gang, besonders bergab, Stiche und andre Beschwerden bekam. Unser Bataillonsarzt Dr. R. sagte mir bei der Untersuchung, eigentlich sei ich felddienstunfähig, ich solle nicht blos Urlaub nehmen, sondern gänzlich „abbauen". Aber das hatten mir die Ärzte schon vor einem Jahr gesagt, und trotzdem habe ich volle 9 Monate die Pflichten des Felddienstes in den Vogesen vollkommen erfüllen können. Ich glaube, ich hätte auch schwereren Dienst gut und gerne leisten können, wenn es blos auf körperliches Durchhalten ankäme; die seelischen Enttäuschungen freilich haben meine Geduldskraft fast erschöpft, und die letzten Tage in Markirch stellten meinen kriegsfreiwilligen Untertanenverstand noch auf besonders harte Probe. Ich wollte mich mit 4 Wochen Urlaub zu einer Moorbadekur begnügen und hatte das Gesuch nebst ärztlichem Zeugnis am 20. Juni eingereicht. Es wurde zunächst von der Brigadekanzlei aus formalen Gründen zurückgewiesen: das ärztliche Zeugnis dürfe nicht beigefügt werden, dürfe überhaupt nicht zur Kenntnis des Patienten gelangen, sondern sei extra vom Regiment anzufordern und verschlossen einzureichen. Was ist es für eine Unverschämtheit, über Angehörige eines Standes, dessen Ehrenwort heilig sein soll,

offenbare Mißtrauensklauseln zu verhängen, und obendrein so dummdreiste, daß sie keinen Vertrauensbruch hindern können! Wie muß es um die eigne Gewissenhaftigkeit der Militärbehörden bestellt sein, wenn sie solche Mätzchen für angebracht halten! Aber ich unterzog mich dieser Vogel-Strauß-Narretei und hoffte nun auf raschen Bescheid, zumal da der Arzt in seinem Zeugnis vermerkt hatte, daß eine Verschlimmerung der Aderentzündung lebensgefährlich werden könne. Auf den 3. Juli hatte ich Urlaub erbeten, am 2. war die Antwort noch immer nicht da. Als ich mich unter der Hand bei einem Ordonnanzoffizier der Brigade erkundigte, stellte sich heraus, daß die Kanzlei das Gesuch verbummelt hatte; es war noch garnicht ans Generalkommando weitergegeben. Ich befand mich also in der vergnüglichen Lage, noch Tagelang in Markirch herumzulungern und darüber nachzudenken, ob die Herren da hinten ihre eignen Urlaubsgesuche wohl auch so lässig behandeln mögen. Da grade Sonntag war, ging ich mit Beck auf Besuch zu Hauptmann Kr., dessen Unterstand (Flieger-Abwehr, auf einer Anhöhe dicht bei Markirch, in einem entzückenden Eichenwäldchen) ein unerschöpfliches Fäßchen Rotwein beherbergt, und der gute Tropfen und die gute Gesellschaft spülten meinen Ärger bald weg. Gegen Mitternacht stiegen wir in bester Laune nach dem Kaiserhof hinunter, weil wir das Fäßchen doch leer geschöpft hatten, und trafen dort unsern Major U. Beck nahm die gemütliche Gelegenheit wahr, um mal frei von der Leber weg über die mancherlei Mißhelligkeiten zu reden, die sich im Batallion einzunisten drohen. Der Major hätte es sich verbitten können, dienstliche Angelegenheiten am Zechtisch durchzuhecheln; aber er nahm es von der ulkigen Seite, machte sich in seiner geräuschvollen Art über unsre „Quengeleien" lustig, und so wurde die Gemütlichkeit ungemütlich. Das Gespräch drehte sich besonders um unsern pedantischen Bauoffizier, einen äußerst pflichteifrigen Ingenieur, der sich aber soviel Pflichten zugelegt hat, daß er sie garnicht bewältigen kann, und dabei so rechthaberisch ist, daß niemand gern

mit ihm zu tun hat; auch sich selber fällt er zur Last damit, ein ebenso bedrückter wie bedrückender Mensch. Beck wurde schließlich erregt und sagte, das sei ein unerträglicher Zustand. Ich sah, wie unserm Major der Kamm schwoll (er hat den Zustand ja angeordnet) — und um persönliche Reibereien zu verhüten, setzte ich ihm sachlich auseinander, wir hätten selbstverständlich nichts gegen die einheitliche Regelung des Bauwesens, auch nichts gegen den Bauoffizier, sondern lediglich gegen die ungewöhnlichen Machtbefugnisse seines Amtes, die sich hindernd zwischen den Bataillonsführer und die Kompanieführer schöben und die Arbeitsleistung beeinträchtigten. Damit goß ich aber nur Öl ins Feuer; ich hatte im Augenblick nicht daran gedacht, daß unser Major gern die Arbeitsleistung der anderen Bataillone bemäkelt. Ehrgeizig und mißtrauisch, wie er ist, mochte er nun wohl meinen, ich wolle ihm den gleichen Makel anheften, grade weil ich so ruhig gesprochen hatte, und plötzlich fauchte er mich an: „das ist eine infame Verleumdung" — Tableau! — Mir blieb nichts übrig, als aufzustehen und ihn höflichst zu ersuchen, diese Beleidigung sofort zurückzunehmen. Er entgegnete: „fällt mir nicht ein! ich gehe!" und stampfte wutschnaubend aus dem Lokal. Also mußte ich ihm am nächsten Vormittag meinen Vertrauensmann schicken: Hauptmann Kr. Statt nun einfach sich zu entschuldigen oder aber für seine Äußerung einzustehn, machte er allerhand Fisimatenten: er bedaure zwar, mich beleidigt zu haben, müsse es aber ablehnen, sich bei mir zu entschuldigen, denn er sei von Beck gereizt worden — (als ob er drum mich beleidigen dürfte). Ein Glück, daß ich einen aktiven Offizier (eben Kr.) als Zeugen hatte; wer weiß, wie die Sache sonst vermanscht worden wäre. Kr. riet mir, den Vorfall kurzerhand dem Ehrenrat zu unterbreiten, und schrieb selbst den Tatbericht. Der Vorsitzende des Ehrenrats, Landgerichtsrat Hauptmann Th. vom I. Bataillon, erstattete pflichtschuldigst Meldung an unsern Regimentskommandör, und nun wurde hin und her verhandelt; so hatte ich wenigstens einen Zeitvertreib, während

ich auf den Urlaub wartete. Major U. versuchte abermals Ausflüchte; er behauptete, auch ich (nicht blos Beck) habe ihn persönlich gekränkt, und wenn er sich entschuldigen solle, müßten wir es ebenfalls tun. Selbstverständlich wies ich das zurück, denn ich war mir (ebenso wie Beck) keiner kränkenden Absicht bewußt und hatte außerdem Zeugen zur Seite, daß ich rein sachlich und vollkommen ruhig über den allgemein empfundenen Mißstand im Baubetrieb gesprochen hatte. Ich bestand darauf, daß der Major sich bei mir zu entschuldigen habe, und daß dies auch den Zeugen des Vorfalls (außer Kr. noch zwei Herren) zur Kenntnis zu bringen sei. Schließlich mußte ich bei strömendem Regen mit meinem Humpelbein auf den Grenzkamm hinaufsteigen (unsre Kompanie war inzwischen dorthin gerückt) und tagsdarauf mit Beck vor dem Oberst antreten. Er hatte bei dem Major durchgesetzt, mir die gewünschte Ehrenerklärung (auch den Zeugen gegenüber) zu geben; wahrscheinlich wollte er verhüten, daß die Sache wieder, wie schon der frühere Skandal zwischen unserm Major und dem I. Bataillon, den höheren Stäben vorgelegt würde und das ganze Regiment in Verruf brächte. Im übrigen sprach uns der Oberst mit vornehmstem Takt sein unumwundenes Bedauern über die „herbe Verkennung“ unsrer guten Absichten aus, aber auch seine entschiedene Mißbilligung über die Äußerung dieser Absichten; es verstoße gegen die Disziplin, öffentlich einen Vorgesetzten zu kritisieren, sei es auch nur indirekt, und er müsse sich das für die Zukunft strengstens verbitten. Nun, dagegen ließ sich nichts sagen, und so zog ich denn mit meiner Ehrenerklärung als begossener Pudel ab; sogar mit Regimentsmusik, denn auf der Hegelau stieg grade ein solennes Nachmittagskonzert. Am nächsten Nachmittag kam auch endlich die gnädige Urlaubsbewilligung; ich packte schleunigst meine Siebensachen zusammen und nahm Abschied von Beck und Kr., denn natürlich ist mir die Lust vergangen, unter die Markircher Helden zurückzukehren. Schließlich bin ich doch nicht kriegsfreiwilliger Vaterlandsverteidiger geworden, um mich mit meinen 52 Jah-

ren von einem jüngeren Vorgesetzten für eine wohlgemeinte Bemerkung beschimpfen zu lassen und mir dann noch einen „Anschiß" zu holen. Es liegt mir fern, auf den Major deswegen einen Stein zu werfen; wir sind allesamt schuld daran, daß solche Mißverständnisse überhaupt vorkommen können. Bei diesem Vorfall zeigt sich im Kleinen, was ganz Deutschland im Großen schädigt: unser Mangel an Einmütigkeit in sachlichen Angelegenheiten. Daher die beschämende Tatsache, daß unsre Gegner an unsre Kraft nicht glauben, daß sie uns klein zu kriegen hoffen trotz all unsrer Augenblickserfolge. Eben weil wir uns kleinlich geberden! Überall Eigendünkel und Zwietracht aus persönlicher Streberei, Wichtigmacherei, Scheelsucht, Herrschsucht, Gewinnsucht. Bei allen Rädelsführern, rechts wie links, blökt unter dem blutrünstigen Löwenfell der Neid- und Streithammel hervor.*) Für dieses Deutschland bin ich nicht in den Krieg gegangen, das würde ich lieber gedemütigt sehen; allerdings nicht durch fremde Macht, aber durch unsre eigene Volkskraft. Es ist die bitterste Selbstüberwindung, für eine Sache weiterkämpfen zu müssen, deren menschlichen Unwert man zu spät erkannt hat; gemeinsame Sache mit Leuten zu machen, mit denen man eigentlich nichts gemein hat als den Steuerzettel und das Sprachwörterbuch. Aber schon während ich dies niederschreibe, sagt mir die Gewissensstimme: ist das nicht auch blos Eigendünkel?! Denn ich glaube doch immer noch an das geistig strebsame Deutschland, das für alle guten Ziele der Menschheit kämpft; nur darf man es nicht auf dem Erdboden suchen, es liegt leider erst in der Luft. Darum muß

---

*) Welche unerhörte Anmaßung war es z. B. gegen unser ganzes kämpfendes Volk, daß sich ein Haufen bärbeißiger Bierbankhelden „Vaterlandspartei" zu benamsen wagte! Und ein ähnlich taktloser Schwindel ist es, daß sich die früheren Nationalmiserabeln jetzt als „Deutsche Volkspartei" auflackiert haben. Das läuft auf dieselbe Verlogenheit hinaus, wie wenn gewisse antinationale Schwafelmichel an ihrem wohlbehüteten Schreibtisch behaupten, jede Granate, die einen „ausländischen Bruder" traf, habe sie brüderlich mitgetroffen.

eben jeder das seine tun, diesem guten Geist der Gemeinsamkeit leibhaftige Gestalt zu verschaffen. Aber tue ich das, wenn ich untertänigst für das gegenwärtige Deutschland kämpfe, für diesen Staat von Profit- und Karrieremachern, von genußsüchtigen Philistern und machtsüchtigen Barbaren? Mein Beruf ist doch, auf die geistige Zukunft der menschlichen Gesellschaft einzuwirken; kann ich das nicht besser an meinem Schreibtisch zu Hause, als auf dem sogenannten Feld der Ehre, wo ich entweder gehorsamst das Maul halten muß oder mir unnütz den Mund verbrenne? Aber was wird aus dem deutschen Geist, wenn die geistigen Wortführer nicht für Deutschland eintreten? Wie will er sich behaupten vor der feindlichen Welt, wie kann er in sich selbst erstarken, wenn unsereins die Flinte ins Korn wirft? —

7. Juli bis 2. September Erholungsurlaub; die ersten 5 Wochen in Bad Langenschwalbach, dann zu Hause. Aus meinen Skrupeln, ob ich wieder an die Front gehen solle, befreite mich ein überraschender Glücksfall: Berufung ins Hindenburgsche Hauptquartier. Es ist zwar keine der hohen Behörden von selbst auf diesen Einfall gekommen, sondern ich wurde für einen zufällig vakanten Posten (im „Buchprüfungsamt" des Stabes — was das ist, das weiß ich noch nicht —) auf Vorschlag meines alten Freundes Graf K—r angefordert; aber immerhin, ich empfand es als höhere Fügung. Schließlich ist es nicht meine, sondern Gottes Sache, was aus dem deutschen Geist einerseits und dem Menschengeist andrerseits werden soll — „der Geist wehet, wohin er will". Wer kümmert sich denn ernstlich um das geistige Leben? Unter zehntausend Menschen höchstens einer; das ist bei allen Völkern so. Und wenn man den Durchschnitt des Bildungspöbels in den sogenannten Kulturnationen vergleicht, dann schneidet Deutschland immer noch menschenwürdiger ab als die übrigen Großstaaten. Das mag ein natürliches Vorurteil sein, wie es auch der Franzose für Frankreich, der Engländer für England in Anspruch nimmt;

aber sollen wir Deutschen drum widernatürlich handeln und uns ins Mauseloch verkriechen? Der künftigen Menschheit wäre schlecht gedient, wenn das gegenwärtige Deutschland im Rat der Völker kein Machtwort mehr mitzusprechen hätte; denn wenn wir unsern Staatskörper durch fremde Macht vergewaltigen ließen, würde unser Volksgeist mit vergewaltigt, samt allen guten Gedanken und schönen Gefühlen, die jeder Einzelne für die Menschheit hegt. Wo sollen die geistig Schwachen den Mut hernehmen, wenn die Starken mißmutig werden? Also, wie Vater Hindenburg sagt: „durchhalten heißt siegen!" Oder, wie der olle Odysseus sagte: „Dulde nur, Herz, du hast schon Hundsgemeinres erduldet!"

Internationaler Soldatenchoral!

Kriegsgenossen, laßt uns beten:
Tod, dir weihn wir unsre Waffen,
unsre Trommeln und Trompeten,
auch den Sieg, den heiß erflehten!
Einst wird alles doch zertreten,
was die Völker jetzt erraffen.

Kriegsgenossen, laßt uns lachen:
all das sind nur Kinderspiele!
Mag die schöne Welt zerkrachen
samt den schönsten Siebensachen,
Gott wird viele schönre machen,
wunderviele, wunderviele.

Kriegsgenossen, laßt uns singen:
sei geheiligt, Graus auf Erden!
Höchstes kann der Mensch vollbringen,
Menschen können's niederringen;
denn der Himmel will uns zwingen,
daß wir freie Geister werden.

Litauen 1916

Kowno, 4. September bis 10. November. Die Berufung „ins Hindenburgsche Hauptquartier" hat sich als leere Kulisse enthüllt; Hindenburg und Ludendorff sind nicht mehr hier, seitdem sie die oberste Heeresleitung in ihre Hände genommen haben. Auch der Stab des neuen „Oberbefehlshabers Ost" hat nicht mehr seinen Hauptsitz hier, ist nach Brest-Litowsk verlegt; hier befindet sich nur eine Zweig-Abteilung, die unter dem Befehl des Oberquartiermeisters Generalmajors v. Ei. steht. Der General empfing mich sehr liebenswürdig, scheint auf schöngeistige Allüren zu halten; machte mir das Kompliment, seine Kinder hätten ihn zum „Fitzebutze" bekehrt, und wies einen Ordonnanzoffizier an, mir ein möglichst nettes Quartier zu besorgen. Das hatte aber nur zur Folge, daß ich eine ganze Woche lang von Pontius zu Pilatus rennen mußte, bis ich ein nicht gar zu verwahrlostes Hinterhäuschen auftrieb, wo vorher ein paar kleine Schauspielerinnen einquartiert waren (Tolstoistraße Nr. 1). Es gibt zwar viele leere Häuser hier, da von den etwa 90000 Einwohnern, die Kowno im Frieden hatte, blos noch 30000 dasind, aber wenig bewohnbare; die einigermaßen nett möblierten sind meist noch von den weggezogenen Offizieren des Stabes belegt, für den Fall daß sie wiederkommen sollten. Der militärische Verwaltungsapparat ist von einer grausigen Umständlichkeit, weil sich's jeder bei dem Schiebungsverfahren so bequem wie möglich zu machen sucht, wodurch es schließlich für alle Beteiligten immer unbequemer wird. Selbst einen Burschen bekam ich nicht gleich; er mußte erst von Königsberg her auf Stabsbefehl „in Marsch gesetzt"

werden, obgleich hier Leute genug herumlungern, die so gut wie nichts zu tun haben. Es sind zur Zeit etwa 1000 Soldaten hier und 200 Offiziere. Sonst von Krieg jetzt keine Spur mehr, abgesehen von den paar zerschossenen Vorstadthäusern. Der Russe hat unsrer Eroberung offenbar wenig widerstanden; es scheinen da „goldne Kugeln" mitgewirkt zu haben. Jetzt herrscht königlich preußischer Friedensbetrieb, unsre berühmte Scheuklappen-Ordnung. Blos mittags wird auf der „Wilhelmshöhe", einem Aussichtspunkt innerhalb des Festungsgürtels, täglich ein blinder Kanonenschuß abgegeben, zum Zeichen daß es Punkt 12 Uhr ist. Bei schlechtem Wetter spazieren die „Herren Kameraden" zum Teil in Gummigaloschen herum, wahrscheinlich geräuberten. Die Hungersnot drückt nur die ärmere Stadtbevölkerung, ganz besonders die jüdische, da sie wenig Beziehung zur Bauernschaft hat. Sonst kann man haben, was man will, nur daß alles ziemlich teuer ist. Wir dürfen sogar, auch die Mannschaften, Lebensmittel nach Hause schicken, von den Überschüssen aus unserm Proviantamt; das ist nicht blos amtlich erlaubt, sondern ausdrücklich als wünschenswert verfügt, und wird natürlich nach Kräften ausgenutzt.

Die innere Stadt wirkt im ganzen nicht viel anders als eine ostpreußische Provinzgarnison, blos daß es bei uns etwas sauberer und im Armeleutsviertel weniger baufällig aussieht. Aber landschaftlich liegt sie so sonderbar schön, daß man bald „allerliebst" bald „großartig" ausrufen möchte. Am Zusammenfluß des Njemen und der Wilija, in einem so ausgedehnten Talkessel, daß man ihn unten nicht als Tal empfindet; ringsherum bewaldete Anhöhen, aber in so weitem Kreis, daß man trotzdem freien Horizont fühlt. Auch die Hauptstraßen so breit angelegt, daß man den sprichwörtlichen russischen Himmel fortwährend um sich ausgespannt sieht; er wirkt in der Tat so mystisch weit, als ob er sich immer weiter wölbe und erst hinter dem Horizont auf die Erde stoße. Oben auf der Hochfläche große Wiesen mit alten Eichen und anderm Laubholz; unten die mächtige Flußgabel mit den

reizenden Türmen der Altstadt, deren Gruppierung immerfort wechselt, mag man auf den Höhenwegen oder den Uferstraßen gehen. Die Türme meist aus dem 18. Jahrhundert, sehr gefälliges schlichtes Barock, sodaß über den Fluß hin das Panorama mehr an Venedig und die Lagunen erinnert als an Moskau oder Petersburg (Hermann Struck hat es so gemalt, als Geschenk zu Hindenburgs 50jährigem Militärjubiläum). Besonders zierlich der weißgekalkte, mit roten Dachziegelborten gegliederte Rathausturm, dessen edler Aufbau noch mehr hervortrat, als ihm (Mitte Oktober) ein starker Sturm die aus Holz und Eisenblech gefertigte Spitze abbrach; etwa als wenn man einer schönen Dame den Reiherstutz von der Haarfrisur abknickt, dann steht sie erst recht als Schönheit da. Aber ein Bauwerk wie dieses könnte ebenso gut in Hessen oder Franken stehen, würde dorthin sogar besser passen. Auch sonst sieht man wenig Russentum, weder in den Schaufenstern noch auf dem Krammarkt; einheimischen Eigenwert haben nur die sehr geschmackvollen litauischen Webereien und Töpfereien. Es gibt zwar auch Heiligenbildchen, Münzketten, Broschen, Schmucknadeln u. dergl., aber blos entsetzlichen Schund; genau so konventionelle Fabrikwaare, wie es die byzantinische Kathedrale hier ist, mit der verglichen das Elefantenhaus im Berliner Zoologischen Garten oder mancher Lunapark-Pavillon noch als Kunstwerk gelten darf. Sie stammt aus den letzten Jahrzehnten her, wo man ganz Rußland mit solchen protzigen Kirchenbauten bepflasterte, um das zaristische Régime mit dem panslawistischen Heiligenschein zu verbrämen. Das wirkliche Rußland fängt erst in Wilna an, der Stadt der hundert Kirchen und tausend Bordelle, obgleich auch dort noch das litauische und polnische Wesen überwiegt.

Echt russisch im guten Sinne wirken hierorts blos die Holzhäuschen der Vororte, der sehr angenehme Bohlenbelag der Bürgersteige, ein Zeichen für den unerschöpflichen Waldreichtum des Landes, und die — Droschken: kleine Einspänner mit hohem Halsbügel und dünnem Riemengeschirr, das mit Messingplättchen beschlagen ist. Der Kutscher in langem

dunkelblauen Kittel, mit Leibgurt, Schaftstiefeln und niedrigem Zylinder aus schwarzem Wachstuch. Freilich ist er meistens ein Jude, außerdem auch im übeln Sinn russisch, d. h. schmutzig und schmierig zum Grausen, wie überhaupt das ganze untere Volk. Aber fahren tut er wie ein Gott, läßt sein wohlgepflegtes braunes Pferdchen mit allerlei liebreichen Zurufen (d. h. ohne viel Peitsche) im schnellsten Trab über das schauderhaft holprige Pflaster sausen, sodaß man fast in die knietiefen Rinnsteine fliegt. Sonst sieht man wenig von Volkstrachten, höchstens mal einen alten Juden im Kaftan (die jüngeren sind schon alle verwestlicht) oder einen barfußen Bauern in Lammfellmütze und Schafspelz (barfuß auch beim kältesten Wetter, und im Pelz auch bei warmer Sonne). Natürlich sind all diese dreckigen Kerle mit ihrem urigen Haar- und Bartwuchs das Entzücken unserer Maler, deren hier mehrere als Landsturmleute irgend ein Pöstchen beim Stab „bekleiden". Weniger malerisch ist die weibliche Einwohnerschaft, fast lauter kurzbeinige dicke Nudeln mit Stülpnasen und Wabbellippen; selbst die Jungfrauen sehen wie Ammen aus, deren Reize nicht mehr verführerisch sind. Struck behauptet zwar, es gebe ein paar reizende Jüdinnen; aber das sagt er wohl blos als Zionist, ich wenigstens habe keine entdeckt. Überhaupt kann ich die Rassen hier kaum unterscheiden, es sieht alles nach Mischpoche aus; die Juden wie Russen, die Russen wie Polacken, die Polacken wie Letten und umgekehrt. Blos die Litauer scheinen für reineren Schlag zu sorgen; man trifft da manchmal rührende Mädchengesichter wie an schwäbischen Dorfmadonnen, oder einen kühnen hellblonden Burschen wie eine friesische Siegfriedsgestalt. Anfangs hielt ich diese für heimliche Nachkommen der laut Gelübde keuschen Herren vom weiland Deutschen Ritterorden; der hatte in Kowno (litauisch Kaunas, deutsch einst Kauen) bis ins 15. Jahrhundert eine Hochburg, von der noch stattliche Trümmer stehen. Bald aber merkte ich, daß die Litauer (sehr im Unterschied von den Letten) ein mehr germanischer als slawischer Grenzstamm sind. Für ihre selb-

ständige Dauerkraft spricht auch die Tatsache, daß sie noch eine starke Volkskunst haben, vor allem ein wirklich noch lebendiges Volkslied, das sich nicht durch die Schule und Vereine, sondern im freien Verkehr fortpflanzt, nicht blos im überlieferten Wortlaut, sondern in steter Neudichtung oder wenigstens Ummodelung; in Wilna hörte ich Frauen am Webstuhl solche Variationen singen. Meist sind es rein idyllische Lieder, doch gibt es auch eine ganze Anzahl mit sozialem oder politischem Einschlag; in Prof. Nesselmanns wertvollem Quellenwerk „Littauische Volkslieder" (Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin 1853) fand ich z. B. ein drastisches Spottlied, das den bäurischen Freiheitswillen gegen die Feudalwirtschaft ausspielt. Es lautet in freier Übertragung:

Der Schandgast

1. Der Sperling machte
der Tochter Hochzeit,
Armleutchens Hochzeit,
lira ritamta.

2. Ein Roggenkörnchen,
draus backt er Brotchen,
Kleinleutchens Brotchen,
lira ritamta.

3. Ein Gerstenkörnchen,
draus braut er Bierchen,
Gutfreundchens Bierchen,
lira ritamta.

4. Er lud zu Gaste,
die Vögel alle,
die Vögel alle,
lira ritamta.

5. Allein der Uhu
ward nicht geladen,
der reiche Uhu,
lira ritamta.

6. Es kommt der Uhu
auch ungeladen,
auch ungeladen,
lira ritamta.

7. Der Sperling führte
zum Tanz den Uhu,
den gierigen Uhu,
lira ritamta.

8. Er trat den Uhu
stracks auf die Zehen,
habsüchtgen Zehen,
lira ritamta.

9. Er hackt dem Uhu
das eine Aug aus,
hartherzge Aug aus,
lira ritamta.

10. Der Uhu tanzte
auch blind und lahm noch,
feindseliger Uhu,
lira ritamta.

11. Er tanzte, bis man
ihn endlich abschob
vom Sperlingsnestchen,
lira ritamta.

12. Das Nest des Uhus,
ists nicht ein Gutshof?
großmächtiger Gutshof,
lira ritamta!

13. Des Uhus Söhne,
sinds nicht gar Junker?
hochmütge Junker,
lira ritamta!

14. Des Uhus Töchter,
sinds nicht Hoffräulein?
hoffährtge Fräulein,
lira ritamta!

15. Der Kopf des Uhus,
ists nicht ein Kochtopf?
ein dicker Kochtopf,
lira ritamta!

16. Des Uhus Augen,
sinds nicht Spundlöcher?
geizge Spundlöcher,
lira ritamta!

17. Des Uhus Zehen,
sinds nicht zwei Harken?
kratzbürstge Harken,
lira ritamta!

18. Und ist sein Schwanz nicht
ein alter Besen?
ein dreckiger Besen,
lira ritamta!

Leider fangen unsre Regierungsräte schon an, den Kunstsinn dieses schlichten Völkchens mit der Reklametrommel zu „organisieren". Das ist noch gefährlicher für die echte Volksbildung als die russische Unterdrückung, die zum stillen Widerstand reizte. Wenn sich erst der Geschäftsgeist mit behördlichem Antrieb auf die Bildungspflege wirft, geht die naive Kultur zum Teufel.

Überhaupt unsre Vielregiererei! Mein „Buchprüfungsamt" — daß Gott erbarm — hat sich als eine Unterabteilung der Zensurpolizei entpuppt. Ich hatte gehofft, man könne hier wenigstens für die Verbreitung guter Bücher sorgen; aber es handelt sich blos darum, die Einführung schlechter zu verhindern, und „schlecht" nicht von irgend einem pädagogischen, sondern vom militärisch-bürokratischen Gesichtspunkt aus. Und zu prüfen haben wir eigentlich garnichts; die Prüfung wird in Leipzig besorgt, von einem angeblich liberalen Kritikerstab. Wir kriegen blos Antragslisten von Buchhändlern, Verwaltungsstellen, Zollämtern usw. über die

einzuführenden Bücher; die haben wir dann, soweit sie noch nicht genehmigt sind, nach Leipzig zu melden, und erhalten von dort das Urteil, ob wir den Antragstellern Freigabe oder Verbot diktieren sollen (zwar mit einem „grundsätzlichen" Einspruchsrecht unsrerseits, auf das aber hier gewöhnlich verzichtet wird, um die Prüfung nicht noch mehr in die Länge zu ziehen). Außerdem sind hier die Listen zu buchen und die Korrespondenzen zu ordnen, sodaß man jederzeit den Vertrieb kontrolieren kann. Also nichts als Registraturlappalien, zu deren Bewältigung noch nicht einmal die Intelligenz eines Buchhandlungsgehilfen, sondern höchstens eines Kanzleisekretärs nötig wäre. Es ist ein ganz miserables Zeichen für den „Geist" unsrer Militärverwaltung, daß man damit 4 Offiziere beschäftigt. Ein leitender Offizier würde völlig genügen; alle Ausführungsarbeiten könnten die untersten Unteroffiziere und Burschen besorgen, und natürlich sind auch noch solche fast ein Dutzend angestellt. Es ist die richtige Zeitvertrödlungsmaschine, Druckpostendienst von oben bis unten.

Zum Glück sind die „Herren Kameraden" erträglich. Es wird hier nicht so wüst gezecht wie in Markirch, und die Unterhaltung ist daher etwas anmutiger. Die Offiziere sind durch die Amtsbeschäftigung zu abgespannt für viel Verkehr; die meisten haben 8 Stunden Bureaudienst, in manchen Verwaltungsstellen noch Überstunden, besonders in den wirtschaftlichen, wo wirklich viel gearbeitet wird, wenn auch allerlei Unnützes. Da ist man abends nicht aufgelegt zu starken Gelagen; es herrscht eine konziliante Bildungsphilisterei. In unserm Kasino (es gibt mehrere) wird nach Tisch gewöhnlich gekegelt, auf einer verdeckten Kegelbahn, und dann plaudert man oder musiziert. Neuerdings hat man sich sogar zu einem wöchentlichen Vortragsabend aufgeschwungen, nachdem ein Kreis von „intellektuellen" Landsturmleuten (meist Zionisten) mit gutem Beispiel vorangegangen war. Auch ein passables Theater gibt es, mit sittenstrengen Schauspielerinnen, unter Protektion einer Gräfin B., Schwester der kaiserlichen Schwiegertochter. Überhaupt sind die Sitten ziemlich behutsam;

„Dämchen" läßt die Aufsichtsbehörde nur unter Arbeitsvorwand zu, da der Bedarf schon zur Genüge durch einheimische Exemplare gedeckt ist. Um 11, spätestens 12 Uhr geht alles schlafen, wenn sich nicht in irgend einem Privatquartier ein engerer Kreis zusammenfindet; aber das geschieht ziemlich selten, da sich jeder vor neuen Verbindlichkeiten scheut. Mein nächster Vorgesetzter, Hauptmann K., im Zivilberuf Reichstagsbibliothekar, ist ein gemütlicher Trödelfritze; seinethalben könnte der ganze Zensurkram sofort als Makulatur verbrannt werden. Mein nächster Mitarbeiter, ein Train-Ltnt. Dr. Rößler, ist ein ungewöhnlich feingeistiger Mensch, studierte früher Geschichte und hat ein grundlegendes Werk über das mittelalterliche Rom geschrieben, wurde dann aus Passion Charakterschauspieler; verdankt seinen hiesigen Druckposten der Protektion unsers Generals, knirscht aber im stillen über die Tretmühlenarbeit. Überhaupt sitzt hier niemand im Amt, der diese ganze Buchprüferei nicht für einen haarsträubenden Unfug hält; auch mein dritter Mitarbeiter, Ltnt. O., ein sächsischer Fabrikdirektor, nur daß er grundsätzlich tut „was verlangt wird". Er ist die „Seele" unsrer Kanzleimaschine, typischer Industriekapitän, rassig nervöser Arbeitsmensch mit abgehetztem Habichtsgesicht, möchte am liebsten alles allein machen, weil ihm jeder Andre zu langsam macht; im übrigen ein nobler Charakter, der im Grunde unter seiner Ungeduld leidet, die hier garnicht am Platze ist. Sein militärisches Ideal ist Ludendorff, der Oberkalkulator des Großbetriebskrieges.

Auch sonst wird hier Ludendorff mehr bewundert, wenn auch weniger verehrt als Hindenburg; die Bewunderung ist kalt oder hitzig, die Verehrung von Herzen warm. In Hindenburg setzt man volles Vertrauen, in Ludendorff maßlose Hoffnungen. Jeder rühmt seinen scharfen Blick für den jeweiligen Richtungspunkt, auch auf Gebieten, die ihm eigentlich fern liegen. Freilich soll er die Richtung leicht wechseln, während Hindenburg bei der Stange bleibt; aber das lobt man als „gute Ehe". Offenbar ein glänzender Rechenmeister, der sich auf den einfachen Spürsinn seines urwüchsigen Amts-

genossen stützt, um sich vor Verrechnung zu hüten*). Mir scheint er bei alledem etwas Blender, weil er sich selber von Leuten blenden läßt, die den hellen Kopf zu markieren verstehn. Wenigstens ist es bei der Einrichtung unsers Zensurbetriebes so zugegangen. Die hat ihm ein Hauptmann B—au zugebogen, früher aktiver Offizier, dann Redaktör bei einer Ullstein-Zeitung, unter Beihilfe des Reserve-Rittmeisters und Engros-Buchhändlers Stilke, der die Wilnaer Zensurstelle deichselt, und mit ähnlichen Kapazitäten zusammen. Dieser Herr B—au ist mein nächstnächster Vorgesetzter, Leiter der hiesigen Presse-Abteilung, die das Buchprüfungsamt überwacht. Er ist der geborene Polizei-Inspektor, hat die Allüren der Tüchtigkeit, versteht seine Untergebnen „heranzukriegen", kühl bis zum glatten Scheitel hinan, nett aus Schlauheit, aber ein ehrlicher Egoist, daher trotz seiner Gewandtheit kein Schleicher, und wenn man sich auf den Dienstfuß zu ihm stellt, läßt sich ganz gut mit ihm auskommen. Wer das freilich nicht versteht, wie z. B. Herbert Eulenberg oder gar der köstliche Magnus Zeller, den zwiebelt er mit bestem Gewissen. Denn er ist politisch liberal, hat also einen natürlichen Abscheu gegen jegliche Freigeisterei, außerdem noch als Journalist ein berufliches Mißtrauen gegen die Kunst; wir nennen ihn unter uns „den Argus". Zum Glück wird sein Einfluß nach oben hin etwas abgedämmt durch seinen Vertreter, den aktiven Oberltnt. Fr. Das ist ein ganz bezauberndes Kerlchen, Jugendfreund von Eulenberg; flott, klug, graziös, musikalisch und von leuchtender Herzensgüte, ein Leutnant nach Liliencrons Ideal. Wurde zum Stab wegen einer Kopfverwundung versetzt, von der er graues Haar bekommen hat, was seltsam absticht von seinem jungen Gesicht mit den blauen Augen und dunklem Lippenbärtchen. Seiner Fürsorge ist es vornehmlich zu danken, daß die Kownoer Zensurstelle ein Unterschlupf für einige Künstler von Zukunftswert wurde

*) Daß er später doch in die Brüche geriet, ist wohl darauf zurückzuführen, daß er sich allzu selbstherrlich in die politische Mathemathik verstieg.

(neuerdings auch für Schmidt-Rottluff). Auch Eulenberg hat er aus den Chikanen der Kommißtyrannei gerettet. Dieser romantische Poet wurde nämlich hierher kommandiert, um diplomatische Feuilletons zu schreiben, die das Publikum des Bezirks Ober-Ost für das Deutschtum gewinnen sollen, und nun wollte ihn unser „Argus" in die Kanzlei-Kandare nehmen, weil die Garnison, wo er gedrillt worden war, den hiesigen Stab vor ihm gewarnt hatte: er sei ein schlechter Patriot, habe dem Bund „Neues Vaterland" angehört, einem internationalen Verein mit humaner Tendenz, in dem viele angesehene Ausländer sitzen. Oberltnt. Fr. legte den Schandwisch, dem auch die Mitgliederliste des Bundes beigefügt war, mit gebührender Geste Ludendorff vor, worauf dieser einfach an den Rand schrieb: „Der Mann befand sich in sehr guter Gesellschaft!" Damit war der Landsturmmann Eulenberg vor aller weiteren Schleiferei geschützt; er wurde vom Kanzleidienst befreit, bekam ein besonderes Quartier und darf dort nach Laune seine Feuilletons schreiben, wenn er nicht grade auf „Dienstreisen" ist, um Land und Leute kennen zu lernen.

Ich verkrachte mich mit dem Herrn Argus schon nach etwa 14 Tagen. Denn was wir hier machen, ist unverantwortlich, eine schändliche Sünde gegen den deutschen Geist. Wir stoßen die gebildete Bevölkerung noch ärger vor den Kopf als im Elsaß; grade die Leute, die unter russischer Herrschaft hier das Deutschtum pflegten, Buchhändler, Lehrer, Pfarrer, Rechtsanwälte, kurz alle bildungsbedürftigen Kreise, die bringen wir planmäßig gegen uns auf mit nichtsnutzigen Amtsmaßregeln. Es ist kaum glaublich, was für Scherereien (Eingaben, Antragslisten, Stempelgebühren, Zollaufsicht, Gendarmenkontrolle) jeder auszustehen hat, der ein paar Bücher einführen möchte. Und wenn der Zweck noch erreicht würde! Man will politische und militärische Quertreibereien verhüten, aber die Zensurvorschriften sind in Nebensachen so gründlich verzwickt und dabei so ungründlich in der Hauptsache, daß grade die Hehler und Halunken hundert Maschen zum Durchschlüpfen finden, während die ehrlichen

Leute verängstigt im Netz zappeln. Keine einzige Bestimmung, die das Unkraut an der Wurzel packt (wir dürfen nicht direkt mit Verlegern verhandeln, blos mit den einzelnen Sortimentern, Bücherbestellern usw.) — lauter Beschneidungen des Zweigverkehrs, die natürlich massenhaft Handhaben zu willkürlichen Zwackereien einerseits, spitzfindigen Umgehungen andrerseits bieten. Obendrein gibt's bei keiner Verwaltungsstelle richtige Unabhängigkeit; jede wird von mehreren anderen mitregiert (unser Prüfungsamt ist z. B. außer an die Presse-Abteilung auch noch an die Kirchen- und Schul-Abteilung und die Landkarten-Abteilung gebunden) — und weil niemand die volle Verantwortung hat, scheut sich jeder vor der Verantwortlichkeit. So kommt es, daß die unteren Stellen möglichst rücksichtslos nach der Schablone verfahren, um nur ja nicht von den oberen auf die „Kompetenz" hin zur Rede gestellt und in neuen Aktenkram verwickelt zu werden. Es würde auch nichts dabei herauskommen, wenn man das mal riskieren wollte; denn selbst der Papst ist nicht so unfehlbar wie ein preußischer Regierungsrat. Ich habe mich schon manchmal gefragt, ob nicht in unserm Staatsbetrieb allerlei heimliche Nihilisten oder Anarchisten sitzen, die unter der Maske pflichtstrenger Scharfmacherei die Maschine absichtlich so überheizen, daß eines Tages der Kessel bersten muß; auch unter aktiven Offizieren sind mir solche Charaktere mehrmals begegnet. Jedenfalls könnte kein Revolutionsrabulist besser für die Diskreditierung der „bestehenden Verhältnisse" sorgen als mancher hochkonservative Vaterlandsretter.

Natürlich hat bei solchem Betrieb jeder uniformierte Wichtigtuer tausendfache Gelegenheit, sich als Machthaber aufzuspielen; und den meisten Menschen macht's ja Spaß, ihresgleichen an der Strippe tanzen zu lassen. Wieviel stille Wut und Widerspenstigkeit wird hier künstlich herangezüchtet, grade bei der besseren Einwohnerschaft! Und das niedere Volk wird geistig noch schlimmer geschurigelt, weil man es grundsätzlich verwirren will, um nachher im Trüben zu fischen. In unserm Gebiet poussiert man die Litauer und brüskiert

die Polen und Russen, weil man jene später einheimsen, diese dagegen herausgraulen möchte (im Gouvernement Warschau ist's umgekehrt); zugleich aber will man beide zum Deutschtum drillen, durch die Zwangsmittel der Kirche und Schule, d. h. in Wahrheit der Polizei. Deshalb soll z. B. aus allen Andachts- und Lehrbüchern nicht blos alles ausgemerzt werden, was an die russische Herrschaft erinnert, sondern auch jedes kleinste Gedichtchen oder sonstige Lesestück, das den polnischen Unabhängigkeitswillen stärken, den litauischen wecken könnte. Das sind also Äußerungen des Volksgeistes, die ursprünglich gegen den russischen Despotismus gerichtet waren, aber trotzdem von der russischen Zensur achselzuckend geduldet wurden; und nun will die deutsche Zensur sie unterdrücken, weil sie vielleicht von schlauen Hetzern gegen Deutschland ausgemünzt werden könnten. Es ist wirklich zum Aufsässigwerden, was da auf den Index gesetzt wird; ich wollte, wir hätten in unsern deutschen Fibeln so herrliche Lesestücke für die Jugend, wie man sie hier vernichten will, so innig fromme und schlicht erhabene Denkzeichen des Volksgefühls. Sogar z. B. ein harmloses Heimatslied, das die Treue des Sperlings zu seinem Dörfchen besingt, hält unsre Schulverwaltung für staatsgefährlich; desgleichen das berühmte Gedicht von Mickiewicz (er hat lange hier in Kowno gelebt) über den Zusammenfluß des Njemen mit der Wilija (symbolisch für die Vermählung Litauens mit Polen) — oder eine alte polnische Sage, die unsrer Barbarossa-Sage entspricht. Diese Kanzleiseelen bilden sich tatsächlich ein, sie könnten dem Volk mit Aktenbündeln den Mund verstopfen. Wenn sie wenigstens noch die Courage hätten, ein durchgreifendes Verbot auszusprechen und alle alten Lesebücher durch ein neues zu ersetzen; das wäre grausam, doch immerhin wirksam. Aber man riskiert eben nicht, sich schon auf die Dauer hier einzurichten; man stümpert mit Interimsparagraphen herum, blos damit das Beamtentum den Daumen auf alles drücken kann. Man verschandelt die einzelnen Bücher, die von den Buchhändlern usw. zur Prüfung eingereicht werden müssen,

schneidet die bedenklichen Stellen unter polizeilicher Aufsicht heraus oder tilgt sie mit geschwärzten Platten, und da sich alldas selbstverständlich nicht auf einen Schlag durchführen läßt, werden inzwischen die ungeprüften Exemplare unter der Hand doch weiter verbreitet oder als Agitationsmaterial für später um die Ecke gebracht; und die Bücher, die bereits im Besitz des Publikums sind, kann man ja garnicht mehr belangen. Die Buchhändler müssen lange Listen über ihre Lagerbestände einreichen, eine außerordentlich mühsame Arbeit, deren Zwecklosigkeit auf der Hand liegt; denn gründlich prüfen kann kein Beamter diese Riesenstöße von Büchertiteln, und wer wirklich gefährliche Schriften führt, wird sie nicht auf die Liste setzen, wird sie überhaupt nicht bei sich lagern lassen, sondern in irgend einem unverdächtigen Keller.

So vertreibt man den russischen Teufel mit dem preußischen Beelzebub und macht überall böses Blut, ohne durchzudringen mit der Fuchtel. Man schlägt mit Keulen nach fremden Flöhen und läßt dabei die eigenen Wanzen sich mästen. Denn abgesehen von den Durchstechereien, die der fremde Widerstand mit sich bringt, gibt es noch allerhand selbstverfügte, die durch Konnexionen erschlichen werden, z. B. die Bevorrechtung der Stilke'schen Feldbuchhandlungen und ihre Bevorzugung der Ullstein-Romane*). Kein Wunder, daß sich die deutsche Verwaltung nicht blos um alle Sympathieen gebracht hat, die man ihr anfangs entgegentrug, sondern auch noch um den Respekt. Und das deutsche Heer hat da gründlich mitgeholfen, nach allem was unsre Offiziere abends im Kasino erzählen. Unsre Kolonnen haben hier genau so gehaust wie die Kosacken in Ostpreußen, besonders auf dem flachen Land; man findet zwar weniger Spuren davon, aber da die russischen Bauernhäuser fast durchweg aus Holz gebaut sind, bleibt eben nicht mehr viel zu sehen, wenn eine Ortschaft niedergebrannt ist. Doch die schlimmste Spur, die wir hinterlassen,

*) Hans v. Weber hat das im „Zwiebelfisch" nach Gebühr an den Pranger gestellt.

ist die, daß der gebildete Mann jetzt sagt: „die russische Knute tat manchmal weh, die preußische Fuchtel immerfort" — und eine alte Frau aus dem Volk zeigte neulich einem Offizier, dessen Zimmer sie besorgt, ein von der Zensur verstümmeltes Gebetbuch und klagte: „die Russen sind ja Mörder und Diebe, aber unsern Glauben wollten sie doch nicht stehlen." Ich habe noch keinen unsrer Herren gesprochen, der nicht in ernsthafter Unterhaltung die verdrehte Zweckwidrigkeit unsrer Verwaltungsmaßregeln eingestände; dabei macht jeder den Irrsinn mit, weil man sich eben rettungslos in die Aktenmaschine eingeklemmt fühlt. Der einzige Zweck all der Faxen ist offenbar der, daß die fremde Bevölkerung — genau wie unser Volk zu Hause — das Regiertwerden lernen soll. Wenn man das Heidengeld, das dafür verplempert wird, einfach auf die Straße streute, würden sich die Leute noch folgsamer bücken. Allein die Kownoer Zensurstelle kostet jährlich etwa 75 000 Mark, blos um ein paar harmlosen Weltverbesserern (denn die wirklich staatsgefährlichen sind mit diesem plumpen System nicht zu fassen) etwas mehr Grund für ihre Mission zu geben. „Mahle, Mühle, mahle!" —

Nachdem ich alldas eine Zeitlang in mich hineingefressen hatte, schmiß ich eines Abends im Kasino dem kühlen Herrn Argus meinen Grimm ins Gesicht. Er erwiderte zunächst kein Wort, ließ mich am andern Vormittag antreten, in Gegenwart unsers Hauptmanns K., benahm sich „tadellos korrekt", behandelte den Vorfall „rein sachlich", setzte mir ruhig auseinander, er sei selber nicht mit allen Punkten der Prüfungsverordnung einverstanden, aber sie solle nun einmal ausgeführt werden, und als Vorgesetzter müsse er sich solche erregte Kritik verbitten, zumal in außerdienstlichem Kreise; wenn ich Besserungsvorschläge machen wolle, möge ich sie zu Papier bringen und auf dem üblichen Wege einreichen. Nachher war er wieder äußerst nett und hat mir überhaupt gefallen mit seiner zugeknöpften Glacé-Miene; wahrscheinlich hätte ich mich an seiner Stelle ebenso vorschriftsmäßig benommen. Nun, ich habe dann in der Tat

eine ausführliche Eingabe aufgesetzt, die gröbsten Mißstände dargelegt und Abhilfsmittel vorgeschlagen, besonders da mich auch unser General, bei dem ich einmal Abendgast war, im Tischgespräch dazu angeregt hatte. Ich mache mir aber wenig Hoffnung, daß ich etwas ausrichten werde; hat doch auch schon Professor Clemen, der die Mitauer Zensurstelle leitet, mit seinen zahlreichen Eingaben und Klagebriefen nichts erreicht, als daß er sich mißliebig machte. Wesentliches läßt sich eben an dem ganzen Klumpatsch nicht ändern, weil der widerhaarige Rattenkönig der Kanzleizöpfe dahinter steckt; totschlagen kann man den ja nie. Ich habe manchmal graueste Sorge, wie das im künftigen Deutschland werden soll; selbst wenn endlich unsre Volksvertretung das autokratische Régime abschüttelt, sehe ich wenig Besserungsmöglichkeit für den allgemeinen Verwaltungsbetrieb. Denn je mehr sich das öffentliche Leben in sozialistischer Richtung entwickelt, umso mehr Beamte werden nötig, also umso bürokratischer wird der Betrieb. Aus sich selbst heraus kann er sich nicht veredeln, denn er muß sich immer auf unsre berühmte Organisationsmethode stützen, und das bedeutet letzten Endes den Triumph der Mittelmäßigkeit; ob sich die vor einem Popanz von Gottes Gnaden oder irgend einem Parteigötzen duckt, ist für die Menschenwürde Flunker wie Flitter. Jegliche Organisation, die materielle Machtzwecke hat, kann nur mit der Durchschnittsfähigkeit rechnen. Aus dieser und aus dem Unterdurchschnitt schlägt sie freilich alles heraus, was die Masse irgend zu leisten vermag, aber jede das Mittelmaß übersteigende Fähigkeit (und die ist doch, in abgestufter Steigung, einem Drittel der Volksmasse zuzusprechen) fällt größtenteils ungenutzt unter den Tisch; denn soweit sie sich eben nicht dem beschränkten Machtzweck des Betriebes fügt, wird sie sofort als unbequem lahmgelegt.

Einzig die Organisation auf ideelle Zwecke hin kann da läuternden Einfluß üben, also der ganze Machtbereich unsrer Erziehungs- und Bildungs-Anstalten, von der untersten Schullehrerin bis zum obersten Kirchenrat, von der Kinderstube bis

zum Vereinssaal. Und da ergibt sich die zwingende Folgerung: je sozialer unser Wirtschaftsleben, je demokratischer unser Staatswesen wird, umso individualer muß die Erziehung, umso aristokratischer die Bildung werden, selbst der elementarste Volksunterricht*). Nur dadurch läßt sich auf die Dauer dem subalternen Geist vorbeugen, der den materiellen Organisationen mit ihrem naturnotwendigen Zuschnitt auf die Ausnutzung der Durchschnittskräfte unvermeidlich anhaftet. Nur dadurch lassen sich rechtzeitig die hervorragendsten Begabungen auslesen und dann den passenden Berufsstellen zuführen. Es handelt sich hier nicht um den Rangstreit zwischen der sogenannten humanistischen und der realistischen Schulbildung. Volksbildung bedeutet allein das Streben, die verschiedenen menschlichen Fähigkeiten gleichmäßig zur höchsten Entfaltung zu bringen, die theoretischen wie die praktischen; der Kampf um das Gleichgewicht zwischen Theorie und Praxis bestimmt ja den Verlauf der Kultur. Verbesserungsbedürftig ist nicht so sehr irgend ein einzelnes Schulsystem, als vielmehr unser ganzes Schulungsprinzip; es war dogmatisch versteift auf den Schüler ohne entschiedene Fähigkeit, auf den bequemen „Normalschüler", der zu nichts besonders begabt, aber zu allem gelehrig sein soll, und den es in Wirklichkeit kaum je gibt. Die Folge war, daß den Schulkindern, die nicht hervorragend eigensinnig waren, durch die Normalschablone des Unterrichts, in die sie viel zu lange gepreßt blieben, alle Spezialqualitäten weggedrillt wurden. Aufhelfen könnte zunächst wohl die Einheitsschule, wenn sie längstens bis zum elften Jahr sich erstreckte, nur die elementarsten Lehrfächer enthielte und sämtliche Volksschichten umfaßte; dann aber ein vielgegliedertes und mannigfach abgestuftes System theoretischer und praktischer Fortbildungsschulen, das jeden Schüler jedes Standes nach Art und Umfang seiner Intressen für einen bestimmten Berufskreis er-

*) Gute Grundlagen daraufhin bieten die Programme G. Wyneckens, Joh. Langermanns, der Dürerschule und anderer Landerziehungsheime.

zöge, bis zu den verschiedenen Hochschulen hin. An diesen hat sich die Sonderung der Bildungsgebiete ja fast schon vollzogen, und auch an den Volksschulen gibt es schon Ansätze zur Auslese der Tüchtigsten; es tut nur durchgreifende Ausgestaltung durch sämtliche Stufen des Unterrichts not, besonders an den höheren Mittelschulen. Die selbstverständliche Voraussetzung wäre freilich eine gewaltige Vermehrung der Lehrerschaft, damit der Lehrer nicht mehr Klassenheerden von 20 bis 50 Schülern zu gängeln hat, die er garnicht imstande ist auf Eigenart hin auszubilden; und ebenso selbstverständlich müßte jeglicher Schulbesuch unentgeltlich sein, um die Bevorzugung wohlhabender Schafsköpfe menschenmöglichst zu verhüten. Aber die großen Mehrkosten und entsprechenden Steuerlasten würden sich reichlich lohnen durch den geistigen Schwung, der dann alle Betriebe des wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Lebens beflügeln könnte.

Vor allem würde endlich bei solcher Erziehung das oberflächliche Lobgeschwätz auf unsre „allgemeine Bildung" verdunsten, die immer direktionsloser auf allgemeine Ver-bildung hinauslief. Grade das wahrhafte Bildungsbedürfnis, das sich von fester Grundlage aus einen umfassenden Überblick schaffen will, das läßt sich eben nicht andrillen, durch kein Normal- noch Spezial-System; es eignet nur begabten Persönlichkeiten, die unablässig aus freiem Antrieb ihre Intressensphäre erweitern. Jene vielfräßige Kenntnismenge, auf die besonders unser Prüfungsbetrieb vorschriftsmäßigen Wert legte, hat nichts weiter gezüchtet als die Einbildung, über alles mitreden zu können, die anmaßliche Bescheidwisserei, die jeden Bildungsbrocken neugierig aufschnappt, aber keinen richtig verdaut*). So kommt es, daß unser geistiger Mittelstand — teils in fauler Genußsucht, teils gar in schnöder Spottsucht — den Kraftstrom der schaffenden Ober-

*) Das blamabelste Beispiel dafür sind die lächerlich stupiden Phrasen, die in unsern Parlamenten von Zeit zu Zeit über neuere Kunst und Dichtung laut wurden; desgleichen die Urteile unsrer Gerichtshöfe über künstlerische Unsittlichkeit.

schicht, statt ihn an die Unterschicht weiterzuleiten, wirkungslos versickern läßt, wie die brüchig gewordene Kautschukhülle einer elektrischen Anlage. So kommt es auch, daß in unsern Ämtern ganz wohlgemeinte Anordnungen mancher behördlichen Oberstellen immer übler ausgeführt werden, je weiter sie nach unten gelangen; die dünkelhafte Knechtschaffenheit ist eben Mitgift jeder Erziehung, die der Mittelmäßigkeit Vorschub leistet. Sie hat den „Amtscharakter" erzeugt, der aus Deutschland ein Zuchthaus machen möchte. Das schnöde Gesinnungs-Lakaientum, das unsre öffentliche Meinung beherrscht, stammt ebenfalls aus dieser Schule; und auf der linken Seite unsrer Parteiorgane steht es fast noch krasser als rechts in Flor. Einen recht komischen Beweis dafür haben mir unlängst mehrere große „liberale" Redaktionen geliefert, denen ich einige Gedichte über den Wahnwitz des Krieges (z. B. auch das auf Seite 281 dieses Tagebuches mitgeteilte) zur Veröffentlichung anbot; aus Angst vor der Militärzensur lehnten sie ab, obenan die „demokratische" Frankfurter Zeitung, und bald nachher gab mir ein Generalkommando — ohne jede Beanstandung — dieselben Gedichte zur Drucklegung frei*). Alldas kann langsam erst anders werden, wenn

---

*) Auch folgenden Theaterprolog, den ich für die Gold- und Juwelen-Sammlung geschrieben hatte, hat mir später die *sehr* „liberale" Zentralstelle für die Presse abgelehnt:

Seht ihr sie sitzen? seht — da — da — da —:
o nein, sie sitzen nicht, sie thronen:
Herr und Frau Kriegsgewinner in voller Glorie!
Er: die dicke goldene Doppel-Uhrkette
um die fettgepolsterten Wurstfinger schlingend,
und das noch fettere Doppelkinn
an den noch dickern Briljant-Hemdknopf schmiegend.
Sie: den gleichfalls doppelten Volldampfbusen
mit ähnlichen dicken Sachen bedeckt,
die andere Sterbliche jetzt entweder
zur Sammelstelle für Goldschundwaaren
und Juwelenschandstücke tragen
oder schamhaft im Kassenschrank verbergen.
Aber Kriegsgewinners sind höchst erhaben

der sozialpolitische Befreiungskampf, der sich jetzt endlich bei uns anbahnt, eine neue pädagogische Richtung einschlägt. Es gilt Disziplin der Menschenseele zu schaffen, statt der beschränkten Untertanenverstandes-Dressur! Drillung zu Handlangerdiensten ist Irrsinn, wenn sie Selbstzweck wird statt Mittel zum Zweck. Das Mittel zwingt uns die leibliche Notdurft auf; kein Mensch kann ohne Dienstbarkeit leben. Höchster seelischer Zweck aber ist: ich diene dem göttlichen Beruf, mich als Herr der Welt zu fühlen, und jeder Mensch hat diesen Beruf! Es gilt ein neues Herrentum auszubilden, dessen Korpsgeist sich gleichermaßen auf Mitgefühl wie auf Selbstgefühl gründet, oder mit Einem Wort: auf Taktgefühl! Das vor allem tut uns not, denn die deutsche Taktlosigkeit

---

über solche gewöhnlichen Anstandsgefühle;
fehlt ihm blos noch ein allerhöchster Orden,
ihr eine dito Verdienstmedallje,
die sie aber fraglos auch bald erschwingen werden,
denn sie sind ja nicht blos Käseschieber,
Zuckerschmuggler, Kornwucherer
und Fleischkonserven-Aktionäre,
sie fabrizieren auch schwere Granaten,
Fliegerbomben und sonstige
patriotische Rettungsapparate,
die aus Menschenknochen und Menschenfleisch
blutigen Brei mit Lehmdrecktunke bereiten.
In diesem erhebenden Bewußtsein
werden sie nach der Theatervorstellung
bei einer Ochsenzunge mit Champignons
und einem wohltemperierten Glas Chambertin
— zur Zeit fünfundfünfzig M die Flasche —
laut unsre „feldgrauen Helden" preisen,
die sich da draußen jahraus jahrein
für sechzig Pfennig pro Tag zuschanden schinden,
damit Kriegsgewinners daheim im Genuß
ihrer Menschenwürde schwelgen können
und im stillen denken: die armen Esel! —
Ihr aber, ihr Andern, die ihr sicher
jetzt mit dem Bibelwort euch tröstet:
Gottlob, daß wir nicht sind wie diese —
geht hin, beweist es durch die Tat! — —

brüllt gen Himmel, wie ein Hornvieh im Löwenfell. Selbst Leute, die im engeren Kreise ganz erträgliche Weltbürger sind: sobald sie vors breitere Publikum treten, glauben sie den Bramarbas mimen zu müssen. Haben wir diese beliebte „rauhe Schale" uns erst mal glücklich abgezogen, dann enthüllt sich der „gute Kern" von selbst. Dann wird unser Volk auch endlich reif sein, im Völkerverkehr ein Wort mitzureden, das uns die Teilnahme an der Weltherrschaft sichert. Dann werden wir nicht mehr, wie jetzt in Litauen und den andern besetzten Gebieten, mit bestem Gewissen Tapereien begehen, die der schlechteste englische Konstabler aus guten Gründen für unfair hält.

Meine Eingabe ist natürlich erfolglos geblieben, da sie den „Dienstweg" gehen mußte. Der Argus hat sie von Anfang bis Ende mit kritischen Randglossen bedeckt, die sich an allerlei Nebensachen klammerten und es der obersten Instanz bequem machten, ihr Augenmerk von der Hauptsache ablenken zu lassen. Zur mündlichen Erörterung hat man mich garnicht zugezogen; der Argus gab mir das durchgefallene Schriftstück mit verbindlichstem Lächeln zurück. Also die eingesessenen Buchhändler nebst dem zugehörigen Publikum werden nach wie vor drangsaliert, und Stilke und Ullstein florieren weiter. Um nicht noch länger als Handlanger solcher Schwei—gepflicht zu dienen, habe ich meine Versetzung beantragt, mit der ausdrücklichen Begründung, daß sich meine kulturpolitischen Ansichten mit den mir obliegenden Amtsgeschäften nicht vertragen. Ich muß es der Militärbehörde immerhin hoch anrechnen, daß sie wenigstens dieses Gesuch ohne weiteres bewilligt hat. Zum 15. November wurde ich in mein altes Ersatz-Bataillon (Inf.-Rgt. 31) zurückversetzt.

Ausgang

Beim Ersatzbatallion in Altona tat ich einige Monate Kasernendienst, wurde bei der nächsten ärztlichen Musterung als kriegsbeschädigt zu dauerndem Garnisondienst zurückgestellt und dann in der Hamburger Nebenabteilung des stellv. Generalkommandos (IX. A.-K.) beschäftigt. Hier hatte ich Gefechts- und andere Front-Berichte für die spätere Kriegsgeschichtsschreibung zu sichten; eine recht aufschlußreiche Arbeit, da der Leiter dieser Sammelstelle, Prof. Dr. Lorenz, in seinen Instruktionszirkularen an die berichtenden Soldaten (Mannschaften wie Offiziere) stets darauf drang, in keiner Hinsicht ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Durch die vielen Tausende von Berichten, die ich auf Brauchbarkeit hin zu prüfen hatte, wurde mir wieder meine im Felde oft gemachte Erfahrung bestätigt, wie wenig die sogenannte höhere Schulbildung zur Entwicklung der selbständigen Urteilskraft beiträgt. Gleiche Darstellungsgabe vorausgesetzt, die ja eine natürliche Mitgift ist, schilderten die Berichterstatter mit Volksschulbildung ihre Beobachtungen nicht blos ebenso gut, sondern oft sogar besser als die höher gebildeten, umsichtiger wie anschaulicher; besonders die Berichte der Reserve-Offiziere oder Offiziers-Aspiranten zeigten in der Regel sehr deutlich, wie die Schablone des vorschriftsmäßigen Denkens Inhalt und Form beeinträchtigt. Wenn etwas Wahres an dem Witzwort ist, der preußische Volksschullehrer habe bei Sadowa gesiegt, dann müssen wir uns heute sagen: der deutsche Oberlehrer hat den Weltkrieg verloren.

Gegen Ende des Krieges, nachdem sich herausgestellt hatte,

daß unsre Friedensbettelei trotz der angebahnten Demokratisierung unsers Regierungsapparates die Entente nur noch frecher machte, ersuchte ich mein Generalkommando wieder um Versetzung zur Front. Zugleich versandte ich folgenden Aufruf an die größeren Zeitungen aller Parteien:

Einzige Rettung!

Es geht ums Letzte. Wir hoffen immer noch, daß der Feind unsern guten Willen würdigen wird; treibt er uns aber zum Verzweiflungskampf, dann tut gründliche Musterung not. An der Front dürfen nur noch Männer stehn, die in der Tat lieber sterben wollen als einen schmachvollen Frieden erleben. Es sind zu viele draußen, die widerwillig kämpfen. Man stelle ihnen frei, zurückzugehn; hinter der Front gibt's Arbeit genug für jeden. Man sehe niemand scheel darum an; mancher von ihnen hat gute Gründe. Wer aber schlechte Gründe hat, gehört erst recht nicht auf einen Posten, wo nur der Opfermut des Ehrgefühls noch den Ausschlag zu geben vermag. Die Zeit ist vorbei, wo man den Schützengraben zur Strafanstalt erniedrigen durfte. Man wende nicht ein, dann werde die Front schon nach acht Tagen zu schwach besetzt sein; hundert mutige Männer sind stärker allein, als mit tausend Memmen zusammen. Die oberste Heeresleitung vertraue dem Volk! Sie lasse einen Befehl ergehen, dessen Wortlaut es jedem Regiment als höchste Freiheitspflicht ans Herz legt, im Handumdrehn die Spreu vom Weizen zu sondern, notabene auch unter den Offizieren, einfach durch Selbstmeldung der Erschöpften oder sonstwie Unlustigen; und ebenso in den Ersatz-Batallionen. Sie rufe durch einen zweiten Befehl jeden deutschen Mann zur Waffe, der in der Heimat, in der Etappe oder in den besetzten Gebieten sich für den Kampf in vorderster Linie bereit fühlt, gleichviel welchen Alters und welcher Gesundheit, einerlei ob im Waffengebrauch schon ausgebildet oder nicht. Der schwächste Körper hat Wunderkraft, wenn ihn ein edler Wille beseelt; und in vier Wochen kann jeder die Handgriffe lernen, die zur Verteidigung unsrer Volksehre und Menschenwürde jetzt nötig

sind. Doch man beweise dem einfachen Mann, daß wir nun endlich, endlich in Wahrheit ein „einig Volk von Brüdern“ sein wollen! Jeder Offizier entrichte fortan die Hälfte seines Gehalts dem Gemeinwesen, verzichte auf besondere Küche, verschenke seinen Überfluß an Genußmitteln und Kleidungsstücken, entsage jeglichem Standesdünkel, kurz: sei in jedem Betracht Kamerad der ihm anvertrauten Kampfgenossen. Dann wird die Front stark genug besetzt sein, daß sich ein deutsches Maschinengewehr mit zehn feindlichen Minenwerfern, eine Kanone mit zehn Tanks messen kann; dann wird auch hinter der Front der Mißmut verschwinden, der nur zu sehr begründet war. Wenn aber nicht, wenn wirklich Deutschland durch unsern geistverlassenen Großmachtsbetrieb so in Grund und Boden verwirtschaftet ist, daß die große Mehrzahl seiner Mannschaft lieber ein würdeloses Leben als einen würdigen Tod erwählt, dann wissen wir wenigstens Bescheid. Dann ist es menschlicher, daß sich die kleine Schaar der immer noch Opferwilligen für die Arbeit an der Zukunft aufspart, als daß sie vollends verblutet unter der Übermacht ausländischer Unverschämtheit und einheimischer Erbärmlichkeit. Aber der heilige Geist des Vertrauens ist mächtiger, als die Zweifler ahnen; er wird endlich den Gott in uns wecken, der höher ist als alle Not.

Die meisten Zeitungen, auch „liberale“, druckten diesen Aufruf garnicht erst ab. Selbst in sozialdemokratischen Blättern wurde ich als verrücktes Schaf kritisiert. Die Berliner Militärbehörde ließ mir durch mein Generalkommando einen förmlichen Verweis aussprechen und verbot die Weiterverbreitung des Aufrufs. Im Reichstag verriß man mich als „Schwarmgeist“. Von rechts bis links dachte jeder blos an die vielleicht zu erduldende Hungersnot, malte den Zusammenbruch an die Wand, hoffte dabei auf ein Rettungswunder und ließ den Volkswillen schlendern, wie er wollte. Niemand machte der Volksmasse klar, daß natürlich auch Frankreich und England unter der Kandare Amerikas keuchten und nicht mehr lange den

Mordsgalopp aushalten konnten. Man kaprizierte sich Hals über Kopf darauf, an die Großmut eines Gegners zu appellieren, den unsre Tagespresse Jahrelang als moralischen Hochstapler verschrieen hatte. Litteraten reisten von Stadt zu Stadt und animierten den p. p. Bildungspöbel, Herrn Wilson die Stiebelsohlen zu küssen; a u ch eine der politischen Taktlosigkeiten, die nur in Deutschland möglich sind. Nein, richtig: auch in Griechenland! — Als dann plötzlich unsre soldatische Revolution über alles Erwarten glückte und sofort sozialistische Farbe bekannte, machte ich einen letzten Versuch, die Volksführer zur Ablehnung der über alles Maß ausbeuterischen Waffenstillstands-Bedingungen zu bestimmen. Zunächst mit einem rhythmischen Aufruf, der den Leuten an Herz und Hirn klopfen sollte:

Sieg!

Die rote Fahne ist über den bunten.
Über der roten ist die weiße.
Einst schwingen a l l e die weiße Fahne —
Achtung!

Im deutschen Land hat der bunte Götze
vor dem Volk die Waffen gestreckt.
Draußen bläht er sich noch wie Goliath
in allen Farben des Regenbogens,
winkt uns mit dem Sternenbanner,
niederzufallen und anzubeten
vor dem Moloch der Milliardäre,
ihm aus der Hand den Frieden zu fressen
als seine brauchbarste Sklavenheerde —
Achtung!

Volk, hast du dazu dein Joch abgeworfen,
dir zehn fremde aufzuhalsen?
Willst du nicht lieber der Freiheit dienen?!
Leg die Waffen nicht hin, eh alles Volk
in allen Ländern, nicht du allein,
erschüttert von deiner Standhaftigkeit

die rote Fahne schwingt **u n d** die weiße —
Achtung!

Die rote Fahne ist blutiger Kampf,
die weiße Fahne ist über der roten.
Reinen Frieden verheißt die weiße Fahne,
nicht schmutzigen Frieden wie die bunten.
Volk, die schaffende Menschheit blickt auf dich!
In allen Ländern steht alles Volk
murrend, darbend, knirschend wie du
vor dem Moloch der Milliardäre.
Noch habt ihr die Waffen in der Hand —
Achtung!

Die rote Fahne winkt: Sieg oder Tod!
Mach **g a n z e** Arbeit, Volk, dann lebst du!
Wer stirbt, stirbt für die weiße Fahne:
Sieg! —

An diese Fanfare schloß sich ein Programm für den zu erkämpfenden Völkerbund, das mein Sohn Heinz Peter (stand an der Westfront) folgendermaßen formuliert hatte:

„Der Völkerbund darf nicht nur auf dem Papier und in Schiedsgerichtssprüchen bestehen; reale Machtmittel müssen ihn stützen. Man kann nicht Kanonen mit Redensarten, mit Schiedssprüchen vernichten. Gegen wirtschaftliche Raubgelüste muß ein wirtschaftlich mächtiges Sicherungsmittel entstehen, und gegen kulturelle Feindschaft ein kulturell mächtiges Verständigungsmittel in Kraft treten.

„Solche Machtmittel aber sind beschaffbar. Das politische Mittel heißt: Internationalisierung der Volksheere *). Das wirtschaftliche Sicherungsmittel: Neutralisierung und Gemeinschaftsverwaltung sämtlichen Kolonialbesitzes. Das kulturelle Verständigungsmittel: allen Nationen gemeinsame Verkehrssprache.

---

*) Selbstverständlich auch der bewaffneten Flotten.

Das politische Machtmittel:

„Jede Nation hält ein stehendes Heer, etwa 1 Prozent der Bevölkerungszahl; es besteht nicht nur aus Landeskindern, sondern aus Angehörigen sämtlicher Nationen des Völkerbundes, im gleichen zahlenmäßigen Verhältnis, wie diese sich über die Erde verteilen. Diese Internationalität der Heere erstreckt sich auf Reserve, Berufsheer und Generalstab.

„Die Herstellung sämtlicher Munition und artilleristischen Waffen wird dem Privat-Unternehmertum entzogen und einem zentral gelegenen Staat (für Europa etwa der Schweiz) übertragen, der statt des Heeres ein internationales Arbeitskorps für Kriegsmaterial unterhält.

„Die Aufgaben des Heeres sind im wesentlichen: volkserzieherische, staatsarbeitliche und polizeiliche; kriegerische nur soweit und solange, als es notwendig ist, um Selbständigkeit und Kraftentfaltung der Bundesvölker gegen nicht mitverbündete Außenvölker zu schützen.

„Die Leitung der gesamten Bundesheere liegt in Händen des international-paritätisch zusammengesetzten Generalstabs, der seinen Sitz im Zentralstaat hat. Da dieser wohl Munition und Artillerie liefert, aber kein eigenes Heer unterhält, ergibt sich zu Handstreichen keine Gelegenheit.

„Als Einwände gegen die soeben knapp skizzierte Einrichtung können geltend gemacht werden: Sprachschwierigkeit, mangelnde Einigkeit, Bedrohung der National-Eigentümlichkeit durch die fremdländischen Heeresteile, scheinbare Rückkehr zum Söldnertum und schließlich: praktische Unmöglichkeit, vom jetzigen System zum vorgeschlagenen überzuleiten.

„Diese Einwände sind zum großen Teil schon durch den jetzigen Krieg widerlegt; Schwierigkeiten durch Sprachverschiedenheit und mangelnde Einheitlichkeit der Führung sind trotz der ganz heterogenen Kriegermassen und Stammeserziehung bei beiden Parteien fast überwunden und können durch das später zu behandelnde Kulturmittel einer gemein-

samen Verkehrssprache, sowie durch einheitliche Grundlage der militärischen Ausbildung ganz beseitigt werden.

„Bedrohung der Nationalität durch die fremdländischen Heeresteile ist nicht zu befürchten, da ja das Gesamtheer nur 1 Prozent der Landesbevölkerung ausmacht und weil sich die Angehörigen der fremden Nationen in ihrer verschiedenartig beeinflussenden Wirkung gegenseitig aufheben. Andrerseits wird durch die Ausländer im Heer eine erfreuliche Anregung und Erweiterung der Bekanntschaft von Nation zu Nation Platz greifen, und das gegenseitige Sich-kennen-lernen der Nationen — das bis jetzt überall noch im Argen lag — wird gewinnen; und so, im steten Wechselspiel der nationalen Verschiedenheiten, wird grade das s t a r k e Eigenartige sich deutlich zeigen und weiterentwickeln und eher zur Kräftigung als zur Schwächung der nationalen Sonderart beitragen.

„Die Rückkehr zum Söldnertum ist nur scheinbar; denn nicht um Sold oder gar in Hoffnung auf Raub dient dann der Soldat, sondern mehr noch als jetzt ohne eine seiner Leistung voll entsprechende Vergütung steht er dann im Dienst der gesitteten Menschheit, um Ordnung und Zucht unter den Völkern hoch zu halten. Sein Schwert dient nicht mehr dem Raub und der Willkür, sondern der Verhütung von Raub und Vergewaltigung und dem Kampf gegen die Willkür.

„Und er dient dadurch seinem Vaterlande, seiner Heimat besser als früher: er hält alles Elend und alle Verwüstung fern, die jeder Krieg, auch der glücklichste, unabwendbar über Land und Volk bringt. Denn es ist selbstverständlich, daß ein Krieg, wenn die Heere (und Flotten) so internationalisiert sind, innerhalb des Völkerbundes unmöglich ist. Jedes Volk kennt durch seine Offiziere: Gelände, Kriegsplan und Armee des andern. Jedes Volk würde im Heere des andern seine eigenen Brüder bekämpfen und schwerster Gefangenschaft aussetzen. Jedes Volk ist an sich ohne großen Vorrat von Schußwaffen und Munition, die ja im Zentralstaat allein hergestellt werden. Umgehen läßt sich dieses Gesetz nicht, da ja allen Generalstabs-Offizieren die Kontrolle sämtlicher Industriebetriebe offen

stände. Der Produktionsstaat selber kann nicht Krieg führen, da er kein Heer hat, und da jede Zusammenziehung fremder Truppen den Vertretern des etwa anzugreifenden Volkes auffallen würde, die sich als Mitglieder des Generalstabs dauernd im Zentralstaat aufhalten.

„So dient und kämpft das Bundesheer nur für das Allgemeinwohl; und daß da Fremdvölkische zusammen in Reih und Glied stehn, ändert daran ebenso wenig, als das Zusammenfechten von Preußen und Bayern den Preußen oder den Bayern schadet. Nein, das Zusammenstehen nützt beiden und dem höheren Gemein-Intresse; hier freilich blos dem Deutschen Reich, dort aber der gesitteten Menschheit. Solcher Völkerdienst ist wahrlich kein Söldnertum.

„Als Haupteinwand bleibt übrig: Schwierigkeit der Überleitung zum neuen System. Auch da hat der Krieg schon manches Experiment gezeitigt, z. B. Eingliederung kleiner fremder Heeresbestandteile und fremdländischer Freiwilliger. Zum Übergang könnte etwa vereinbart werden, alle in einem Lande ansässigen Ausländer dort ihre Dienstpflicht ableisten zu lassen; da sie die Sprache des Wirtsvolkes verstehen, könnte diese vorläufig Kommandosprache bleiben. Vergünstigungen für Auslandstätigkeit könnten dafür sorgen, jedem Lande genügend viel Ausländer zuzuweisen.

„Doch das alles sind rein technische Fragen, die von Fachleuten gelöst werden können, wenn nur nicht verlangt wird, daß die Maßnahmen in ein paar Monaten überstürzt werden, sondern wenn man die Arbeit auf Jahre hinaus planmäßig verteilt, sodaß sich alles ohne Krisen und Katastrophen entwickeln kann. Und das Wichtigste ist, daß überall der aufrichtige Wille besteht, das Geplante auszuführen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

„Eine wirkliche Garantie aber für die Aufrichtigkeit solchen Willens bietet das Eingehen auf

das wirtschaftliche Friedensmittel:

Sämtliche Bundesländer erklären ihren Kolonialbesitz als Allgemeineigentum. Die sich verbündenden Völker über-

nehmen gemeinsam: Verwaltung, Schutz und Finanzierung des gesamten Kolonialbesitzes. Jeder Angehörige der verbündeten Nationen hat als Kolonist gleiche Rechte und gleiche Pflichten gegenüber dem gemeinsamen Kolonialrat, einer international-paritätisch zusammengesetzten Verwaltungskörperschaft mit Sitz im Zentralstaat (in Verbindung mit dem Generalstab des Bundes).

„Die bisher an die Kolonieen gemachten Aufwendungen sowie die aus ihnen erzielten Erträge würden durch Anerkennung alles bisherigen Privatbesitzes zum Teil geregelt. Ferner wird der Verzicht auf Entschädigung für staatliche Aufwendungen und für aufhörende staatliche Einnahmen dadurch ausgeglichen, daß ja der bisherige Besitzerstaat, auf Grund seiner Spezialkenntnis seines früheren Kolonialgebiets, der Zahl seiner dortigen Kolonisten und der alten Handels- und Verwaltungsbeziehungen, der Hauptnutznießer des Kolonialteils bleibt, den er früher besessen hatte. Diese Andeutungen mögen genügen; Fachleute müssen weiter ausbauen.

„Eins ist klar: Sobald es ein so riesiges, von vielen oder allen Nationen gestütztes, jedem gleichmäßig offenstehendes Kolonialland gibt, wird das Geschrei von Überbevölkerung und Landhunger aufhören, das so oft als Suggestivmittel zur Kriegsentfachung benutzt wurde. Doch gilt dies nur unter einer Voraussetzung: daß die innere Politik aller Bundesländer sich auf denselben freiheitlichen Boden stellt, dem die hier beschriebenen Ideen entwachsen sind, und daß sie alle Klassen- und National-Vorrechte und Vorurteile bekämpft und vernichtet.

„Es besteht dann im gemeinsamen Kolonialland mit gleichzeitiger Stärkung der politischen Gemeinsamkeitsgefühle für die verbündeten Nationen auch ein gemeinsames wirtschaftliches Arbeitsfeld, das tatkräftig zu bebauen alle ein gleiches Interesse haben, da sich durch Schaffung neuer Arbeitsstätten im Tochterland neue Aussichten und Gewinnquellen für das Mutterland eröffnen. Nur naturgemäß untergehende Nationen, die den gesunden friedlichen Wettbewerb der andern

fürchten müssen, werden sich gegen solche Entwicklung wehren, da sie dann etwas schneller als sonst von den konkurrierenden Völkern verdrängt werden. Aber solche Nationen leiden auch durch Kriege mehr als die zukunftsträchtigen; selbst wenn sie einen kriegerischen Sieg davontragen, ist es immer ein Pyrrhussieg.

„Doch auch die wirtschaftliche Gemeinsamkeit ist noch nicht voll genügend zur Völkerbundsarbeit; bleibt doch noch der ‚nationale Gegensatz' bestehen. Da muß

das kulturelle Mittel

einsetzen. Der stärkste Grund für die Gefühlsgegnerschaft zwischen den Nationen ist nicht Rassenhaß oder Kulturhaß; wie könnten sonst germanische Engländer gegen germanische Deutsche Krieg führen oder kulturalte Franzosen mit kulturnaiven Russen gegen kulturreiche Österreicher und Deutsche kämpfen?! Der wesentliche Grund ist Mißverstehen und Nichtkennen der Völker untereinander; was von hetzerischen Volksverführern ausgenutzt wird, um den Völkerhaß und Völkerkrieg zu schüren.

„Das vorgeschlagene politische und wirtschaftliche Zusammenarbeiten schafft für jeden die Möglichkeit und Notwendigkeit, sich in Wesen und Gewohnheit der andern Völker zu vertiefen; das Mittel dazu aber muß gute sprachliche Verständigung sein. Man kann bei dem heute erfreulich starken Willen zur völkischen Eigenart, besonders in der durch den Krieg geschaffenen Mißtrauensluft, unmöglich erwarten oder gar wünschen, daß irgendeine bestehende Kultursprache als gemeinsame Verkehrssprache angenommen wird. Alte Sprachen sind schwierig und tot. Bleibt also nur die leicht zu erlernende Kunstsprache: das Esperanto.

„Schon sehe ich die entsetzten Gesichter der meisten Philologen und vieler Schriftsteller und Sprachliebhaber.

„Verzeihung, meine Herren: kein Ersatz der Muttersprache! Nur eine Verkehrssprache, die leicht von jedermann zu beherrschen ist; in der man dann mit aller Welt sich verständigen kann, als Kaufmann, Reisender, Wissenschafter, Arbeiter, Mit-

kämpfer und Mitmensch, ohne befürchten zu müssen, infolge falscher Syntax falsch zu verstehen oder falsch verstanden zu werden, und ohne den großen Gedächtnisballast mehrerer schwer erlernbarer fremder Sprachen mit sich führen zu müssen. Wenn die Völker ihre Muttersprache bis in die tiefsten Geheimnisse von Form und Wesen kennen und nebenbei noch Esperanto beherrschen, scheint mir das wertvoller und für jeden Einzelnen auch nützlicher, als wenn es ist wie heute, wo nur ganz wenige ihre Muttersprache wirklich beherrschen, die andern aber neben der schlecht beherrschten Muttersprache noch allerhand fremde Sprachen radebrechen. Darum fordern wir: Errichtung einer Esperanto-Hochschule und Einführung des Esperanto als obligatorisches Lehrfach in sämtlichen übrigen Schulen.

„Jedem, der mich weiter fragt: soll sich der Bund auf alle Völker oder nur auf Europa erstrecken, oder welcher sonstige Gesichtspunkt soll maßgebend sein für die leitende politische Idee? jedem solchen Frager sei geantwortet: Es handelt sich um den Bund aller aufrichtig sozialistischen Volksregierungen.

„Dem konsequenten Sozialisten aber erscheint jede außenpolitische Idee, oder besser: jede politische Idee schlechthin, als imperialistisch. Die „außenpolitische" Seite des Sozialismus heißt Föderalismus, d. h. soviel wie Staatenverwaltung. So wird allmählich alle Außenpolitik mit wachsendem Sozialismus zur Innenpolitik legiert. Politik wird letzten Endes zur Volksverwaltung.

„Alle außenpolitischen Programme können daher nur als Übergangsprogramme bewertet werden. Wie sie aber jetzt lauten müssen, ob Mitteleuropa, Kontinentaleuropa oder Kulturvölkerbund, ist erst zu erkennen, sobald die Politik aller Staaten klar ihr Inneres gezeigt hat. Das ist vor dem Friedenskongreß nicht möglich und wird auch dann noch eine Frage der politischen Lupe sein. Darum heißt es jetzt: das endgiltige Ziel proklamieren!

„Und dies Programm heißt: Sozialistischer Völ-

kerbund mit internationalem Heer und Kolonialbesitz und mit gemeinsamer Verkehrssprache zum Zweck friedlicher Zusammenarbeit sämtlicher Bundesvölker, zur Vernichtung des Krieges und zu gemeinsamer Höherentwicklung der einzelnen Völker wie der gesitteten Menschheit.

„Dafür kämpfen wir weiter, bis die Gegner uns zustimmen oder bis wir untergehen. Mag das Geschick sein, wie es will: in solchem Geiste sind und bleiben wir Sieger."

Diese Schriftstücke legte ich am Revolutionstag (7. November) der Hamburger „Roten Fahne" vor und redete mir die Kehle heiser, man solle sie so rasch wie möglich verbreiten oder wenigstens zur öffentlichen Erörterung bringen. Anfangs schien Aussicht dazu vorhanden, denn einige Mitglieder der „Spartakus-Gruppe" waren gleichfalls für Weiterschleppung des Krieges, bis die Soldaten auch auf der Gegenseite die Ober-Raubtiere an die Kette bänden. Aber schon am Abend des dritten Revolutionstages hing die rote Fahne schlapp; die „unabhängigen" Sozi hatten sich (leider nicht um der Volkseintracht willen, sondern blos aus Planlosigkeit) mit den „gemäßigten" einstweilen vertragen, die kompakte Majorität bestieg den Thron, und nun siegte wie gewöhnlich der brave Philister, der sich mit philanthropischen Phrasen benebelt, um der menschlichen Opferpflicht nicht ins Gesicht sehn zu brauchen. Man hoffte immer noch, daß Herrn Wilsons Völkerbund uns mit gnädigen Palmen bewedeln werde. Wie die Almosenbitter benahmen sich unsre demokratischen Regierungsmänner vor den ausländischen Plutokraten; besonders der Hauptunterhändler, Herr Erzberger. Diesen kautschukmäuligen Pfaffenknecht hätte das Revolutionskomitee, wenn es wirklich freie Hand kriegen wollte, wegen fahrlässigen Volksverrats einfach vors Standgericht stellen sollen. Statt dessen machte es die Bittwallfahrt mit, und die natürliche Folge war, daß wir als Bettelpack behandelt wurden. Aber selbst dann noch gaukelte die Hungerangst unsern un-

entwegten Weltfriedensschwärmern die tröstliche Fata Morgana vor, daß uns von Gnaden der edlen „Brüder im Ausland“ die gebratenen Tauben ins Maul fliegen würden. Daß die Unterzeichnung des schmachvollen Waffenstillstands uns erst recht dem Elend auslieferte, sogar der blutigsten Wolfshungersnot, das fiel unsern Menschenfreunden nicht ein; auch nicht, daß man auf dieser Erde, die nach Gottes unerforschlichem Ratschluß ihre eigenen Kinder frißt, selbst die friedlichsten Tauben erst schlachten muß, ehe man sie braten kann. Die kopflose Arschkriecherei ging so weit, daß man die feindlichen Kriegsgefangenen freigab ohne das geringste Unterpfand für die Rückkehr unsrer eignen Gefangenen, und nachher erhob man ein lautes Lamento, als Frankreich sie höhnisch zum Frohndienst preßte.

O Volk, Mitleid verlangst du vom Feind
mit deinen Kämpfern, die du im Stich gelassen?
Ja, schrei deine Untat durch alle Gassen!
Vielleicht hört's ein Gott, der die Menschheit beweint.

Ich habe meinen und meines Sohnes Aufruf dann als freies Flugblatt erscheinen lassen (bei Eugen Diederichs in Jena), obgleich ich wußte, daß dies ebenso wenig wie mein erster Aufruf die Zeit ändern würde; aber in den Jahrzehnten, die Deutschland jetzt für die ausländische Machtsucht wird schuften müssen, helfen solche unzeitgemäßen Ratschläge vielleicht ein bißchen mitbewirken, daß sich allmählich unser Volk auf ein menschenwürdigeres Ziel seiner Opferwilligkeit besinnt. Ich habe deshalb auch in der konfusen Zeit, die dem ersten Revolutionstaumel folgte, noch einigemal meine Stimme erhoben, als unmaßgeblicher Eckensteher, wie das der deutsche Dichter gewohnt ist. Es kamen die Wochen der sinnlosen Katzbalgerei zwischen dem linken und rechten Sozi-Flügel um die innere Regierungsmacht, während nach außen hin nichts getan wurde, was der völligen Ohnmacht unsrer Regierung bei dem Friedenskongreß hätte vorbeugen können; an diesen politischen Pfuschern gemessen, war selbst Beth-

mann-Hollweg noch ein Meister. Die Spartakusleute merkten nicht oder wollten sich nicht eingestehen, daß sie den rechten Moment verpaßt hatten, wo sie unsre soldatische Meuterei zum kosmopolitischen Freiheitskampf aufpeitschen und die Revolution internationalisieren konnten. Statt nun wenigstens ihrer eignen Nation ein brüderliches Beispiel zu geben und den großen Weltverbrüderungsplan auf bessere Gelegenheit zu vertagen, nahmen sie ihn zum Vorwand für allerhand kleine Krawalle, die blos der Klickenherrschaft dienten und aus dem ehrlichen deutschen Volksaufstand ein hinterlistiges Wuchergeschäft der russisch-jüdischen Hetzgenossen und der gegenrevolutionären Lockspitzel machten. Daß man diese Sorte Revolution im Ausland keinesfalls nachmachen, sie blos zu neuen Erpressungen (alias Friedensbedingungen) ausbeuten würde, sagten sich die Berliner Putschbrüder nicht. Und im Inland erreichten sie damit nur, daß allerlei Bundesstaaten und Provinzen, durch die hauptstädtische Zerfahrenheit kopfscheu geworden, selbständige Republiken bilden und sich vom Reichsverband trennen wollten. In Süd- und West-Deutschland fing man schon an, auf eigene Faust Verhandlungen mit der Entente einzufädeln; die schändliche Duodezpolitik der Kabinettsdiplomaten von Anno Tobak drohte sich unter der roten Maske wieder bei uns einzuschleichen. Zur Verhütung dieser schlimmsten Gefahr schrieb ich folgenden Theaterprolog, der durch die „Arbeitsgemeinschaft für staatsbürgerliche und wirtschaftliche Bildung“ im Dezember 1918 verbreitet wurde:

Muttersprache, Riesin mit dem seelenstarken Mund,
willst du dich nicht wehren? Leib und Leben gilt's!
Weh, was tun dir deine Kinder an!
Eine Hand schon ist dir abgehaun:
alemannische Männer lassen's geschehen,
daß welsche Herren in Straßburgs Münster-Bannkreis
Frevel treiben mit deinen entrissenen Fingern.
Friesisches, rheinisches, bayrisches Volk,
als wär's nicht deutsches,

spielt Fangball mit dem irren Gedanken,
Glied um Glied dir auszurenken,
bis dein vor Schmerz erstarrter Mund,
der einst so zaubermächtige,
vielleicht zum letzten Mal sich rührt
und mit dem Rest der zerfetzten Zunge
verröchelnd lallt:
Reißt mir auch noch die Seele aus! —
Mutter Riesin, o wehre doch deinen Kindern,
sie tun dir nur vor Verzweiflung weh,
sie tun sich selbst ja so weh wie dir!
Schrei ihnen ins Ohr — noch ist's nicht zu spät —
alle Wohltat, womit du ihren Streit,
ihr Leid, ihre Not, Dein Leid, Deine Not
jahrhundertelang gelindert hast!
Ruf ihnen zu: O meine Kinder,
kommt, hört mein Herz, mein erschüttertes, klopfen!
Mit meinen verstümmelten Armen umschlinge ich euch,
meine gramvolle Stirne neige ich über euch,
alle Erinnerungen an unser Leben.
Habe ich euch nicht groß gezogen,
größer, als meine Seele ahnte!
Wurdet ihr nicht ein Volk durch mich,
das der Menschheit göttliche Ziele dichtet!
Bin ich nicht selbst gewachsen mit euch,
wurden wir nicht Ein Fleisch, Ein Geist,
Ein Gemüt, Ein Mut, Ein Wille, Ein Werk,
durch keine andre Gewalt als des Wortes,
das am Anfang war und am Ende sein wird:
Liebe! —
O Kinder, zerreißt nicht diesen Bund,
euer Leben wird wesenlos, wenn ich sterbe!
Kein Volk, keine Menschheit lauscht euch mehr,
wenn eure Muttersprache zerfleischt ist!
O laßt ihren lieben Leib nicht zerstückeln,
macht wieder heil die verstümmelten Glieder!

Beim Geist unsrer Zukunft beschwöre ich euch,
bei keiner andern Macht als der Freiheit,
die sich selbst ein göttliches Weltgesetz dichtet:
seid menschlich, werdet endlich einig,
seid göttlich! —

Gleichzeitig machte ich den Versuch, sämtliche wertvollen Dichter Deutschlands zu einer geschlossenen Kundgebung gegen die ausländische Halsabschneiderei und die inländische Kopflosigkeit aufzuspornen, und bat sie um ihre Unterschrift zu folgendem

Warnruf:

Der Waffenstillstand geht bald zu Ende, die Friedensvorberatung ist schon im Gange, über den Kopf des deutschen Michels hinweg, der von nun endlich sich erfüllender Weltverbrüderung träumt. Unsre Revolutionspolitiker streiten sich um ein bißchen Augenblicksmacht, wie blind und taub gegen die Todesgefahr, mit der die ausländische Beutegier nicht blos unsere Freiheit bedroht, sondern ebenso die ihrer eigenen Volksmassen und daher der ganzen Menschheit. Die Welt des sozialen Geistes geht unter, wenn der Triumph der fremden Plutokratie uns zur Verelendung verdammt; der geplante Völkerbund wird zur Räuber-Innung, der Friedenskongreß zum Sklavenmarkt.

In dieser schicksalschweren Stunde, die vielen Edelsten aller Völker vor Trauer und Scham den Mund verschließt, dürfen wir deutschen Dichter nicht schweigen. Aufblickend zu dem Stern der Verheißung, der Deutschlands dunkelstes Weihnachtsfest mit heiligem Hoffnungsschimmer beglänzt, erheben wir feierlichen Einspruch gegen die Vergewaltigung, die der Völkerhaß unserm Vaterland antun will. Was unsre jetzt gestürzten Machthaber am menschlichen Geist gesündigt haben, wenn auch unter dem Zwang der feindlichen Einkreisung, das Gottesurteil des Krieges hat es enthüllt, und unser Volk ist bereit es zu sühnen. Nicht aber ist unser Volk dazu da, eine Züchtigung zu erdulden,

die unmenschlicher ist als seine Schuld und nur der Rachsucht, Machtsucht und Habsucht fremder Gewalthaber Vorschub leistet.

Ein Frevel ist es, daß das demokratische Frankreich, die Waffenstillstandsbedingungen mißachtend, den deutschen Bezirken Elsaß-Lothringens schon jetzt die fremde Amtssprache aufpreßt, dasselbe Frankreich, das Jahrzehnte lang den deutschen Sprachzwang in den welschen Bezirken als brutalen Imperialismus brandmarkte. Eine Schandtat ist es, wenn Italiäner, Slowenen, Tschechen und Polen sich wie die Schakale unter dem Schutz des britischen Löwen auf Grenzgebiete stürzen dürfen, die Jahrhunderte lang als Bollwerke der deutschen Kultur in Ansehen standen. Ein Verbrechen ist es, wenn sich England an unseren Kolonieen bereichert.

Wir nehmen keinen Landstrich als deutsch in Anspruch, auf dem überwiegend fremdes Volk wohnt; wir ehren das Selbstbestimmungsrecht auch des kleinsten Nachbarvolkes, das eigene Sprache und Gesittung hegt. Aber Straßburg ist eine deutsche Stadt! Danzig und Breslau sind deutsche Städte! Das Rheinland ist deutsch, Alt-Tirol ist deutsch! Es gibt Deutsch-Böhmen, Deutsch-Kärnten, Deutsch-Krain! Und auf die wilden Länder und Völker, deren Kultivierung Deutschland angebahnt hat, behält es solange rechtmäßigen Anspruch, bis der gesamte Kolonialbesitz sämtlicher Kulturnationen in die gemeinschaftliche Verwaltung des Völkerbundes übergeht.

Das alles ist so selbstverständlich, daß kein anständiger Mensch es anzweifeln kann. Wir rufen laut in die Welt: Seid anständige Menschen! Tretet ein für das einfachste Menschenrecht, für das Heiligtum der Blutsverwandtschaft! Wir rufen es nicht blos unseren Volksstämmen zu, nicht blos den Allemannen im Elsaß, den Schwaben in Mähren, den Friesen in Schleswig; wir sind die Stimme des deutschen Gewissens, die alle Völker anhören müssen vor dem ewigen Gerichtshof der Menschheit. Keine Untat bleibt ungesühnt; sie rächt sich noch an den Kindeskindern. Seht, ihr Völker, wie Deutschland jetzt leidet, weil es sich eine kurze Zeit von

dem Größenwahn der Machtsüchtigen verblenden und betrügen ließ! Ladet nicht dasselbe Unheil auf euch, indem ihr die gerechte Genugtuung durch maßlose Gewinnsucht entweiht!

Wir läuten die göttlichste Friedensglocke, die über dem menschlichen Kampfgewühl schwebt. Wir bieten jeden gemarterten Kriegsmann in jedem Land der Erde auf, jeden verkrüppelten Soldaten, alle Seelen der Hingeschlachteten: Läutet mit! Warnt eure Völker vor dem Fluch, der auf den Raubtiergelüsten lastet! Keines großen Volkes Gewissen läßt sich auf die Dauer erwürgen! Der Grimm der Mißhandelten wächst unvertilgbar! Laßt keinen Frieden über uns kommen, der die Saat neuer Rachekriege im Schooß trägt! —

Es ist bezeichnend für die deutsche Zersplitterung, daß von den etwa 60 Dichtern, an die ich mich gewandt hatte, nur die Hälfte diesen Warnruf mit unterschrieb. Und von den 50 Zeitungen, an die ich ihn dann zur Veröffentlichung in der Weihnachtswoche versandt habe, druckten ihn auch nur etwa 30 ab; die meisten natürlich „unter dem Strich", als seien die Dichter, wenn sie einmal von der „höhern Warte" herabsteigen, höchstens als Feuilletonisten brauchbar, die im politischen Teil nichts zu sagen haben. Aber wie gesagt, vielleicht kommt doch noch die Zeit, wo zu den hohen Festtagen das unter der Alltagsnot stöhnende Volk einträchtig darauf warten wird: was werden uns diesmal unsre Dichter sagen? Wir haben's ja selber in der Hand, diese Zeit heraufzuführen; und wann wäre die Not dazu nicht vorhanden! Nur ein bißchen weniger Eigensinn, ein bißchen mehr Mitgefühl, ihr Dichter, und wir könnten unserm Volk wie der Menschheit ein unabweisliches Vorbild geben für den guten Willen zur Eintracht. Freilich, wenn man die Fruchtlosigkeit betrachtet, die der gute Wille seit Prometheus und Siegfried, seit Buddha und Jesus geerntet hat, liegt die Frage grauenhaft nahe: wozu quält sich der schaffende Geist, wozu schreibe ich alldas nieder? Mit allen „Errungenschaften" ist es ja so, gleichviel ob sie der

seelischen oder der körperlichen Menschheit aufhelfen sollen. Was nützen die sinnreichsten Heilmittel, wenn die Gebreste doch nicht abschaffbar sind und schließlich jeder sterben muß! Was frommt das sittenreinste Vorbild, wenn die Statistik zeigt, daß in jedem Kulturvolk ein bestimmter Prozentsatz Verbrechen geschieht! Im großen Ganzen bleibt diese Erde ein entsetzliches Jammertal, und nur der Einzelne kann sich auf Augenblicke in den Traum der ewigen Seligkeit wiegen. Jeder Kampf um das Gute weckt böse Leidenschaften, jedes neue Heil erzeugt wieder Unheil, jede Kraft erregt Gegenkräfte, sonst träte Stillstand des Lebens ein. Dennoch lebt in jeder Seele die Sehnsucht nach irgend einer vollkommenen Tugend. Da wir hier die Vollkommenheit nie erreichen, bei dem Widerstreit der verschiedenen Tugendpflichten keinerlei Erreichbarkeit hoffen können, rettet vor der Verzweiflung nur der Glaube, daß die Erfüllung anderswo sich vollziehen muß: auf einer Himmelsleiter jenseitiger Welten, zu der wir uns durch die diesseitige Hölle fegfeuerwillig emporkämpfen sollen. Wer das nicht glauben kann, mag der wertvollste Mensch sein, er verdammt sich selbst zur Wertlosigkeit, zur Zwecklosigkeit, zur Sinnlosigkeit. Seine Tugend bleibt ein vergängliches Spiel des Zufalls, denn die Höher-Entwickelung der künftigen Menschheit ist nur dann etwas Notwendiges, wenn eben ein höherer Wille sie treibt, wenn eine Entwickelung Gottes dahinter steckt, vielleicht ein Kampf zwischen vielen Götterwelten, bis sich der Eine die Allmacht erringt, der den ewigen Frieden will — Thanatos.

Mit diesem Gottvertrauen betrachtet, kann uns auch unsre Niederlage zu neuem Selbstvertrauen erheben. Beschämend ist für uns nur das eine, daß wir es dahin kommen ließen, von einem Bürger des Dollarlandes auf Ideale verwiesen zu werden, die einst an unserm eigenen Herd geläutert und geprägt wurden. Wegen des realpolitischen Mißerfolges hat Deutschland nicht den geringsten Anlaß, sich vor irgend einer Großmacht jetzt klein zu fühlen. Wir haben den Krieg nicht deshalb verloren, weil bei uns ein weniger hoher Geist als

in den gegnerischen Staaten, sondern weil kein höherer herrschte. Wenn alle Welt dem Geschäftsgeist verfallen ist, der nur mit den Kräften und Wirkungen des mechanischen Massenbetriebes rechnet, siegt natürlich die größere Masse. Die kleinere kann sich immer nur dann behaupten, wenn edlere Kräfte sie beseelen. Unser schlimmster Feind war nicht die fremde Gewinnsucht, sondern der Größenwahn der eigenen Habgier. Wir gehen trotzdem reicher aus dem Bankrott hervor, als unsre Geschäftsführer angestrebt hatten und als die Entente-Manager ahnen. Wir haben in diesen vier Kriegsjahren eine seelische Aufrüttelung unsers Gemeinwesens, d. h. unsers wirklichen Kraftbestandes errungen, wie weitere vierzig Friedensjahre sie uns wahrscheinlich nicht beigebracht hätten; über diesen inneren Sieg, der sich sogar noch bei den Plünderkrawallen merkwürdig ordnungsbedacht vollzog, dürfen wir uns mit bestem Gewissen freuen, trotz der schmerzlichen Opfer an Blut und Gut.

Es wird auch immer ein großes Ereignis in der Völkergeschichte bleiben, daß sich Deutschland gegen die anderen Großmächte — Amerika war von Anfang an mitverschworen — jahrelang behauptet hat. Aber für die Menschheitsgeschichte wird das so gut wie nichts bedeuten, wenn es jetzt nicht alle Kräfte zusammenrafft, um sich dauernd in sich selbst zu behaupten: gegen das überwuchernde Wachstum des Eigennutzens und Eigendünkels, das schließlich Geist und Gemüt erstickt und damit auch den tatkräftigen Willen. Wenn wir nichts Besseres organisieren als Generalstreiks zur Wirtschaftsbevormundung und Parteikomplotte zur Marktbeherrschung, dann hat die Revolution unsern Geist nicht geändert. Gewinnsucht und Machtsucht züchten kein Herrschervolk, das auf die Dauer bestehen will, sondern höchstens einen Streberstaat von herrischen Kulis und Lakaien; er versinkt unaufhaltsam in eitle Genußsucht, aus Mangel an seelisch erhebenden Zielen, und Genußsucht ist die Todfeindin jeder selbstlosen Schaffenslust. Die gemeinwirtschaftliche Verwaltung allein, die kann uns das Heil ganz gewiß nicht bringen; auf die

Gesinnung kommt's an, mit der sie betrieben wird. Erstrebt die Gemeinwirtschaft blos das gleiche Recht aller Wirtschaftsgenossen auf den Verbrauch der Güter, dann dient sie der sinnlichen Genußsucht und führt zur niedrigsten Gemeinheit; strebt sie aber vornehmlich nach gleicher Pflicht zur Erzeugung und Vermehrung der Güter, dann dient sie der geistigen Schaffenslust und führt zur höchsten Gemeinsamkeit. Nicht blos Gleichgewicht zwischen Pflichten und Rechten ist das Ziel allgemeiner Gewissensbildung, sondern der Wille zur Pflicht muß überwiegen, sonst stützen sich Neid und Gier auf das Recht. Nur ein wohlwollend gesinntes Volk ist vor zersetzenden Umtrieben sicher, kann ein Vorbild beständiger Tüchtigkeit werden, dem andere Völker sich willig fügen und günstigenfalls auch einfügen.

Wortführer des Volks, was ist eure Pflicht?
Daß jeder als Mitmensch zur Sache spricht!
Daß ihr nicht redet blos zum Staat,
sondern zur gemeinsamen Tat!
Daß ihr zusammen ein Beispiel gebt,
wie die Eintracht jede Geisteskraft hebt!
Daß ihr den menschlichen Eigensinn rührt
und ihn zum Sinn der Menschheit führt!
Daß endlich auf der ganzen Erde
Volkswille Gotteswille werde!

Das hat nichts zu tun mit Herren- und Sklaven-Moral; das beruht einfach auf den Grundgefühlen des gesunden Menschenverstandes, und der ist auf die Dauer doch mächtiger als aller Größenwahn unsrer Selbstsucht, Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit. Es ist der einzige Sinn und Segen in dem fluchwürdigen Wahnsinn dieses Krieges, daß er die Menschheit hoffentlich überführt hat, wie sehr wir alle, Freund und Feind, auf einander angewiesen sind, auf das bißchen guten Willen in uns. Freilich, jeder noch so klare Gedanke, jedes noch so reine Gefühl ist von irgend einem Standpunkt aus anfechtbar; aber der Hochsinn und die Gemütstiefe,

woraus sie entspringen und weiterwirken, ist unter allen Umständen unüberwindlich. Die Ehrfurcht vor wahrhafter Seelengröße ist unabhängig vom Kampf der Meinungen; sie erzeugt zuguterletzt auch im Gegner ein unwillkürliches Mitgefühl. Ich hoffe, auf dieses seelische Ziel hin wird auch die Rede weiterwirken, die ich am 5. Januar 1919 in der Berliner Freien Volksbühne zur Revolutionsfeier gehalten habe:

Werte Festgenossen! Wir wollen den Geist der Empörung feiern. Wir müssen uns fragen, ob wir das dürfen. Nicht nur mit welcher Machtbefugnis, die können wir uns ja leicht zusprechen; sondern mit welchem Gewissensrecht. Denn jede Feier soll etwas heiligen; aber die Heiligung wird zum Frevel, wenn sie einer Macht dient, die Unheil stiftet.

Zwei gestaltende Grundgewalten beherrschen die menschliche Gesellschaft, immerfort mit einander ringend, bald die eine bald die andre in Oberhand; sie heißen Freiheit und Ordnung. Keine ist die bessere von Natur, beide sind ebenso schlimm wie gut; jede kann heilsam sein, jede unheilvoll werden. Manchmal halten sie sich das Gleichgewicht, wie Atem schöpfend in dem ewigen Ringkampf; dann geht ein Friedenshauch durch die Menschheit, eine Zuversicht auf Erlösung, als komme endlich das Reich Gottes herbei. Aber immer wieder drängt eine der Kräfte heimtückisch zum Übergewicht, bald der Freiheitstrieb, bald der Ordnungswille, unbekümmert was aus der Menschenwelt würde, wenn die andre Kraft einmal ganz unterläge; und dennoch unterliegen sie niemals. Denn über beiden wacht eine dritte Kraft, die sie immer wieder zum Aufbegehr treibt, immer wieder das Gleichgewicht herstellen will; diese Kraft ist der Geist der Empörung.

Wenn die Ordnung so übermächtig wird, daß sie in Zwangsherrschaft zu entarten droht, dann empört sich der Geist und schreit: hoch die Freiheit! Und wenn sich die Freiheit so überspannt, daß sie zu Willkürherrschaft verwildern will, dann

ruft der empörte Geist: hoch die Ordnung! Denn nicht daß es drunter und drüber geht, ist das Wesen und der Sinn der Empörung, sondern daß es e m p o r gehen soll. Der Glaube an ein drittes Reich, in das der menschliche Geist hinaufwachsen will, das ist das gemeinsame Mysterium aller Arten von Revolution, gleichviel ob sie mit religiösen, sozialen, politischen, intellektuellen, moralischen oder ästhetischen Wirkungsmitteln zum Ziel streben.

Niemals schläft der Empörungswille; auf allen menschlichen Schaffensgebieten ist er immerfort heimlich am Werk, selbst im traumhaftesten Gedicht, selbst in dem nebelhaften Aufruhr des geschlechtlichen Zeugungsrausches. Er ist der schöpferische Erlösungsquell, wo aus der Menschennatur die Gottnatur auftaucht, wo durch unsere Seele die Weltseele strömt.

Überall in der Welt, wo sich Neues gestaltet, spüren wir diesen Willen walten. Wenn der Keim die Hülle des Samenkorns sprengt, die alte Ordnung der Zellen umwälzt, um neue Zellen aufzubauen: es ist Empörung. Wenn die Raupe sich als Puppe einkerkert und ihre alte Freiheit verdrängt, um zu dem Schmetterling zu werden, der dann die Puppe zerbricht und seine Flügel zu einer neuen Freiheit entfaltet: es ist beides Empörung. Wenn die Hirsche ihr Geweih abwerfen, die alternde Waffe ihrer Kämpfe um die freie Liebesbrunst, und dann ein verjüngtes Geweih aufsetzen mit einer stärkeren Zahl und Ordnung der Sprossen: auch das ist Empörung. Wenn eine Affenbande ihrem alternden Führer, der sie machen ließ, was sie wollte, mit Maulschellen den Gehorsam kündigt und sich alsbald einem jüngeren fügt, der sie mit Bissen und Rippenstößen gehörig in Zug zu bringen versteht: es ist Empörung über Empörung, es ist das Urbild sozialer Revolution.

Aber was in der Tier- und Pflanzenwelt, ja auch bereits in den Umwälzungen der Kristallsysteme und Gasmoleküle, als dumpfer Trieb zur Entwicklung lebt, in der Menschenwelt wird es klarer Wille zum Umsturz; deshalb sprechen wir vom

G e i s t der Empörung. Alle seelischen Triebkräfte rührt er auf, die selbstlosen wie die selbstsüchtigen: Liebe wie Haß, Vertrauen wie Mißgunst, Erbarmen wie Ingrimm, Opfermut wie Rachgier, Hingebungslust wie Gewinnsucht, alle Regungen höchster Gemeinsamkeit und auch der niedrigsten Gemeinheit. Aber wehe, wenn er die bösen Triebe nicht in den Dienst der guten einspannen wollte; sie würden ihn selbst überwältigen.

Darum will er niemals die Freiheit schlechthin, sondern immer bestimmte Freiheiten, die eine neue Ordnung heraufführen sollen. Darum opfert er mit der alten Ordnung stets auch alte Freiheiten hin, die der neuen Ordnung gefährlich sein würden. Darum wehrt er sich in der neuen Freiheit beständig gegen die Willkürherrschaft, weil sie sich jeden Augenblick wieder in Zwangsherrschaft verwandeln könnte. Er entfesselt die wilden Gewalten, damit sie einander bändigen lernen in immer neuem Veredlungskampf.

Diese sittliche Züchtungskraft, die dem revolutionären Geist innewohnt, die ist es, warum wir ihn feiern dürfen, warum wir ihn heilig sprechen müssen. Wir müssen! er nötigt uns dazu! Denn solche Heiligung legt einen Bann auf alle die unheilstiftenden Mächte, die sich in seinem Wirkungskreis regen; sie gehört zu den vielen Zaubersprüchen, die sich die Menschheit seit Urzeiten her zum Schutz gegen die dämonische Tücke ihrer eignen Natur ersonnen hat.

Im Alltagsleben achten wir selten darauf, wie sich unsre ganze Geselligkeit unter solchen Zauberformeln vollzieht, vom einfachsten Gruß an, mit dem wir einander guten Tag oder gute Nacht wünschen, bis zu den umständlichen Glückwunschreden, die wir z. B. einem Hochzeitspaar widmen, von den gewöhnlichen Anstandsregeln, Spielregeln oder Amtsmaßregeln bis zur absonderlichsten Zeremonie, vom kürzesten Kommandowort bis zur langwierigsten Verklausulierung irgend eines Rechtsvertrages — es sind im Grunde lauter Beschwörungsgebete, mit denen wir die zuchtlose Bestie, die in jeder Menschenseele haust, aus gemeinsamer Notwehr zu zäh-

men versuchen; wir haben nur durch die Alltagsgewohnheit ihren ursprünglichen Sinn vergessen.

Aber an einem Festtag wie heute, an dem wir uns versammelt haben um der ungeheuersten Erschütterung willen, die ein Volk zu erleben vermag, da wollen wir uns daran erinnern, daß es aus gemeinsamer Not geschieht, daß uns nicht frevelhafter Leichtsinn zusammenführt, sondern die schwere Verantwortung, die wir allesamt vor einander für die menschliche Zukunft tragen.

Das ist der Segen in jeder Feier: sie bestärkt uns in dem heiligen Willen, unsre ganze Geistesverfassung über den Druck der Gegenwart zu erheben. Und, liebe Festgenossen, grade dem Geist der Empörung ist dieser Wille vor allem eigen. Mag er in jedem einzelnen Menschen immerfort im Geheimen wirken, ein ganzes Volk entschließt sich nur unter dem schwersten seelischen Druck, nur aus tiefster Niedergeschlagenheit, die offene Fahne des Aufruhrs zu schwingen. Die Stimme des Gewissens schreckt uns alle solange vom Äußersten zurück, bis die innere Not unerträglich geworden ist.

Gar wir folgsamen Deutschen, uns mußte die Not erst wirklich über den Kopf wachsen, ehe wir uns in der ungünstigsten Stunde, die wir hätten wählen können, zur gewaltsamen Selbsthilfe aufrafften; denn wir sind — und nicht blos das Ausland hat uns oft deswegen verspottet, sondern leider auch wir selber — das gewissenhafteste unter den Völkern. Wir wollen uns trotzdem zubilligen, daß dies eine menschliche Tugend ist! Und dieser Tugend, mag sie uns auch zur Diplomatie untauglich machen, wollen wir trotzdem treu bleiben — oder vielmehr wieder treu werden, denn wir waren ihr untreu geworden.

Wir müssen uns heute eingestehen, daß wir uns von den Hütern der alten Ordnung zu einem Kampf um die Weltmacht verführen ließen, dem unsre *sittliche* Kraft nicht gewachsen war, so sehr wir uns das einbildeten. Wir waren nicht etwa schlechter als andere Völker, aber wir hatten nichts Besseres ausgebildet, das unsern Sieg notwendig ge-

macht hätte, um die ganze Menschheit damit zu fördern. Darum verdienen wir's, daß uns die Welt so unmenschlich gedemütigt hat. Darum ging unsre veraltete Ordnung so rasch und widerstandslos in Stücke, als sich endlich unser Gewissen empörte. Darum müssen wir jetzt unser bißchen Freiheit mit sorgsamster Kunst dazu verwenden, eine neue Ordnung aufzubauen, die vor unserm Gewissen bestehen kann.

Die Welt wird uns ausbündigst antreiben, diesen fürsorglichen Geist der Empörung recht lange in uns rege zu halten; denn Jahre, vielleicht Jahrzehnte lang wird sich Deutschland, und ebenso Rußland, ruhig gefallen lassen müssen, daß die ausländischen Machthaber es wirtschaftlich in die alte Ordnung zurückpressen wollen. Mit keinen äußeren Machtmitteln werden wir das verhindern können, nachdem wir so erbärmlich gewesen sind, vorschnell die Waffen auszuliefern; nur die innerlichste Selbstzucht vermag eine Gesinnung großzuziehen, die uns vor neuer Versklavung rettet. Wie die Raupe werden wir uns in eine Geduldsmaske zwängen müssen, die allmählich die gefräßigen Triebe unsrer Herrschsucht und Habsucht bändigen wird, bis die Flügel unsrer edleren Kräfte eines Tages so stark geworden sind, daß wir die Maske abwerfen können.

Dann wird der deutsche Geist mächtig genug sein, auch ohne Waffengewalt die Welt zu erobern. Dann wird der Geist unserer Revolution auch alle die Lohnsklaven revolutionieren, die jetzt noch unsre Feinde sind, weil wir ihnen noch keinen vollen Beweis unsers Willens zur Menschheit erbracht haben. Erst wenn der uns selbst so zur zweiten Natur, so zu Fleisch und Blut geworden ist, daß wir in unserem eigenen Volksbund einträchtig bei einander wohnen, erst dann sind wir reif, auch mit anderen Völkern den brüderlichen Bund zu schließen, der gleichermaßen dem Geist der Freiheit wie dem Geist der Ordnung dient.

Dieser Völkerbund hat nichts zu tun mit den Machenschaften der Diplomaten; jedes reif gewordene Volk wird ihm einst aus Naturtrieb angehören. Er eben ist das dritte

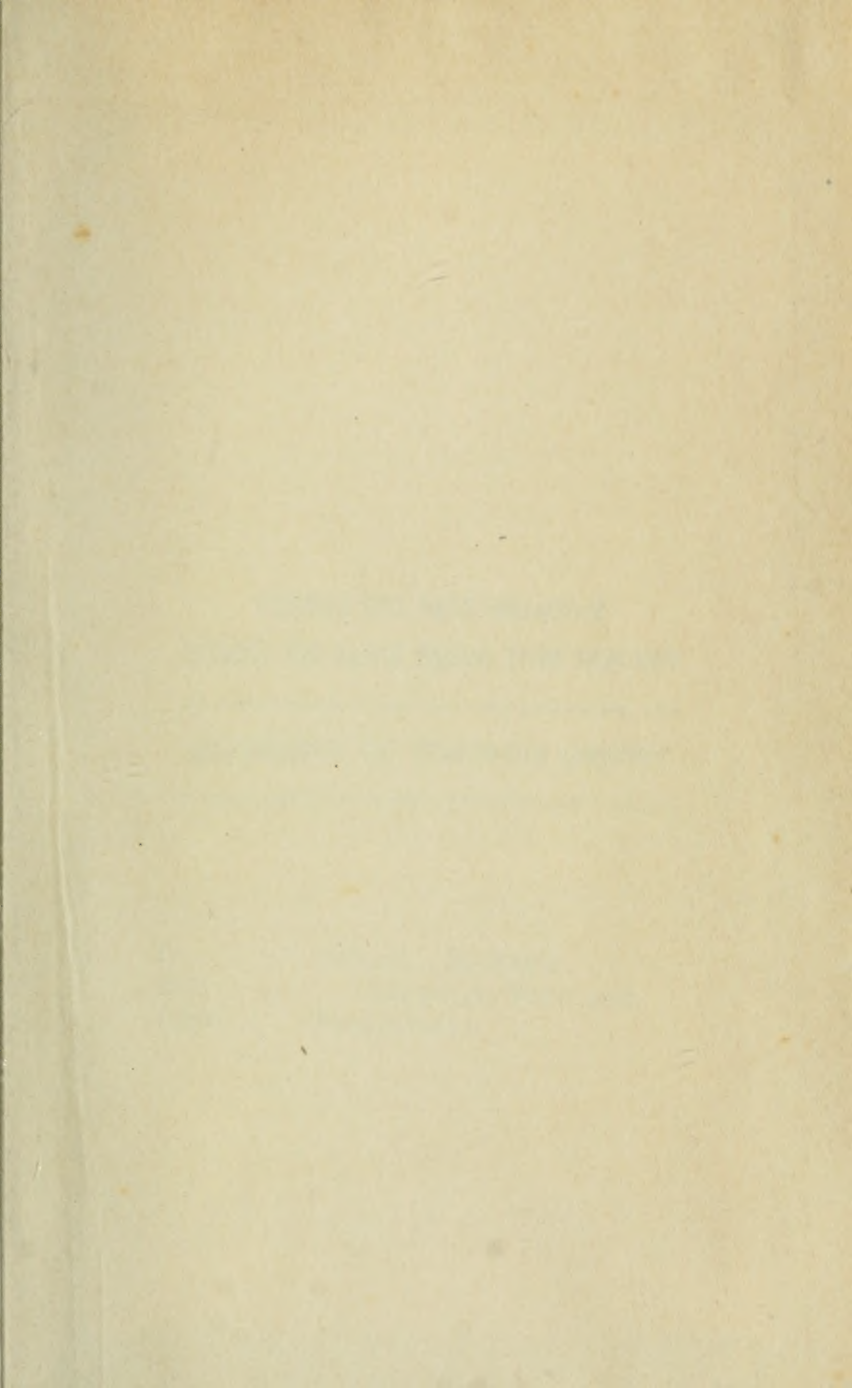
Reich, in das der ewige Geist der Empörung unsere Zeit emporführen will, der Menschheit zu Ehren, von Gottheits Gnaden. Den Glauben daran, die Hoffnung darauf, die Liebe dazu, die feiern wir heute.

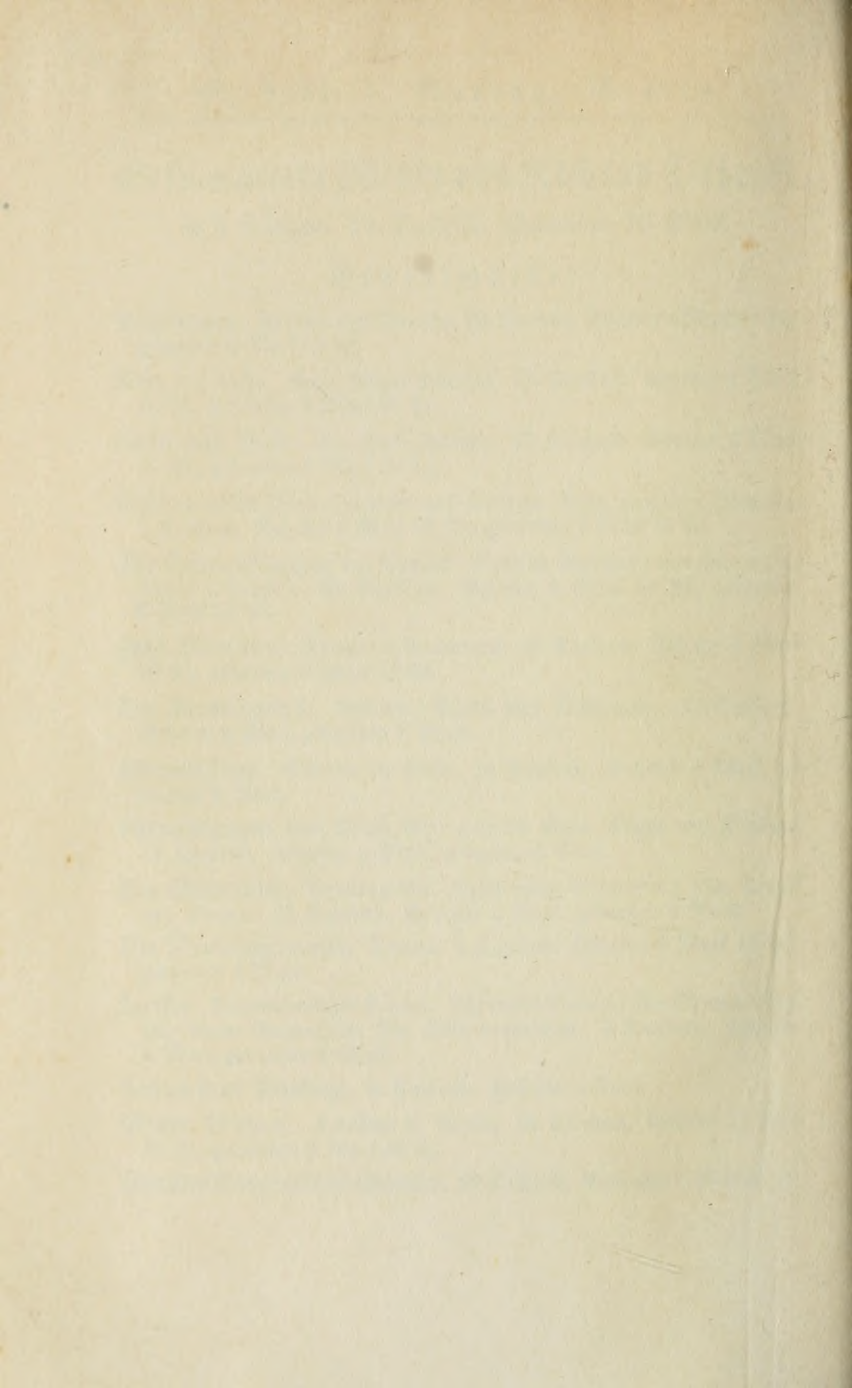
Deutschland, Deutschland, du mein Vaterland,
immer trieb der Geist dich in die Ferne.
Märchenwelten liebst du, morgenländische Sterne;
aus der fremden Wüste übers Meer
holtest du dir deine Himmelreiche,
Deutschland, du mein Vaterland,
deinen Gott und deinen Heiland her.

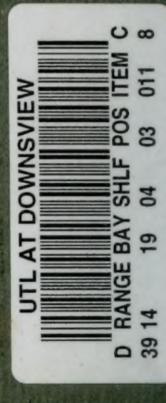
Deutschland, du mein herrliches Vaterland,
rings die Erde haßt dein Liebeswerben.
Wärst du nicht so herrlich, wär es dein Verderben;
unerschrocken wie das Jesuskind
staunst du unter deinen Weihnachtsbäumen,
Deutschland, du mein Vaterland,
was für Teufel noch die Menschen sind.

Deutschland, du mein heiliges Vaterland,
endlich lerntest du dich selbst entdecken.
O, nun kann dein Geist sich immer mächtiger recken;
bleib dir treu! dich treibt die Gotteskraft,
die aus all den fremden Völkerhimmeln,
Deutschland, du mein Vaterland,
einst das Paradies der Menschheit schafft.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 19 04 03 011 8